Nordische Rundschau.

Eine Monatsschrift,

herausgegeben von

Erwin Bauer.

Zweiter Jahrgang.

Band III.

Januar — Juni 1885.



Reval.
Verlag von Lindfors' Erben.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt.

Inhalts-Verzeichniß

zum

dritten Bande (Januar—Juni 1885).

	Seite
Aus dem Geleise. Novelle von Guſtav Pipirs in Riga 1 113	225
Johann Reinhold von Patkul. Ein Vortrag. Von Conſtantin Mettig in Riga	34
Aus ruſſiſchen Dichtern V. (Sſaſcha. Dichtung von N. A. Nekraſſow, überſetzt von Sophie Behr in Moskau)	55
Kleine Mittheilungen Von F. Amelung in Reval	104 314
Der Selbſtmord in Livland (1870—1883). Von N. Carlberg in Riga.....	145
Selbſterlebtes und Nacherzähltes aus der Entwickelungsgeſchichte Ehſtlands und der Ehſten. III. Von W. F. Eichhorn in Baltiſchport.....	164 246
Aus alter Zeit. Zwei Balladen von Chr. Mickwitz in Reval.....	179
Das Schamanenthum bei den Mongolen. Von Heinrich von Paucker in Reval	182
Geographiſche Rundſchau. I. und II.	213 545
Zur Lage der Fabrik- und Hausinduſtrie in Rußland. Von Prof. Dr. Wilh. Stieda in Roſtock	265
Helvia. Dramatiſches Gedicht von Wl. Okonſki (Al. Swietochowſki). Aus dem Polniſchen überſetzt von Dr. Raphael Löwenfeld in Breslau....	284
Polikuſchka. Novelle von Graf Leo Tolſtoi. Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen von W. Stein in St. Petersburg.....	337
Joh. Elias Schlegel und ſeine Bedeutung für das deutſche Luſtſpiel. Literarhiſtoriſche Skizze von Guſtav Pipirs in Riga	391
Kinderlieder. Von Mia Holm in Riga	407
Die Legende von Iwan Sſuſſanin. Von Erwin Bauer in Reval.....	410
Die blaue Quelle. Ein ehſtniſches Märchen. Nacherzählt von T. R..... ...	440
Notiz.....	445
Ein Jugendleben. Roman aus Livland. Von Norman Kavanagh in Riga	449 561
Erinnerungen an Bernhard Freiherrn von Uexküll. Von W. F. Eichhorn in Baltiſchport.....	494
Aus ruſſiſchen Dichtern VI. (Gedichte von Alex. Puſchkin. Ueberſetzt von Dr. Otto Harnack in Riga).....	506
Wie es auf dem Lande ausſieht Correſpondenz aus Weißrußland von F. O. v. N...	513
Einiges aus den bibliſchen Sagen im Kaukaſus. Von Oberlehrer A. Krauſe in Tiflis	622
Seeſtücke (Mittelmeer-Reminiſcenzen). Dichtungen von J. Norden in St. Petersburg	632

Seite

Moskauer Plauderei. Von V. d. L. 638

Aus der Hauptstadt. St. Petersburger Correspondenz von J. Norden 69 191 299 425 531 651

Vom Büchertisch. Literarische Besprechungen von Prof. Wilh. Stieda in Rostock, L. Marholm in Riga, Dr. Georg Böhling in Schastowo (Gouv. Nowgorod), Dr. K. Sallmann, Fr. Amelung und Erwin Bauer in Reval 84 205 330 442 550 663

Bibliographischer Anzeiger 106 220 333 446 556 666

Schach 111 222 335 447 559 671

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Aus dem Geleiſe.

Novelle von **Guſtav Pipirs** in Riga.

1. Capitel.

Ein Idyll.

Am Ende der langen, ſchmalen Königsſtraße erhebt ſich, in nächſter Nähe der ſumpfigen Königsberger Feſtungswälle, ein kleines, einſtöckiges Häuschen, das mit ſeinem ſimpeln Holzbau noch weit vor die gute, alte Zeit fällt, in welcher der unklare Schwärmer Rupp ſich gemüßigt ſah, eine „freie Gemeinde“ zu ſtiften, und der Jude Jacoby mit ſeinen „vier Fragen“ das etwas dicke Spießbürgerblut Oſtpreußens leidenſchaftlicher ſchlagen machte. Ein ſo unſcheinbares Gewand das Häuschen auch trug, es übte mit ſeinen Wänden von blendend weißem Kalk, von dem ſich die grün geſtrichenen Fenſterladen um ſo oſtenſibler abhoben, einen gar eigenen Reiz auf den Vorübergehenden, zur Sommerzeit vollends, wenn zwiſchen den Roſen und Nelken, die in rührender Eintracht auf dem ſchmalen Fenſterbrett blühten, ein friſches Mädchenantlitz hervorlugte und die kleinen Fenſter weit offen ſtanden, um dem lieben Sonnenlicht den Einzug nicht zu verſperren in die niederen, ſauberen Stübchen, in welche es durch die vor Alter ein wenig erblindeten Scheiben nur mit Mühe gedrungen wäre.

Unmittelbar von der Hausthür führte eine ſchmale Stiege nach dem einzigen Oberſtübchen des Gebäudes. Man konnte ſie wirklich ganz ruhig hinaufklettern, ohne Furcht, den Hals zu brechen, denn wenn die Hausthür weit offen ſtand und es ein beſonders heller Tag war, ſo vermochte ein ſcharfes Auge ſogar die Aufſchrift der an die Zimmerthür genagelten Viſitenkarte zu entziffern: „Ernſt Schubert, stud. hist.“. Das Zimmerchen war nicht groß, 10 Fuß lang, 8 Fuß breit und etwa eben ſo viel hoch. Das Mobiliar war dementſprechend höchſt einfach: an der Wand ein eiſernes Bettgeſtell, darüber ein Bücherbrett, mit Schriften meiſt hiſtoriſchen Inhaltes vollgepropft, an dem einzigen Fenſter ein kleiner wackeliger Tiſch mit der Lampe darauf und um ihn drei in maleriſcher Unordnung gruppirte Stühle. Aber es war doch gemüthlich dort! Nicht allein,

daß von der hellgrau tapezierten Wand ein kleiner Stahlstich: „Grethchen am Spinnrade“ herniederschaute und gerade unter ihm eine Holzkiste sich breit machte, aus der eben ein Rockzipfel hervorguckte, ein untrügliches Indicium, daß der Inhaber des Raumes außer dem Rock, den er augenblicklich anhatte und der schon am Ellenbogen etwas durchgestoßen war, noch einen anderen besaß — nein, vom Fenster aus ging der Blick in ein kleines Gärtchen auf dem Hofe. Mochte es auch nur aus zwei Blumenbeeten bestehen und drei Lindenbäumen, deren einer die kleine hölzerne Bank und den Tisch davor beschattete, es war doch immer ein Gärtchen, und die Lerche darin sang eben so lieb und süß, als ob sie in einer wildromantischen Parkanlage zwitscherte.

Aehnliche Empfindungen bewegten wohl das Herz des Studiosus Schubert, denn er blickte schon eine ganze Weile mit verschränkten Armen hinab. Allzu höflich war dies nun freilich nicht, denn im Zimmer saß noch ein anderer junger Herr, der mit feierlich-komischer Miene einige Staubpünktchen von seinem eleganten schwarzen Rock pustete.

„Hör', Ernst,“ rief dieser endlich aufspringend dem schweigsamen Commilitonen zu, „kehre Dich gefälligst einmal um und wische den Staub von Deinem Tische; man macht sich ja die Kleider zu Schanden, wenn man einmal den Arm darauf stützt.“

„Das ist wieder eine Deiner Uebertreibungen,“ meinte der Angeredete, kam aber doch näher und fuhr, ehe es der Freund verhindern konnte, mit dem Zipfel seines Rockes emsig auf der Tischplatte herum, wobei er natürlich die kleine Tintenflasche umwarf, in der aber zum Glück nur noch einige Tropfen der schwarzen Flüssigkeit waren. „Nimm's mir nicht übel, Doctor, Du legst mir schon zu viel Gewicht auf die Ausstaffirung Deines äußeren Menschen.“

Der Getadelte zuckte die Achseln. „Wenn man als junger Arzt in einem noch nicht bezahlten Rocke einherstolziert und in Glanzstiefeln, deren Absätze bereits bedenklich windschief sind, obwohl mir der Schusterjunge doch erst dreimal die Rechnung präsentirt hat, wenn es trotz alledem heißt: elegant, nur ja elegant auftreten, — dann lernt man schonen. Weißt Du übrigens, gestern, wo ich mein zweimonatliches Jubiläum als frei practisirender Arzt feierte, hatte ich auch meinen ersten Kranken.“

„Und der war?“ fragte Schubert gespannt.

„Ein alter Bettler, den der im schärfsten Trab um die Ecke biegende Landauer unseres Börsenmatadors Silberstein niederriß. Der Herr Baron jagte natürlich weiter, und der Alte hatte sein Loch im Kopfe, das ich mit vieler Mühe zuflickte.“

„Das war brav!“

Der junge Doctor pfiff mißmuthig vor sich hin; „brav — ja brav!“ murmelte er endlich, „aber dabei verhungere ich. Ich annoncire in allen Zeitungen: Dr. Erdmann, praktischer Arzt und Geburtshelfer, ich laufe mir die Füße wund in Visiten bei meinen viel beschäftigten Herren Collegen, und Niemand

empfiehlt mich, kein Mensch kümmert sich um mich. Doch nein — nicht klagen!" und aus den blauen, entschlossenen Augen blitzte ein Strahl unverwüstlichen, kecken Jugendmuthes, der sich den jugendlichen und trotzdem markant geschnittenen Zügen des ganzen Gesichtes mitzutheilen schien. „Auch mein Weizen wird einmal blühen. In Ermangelung anderweitiger Patienten will ich Dich einstweilen in die Cur nehmen. Wirklich, lieber Ernst, Du darfst Dich nicht so übermäßig anstrengen, Du gehst mir dabei zu Grunde," — und die Stimme des jungen Mannes hatte einen weichen, fast zärtlichen Klang, wie er den ängstlich prüfenden Blick auf die allerdings stark eingefallenen Wangen des Freundes richtete, daß man ihn lieb gewinnen mußte.

„Aber Hugo, Du weißt nicht, wie schwer das Oberlehrer-Examen in Geschichte und Geographie ist . . . in acht Wochen gehe ich vor, und mein Hauptexaminator ist mir spinnfeind."

„Ach, Dummheiten! Du brauchst die Details über die Aspasia und die sittsame Messalina gar nicht so genau zu wissen, und unsere preußischen Professore sind Ehrenmänner, die gediegenes Wissen aus persönlicher Antipathie nicht geringer taxiren werden. Darum noch einmal: Arbeite — aber mit Maß! Morgen komme ich wieder und hole Dich zu einem Spaziergang zum Thor hinaus ab, auf dem Du dazu noch naturwissenschaftliche Kenntnisse einsammeln kannst, wozu anzuleiten unsere hochgerühmten Gymnasien nicht der Mühe für werth achten. Nein, nein, Widerrede wird nicht geduldet," und damit schloß er mit seiner kleinen wohlgepflegten Hand den Mund des Commilitonen und sprang mit einem lustigen: „Auf morgen also!" die Treppe hinunter.

Bald lagen eine Menge Collegienhefte auf dem Tisch ausgebreitet, und der hoffnungsvolle Oberlehrer-Aspirant beugte sich über sie, den Kopf fast ganz auf die Tischplatte gesenkt, wie in hochgradigster Kurzsichtigkeit. Zuweilen kritzelte er mit dem Bleistift ein paar Notizen auf ein Blatt Papier oder hob den Kopf ein wenig in die Höhe. Die gesenkten Augenlider, die hufeisenförmige Falte auf der Stirn verriethen ein angestrengtes Grübeln; vielleicht, daß der junge Gelehrte dahinter kommen wollte, ob uns Cicero nicht am Ende mit seinem Bericht von der Catilinarischen Verschwörung die schönsten Lügen auftischt. Doch mit dem Arbeiten schien es heute gar nicht so wie sonst vorwärts zu gehen. Ein quälender, trockener Husten, der von Zeit zu Zeit den ganzen Körper erschütterte, hatte sich vorgenommen, des Freundes Mahnung: „schone Dich!" recht angelegentlich in Erinnerung zu bringen. Ein Schatten flog über das bleiche, feine Gesicht, das, von dunkelem Haar eingerahmt, noch gespenstischer aussah; das tiefliegende, schwarze Auge loderte in hellem Zorn. „Wenn ich nur wüßte, warum ich mich so anstrenge? Vielleicht, daß ich einmal nach Jahren am Nachmittag eine Tasse Kaffee trinken und eine Butterstolle dazu essen kann, wenn nämlich ich dann noch das Glück habe unter den Lebenden zu weilen!" Ein bitteres Auflachen folgte diesen in schneidendem Hohn gesprochenen Worten, und das: „aber ich will auch heute schon mein Kaffeemahl halten!" nahm sich nicht minder gut aus, in An-

betracht, daß der junge Mann sich mit feierlichster Vornehmheit aus irdenem Kruge ein Glas Wasser einschenkte und aus der Universalkiste nach längerem Suchen glücklich eine vertrocknete Schwarzbrodrinde hervorzauberte. Ja, man muß jung und man muß deutscher Student sein, um unter solcher Misère des Lebens noch ein Jünger der idealen, brodlosen Wissenschaft zu bleiben, ihr zu dienen und in ihr Befriedigung zu finden! Allmählich glätteten sich auch Schubert's finstere, gespannte Züge, die schlanke Gestalt schnellte energisch in die Höhe, und mit einem tiefen: das hat erquickt! nahm er Ranke's Reformationsgeschichte vom Bücherbrett und schritt die Stiege hinunter nach dem Garten.

Ein junges Mädchen, das ungefähr 17 Jahre zählen mochte, war eifrig beschäftigt, die trockenen Blumen zu begießen. Das runde, frische Gesichtchen, von einem Gewirr blonder Locken eingerahmt, schaute, ohne sich durch den garstigen Strohhut oder gar den neumodischen Schleier vor dem „Verbrennen" schützen zu wollen, offen in die schöne Gotteswelt. Den kleinen, braunen, von keinem Lederhandschuh geschützten Händchen, die so zierlich die Gießkanne zu regieren verstanden, merkte man es an, daß sie in der Wirthschaft tüchtig mithalfen. Wie jetzt das junge, holde Geschöpf einen Augenblick in seiner Arbeit innehielt und die Hand glättend über das dünne, einfache Kattunkleidchen strich, das sich eng um die noch nicht völlig entwickelten Glieder schmiegte, hätte sich selbst ein Albrecht Dürer kein besseres Motiv für seinen Pinsel wünschen mögen. Auch Schubert blieb einen Augenblick stehen, von dem anmuthigen Bilde überrascht und gefesselt. „Guten Tag, Fräulein Anna!" rief er endlich, indem er an ihr vorüber der Bank unter der Linde zuschritt. „Guten Tag, Herr Schubert!" dankte die frische, reine Stimme des jungen Mädchens, das jetzt Miene machte, den Garten zu verlassen. Der Student, welcher sich auf seinem Platze noch nicht häuslich eingerichtet hatte, bemerkte dies. Er erhob sich rasch, ein wenig verlegen, wie es schien. „Wenn ich Sie durch mein Erscheinen forttreibe, Fräulein Anna, so habe ich heute zum ersten und letzten Mal von der freundlichen Erlaubniß Ihres Vaters Gebrauch gemacht, bei dem schönen Sommerwetter im Garten zu arbeiten — doch ich hätte es mir ja denken können; Verzeihung, daß ich Egoist genug war, der Verführung, unter dem Lindenrauschen Geschichte zu studiren, nicht energisch zu widerstehen." Mit einer leichten Verbeugung näherte er sich dem Ausgang. Ein bittender Blick Anna's hemmte seinen Fuß. In ihrer Aufregung hatte sie die Hände über der Brust gefaltet und stand nun, das Köpfchen demüthig gesenkt, vor dem hohen, staatlichen Manne. „Ich . . . ich werde gewiß nicht fortgehen . . . ich wollte auch nur . . . ich glaubte, ich würde stören."

Ein flüchtiges Lächeln umspielte die Lippen Schubert's, den diese holdselige Verlegenheit zugleich belustigte und rührte. „Wir bleiben also Beide!" entschied er und kehrte rasch zu seiner Bank zurück. Anna nahm ihre unterbrochene Beschäftigung wieder auf mit erneutem Eifer, wie es schien; nur zuweilen flog ein scheuer Blick zu dem Studenten. „Wie bleich und elend er aussieht," flüsterten die

kleinen Lippen, „am Ende wird er noch gar krank — o, das wäre furchtbar!“ Mit ängſtlichem Ausdruck haftete ihr Auge immer länger auf ihm, der ſo ganz in ſeine Lectüre vertieft daſaß. Bislang hatte ſie ja nur einen verſtohlenen Blick auf ihn werfen können, wenn er müden Schrittes aus dem Colleg heimkehrte oder jeden Erſten des Monats mit regelmäßiger Pünktlichkeit unten in die Wohnſtube trat und dem Vater die geringe Miethe mit kurzem Gruß einhändigte. Längſt ſchon war ſie mit dem Begießen ihrer Pfleglinge fertig geworden, aber noch immer machte ſie ſich mit ihnen zu ſchaffen, aus Furcht, daß Schubert ihr Fortgehen falſch deuten könnte. „Dann kommt er gewiß niemals wieder in den Garten,“ dachte ſie, „und die friſche Luft thut ihm doch ſo gut.“ Sie entſchied ſich erſt zum Gehen, als der Schein des hellen Abendfeuers durch das Küchenfenſter flackerte. „Ich muß jetzt der Mutter helfen,“ ſagte ſie halblaut, aber wenn ſie damit beabſichtigt hatte, daß Schubert von ihrem Fortgehen Notiz nehmen ſollte, ſo war ihre Abſicht vereitelt; für dieſen exiſtirte augenblicklich Nichts auf der Welt als die grundgelehrte und rieſig kalte Reformationsgeſchichte des Altmeiſters. Die Dämmerung und das ſchmerzende Auge gebot endlich dem Studium Einhalt, aber Schubert blieb noch ſitzen, den Kopf an den Baumſtamm gelehnt. Er wußte ſelbſt nicht genau, woran er dachte. In ſeinen Viſionen von einem gefeierten Privatdocenten der Geſchichte, der blitzenden Auges vom Katheder herab ſeine von Ranke abweichenden Anſichten auseinanderſetzte, miſchte ſich das wonnige Gefühl des balſamiſchen Frühlingstages, und wie ihn das Knospen und Duften der Blumen umſchmeichelte, ſpielte auch in ſein Denken die leichte, zierliche Mädchengeſtalt hinein, die heute für ihre Schweſtern ſo zärtliche Sorgfalt getragen. Endlich erhob auch er ſich; noch eine raſche, ungeduldige Handbewegung über die fiebernde Stirn hin, und er ſchritt ruhig wie immer der Thüre zu.

„Ah!“ rief ihm, von manchem Huſtenanfall unterbrochen, eine freundliche Stimme entgegen: „wie freue ich mich, Herr Schubert, daß Sie endlich einmal von meinem Anerbieten Gebrauch gemacht und im Gärtchen gearbeitet haben!“

„Sie waren aus, Herr Werner?“ fragte der Student erſtaunt zurück, auf Mütze und Stock deutend, die der kleine, ältliche Herr in der einen Hand hielt, während er mit der anderen nach dem bunten Taſchentuch ſuchte, um die ſchweißbedeckte Stirn zu trocknen.

„Ja,“ nickte dieſer, „es trieb mich heute mit aller Macht in die Weite .. im Grab iſt's ja ſo eng.“ Ein erneuter Huſtenanfall, der dieſen Worten folgte, bewog Schubert noch einen Augenblick ſtehen zu bleiben.

„Sie ſind ſchon lange ſo krank!“ ſagte er endlich, blos um Etwas zu ſagen, denn ſeit den drei Jahren, die er hier wohnte, hatte er den alten Herrn ſo huſten gehört, wenn er ihm die Miethe übermittelte.

„Seit fünf Jahren quäle ich mich ſo hin,“ lautete die ergebene Antwort .. „aber möchten Sie nicht auf einen Augenblick zu uns hineinkommen? Es wäre

mir gerade heute so angenehm, mit einem Gelehrten über manche Frage sprechen zu können, die durch meinen ungebildeten Kopf geht." Diese Bitte wurde mit so rührender Bescheidenheit an den jungen Mann gerichtet, daß dieser sofort in das kühle, freundliche Wohnzimmer mit eintrat, das er diesen Abend zum ersten Mal zu längerem Verweilen aufsuchte, so lange er auch schon das bescheidene Oberstübchen bewohnte; er liebte es nicht, mit seinen Wirthsleuten in vertraulichem Verkehr zu stehen. Aber wie er nun darin war, heimelte ihn doch Alles an: das schwerfällige, plumpe Sopha mit Zitz überzogen, der mächtige Wäscheschrank in der Ecke, ja sogar die vier Wanduhren des Zimmers, von denen aber nur eine in langsamem Pendelschlage auf- und abwiegte. . .

„Ich wollte Sie schon lange fragen, Herr Werner, welche Bewandtniß es mit den hier aufgespeicherten Uhren hat, darf ich?"

Der Alte schaute mit liebevollem Ausdruck zu seinen Uhren hinüber. „Bevor mich mein Brustleiden zwang, dem lieben Herrgott die Tage abzustehlen, war ich Uhrmacher. Als ich nicht weiter arbeiten konnte und mein Geschäft auflösen mußte, blieben diese hier unverkauft, und ich nahm sie mit mir in das kleine Häuschen, das ich damals um ein Billiges erstand. Wenn ich nun auf sie hinschaue, lebe ich noch einmal die Jahre durch, in denen ich noch gesund und thätig war."

„Nicht traurig sein, Alter!" unterbrach Frau Luise, welche in diesem Augenblick mit einem Stoß Teller zum Tischdecken eintrat, den Redestrom des Gatten. „Der Herr Studiosus? . . . welche Ehre für uns!" Da half kein Sträuben; die schlichte Bürgersfrau mit dem schlichten grauen Haar versperrte mit ihrem Leibe den Ausgang zur Stube, was sie trotz der gerade nicht besonders schmalen Thür dank ihrer Corpulenz ganz leidlich zu Stande brachte. So blieb denn Schubert zum Abendessen. Wenn auch in etwas ungewöhnlicher Zusammenstellung dem Gast zu Ehren auf die Milchsuppe ein Gläschen Bier folgte, es schadete doch der Gemüthlichkeit nicht im Geringsten. Anna entkorkte die Flasche mit so ungezwungener Grazie, füllte die Gläser mit so gewinnender Herzlichkeit, daß Schubert's Blick oft auf der anmuthigen Mädchengestalt haften blieb. Und wie er von seinem Studium sprach und dem wißbegierigen Bürgersmann die Bedeutung desselben erklärte, wie sie aus ihrem kleinen Bücherschatze einen Band Schiller hervorholen mußte, der gelehrte Student darin Schiller's Abhandlung aufschlug: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" . . . einen Abschnitt daraus vorlas und daran seine Erläuterungen knüpfte . . . da ging in ihrem Herzen eine neue Welt auf.

Als sie in ihrem Kämmerlein den blonden Lockenkopf auf das schneeige Linnen legte, faltete sie in tiefster Inbrunst die Hände, um Gott für den wunderschönen Tag zu danken. Halb im Schlaf schon murmelten die rosigen Lippen: „und laß ihn wiederkommen. Amen." Und ehe der Traumgott die lichten Schwingen spannte und weiter flog, küßte er die reine, unschuldige Stirn, und

berauſchende Gedanken von Glück und Liebe ſenkten ſich in das junge Herz, das über Nacht ein anderes wurde. Schubert kam wieder, wenn auch nur auf ein halbes Stündchen in der Dämmerung und ſaß mit dem Vater auf dem breiten Sopha. Während die Männer von Politik und dem Umſichgreifen der Socialdemokratie redeten, wiſchte ſie mit dem Staubtuch an den Möbeln herum, wenngleich ſelbſt ein gutes Mikroſkop kaum ein Stäubchen an ihnen entdeckt hätte. Aber die Mutter ſah den Müſſiggang nicht gerne, und zu einer Handarbeit war's ſchon zu dunkel. Bisweilen auch mußte ſie ſich an das alte Tafelclavier ſetzen, das der Vater vor acht Jahren von einem bankerotten Kaufmann erworben, und ihre einfachen Volkslieder vorſpielen. Anna beſaß keine ſonderliche Fertigkeit im Clavierſpiel, denn in einem einfachen Bürgerhauſe, wo der Vater Nichts mehr erwirbt und drei Perſonen von den ſchmalen Zinſen eines kleinen Capitals leben, müſſen Frau und Tochter ſich in Küche und Keller wacker tummeln und die Minute zur Arbeit ausnützen. . . . Aber es lag Seele in ihrem Anſchlag, und die ſchlichten Melodien verlangten weder vorgeſetzte b, noch blendende Triller. Einmal brachte ihr Schubert Goethe's Abendlied mit, von Zelter componirt.

„Soll ich es wirklich haben? . . nein, das iſt zu viel für mich" — und doch ſchmiegt ſich die kleine, arbeitſame Hand mit innigem Dank in Schubert's Rechte, und dieſem überkam es plötzlich, er wußte nicht wie, daß er ſich niederbeugte und ſie an ſeine Lippen zog.

„Herr Schubert, was thun Sie!"

Wie ein geſcheuchtes Reh flog das junge Mädchen in den Garten hinaus, und der Sonnenſchein lächelte etwas ſpöttiſch auf die kleine, braune Hand hernieder, die heute zum erſten Mal im Leben geküßt worden und die ſich darob ſo ängſtlich verſchämt in den Falten des Kleides zu bergen ſuchte. Er fand ſie doch, und das Herz fand er auch, wenngleich er am Abend nicht mehr dabei war, als es ſich zögernd und leiſe von den Taſten löſte: „Ueber allen Wipfeln iſt Ruh". Schubert aber war noch verlegener mitten im Zimmer ſtehen geblieben, als er es heute Morgen im Antiquariat von Rabe geweſen, wo er für Schömann's griechiſche Staatsalterthümer die wenigen Groſchen zum Liede erhandelte.

Je näher der Examinationstermin heranrückte, deſto unaufgelegter ward Schubert zum Arbeiten. Seine Nerven waren bereits bis auf's Aeußerſte heruntergebracht und verlangten gebieteriſch Erholung. Erdmann hatte es nicht mehr nöthig zur Ruhe zu mahnen, die verſtand ſich nunmehr von ſelbſt.

Der junge Arzt kletterte jetzt weit ſeltener die ſchmale Stiege zum Freunde hinauf. Er war wenige Tage nach jenem Beſuch bei Schubert Aſſiſtent im ſtädtiſchen Krankenhauſe der Barmherzigkeit geworden bei freier Station und 600 Thaler Gehalt jährlich, wofür die ſparſame Anſtaltsdirection ihn mit allen möglichen eigentlichen und uneigentlichen Pflichten belaſtete, ſo daß er wenig Zeit zu Ausgängen fand, dann aber fühlte er ſich auch von Schubert verletzt, gekränkt, geärgert. Als er die erſte Monatsrate ausgezahlt erhalten, hatte er eine Flaſche

Ungarwein und aus der Delicateßhandlung kalten Schweinebraten eingekauft und seine Schätze freudestrahlend vor dem Freunde auf den Tisch hingebreitet. Der aber war roth geworden bis in die Haarwurzeln hinauf und hatte eine hastig abwehrende Bewegung gemacht. Was half es ihm, daß Schubert sich endlich von seinem ernsten Blick bestimmt fühlte niederzusitzen und mit der schönsten hufeisenförmigen Falte auf der Stirn zu essen und zu trinken; die Freude war ihm doch verdorben, und beim Fortgehen drückte er den breiten Castor energisch auf's Haupt und murmelte in sich hinein: „hochmüthiger Narr". Erst nach mehreren Tagen stellte er sich wieder ein. Er fand den Freund im Gärtchen mit der ganzen Werner'schen Familie sitzen und plauderte zwanglos ein Weilchen mit. „So ist's recht," nickte er Schubert zu. „Und Sie, Frau Werner, bitte, achten ein wenig auf diesen eigensinnigen Menschen, daß er nicht wieder in sein wahnsinniges Studiren zurück verfällt. Oder besser noch, mein Fräulein," wandte er sich zu dem jungen Mädchen, das aus dem Zimmer mit einem Stuhl zurückkehrte, da der fremde Doctor auf der Bank nur noch höchst kümmerlich balancirte, „ich empfehle meinen lieben Patienten Ihrer Christenliebe."

Eine reizende Verwirrung bemächtigte sich bei dieser Anrede Anna's. „O, was vermöchte ich wohl über Herrn Schubert!" stotterte sie endlich mühsam hervor.

„Vielleicht viel, mein Fräulein," lächelte der Jünger Aesculaps fein — „doch ich muß fort. Auf Wiedersehen, meine Herrschaften!" Schon im Gehen, wandte er sich noch einmal um und lüftete grüßend den Hut. Vielleicht wollte er mit flüchtigem Blick die ganz vergessene Musterung mit dem Aussehen seines Patienten nachholen, vielleicht auch hemmte das fesselnde Bild seinen Schritt, wie das schöne Mädchen, noch immer verlegen, sich auf die Stuhllehne stützte und die Spitze des kleinen Fußes energisch in den Sand eingrub.

Es war eigentlich nicht merkwürdig, daß der sonst so unzugängliche Student sich in der Werner'schen Familie so bald heimisch fühlen gelernt. Der alte Uhrmacher verfügte zwar über keine regelrechte, höhere Schulbildung, aber er war im Leben weit herumgekommen, hatte fleißig aufgemerkt und viel für sich weiter gearbeitet, und seine Frau besaß einen Schatz der reichsten Erfahrungen, den ihr feinfühlendes Herz ganz zu verwerthen verstand, obwohl sie weder Goethe noch Schiller las, oder wußte, worin sich die Spencerstanze von der Siciliana unterscheidet. Sie umgab den jungen Mann mit wahrer Mutterſorge, ohne sich doch dem Herrn Studiosus, wie sie ihn immer höchst respectvoll nannte, irgendwie aufzudrängen. Ein einziger Blick aus den milden grauen Augen sagte ihm oft, was sie für gut hielt, und er beeilte sich es zu thun, gerade so wie Anna, deren seelenvolles Lächeln ihm zuweilen für seine Folgsamkeit dankte. Aber manchmal fügte sich auch die Matrone wieder ihrem „Herrn Studiosus". Sie selbst hielt zwar nichts Besonderes vom vielen Bücherlesen, für Mädchen namentlich, und doch duldete sie, daß Schubert ihrer Anna aus der Universitätsbibliothek Freytag's

„Soll und Haben“ und Ludwig Häuſſer's „Deutſche Geſchichte“ brachte und ihre Tochter mit wahrem Heißhunger von der geiſtigen Nahrung koſtete. Was hätte ſie wohl auch dagegen ſagen ſollen! Wenn Anna das Geſchichtswerk ausgeleſen hatte, dann bemächtigte ſich der alte Werner desſelben, und ſie mußte ſich doch auch freuen, wenn der kranke Mann liebkoſend die köſtlichen Blätter ſtreichelte und immer ungeduldiger nach der Uhr ſah, wenn es zum Abend ging, ob nicht bald ſein lieber Schubert kommen würde, den er über dieſes und jenes um genauere Auskunft bitten wollte.

„Herr Schubert, haben Sie früher nie Familienverkehr gehabt?“ fragte einmal Anna, während ſie wieder ihre Blumen begoß und der junge Mann ihr dabei zuſah, der heute von dem nervöſeſten Kopfſchmerz geplagt wurde, ſo daß es ihm unmöglich war, ein Buch aufzuſchlagen.

„Dazu kommt ein armer Student in Königsberg ſo leicht nicht,“ antwortete der Angeredete und fuhr ſich über die heiße Stirne, „doch allzu ſchmerzlich habe ich nicht vermißt, was ich bereits ſeit früheſter Jugend entbehren gelernt.“

Die Kinderaugen Anna's blickten ihn darüber ſo bittend an, daß Schubert, der ihre Sprache wohl verſtand, erzählte. „Mein Vater ſaß auf der Volksſchullehrerſtelle in Warnicken, die nicht beſſer und nicht ſchlechter war, als alle Volksſchullehrerſtellen im preußiſchen Staate. Die Miſère des Lebens hinderte jeden Gedankenflug, der ſich über das Stück friſchen Fleiſches zu den hohen Feſttagen hinauswagen wollte. Schön war nur, daß die Oſtſee zu unſeren Füßen rauſchte und mir Muſcheln auf die Dünen warf, mit denen ich mich oft als kleiner Knabe ergötzte. Doch auch dieſe Freude wurde nur durch manches Leid erkauft. Der Sommer brachte ſtets eine Menge Badegäſte, die einen für uns arme Fiſcherdörfler fabelhaften Luxus entfalteten. Die reichen Kaufmannskinder fuhren mit der Ziegenbock-Equipage am Strande ſpazieren oder ſpielten mit ihren kleinen Säbeln, Flinten und Fahnen Krieg — und ich in meinem geflickten Jäckchen und den ausgewachſenen Hoſen ſchaute immer nur von ferne all' dieſe Herrlichkeiten. Damals zuerſt empfand ich bitter den grauſamen Unterſchied zwiſchen Arm und Reich. Als ich im Alter von neun Jahren Vater und Mutter an einem Tage durch die Cholera verlor, nahm ſich der hilfreiche Staat des herrenloſen Gutes an. Man internirte mich in dem Königsberger Waiſenhauſe, das ſeine Zöglinge bis zur Oberſecunda eines Gymnaſiums bringt. Mit Abſcheu denke ich an die hier verbrachte Zeit der Dreſſur zurück und an die Verſuche, welche die proteſtantiſchen Jeſuiten der Anſtalt mit uns vornahmen, uns für die ſtarrſte lutheriſche Rechtgläubigkeit zu begeiſtern. Unſer Director, ein Mann von langer, hagerer Geſtalt, ſchleichendem Katzentritt und den demüthig zur Erde geſenkten Aeuglein war ein vollendeter Frömmler und ein vollendeter Schuft, der ſich aber trotz ſeiner beiſpielloſen wiſſenſchaftlichen Ignoranz ausgezeichnet zum Leiter der Schule qualificirte, da er jede ſelbſtändige Geiſtesregung zu unterdrücken verſtand. Sechs bis ſieben Mal am Tage wurde, ich weiß nicht mehr genau, aus welchen beſonderen Anläſſen, geſungen und gebetet; dann gab's noch tagtäglich eine Extra-

Religionsſtunde, in der man uns viel von dem Segen der inneren Miſſion vorpredigte, und ab und zu auch noch einige andere wiſſenſchaftliche Stunden, wenn uns nicht gerade der Herr Director zu Knechtsdienſten auf ſeinen Anſtaltsäckern beſſer gebrauchen konnte. Wehe, wenn einmal ein tüchtiger Lehrer, der ſich auch in dies Inſtitut gelegentlich verirrte, gegen ſolche Pädagogik Einſpruch erheben wollte — der Aermſte mußte unfehlbar fort, und Alles blieb beim Alten, denn ein ſo frommer Director, der bei dem Tode ſeines einzigen Töchterchens für zehn Groſchen in der „Hartung'ſchen Zeitung" inſerirt hatte: „ich freue mich dem Herrn zurückzugeben, was ich von ihm bekommen," durfte doch unmöglich fallen gelaſſen werden. Als ich den Curſus des Waiſenhauſes beendet, ermöglichte mir ein Stipendium noch den Beſuch der letzten Klaſſe des Kneiphöfſchen Gymnaſiums. Der heilige Mann hatte es mir ausgewirkt, da er auch mich für beſonders heilig hielt, weil ich bei meinem vortrefflichen Gedächtniß den ganzen lutheriſchen Katechismus und mehr als das halbe Geſangbuch auswendig wußte, Bücher, die er weit über die Bibel zu ſtellen beliebte. Auf dem Gymnaſium hatte die geiſtliche Dreſſur ihr Ende erreicht; ich machte bald mein Studenteneramen, gab erdrückend viel Stunden und darbte und hungerte mich durch, ſo daß ich jetzt endlich nach fünf Jahren des Studiums ſo weit bin, mein Staatseramen machen zu können, ohne je eines lieben Nächſten Bettlerſpende benöthigt geweſen zu ſein."

In Anna's Augen ſchimmerte es feucht. „Das iſt eine Jugend ohne Licht und Liebe," ſeufzte ſie endlich leiſe, „und Sie erzählen das Alles ſo kalt und bitter, daß es mich noch mehr durchſchauert. Aber", forſchte ſie faſt ängſtlich weiter, „hat Sie nie die wirkliche Religion, die Chriſtus uns lehrt, erquickt und beſeligt, nie über dieſe Niedrigkeit der Menſchen erhoben?"

Er ſchaute ihr etwas ironiſch lächelnd in das theilnehmende Auge. „Auch dieſe Religion iſt mir eigentlich nie ſonderlich ſympathiſch geweſen; ich habe kein Talent, mich in das Gewand der Demuth zu kleiden." Er brach ab und ſchaute gedankenvoll in die Weite.

„So glauben Sie alſo an Nichts, gar Nichts," klagte das arme Mädchen, „und ich hatte mich doch ſo ſehr darauf gefreut, Sie zu fragen, ob ich mir von Mama zu meinem Geburtstage Gerok's Predigten oder Palmblätter wünſchen ſoll."

„Wünſchen Sie ſich lieber David Strauß: Das Leben Jeſu," fiel er mit rückſichtsloſer Schärfe ein, denn der ſeraphiſche Prieſter war ihm in innerſter Seele zuwider, und kurz grüßend ſchritt er nach ſeinem Oberſtübchen.

Auch Anna ſchlich bald in's Zimmer zurück, an ihr Nähtiſchchen am Fenſter. „Er iſt ein ungläubiger, harter Mann, aber ich will ihn lieben und für ihn beten." Und wie von einem ſchweren Alp durch dieſen Entſchluß erlöſt, ergriff ſie die Näharbeit und ließ die Nadel ſo eifrig dahinfliegen, als wolle ſie alle widerſpenſtigen Gedanken todtnähen.

Der gefürchtete Examenstag war herangekommen. In dem kleinen Häuschen in der Königsſtraße herrſchte fieberhafte Aufregung und Thätigkeit. Der

alte Werner ſchaute ſchon von zehn Uhr ab jede Minute nach dem Zeiger, obwohl Schubert erſt vor einer Stunde fortgegangen und vor zwölf Uhr kaum zurückerwartet werden durfte. Mutter Luiſe rannte geſchäftig im Zimmer hin und her, ſtellte hier einen Stuhl anders, zupfte an der Tiſchdecke, roch an den friſchen Blumen, die ſie aus einem ihr ſelbſt unbekannten Grunde bereits in früheſter Morgenſtunde gepflückt, und ſtürzte dazwiſchen nach der Küche, um den Kalbsbraten umzuwenden. Anna allein ſaß ſtill und ruhig am Fenſter und häkelte; wie immer trug ſie auch heute das einfache bunte Kattunkleid; nur eine kleine, weiße Spitze um den zierlichen Hals hatte ſie ſich zu Ehren des Tages geſtattet. Ihr Herz war ruhig, denn es war felſenfeſt davon überzeugt, daß Schubert durchkommen, glänzend durchkommen müſſe. Nur wenn ſie daran dachte, daß auch ſie ihm bei der Rückkehr aus der Examenſchlacht Glück wünſchen müſſe, färbte ein höheres Roth ihre Wangen und die Pulſe gingen raſcher. Erſt, als ſie ihn wirklich an der Seite Erdmann's die lange Straße hinunterſchreiten ſah, ſo langſam, ſo unerträglich langſam, ſtockte ihr faſt der Athem. Wenn er nun am Ende doch durchgefallen! Die Angſt trieb ſie in das hinterſte Stübchen — jetzt hörte ſie, wie die Thür geöffnet wurde. . . Die Mutter, der Vater ſprachen laut und freudig. . . Gottlob, er hatte beſtanden! Bebenden Schrittes kehrte ſie in das Wohnzimmer zurück. Da ſtand Schubert, von Allen umringt, wenn auch noch bleicher und angegriffener wie ſonſt, doch als glücklicher Sieger ſtolz unter ihnen. Er ſprach erregt und eifrig weiter, ohne einen Blick für ſie zu haben. Still und geräuſchlos, einen Zug von Enttäuſchung um den lieblichen Mund, reihte ſie ſich den Ihrigen an. Auch als man ſich zu Tiſch ſetzte und Erdmann mit vielſagendem Blick auf Schubert eine Flaſche Wein entkorkte, hatte ſie noch nicht die frühere Heiterkeit wiedergefunden. Sie wußte es ſelbſt nicht recht, warum ſie ſo traurig war; ſie hatte ſich nur dieſen Tag anders, viel, viel ſchöner gedacht. Gleich nach Tiſch erhob ſich Erdmann, den ſeine Anſtaltspflichten fortriefen; der alte Werner, den der ungewohnte, feurige Wein ſchläfrig gemacht, benutzte dieſen Moment des Abſchiedes, um ſich unbemerkt auf ſein Bett zu legen, worüber ſich Frau Luiſe recht ärgerte.

„So muß der Herr Studioſus ſchon mit Deiner Unterhaltung fürlieb nehmen, Anna; geht nur in den Garten; ich will inzwiſchen den Tiſch abräumen und ſchönen, ſtarken Kaffee kochen; wenn er fertig iſt, rufe ich.“

So waren denn alſo die beiden jungen Leute auf der Bank unter dem ſäuſelnden Lindenbaum ſich ſelbſt überlaſſen. Die Vögel auf ihm zwitſcherten ſo luſtig, aber das machte Anna nur noch trauriger. — Jetzt zieht er wohl auch bald fort von uns, fiel ihr plötzlich ein — und dann iſt Alles aus. Sie hätte am Liebſten fortlaufen mögen und laut und bitter weinen; aber das ſchickte ſich ja nicht.

„Sie ſind ſo ſtumm heute, Anna,“ tönte plötzlich Schubert's Stimme in ihre bangen Gedanken, „und ich bin doch ſo glücklich, daß ich die ganze Welt umarmen möchte.“

„Ja, aber ich habe Ihnen ja noch gar nicht Glück wünschen können," brach es sich jetzt schüchtern über Anna's Lippen, und mit verhaltenen Thränen kämpfend, fügte sie rasch hinzu: „und Sie haben es nicht einmal bemerkt." Eine flüchtige Röthe zog über Schubert's bleiches Gesicht; „ich möchte auch Ihren Glückwunsch lieber jetzt hören, wo wir ganz allein sind," sagte er endlich leise, und ehe sie sich dessen versah, hatte er wieder ihre Hand ergriffen und einen warmen Kuß darauf gedrückt. Die Kniee zitterten Anna so heftig, daß sie sich nicht hätte erheben können; aber sie wollte dies auch gar nicht; sie hätte eine Ewigkeit so sitzen mögen, ihre bebende Hand von der seinen umfangen. Ob sie auch die Worte nicht deutlich hörte, die der Geliebte zu ihr sprach, sie fühlte, wie dieselben immer inniger und zärtlicher wurden und ihre Seele gleich Sphärenmusik berauschten. Wie im Taumel schloß sie die Augen und lehnte den blonden Lockenkopf an den schlanken Baumstamm.

„Anna," Schubert beugte sich jetzt dicht zu ihr hinab, „seit acht Wochen erst habe ich eine Ahnung dessen, was uns Deutschen das Leben schön macht — ich habe das Glück des Familienlebens kennen gelernt, habe es bei Euch gefunden unter diesem stillen, niedrigen Dach — und wenn ich jetzt hinaus muß in's wirkliche Leben, dann will ich die Blume mit mir nehmen, die mir hier erblüht ist. Sag', Anna, willst Du mir dann folgen als mein Weib?"

Da barg sie den Lockenkopf an seine Brust und flüsterte, unter Thränen selig lächelnd: „ich verdiene Dich nicht, mache mit mir, was Du willst."

In stürmischem Entzücken hob der starke, stattliche Mann sein Mädchen in seine Arme und trug es im Sturmschritt Frau Luise gerade in die Küche hinein. Da ließ er die halb bewußtlose Braut sanft zu Boden gleiten und sagte einfach: „Anna will mein Weib werden und Sie meine Mutter, nicht wahr?"

Die alte Frau wankte, so daß sie sich schnell auf einen Schemel niedersetzen mußte. „Ist es denn wirklich wahr, Anna, will der Herr Studiosus Dich heirathen?" Und diese nickte in seliger Verschämtheit und schlang statt jeder weiteren Antwort die Arme um den Nacken der Mutter.

„Gott segne Sie, Herr Studiosus," brachte diese endlich hervor und reichte Schubert die Rechte. „Sie bekommen ein armes und einfaches Mädchen, aber ein goldenes, treues Herz, das Sie für's ganze Leben lieben wird. Mögen Sie glücklich, recht glücklich werden mit meiner Anna!" Und nun wurde Papa Werner geweckt. Der alte Herr glaubte anfangs, der schwere Wein wolle ihm einen heimtückischen Streich spielen, und rieb sich zweifelnd die Augen. Aber das Bild wollte nicht weichen. Der Herr Schubert hielt sein Kind fest umschlungen, und seine gute, liebe Luise schaute ganz glücklich darein. Er träumte also nicht. Die Augen wurden ihm feucht, und in einem unbewachten Augenblick ging er rasch in's hinterste Stübchen, um dort für heute Abend nach besten Kräften Vorrath zu husten. Dem Bräutigam sollte der Verlobungsabend durch Nichts getrübt werden. Der Nachtwächter pfiff heute für das kleine Bürgerhaus vergeblich die zehnte Stunde ab; es war ganz rebellisch geworden. Auch als es

ſchon lange Mitternacht vorbei war, wollte das Licht nicht erlöſchen. Doch als es endlich geſchieden ſein mußte und Schubert, müde gemacht durch einen ſo ereignißreichen Tag, ſein Lager aufſuchte, litt es Anna nicht, bis ſie nicht wenigſtens ein paar Tacte auf dem alten Tafelclavier angeſchlagen. „Ueber allen Wipfeln iſt Ruh“ zog es innig-leiſe durch den niedrigen Raum, und die Mutter wehrte den Tönen nicht; ſie hatte die Hand ihres kranken Mannes ergriffen und gedachte der Zeit, wo ſie Braut wurde.

2. Capitel.

In die Weite.

„Aber das iſt doch zu arg, Förſter,“ tönte es heftig polternd vom Schreibtiſche her, „ſo alt ſind Sie noch lange nicht, um Ihren Dienſt in der Weiſe vernachläſſigen zu dürfen.“

Der ſtattliche, wettergebräunte Mann mit den bis zum Knie reichenden Jagdſtiefeln und dem eng anſchließenden, dunkelgrauen Jägerrock, der inmitten des Schreibzimmers in ſtraff militäriſcher Haltung ſtand, zuckte bei dieſer ungnädigen Anrede ſichtbar zuſammen. „Verzeihung, Herr Baron,“ ſtammelte er, „ich komme jetzt ſeit faſt zwei Wochen nicht Tag nicht Nacht mehr aus dem Walde, aber wenn ich an dem einen Ende bin, knallt's am anderen — und geſtern haben ſie uns denn auch richtig den Vierzehner, den wir nächſtens ſtellen wollten, gerade vor der Naſe weggeſchoſſen. Es iſt zum Tollwerden!“

„Schon gut!“ der Baron winkte ungeduldig. „Sie werden alſo Ihre Wachſamkeit weiter fortzuſetzen haben. — Noch eins! ſagen Sie Johann, er ſolle den Fremden hereinführen, aber gleich!“

Wie ermüdet von dieſer längeren Rede warf ſich der alte Herr heftig in den Seſſel zurück, den er mit einer leichten Bewegung des Oberkörpers der Thür zuwandte, durch welche der Erwartete eintreten mußte. Es war ein intereſſantes Geſicht trotz des momentanen Aergers, der ſich in den finſter zuſammengezogenen buſchigen Brauen und dem Nagen der etwas hervortretenden Unterlippe deutlich genug verkündete. Das militäriſch geſcheitelte graue Haar, der gedrehte mächtige Schnurrbart, der ſtolz gebieteriſche Blick in den ſcharf geſchnittenen grauen Augen, Alles verrieth auf den erſten Blick den ehemaligen Offizier der altpreußiſchen Schule. Jetzt erhob ſich der Baron mit noch jugendlicher Raſchheit, wie der reich galonnirte Lakai die Thür öffnete und mit einer tiefen Verbeugung zurücktrat.

„Erlauben Sie, Herr Baron von Armfeldt, daß ich mich Ihnen vorſtelle: Oberlehrer Schubert,“ klang es gemeſſen höflich von den Lippen des jungen Mannes.

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte dieſer, mit einer einladenden Handbewegung

nach dem nächſten Fauteuil, „daß Sie meinem Wunſche einer perſönlichen Vorſtellung nachgekommen ſind. Sie ſchrieben mir zwar auf meine Zeitungsannonce einen detaillirten Brief, aber Sie werden begreifen, daß man ſich bei der Beſetzung eines ſolchen Vertrauenspoſtens wie des Secretariats gern zuvor ſeine Leute anſieht, obwohl ich," fügte er, aus dem kühlen Ton in einen ſcherzhaften übergehend, hinzu, „nicht viel von der Phyſiognomik halte."

„Ich begreife vollkommen, Herr Baron . . . deshalb bin ich auch hier."

Auf dieſe Worte folgte eine augenblickliche Stille. Der alte Offizier, der ſich bei dem Handel mit Pferden eines famoſen Kennerblickes rühmen durfte, ließ ſein durchdringendes Auge forſchend auf dem jungen Mann ruhen, der die Prüfung ertrug, ohne ſonderlich mit der Wimper zu zucken. Ueber des Barons vornehm-ſtrenge Züge flog ein Schimmer von Wohlwollen. „Sie gefallen mir, Herr Schubert! Wenn Sie mir alſo meine Rechnungen und Schreibereien führen wollen, die Kaſſe in Ordnung halten und gelegentlich meinen Damen aus der „Gartenlaube" und ähnlichem Zeug vorleſen, ſo biete ich Ihnen jährlich ſiebenhundert Thaler, nebſt freier Station natürlich, aber Sie müſſen auch wenigſtens ein Jahr bei mir aushalten. Einverſtanden?" Damit ſtreckte er ihm ſeine Rechte entgegen.

Ohne Beſinnen ſchlug Schubert ein. „Ihre Bedingungen ſind außerordentlich günſtig, Herr von Armfeldt."

„Nun das freut mich," fiel dieſer ein. „Leben und leben laſſen iſt immer mein Wahlſpruch geweſen. Sie bekommen auch noch, was ich ganz vergeſſen habe, Unterricht in der edelen Waidmannskunſt gratis von mir."

Der junge Mann verbeugte ſich wieder, obwohl nicht ſehr angenehm überraſcht von dieſer Eröffnung, wie es ſchien.

„Doch jetzt entſchuldigen Sie." Der Baron warf einen flüchtigen Blick auf die prachtvolle Stutzuhr auf dem Geſims; „ich muß mich zur Fahrt nach Königsberg rüſten, meiner Familie entgegen, die aus dem Bade zurückkehrt. Darf ich Ihnen einen Platz in meinem Wagen anbieten?"

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar."

„Nun, das wäre alſo abgemacht. Der Diener wird Ihnen einige Erfriſchungen bringen und hier auf dem Tiſch liegen Beitzke's „Deutſche Freiheitskriege", ein ſehr patriotiſches Buch; das wird auch Sie intereſſiren."

Damit ſah ſich der junge Mann allein gelaſſen. Aber er dachte nicht daran, ſich in die patriotiſche Lectüre zu vertiefen. Forſchend ſchaute er in dem hohen, gewölbten Gemache umher, deſſen gediegene Ausſtattung, die gleichwohl nirgends in Ueberladung überging, von dem Reichthum des Beſitzers zeugte. Die einſtückigen Fenſter führten auf den ausgedehnten Park, in dem es wie ein Wald von Bäumen rauſchte, ſauber gehaltene Kieswege ſchlängelten ſich anmuthig zwiſchen dem Grün hindurch, und unmittelbar vor dem Gemache des Barons ſprudelte auf kleiner Anhöhe ein zierlicher Springbrunnen ſeine ſilberhelle Fluth in den klaren Herbſthimmel hinein. Sinnend ſchaute Schubert vor ſich hin; erſt

der Eintritt Herrn von Armfeldt's, der reiſefertig vor ihm ſtand, weckte ihn aus ſeinen Träumen. Bald ſaßen die beiden Herren im Wagen, und die feurigen Rappen brauſten mit ihnen im ſchärfſten Trabe davon. „Ich fahre ſtets raſch," erläuterte der Baron; „die vier Meilen von meinem Schlobitten bis Königsberg lege ich in nicht ganz drei Stunden zurück." Der Angeſprochene ſchien dieſe Worte nicht vernommen zu haben. Er hatte ſich ſeitwärts gebogen, um noch einen Blick nach dem Schloſſe zurückzuwerfen, das mit ſeinem mächtigen grauen Quadergeſtein und den kleinen Thürmchen darüber ihn lebhaft in die Zeit verſetzte, da der erzgepanzerte Ritter noch über die dröhnende Zugbrücke ſprengte und hinter ihm die kecke Schaar der Reiſigen, die ſich ſchon im Voraus des blutigen Strauſſes freute. Noch lange blieb das impoſante Schloß auf dem vielfach gewundenen Wege ſichtbar, als ſich Schubert bereits wieder umgewandt und auf die vor ihm liegende ſtaubige Landſtraße blickte.

In acht Tagen alſo wollte der Baron ihn abholen laſſen! Gedankenvoll ſchlenderte der junge Mann durch die Straßen der Stadt ſeiner Wohnung zu. Was würde Anna zu ſeinem Fortgehen ſagen, der er noch kein Sterbenswörtchen über ſeine Zukunftspläne mitgetheilt! Schon an der Hausthür flog ihm die junge Braut mit freudigem Ungeſtüm entgegen.

„Du lieber, böſer Menſch! Du verreiſt, ohne mir den Grund zu ſagen, und dann läßt Du noch ſo entſetzlich lange auf Deine Rückkehr warten. Aber jetzt komm in's Wohnzimmer, Du ſollſt uns Allen beichten!"

Schubert hatte zerſtreut einen flüchtigen Kuß auf die roſigen Lippen gedrückt und folgte nun dem jungen Mädchen, das in reizender Ungeduld ihm immer einen Schritt voraustrippelte. Er zog ſie zu ſich auf's Sopha, und während ſeine Finger mechaniſch mit dem Lockengewirr ſpielten, erzählte er der aufhorchenden Familie von der angenommenen Stelle. „Es ging nicht anders," ſchloß er ſeinen Bericht; „an allen Gymnaſien iſt augenblicklich ein Ueberſchuß von Lehrkräften vorhanden; ich hätte mein Probejahr alſo ohne jede Beſoldung durchmachen müſſen und dazu noch trotz meiner unbeſoldeten Oberlehrerherrlichkeit ein wenig menſchlicher leben, als bisher. Wie das anſtellen!"

Das junge Mädchen ſeufzte leiſe.

„Sei nicht traurig, Anna," bat er, „es ging wirklich nicht anders. In dem einen Jahre erſpare ich mir ſo viel, daß ich in meinem Probejahr mit Glanz auftreten kann . . und dann noch ein Jahr . . und wir feiern unſere Hochzeit, wenn das Glück uns nur einigermaßen lächelt."

„O nicht deswegen!" flüſterte ſie erglühend und barg das Köpfchen an ſeiner Schulter . . . „es iſt mir nur, weil Du von mir gehſt."

„Ja, ja, auch ich wäre lieber hier geblieben," rief er etwas gereizt und beugte ſich zu dem alten Werner über den Tiſch hinüber. „Ich habe ſogar einen genialen Verſuch gemacht, mein Hierbleiben zu ermöglichen; derſelbe ſcheiterte natürlich."

„Und der war?"

„Ich habe Euch doch ſchon öfter von meinem Lieblingsprofeſſor Müller

erzählt, der auch mich ſo gern hatte und mir oft freudig zunickte, wenn ich mich bei ſeinen hiſtoriſchen Uebungen hervorthat. Der Mann war früher ſimpler Oberlehrer, bis er mit der Tochter eines jüdiſchen Kornmaklers hunderttauſend Thaler Vermögen erheirathete und die Profeſſur-Carrière einſchlug. Ich war oft in ſeinem kunſtvoll ausgeſtatteten Arbeitszimmer geweſen, und als er mir eines Tages eine prachtvolle Copie der Sixtiniſchen Madonna Raphael's zeigte, die ihm mehrere hundert Thaler gekoſtet, da kämpfte ich in mir einen harten Kampf und ſchrieb ihm einen Brief, in dem ich ihn um ein Darlehen von zweihundert Thalern bat, das ich treu und redlich verzinſen wollte. Selbſtverſtändlich blieb mein Schreiben ohne Antwort."

„Ernſt, Du konnteſt . . . Schubert, Sie konnten" . . . tönte es ihm vorwurfsvoll von allen Seiten entgegen . . . und wir" . . .

„Nein, nein!" Der junge Mann ſprang erregt vom Sopha auf; „bitte, Herr Werner, ſprechen wir darüber nicht weiter! Ich kann unmöglich gegen meine Grundſätze handeln und von den Eltern meiner Braut Geld annehmen."

„Aber ich hätte es Ihnen doch ſo gerne gegeben, und wenn ich die zweihundert Thaler von meinem Capitale nehme, können wir auch noch ganz gut leben," klagte der alte Mann und blickte dabei Schubert mit ſeinen gütigen Augen ſo erwartungsvoll an, als hoffe er noch jetzt auf eine Sinnesänderung. Auch Frau Luiſe ſchaute ihm liebevoll in's Geſicht, ihrem künftigen Sohne, wie ſie ihn manchmal im Stolz der Tochter gegenüber nannte, denn im Geſpräch mit ihm ſelbſt blieb ſie conſequent bei ihrem alten „Herr Studioſus", obwohl dieſe Bezeichnung eigentlich nicht mehr recht paßte, da es Schubert ſchon bis zu einem ſtellenloſen Oberlehrer gebracht hatte.

Schubert, dem all' dieſe bittenden Blicke Unbehagen verurſachten, ſchüttelte nur ablehnend den Kopf. „Komm', Anna, wir wollen uns unter die Linde ſetzen; es iſt ſchwül hier im Zimmer!" Das junge Mädchen folgte ihm ſtill und willig; aber auf der Bank brach es in heftiges Schluchzen aus.

Auf der Stirn des Verlobten ſchwoll eine mächtige Zornesader an. „Anna, begreifſt Du denn nicht, daß ich ſo handeln muß, daß ich von Deinem Vater . . ."

Die Thränen des jungen Mädchens ſtrömten noch reichlicher. „Ich weine auch nicht darum," brachte ſie endlich hervor, „obwohl ich nicht ganz begreife, warum Du die Meinen ſo hart von Dir ſtößeſt; was Du thuſt, muß ja das Rechte ſein; ich weine nur deshalb, weil Du ſo gar kein Vertrauen zu mir haſt. Du ſchreibſt an Profeſſor Müller, Du gehſt fort — und ich erfahre Alles erſt dann, wenn Nichts mehr daran zu ändern iſt."

Der junge Mann blickte ſeine Braut betroffen an. „Sei mir nicht böſe, Kind," ſagte er und ſtreichelte ſanft das geſenkte Köpfchen; „ſieh, ich bin von früher Jugend an ein ſtilles, ſelbſtändiges Handeln ſo gewöhnt, daß ich ganz vergaß, daß ich jetzt . . ." Er ſtockte. „Dann wollte ich Dir auch viel Unangenehmes dadurch erſparen," fügte er nach einer ganzen Weile hinzu.

Das Mädchen trocknete ſeine Thränen und ſchaute bittend zu ihm auf.

„Nicht wahr, Ernſt,“ flüſterte ſie innig, „ein andermal vertrauſt Du mir all' Dein Leid an; ich ſoll ja Deine Frau werden; ſag', daß ich es werden ſoll, und daß Du thun wirſt, was ich Dich bat.“ Schubert küßte den lieben Mund und ſchaute freundlich in das trüb umflorte Auge, das unter dieſem Blick erglänzte, wie die regendurchtränkte Erde lächelt unter dem Gruß der Mittagsſonne.

Die wenigen Tage, die Schubert noch in Königsberg zu verweilen hatte, flohen pfeilgeſchwind dahin. Da war eine Generalmuſterung der Toilette vorzunehmen, die Bücher mußten gepackt, Schreibereien geſichtet werden u. ſ. w. Erdmann ließ ſich nicht blicken, ſo daß Schubert ſich endlich entſchloß, den Freund im Krankenhauſe aufzuſuchen. „Warum kommſt Du gar nicht mehr zu mir?“ fragte er ihn. Der junge Arzt, in deſſen Weſen ſeit kurzer Zeit eine gewiſſe Unſicherheit oder beſſer Niedergeſchlagenheit herrſchte, antwortete zögernd: „Ich dachte, Du wollteſt die wenigen Tage hier ganz ungeſtört mit Deiner Braut verleben.“

„Ja, aber über einer Braut braucht man doch nicht ſeinen einzigen Freund zu vergeſſen!“

„Manchmal ſoll auch das vorkommen,“ erwiderte Erdmann gedankenvoll und ſtrich langſam die weißglühende Aſche ſeiner Cigarre ab. „Wirſt Du oft hereinkommen? Von Schlobitten iſt es wohl nicht weit?“

„Nur vier Meilen! aber ſo lange ich in meiner abhängigen Stellung ſein muß, will ich dort möglichſt ohne Unterbrechung bleiben.“

Der junge Arzt ſchwieg eine Weile; er hatte den Kopf in die Hand geſtützt und wühlte in ſeinem etwas krauſen Haar umher, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, mit der er peinlichſt auf eine reſpectable Glätte der Friſur hielt. Er wollte offenbar ſprechen und doch auch wieder nicht ſprechen. „Hör', Ernſt,“ ſagte er endlich doch, „liebſt Du Anna auch wirklich?“

„Wie Du wunderlich biſt! Sie iſt ja meine Braut.“

„Nun, dann vergiß ſie auch nicht; der Baron ſoll eine ſehr ſchöne Tochter haben, die . . .“

„In dem Secretär ihres Vaters nur einen höher bezahlten Domeſtiken ſehen wird.“ Mit dieſen Worten ſchnitt Schubert die Weiterrede ab. „Lebe wohl, Hugo, getreuer Eckard, ich will jetzt wirklich zu Anna, die mir gar keinen langen Urlaub bewilligen wollte.“

Der Ton, in dem er dies ausſprach, verrieth eine gewiſſe Gereiztheit, ſo daß Erdmann, er wußte ſelbſt nicht wie, an ein wildes, unbändiges Steppenroß denken mußte, das ſich knirſchend der geraubten Freiheit erinnert. Aber er hielt nur zum Abſchiede des Freundes Hand lange in der ſeinen und ſagte nichts weiter, als das triviale: glückliche Reiſe! — Ja, glückliche Reiſe! riefen ihm auch Frau Luiſe und ihr Carl nach, als am Tage darauf der elegante Jagdwagen des Barons den alten Miether entführte, und Anna ſtand zwiſchen den Blumen am Fenſter und winkte mit dem Taſchentuch. Wenn doch der Kutſcher langſamer fahren möchte! dachte ſie, aber dieſer wußte Nichts von der Sehnſucht eines

liebenden Mädchenherzens und ließ die feurigen Thiere ausgreifen. Noch einmal wandte ſich Schubert und grüßte mit dem Hut, dann ſchaute er entſchloſſen vorwärts, als ging's aus der Enge in die Weite.

Der neue Secretär war erſt acht Tage auf dem Schloß und hatte ſich doch bereits vollſtändig in die neue, fremdartige Umgebung eingelebt. Sein großes, luftiges Zimmer im linken Schloßthurm mit dem braunen Plüſchſopha und dem Marmorkamin mit ſeinem neuen gußeiſernen Gitter davor, vor dem er oft Stunden lang auf der weichen Couchette träumte, hätte er um keinen Preis mehr miſſen mögen. Jetzt ſaß er am Mahagoni-Schreibtiſch und couvertirte eben den Brief an Anna, wobei er halb unbewußt das kleine Verslein ſummte, das ſie ihm in der Abſchiedsſtunde geſagt: „Schreib mir'n Brief mit jeder Poſt — Laß es koſten, was es koſt'." — Jetzt nach einer Woche ſchrieb er den erſten — aber er hatte es doch auch ſo lange aufſchieben müſſen, um der Geliebten über Alles Auskunft zu geben, über die Hausordnung im Schloſſe, über die Bewohner desſelben und ſeine Stellung zu ihnen, die er eine ſelten angenehme nennen durfte. Er begriff es eigentlich nicht genau, warum der Baron, dem ſchon ſo viele Hände zur Verfügung ſtanden, noch eines Secretärs bedurfte; denn die Controle der von der Branntweinbrennerei einlaufenden Rechnungen, das Buchen der ſonſtigen Einnahmen und Ausgaben war im Fluge erledigt, und die Damen, die noch lebhaft mit ihren Teplitzer Reiſeeindrücken beſchäftigt ſchienen, hatten ſeine Dienſte auch noch nicht ſtark in Anſpruch genommen. Der Baron — ja, das war ein vortrefflicher Kern in rauher Schale, ein echter Edelmann, dem man das Bischen Adelsſtolz auf ſein ſchon in den Kreuzzügen vorkommendes Wappen gerne nachſah, und die Baronin? Schubert war an Damenbekanntſchaft zu arm, um ſonderliche Vergleiche oder Erwägungen anſtellen zu können, aber er fühlte es inſtinctiv, eine ſolche Frau gab es nicht oft in der Welt. Es ſchien ihm undenkbar, daß in ihrer Nähe ſich irgend welche Gemeinheit eingeniſtet hätte, wenn das mandelförmige, ſchwermüthige Auge in edler Entrüſtung geblitzt und die ſchmalen, bleichen Wangen ſich höher gefärbt hätten. Ja, wenn — denn für gewöhnlich war Frau von Armfeldt dazu viel zu milde; ſie waltete in ſtiller, geräuſchloſer Weiſe, ohne viel anzuordnen und zu commandiren, als der gute Schutzgeiſt des Hauſes, mit ihrem harmoniſchen Weſen überall ausgleichend und verbindend, wo die rauhe Heftigkeit des herzensguten Gemahles einen Riß zu ſchaffen drohte.

Lebhaft ſtand Schubert der Abend ſeiner Ankunft vor Augen, als ihn, nachdem er kaum ein wenig Toilette gemacht, der Diener in das Theezimmer führte, wo Frau von Armfeldt und ihre Tochter, die Baroneſſe Margaretha von Armfeldt, bereits ſaßen. Die mittelgroße, ſchlanke Geſtalt der Baronin, in ſchwarze Wolle gehüllt, erhob ſich raſch, und ihm mit einem anmuthigen Lächeln die feine, weiße Hand bietend, ſagte die adelige Dame weich und freundlich: „Werden Sie uns ein lieber Hausgenoſſe an dem einſamen Schlobitten." Ohne je ein Complimentirbuch ſtudirt zu haben, führte er dieſe Hand achtungsvoll an

seine Lippen und verbeugte sich dann tief und schweigend gegen die junge Dame, die vom Sopha aus kaum merklich das stolze Haupt gegen ihn neigte. Er saß dann am Theetisch der Baronin gegenüber und erzählte auf deren Befragen von seinem Studentenleben. Er bewunderte sich selbst im Stillen wegen der ungeahnten Gewandtheit, mit der er jeder Auskunft über seine persönlichen Verhältnisse zwanglos auszuweichen verstand und dafür von der geistigen Anregung berichtete, welche ihm die alma mater mit ihren klugen Professoren geboten. Er fühlte es selbst, er hatte noch nie so gut und geistvoll gesprochen wie an diesem Abend zu den wildfremden Menschen. Selbst der Baron hörte allmählich immer aufmerksamer zu, obwohl er sich anfangs geringschätzig von dem neuen Secretär abgewandt, der Nichts vom Verbindungswesen und von Festcommersen wußte, deren derselbe ja keinen mitgemacht und wie im Aerger über solche Einseitigkeit sein ganzes Interesse dem Theeglas gewidmet hatte, in das er zum nicht geringen Schrecken der Baronin heute noch eine reichlichere Portion des fein duftenden Arac goß, als sonst. Auf einmal unterbrach er das im besten Gange befindliche Gespräch mit der Bemerkung: „ich danke meinem Herrgott, daß ich kein Gelehrter geworden bin, aber interessant ist es, sich mit einem Gelehrten zu unterhalten.“ Gewiß eine eigenthümliche Anerkennung! Die junge Baroneß betheiligte sich wenig an der Unterhaltung; sie blinzelte nur zuweilen mit den rehbraunen Augen zu der strahlenden Hängelampe hinauf oder streichelte sanft den Kopf ihres großen, mächtigen Tiras, der sich an ihre Kniee drängte. „Ruhig — kusch, Tiras,“ beschwichtigte sie leise — „wir reden ein andermal.“ Aber sie schien doch auch Gefallen an der Weise des neuen Secretärs zu finden, denn beim Auseinandergehen blickte sie ihn voll an und sagte lächelnd: „Ich werde Sie immer Herr Oberlehrer nennen, damit Jeder weiß, welche Stellung Sie in der Gesellschaft einmal einnehmen werden, dann kann ich mich doch auch mit Ihnen unterhalten.“ Wie stolz und hochmüthig das klang! Aber seltsam! Schubert mit seinem schroffen, empfindlichen Charakter fühlte sich gar nicht dadurch beleidigt, daß ihm nur der Oberlehrertitel das Glück verschaffen sollte, gelegentlich von der Baroneß von Armfeldt einer Anrede gewürdigt zu werden. Er hörte nur: „Dann kann ich mich doch auch mit Ihnen unterhalten,“ und ein eigenes Empfinden durchrieselte ihn bei diesem Gedanken. Ja, die Unterhaltung mit Margaretha v. Armfeldt mußte wohl Genuß gewähren! Einige Male, wenn er während seiner Rede auf die junge, vornehme Dame hinzuschauen wagte, hatte er einen Blick der rehbraunen Augen erhascht, einen Blick, so fascinirend und süß bestrickend, daß er, wenn er es sich auch bei Leibe nicht eingestanden hätte, nur für sie sprach, nur ihretwegen nach dem Beifall seines kleinen Zuhörerkreises geizte. Und was hatte er der Braut von dem Fräulein geschrieben? „Ein junges, schönes und geistreiches Mädchen,“ lautete das kurze Signalement. Ob Anna daraus schließen konnte, daß ihr Bräutigam in seinen vielen freien Stunden sich nicht besser zu beschäftigen verstand, als mit dem Denken an jenes Räthsel, von dem er nicht wußte, ob es Kind, ob es Weib oder Nixe war?

Ein lautes Hundegebell ſchreckte Schubert aus ſeinen Träumen; er hob den Kopf und blickte zum offenen Fenſter hinaus. Da ſtand ſie, die hohe, geſchmeidige Geſtalt, von grüner, ſchwerer Sammettaille umſchloſſen und wehrte lächelnd und ſcheltend dem gefleckten Thiere, das in freudigem Ungeſtüm an ſeiner jungen Herrin emporſprang. „Aber Tiras, kannſt Du mich nicht maßvoller lieben?“ Und wie er trotz aller Abmahnungen wieder an ihr emporſprang, ſchlang ſie die Arme raſch um ſeinen mächtigen Hals und zwang ihn ſo auf ſeinen Hinterbeinen ihr zu folgen, worüber der gute Tiras ein noch lauteres Gebell erhob. Wie ermüdet ließ die junge Dame ihn nun fahren . . . „aber jetzt auch wirklich ruhig, Tiras . . . ich will nachdenken.“ Es lag ein Zauber in den gebieteriſch geſprochenen Worten, und der Hund trottete ehrbar hinter dem ſchönen Mädchen einher, das denken wollte. Woran ſie wohl denken mag? ſann Schubert, der ſein Auge von dem ſchönen Bilde nicht wenden konnte. Ob daran, daß, wenn ſtatt der häßlichen, kalten Herbſtſonne, der warme, ſchillernde Frühlingsſtrahl auf ihr lichtes, braunes Haar fiele, dieſes noch tauſendmal herrlicher erſcheinen würde? Auch als die junge Dame bereits in das Schloß zurückgekehrt war, ſtand er noch am Fenſter. Endlich verließ er es. „Wahrhaftig! es wird Zeit zum Diner ſein,“ und hurtig eilte er in ſein anſtoßendes Schlafzimmer und hantierte vor dem Trumeau mit Kamm und Bürſte. Was acht Tage auf Schlobitten nicht aus dem Menſchen zu machen vermögen!

Tage, Wochen verſtrichen in dem einſamen Einerlei des Winterlebens auf dem Lande. Die Baronin, die ſich trotz Teplitz noch immer ein wenig angegriffen fühlte, wollte dieſen Winter ganz in ländlicher Stille verbringen. Nur am dritten Weihnachtsfeiertage ſollte ein kleiner Tanzabend ſtattfinden, den Margaretha, die leidenſchaftlich gern tanzte, vom Vater, über den ſie Alles vermochte, erſchmeichelt hatte. Je mehr das Weihnachtsfeſt herannahte, deſto unruhiger wurde es in Schubert's Herzen. Er hatte den ſehnſüchtigen Bitten Anna's nachgegeben und verſprochen, den heiligen Abend und die drei Feiertage wenigſtens in Königsberg zu verleben. Die Zuſtimmung hatte er ſeinem Herzen faſt wie ein Opfer abgerungen; er hätte doch gar zu gern geſehen, wie man Weihnachten in Schlobitten feierte, und wie der flimmernde Kerzenglanz ſich in Margarethens braunen Augen ſpiegelte. Doch die Braut hatte ja ein Recht zu ihrer Forderung, und Ernſt Schubert war gewillt, jedes Recht anzuerkennen!

Um das heiße Blut zur Ruhe zu zwingen, machte er täglich weite Spaziergänge in den winterlichen Wald, dem Baron zu Gefallen mit der Flinte auf dem Rücken, obwohl er nie darauf ausging Etwas zu ſchießen. Wenn der harte Schnee unter ſeinem Tritt erkniſterte und die Bäume im Diamantſchmuck glitzerten, dann ward ihm wohl. Eines Tages hatte er ſein Umherſtreifen weiter als gewöhnlich ausgedehnt und befand ſich plötzlich in einer ihm durchaus unbekannten Gegend. Rathlos blickte er um ſich, ohne dadurch im Geringſten weiter zu kommen. Doch ſtieg da nicht zwiſchen den Bäumen ein dünner, blauer Rauch in die kalte Winterluft empor? Raſch ſchritt Schubert der Richtung zu,

in welcher er eine menschliche Behausung zu finden hoffte, und stand bald vor einem leichten Bretterhäuschen, das gegen den bitteren Decemberfrost wohl nur einen sehr problematischen Schutz gewährte. Ein ärmliches Weib kauerte vor dem Heerde und hielt ein kleines, in Lumpen gehülltes Kind auf dem Schooß. Sie starrte theilnahmlos in's Feuer und machte nur zuweilen eine leise schaukelnde Bewegung, wenn der Kleine sich regte. „Still, kleiner Wurm," flüsterte sie, „still! schlaf nur, dann fühlst Du den Hunger weniger."

Mit einem Blick hatte sich Schubert in dem armseligen Raum orientirt, der Küche, Wohn- und Schlafstätte zugleich war. Seine Versuche, sich durch lautes Husten bemerkbar zu machen, blieben vergeblich, so daß er endlich ungeduldig die Schulter der Frau berührte. Das Weib fuhr zusammen und starrte ihn ängstlich an: „Was wollen Sie von mir? ich weiß Nichts."

„Könnt Ihr mir nicht den Weg nach dem Schlosse zeigen oder wenigstens beschreiben? Ich habe mich verirrt."

„So sind Sie auch einer von dem Pack da oben!" lachte das Weib höhnisch auf, „nein, suchen Sie sich Ihren Weg nur gefälligst selbst, feiner, junger Herr!"

„Frau, was fehlt Euch?" fragte Schubert ernst und eindringlich.

Sie lachte wieder. „Was mir fehlt? Heute Morgen hat mir der Förster meinen Mann dabei ertappt, wie er dem Wilde Schlingen legte und ihn in's Gefängniß abgeliefert. Die Herren vom Gericht werden ihn wohl lange genug bei sich behalten, und wenn er endlich frei kommt, findet er Weib und Kind verdorben und gestorben."

Jetzt fiel es Schubert ein, daß der Baron ihm heute triumphirend erzählt, daß der alte Bleier endlich den Wilderer auf frischer That ertappt. Theilnahmvoll betrachtete er das unglückliche Weib, dessen abgehärmte Züge noch Spuren einstiger Schönheit verriethen. Er wußte selbst nicht, wie es dazu gekommen, er hatte der Frau versprochen, Fürbitte bei dem Baron einzulegen, und diese war ihm zu Füßen gefallen und hatte sie schluchzend geküßt, und dann raffte sie das Kind auf und ging ihm den Weg voran, der zum Schloß führte. Sobald er in das bekannte Revier kam, verabschiedete er seine Führerin.

„Wenn das Kind nicht so fröre," meinte sie zaghaft, „so würde ich Sie bis dicht vor das Schloßthor bringen; aber wenn Sie vielleicht den Weg doch noch nicht ganz genau wissen, komme ich doch mit; der Junge kann für seinen Vater schon einmal frieren."

Jedoch Schubert litt es nicht. Nachdenklich wanderte er seinen Weg. Er war wieder dem nackten Elend begegnet, dessen Existenz er seit dem Aufenthalt in Schlobitten fast vergessen; da hatte er sich hinreißen lassen, kopflos Unmögliches zu versprechen. Was würde der Baron auf seine Fürsprache geben? Und doch mußte dem Weibe geholfen werden, denn er, Ernst Schubert, der noch nie Jemandem das Wort gebrochen, hatte es ja gelobt. Ein Gedanke blitzte durch seinen Kopf; nur die junge Baroneß konnte den Wilderer retten.

Margaretha saß im Clavierzimmer allein und spielte Chopin; der junge Mann blieb an den Thürpfosten gelehnt stehen und lauschte diesem Spiel. Er verstand nichts, rein gar nichts von Musik, aber er fühlte, was die Töne klagten von verzehrendem Schmerz und hoffnungsloser Sehnsucht. Ja, so mußte Chopin gespielt werden, aber wo hatte die junge Dame, die in eitel Sonnenschein aufgewachsen, so zu spielen gelernt? In dem Grübeln darüber vergaß er ganz sein Vorhaben und merkte nicht, daß Margaretha, die ihn beim Umschlagen der Noten erblickte, mit einem schrillen Mißklang abbrach. „Sie hier, Herr Oberlehrer?“ Und da spielte wieder jener herb-jungfräuliche Zug stolzer Unnahbarkeit um ihre Lippen, und die feinen Nasenflügel bebten ein wenig, wie es zuweilen geschah, wenn sie sich gerade nach einem längeren, vertraulichen Gespräch mit ihm plötzlich schroff abwandte.

„Verzeihung, Baroneß!“ erwiderte der junge Mann und streifte mit düsterem Blick das junge Mädchen, welches jetzt in so stolzer, königlicher Haltung vor ihm stand, das Notenblatt wie zur Abwehr in der feinen, aristokratischen Hand. „Es handelt sich um das Glück dreier Menschen, nur Sie, Baroneß, können hier helfen; darum wagte ich Ihr Musikzimmer zu betreten.“ Und er stützte die Hand schwer auf einen der kleinen Sessel und erzählte von dem Elend im Bretterhäuschen im Walde.

„O, das ist gut von Ihnen, daß Sie an mich gedacht!“ klang es wie ein Jubelruf von Margarethens Lippen, „ich kann, ich will helfen,“ und wie von magischer Gewalt gezogen, trat sie dem jungen Mann näher und ihre Fingerspitzen ruhten einen Augenblick auf seinem Arm. Wenn auch die junge Baroneß im nächsten Moment bis zum Tode erschrocken nach des Vaters Schreibzimmer flog — es war einmal geschehen, und Schubert durchglühte es wie ein verzehrendes Feuer; er warf sich auf den Sessel, auf dem er Margaretha gefunden und fuhr liebkosend über die weißen Tasten, die sie eben berührt. Ob sich auch die Lippen krümmten zum bitteren Spott über den Thoren, der schon vierundzwanzig Jahre alt und noch solche Dummheiten anstelle, das Herz fieberte doch, wie es noch nie gefiebert bei den heißesten Küssen der sanften, stillen Anna.

In dem Arbeitszimmer des Barons schmiegte sich ein erglühendes Mädchen an den alten Krieger, und eine süße, schmeichelnde Stimme flehte: „Vater, morgen über vierzehn Tage ist Weihnachten, aber schenke mir schon heute mein Christkind, schenke mir Deinen Wilderer!“

„Kind, was hast Du mit dem Kerl zu thun, der mir den ganzen Wildstand ruinirt?“ Der Baron schob unwillig die Tochter zurück, aber diese schmiegte sich nur noch inniger an den „lieben, guten Papa“ und küßte trotz allen Sträubens den väterlichen Mund mit dem häßlichen Stachelschnurrbart, so daß der alte Soldat sich verloren gab.

„So nimm denn Dein Christkind,“ sagte er und strich liebkosend über das stolze Haupt seines Kindes, das jetzt fast demüthig vor ihm stand — „und damit wir eine Sache nicht halb thun, wollen wir den Spitzbuben unserem alten

Förſter zum Gehilfen geben; dann ſchießt er doch das Wild in meinen Dienſten.“ Damit drängte er die Tochter aus ſeinem Zimmer und paffte noch geraume Zeit mächtige Rauchwolken aus ſeiner langen Pfeife. „Was nur der Bleier dazu ſagen wird! Aber es geht nicht anders!“ — —

„Noch ein Tag — und dann feiern wir heiligen Abend,“ jubelte Margaretha. „Freuen Sie ſich auch, Herr Oberlehrer?“

„Ich werde den heiligen Abend und die Feiertage in einem bekannten Hauſe in Königsberg verleben; ich habe es verſprochen,“ verſetzte Schubert etwas gepreßt. Er konnte es nicht über ſeine Lippen bringen: „Ich fahre zu meiner Braut.“ Wie ein phyſiſcher Schmerz durchzuckte es ihn in dem bloßen Gedanken daran. O warum — warum? Die Baroneß warf den Kopf zurück und biß die Lippen feſt auf einander.

„Aber Sie müſſen doch den heiligen Abend mit uns feiern! — ich will es,“ fügte ſie grollend hinzu. „Nicht wahr, Mama, wir zünden den Baum gleich nach fünf Uhr an, dann kann der Herr Oberlehrer um ſechs in Gottes Namen reiſen und iſt um halb neun in Königsberg!“

Die Baronin wandte ſich freundlich an den jungen Mann. „Meine Tochter hat ganz Recht. Sie haben uns durch Ihre Geſellſchaft ſo manche angenehme Stunde verſchafft, daß wir Ihnen auch eine ſchuldig ſind. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß wir ſo eingebildet ſind, unſere Weihnachtsfeier für wunderſchön zu halten.“

Schubert verbeugte ſich.

„Und zum heiligen Abend,“ begann Margaretha wieder, und ſchaute ſo glücklich darein, daß die Baronin, wie von einem entſetzlichen Gedanken ergriffen, ſie ganz unruhvoll betrachtete, „zum heiligen Abend legen wir unſere ſchönſten Feiertagskleider an; mir iſt dann immer ſo ſelig zu Muth, daß ich gar nicht weiß, wie ich das Feſt am Würdigſten feiere!“

Ja, der heilige Abend in Schlobitten war wunderſchön. Inmitten des großen, weiten Saales ſtand ein Rieſentannenbaum, der keinen anderen Schmuck trug als hundert kleiner Lichtchen, die ſich tauſendfältig in den bis zum Boden reichenden Spiegeln brachen, und an den Wänden flammte ein anderes Lichtmeer und beſtrahlte die unzähligen, kleinen Tiſchchen, auf deren jedem reiche, köſtliche Gaben lagen und der Zettel darauf, der den Glücklichen nannte, dem ſie zu eigen ſein ſollten. Und das Lichtmeer beſtrahlte eine Fülle von glückſeligen Geſichtern, denn die ganze Dienerſchaft, vom unverheiratheten Verwalter bis zum jüngſten Stalljungen, mußte bei der Feier zugegen ſein, und die liebe, gute Frau Baronin, von ihrem Gemahl geführt, trat an einen Jeden heran und wies ihm mit einem herzlichen Glückwunſch ſein Tiſchchen. Margaretha ſtand wortlos lächelnd neben Schubert. „Iſt es nicht ſchön bei uns?“ Doch dieſer ſprach Nichts. Er blickte auf die jubelnde Kinderſchaar, die bei jeder neuen Ueberraſchung ein erneutes Staunen fand, er ſchaute Freude überall, und nur in ſeinem Herzen nagte und wühlte es. War's das Bewußtſein von Schuld? Aber

noch hatte er ja Nichts verbrochen. Was konnte er dafür, daß sein Auge Gefallen gefunden an der herrlichen Mädchenblüthe, die selbst den verwöhntesten Künstler begeistert hätte! Hatte er sich wohl den Schönheitssinn gegeben? Was konnte er dafür, daß sich sein Geist berauschte, wenn er einmal einen Blick thun durfte in Margarethens köstliche Geistesschätze! Er wußte es wohl; sie Beide trennte für ewig eine zwiefache Kluft; sie stand so hoch auf den Höhen des Lebens — er siechte am Boden dahin, — und in Gedanken nicht einmal durfte er sie besitzen, denn er war ja verlobt. Aber ein schönes Paar war's, als sie Beide so neben einander standen, Margaretha in schwerem Seidenkleide, eine Treibhausrose im Haar, er im schwarzen Anzug, der die schlanke Gestalt so vortheilhaft hervorhob. Das sagte sich selbst die Baronin, die, von der Leutebescherung etwas müde geworden, am Arme ihres Gatten hinzutrat, und im Geist entwarf sie für den Frühling neue Reisepläne nach dem sonnigen Italien. „Nun kommt unsere Bescherung," sagte sie freundlich zu Schubert und führte auch ihn an seinen Platz. Eine elegante Briefmappe lag dort. Aber wie er sie bewundernd aufschlug, schoß ihm das Blut siedend heiß in's Gesicht; zwischen den Blättern lag eine beträchtliche Banknote. Hastig klappte er die Mappe zu.

„Haben Sie zuweilen auch Verse gemacht, Herr Oberlehrer?" tönte in diesem Augenblick Margarethens Stimme zu ihm hinüber.

„Wie sollte ich nicht! Das Dichten ist ja ein Handwerk, das wir Deutschen alle zu verstehen glauben."

„Und dann machten Sie mir kein Weihnachtslied?" fragte sie vorwurfsvoll, und ein leichter Schatten von Unmuth flog über die eben noch so heiteren Züge. „Es wäre doch eine so hübsche Aufmerksamkeit für mich gewesen."

„Ich fabricire nur für meinen Hausbedarf," antwortete Schubert schroff, und verletzt wandte sich die Baroneß ab. Gleich darauf trat der Diener in's Zimmer und meldete dem Herrn Secretär, daß der Schlitten vorgefahren. — —

Schubert fühlte sich nicht glücklich, nicht heimisch mehr an der Seite seiner Braut. Die engen Räume bedrückten, ihr kindliches Geplauder langweilte ihn, und als sie ihm ihre schlichten Weisen spielen wollte, schützte er Kopfweh vor — er hatte Chopin gehört. „Du siehst auch so furchtbar angegriffen aus," seufzte Anna ängstlich besorgt, „leidest Du oft an Kopfweh?"

„Zuweilen! das sind die Nachwehen des Examens."

„Und von Deinem Baron und seiner Familie erzählst Du uns auch Nichts! Sind die Menschen gut und freundlich gegen Dich, und wie sieht die Tochter aus?"

„Ich habe Dir das Alles ja bereits ausführlich geschrieben; laß uns die kurze Zeit meines Hierseins lieber von unseren Angelegenheiten plaudern!" Und er zog sie zu sich auf's Sopha, und sie machten Zukunftspläne von der künftigen Einrichtung ihres künftigen Hauses.

„Eine Couchette mußt Du haben," plauderte Anna eifrig, „es wird schon gehen!" —

„Ja, freilich," nickte er zerſtreut und dachte dabei an die elegante Couchette in ſeinem Zimmer zu Schlobitten, wo er ſo oft in ſündigen, begehrlichen Gedanken der adeligen Erbtochter gedacht hatte. Am Morgen des dritten Feiertages beſann er ſich plötzlich darauf, daß er durchaus zurück müſſe. „Es findet heute Abend ein kleiner Ball ſtatt, zu dem ich gewiß der Baronin manche kleine Vorbereitung abnehmen könnte." Damit eilte er ſelbſt zur Station, um ſich Extrapoſt zu beſtellen. Auf ſeiner Hinfahrt nach Königsberg war er einem Schlitten begegnet, der den Weg nach Schlobitten einſchlug. Darin ſaß, in ſeinen Pelzmantel gehüllt, wie er beim Mondlicht ganz deutlich erkennen konnte, ein junger Offizier. Wer mochte das wohl ſein, und was ſuchte er auf dem Schloſſe? Erdmann, der auf vielfaches Bitten zum Mittageſſen erſchienen war, blickte den Freund ob ſeines plötzlichen Entſchluſſes ganz überraſcht an. „Das iſt übertriebener Dienſteifer," ſagte er und ſchüttelte unwillig den Kopf, während er den Abreiſenden trotz des ſchauderhaften Schneeſtümens bis zum Schlitten begleitete. Als die Pferde bereits anzogen, rief der junge Arzt dem Freunde zu: „Ernſt, liebſt Du Anna auch noch?" Aber die Glöcklein klingelten luſtig und fort ging's, und wenn eine Antwort auf die Frage erfolgt war, ſo verlor ſie ſich jedenfalls in dem Schellengeläut und dem Wiehern der Roſſe. Nachdenklich trat er in's Zimmer zurück zu Anna an's Fenſter, die den ſcheidenden Verlobten wegen ſtarker Erkältung nicht hatte hinausbegleiten dürfen.

Zur allſeitigen Ueberraſchung langte Schubert im Schloſſe an.

„Wir wollten Ihnen morgen oder übermorgen den Schlitten nachſchicken," ſagte der alte Baron. Die Baronin ſtellte vor: „Herr Schubert, unſer Secretär . . ." „und Oberlehrer," fügte Fräulein v. Armfeldt raſch hinzu — „mein Neffe, Woldemar v. Armfeldt, Lieutenant im Huſaren-Regiment Nr. 1." Die beiden jungen Leute verbeugten ſich ceremoniell, und der Lieutenant nahm ſäbelklirrend ſeinen früheren Platz ein. Der Baron erſchien wie verjüngt, wenn er auf den kecken, friſchen Offizier blickte, der in der kleidſamen, ſchnürereichen Tracht der rothen Huſaren einen gar nicht üblen Anblick gewährte, wie ſich auch Schubert geſtand, den übrigens das gänzliche Ignoriren ſeiner Perſon durch den jungen Herrn etwas verdroß. Zudem machte ihn das immerwährende Spiel mit dem zierlichen, röthlich gefärbten Schnurrbärtchen ganz nervös. Er zog ſich daher bald auf ſein Zimmer zurück. „Ich könnte den meinen auch ſo drehen!" Mit dieſem Gedanken warf er ſich ermüdet auf die Couchette und ſtützte den jetzt wirklich ſchmerzenden Kopf in die Hand. Erſt als die lockenden Weiſen der Tanzmuſik ſchon längere Zeit riefen, betrat auch er den Ballſaal. Er brachte einigen Damen, denen von der ſchönen Jugend Nichts als die noch immer friſchen und ſcharfen Zünglein geblieben waren, ſaftige Apfelſinen zum Troſt für ihr Sitzenbleiben und ward für ſolch' zarte Aufmerkſamkeit huldvollſt in die Unterhaltung hineingezogen. Ihm war's ſchon recht; konnte er doch ſo am beſten zuſchauen, wie Margaretha tanzte, und ſie tanzte wundervoll in ihrem roſaſeidenen Ballkleide mit der fliegenden Schärpe daran. Ohne Spur von Ermüdung in

dem ſanft gerötheten Antlitz ſchwebte ihre graciöſe Geſtalt durch den tageshellen Raum.

„Warum tanzen Sie denn gar nicht?“ fragte ſie ihn einmal, als die Muſik eine Pauſe machte.

„Ich habe bei meinen Studien nie Zeit gefunden, mich auch noch mit der freilich überaus wichtigen Tanzkunſt vertraut zu machen,“ entgegnete der Angeredete kurz.

„Da verzichten Sie auf einen großen, ſehr großen Genuß,“ riefen die thaufriſchen Lippen der jungen Dame mit leiſem Bedauern, und ehe Schubert noch eine Antwort geben konnte, intonirte die unermüdliche Muſik wieder, und Margaretha flog im Arme ihres Vetters in tollem Wirbel dahin. — Der Ball war endlich zu Ende. „Gottlob, nun hat die Muſik aufgehört, nun kann man ſchlafen,“ ſeufzte Schubert, als er die Stufen zu ſeinem Thurmzimmer hinaufſchritt, aber er ſchlief trotzdem dieſe und auch noch manche folgende Nacht nicht.

Der Lieutenant war auf die unheilvolle Idee gekommen, daß es ſich auch im Winter auf dem Lande ganz famos leben laſſe: „auf Ehre, famos — famos,“ ſchnarrte er der Tante zu, und dieſe nickte gütig und freundlich: „So bleibe doch, Woldemar, ſo lange Dein Urlaub dauert! Willkommen biſt Du uns ja immer!“ Die Reitknechte freilich dachten anders bei der Wirthſchaft des jungen Herrn im Schloſſe. Lieutenant v. Armfeldt war ein kühner und verwegener Reiter, wie's ja auch bei einem tüchtigen Huſarenoffizier gar nicht anders möglich iſt, und er ſteckte mit dieſer Luſt auch ſeine Couſine an, die früher dem Reiten keinen beſonderen Geſchmack hatte abgewinnen können. Wenn die muthigen Hengſte vor der Rampe ſcharrten und Herr v. Armfeldt ſeinem Bäschen galant in den Sattel half, lehnte Schubert von ohnmächtiger Eiferſucht gefoltert im Fenſter ſeines Thurmzimmers. Die Sinne verwirrten ſich ihm in leidenſchaftlichen Wünſchen, wenn er die heimlich Geliebte wild einherſprengen ſah in wehendem Schleier und eng anſchließendem, grünem Reitkleid, worüber ſich das reich mit Zobel garnirte Jacket ſchmiegte. Ja, ſeit Woldemar v. Armfeldt auf Schlobitten hauſte, wußte er es mit ſchreckenerregender Klarheit, daß es Liebe, Alles vergeſſende Liebe war, was ihn für Margaretha erfüllte, wußte er, daß er ſie nie, niemals beſitzen konnte, beſitzen durfte, und daß er zu Grunde ging, wenn ein Anderer dies Weib in ſeine Arme ſchloß, dies herrliche, berückende Geſchöpf, nach dem jeder Nerv ſeines Körpers zuckte. Ein glühender Haß bemächtigte ſich ſeiner gegen den jungen Offizier, der ihn fortgeſetzt mit faſt ausgeſuchter Nichtachtung behandelte. Wenn er konnte, ließ er ſich unter irgend einem Vorwand die Mahlzeiten auf ſeinem Zimmer ſerviren; lieber entbehrte er Margarethens Anblick, als daß er ſah, wie ſie heiter lachte, wenn der Vetter mit ſeinen Parforceritten und Wachtſtubenabenteuern renommirte, und wie nach dem Diner Alle in's Muſikzimmer gingen, nur er nicht und der Baron, der zum hundert und erſten Male ein und dieſelbe langweilige Jagdgeſchichte erzählte. „Aber heute muß ich doch wieder einmal hinunter,“ kämpfte er mit ſich, „es könnte ſonſt auffallen.“

Die ganze Tiſchgeſellſchaft befand ſich in der niedergedrückteſten Stimmung, die nur beim Lieutenant ab und zu mit einer auffallenden Gereiztheit wechſelte. Das war kein Wunder. Der junge Held, der bei ſeinem großartigen Leben in der Reſidenz zehnmal ſo viel Zuſchüſſe bekam, als ſeine Lieutenantsgage betrug und trotzdem bei Moſes und Conſorten im Schuldbuche ſtand, war einem väterlichen Wink zufolge trotz aller winterlichen Vergnügungen der Spreeſtadt nach Schlobitten gegangen, um dort ein zartes Band zu knüpfen. Mit der nöthigen Siegesgewißheit hatte der künftige Feldherr Sturm gelaufen gegen das ſtolze Herz ſeiner Couſine — und das Endreſultat war ein Korb in aller Form. Auf das Zureden ihrer Eltern hatte Margaretha mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm erklärt, ſie werde ihn nie und nimmer heirathen, und war endlich ſogar in ein krampfhaftes Schluchzen ausgebrochen, daß die erſchreckten Eltern ſie kaum zu beruhigen vermochten, obwohl der Baron ſein liebes Täubchen, ſein Goldkind mit den zärtlichſten Schmeichelnamen überhäufte, und die Baronin zuletzt ſelbſt zu weinen anfing, daß die Tochter glaube, ihre Eltern wollten ihr je Zwang anthun.

Der Lieutenant ſtürzte ein Glas Wein nach dem anderen hinunter; ſeine Wangen glühten in immer höherer Röthe, und das erregte Auge ſchien förmlich nach einem Gegenſtande zu ſuchen, um all' dem aufgeſpeicherten Aerger und Verdruß Luft zu machen. Mit einem ſpöttiſchen Blick auf Schubert ſagte er laut zu ſeiner Tante gewandt: „In Berlin ſpielen die Herren Studenten eine wahrhaft klägliche Rolle; ſie weichen einem königlich preußiſchen Offizier ſchon von Weitem aus; ſonſt fliegen ſie sans façon von dem Trottoir in den Rinnſtein. Ob das in Königsberg auch ſo ſein mag?"

„Wenn Sie ſich bei Ihrer Heimreiſe einige Minuten auf den Königsberger Trottoirs aufhalten wollten," verſetzte Schubert mit nachdrücklicher Betonung, „dürften Sie ſich zu Ihrem Schaden davon überzeugen, daß bei uns die umgekehrte Welt iſt."

Der Lieutenant muſterte den kühnen Sprecher vom Kopf bis zu Fuß. „Im Hauſe meines Vaters darf der Schreiber nur dann ſprechen, wenn man ihn fragt," gab er endlich ſchnöde zurück. Die Baroneß erbleichte tödtlich; aber ehe ſie noch die Lippen öffnen konnte, replicirte Schubert bereits, wie es ſchien, mit eiſiger Ruhe: „Der Umſtand, daß wir einander vorgeſtellt ſind, hätte Sie darüber belehren müſſen, daß hier andere Sitten zu Recht beſtehen, als in dem Hauſe Ihres Herrn Vaters. Im Uebrigen iſt dies nicht der Ort mich mit Ihnen in Erörterungen einzulaſſen." Mit einer tiefen Verbeugung gegen die Damen verließ er das Zimmer.

Die Baronin hob die Tafel auf. Herr v. Armfeldt trat auf den jungen Offizier zu: „Du haſt Dir eine arge Blöße gegeben, Woldemar, Du wirſt um Entſchuldigung bitten müſſen."

„Um Entſchuldigung . . . ich Deinen Schreiber?" ſpöttelte dieſer.

Der Baron zuckte ungeduldig die Achſeln: „So wird Oberlehrer Schubert

wahrſcheinlich Satisfaction fordern.“ Damit warf er ärgerlich die Thür des Salons hinter ſich zu und ſchritt nach ſeinem Arbeitszimmer, in das er immer flüchtete, ſobald ihn Etwas verſtimmte. Der Lieutenant, der ſich allein gelaſſen ſah, ſtampfte mit einem „verdammt“ zwiſchen den Zähnen die Treppe zu ſeinem Zimmer hinauf.

Schubert erwartete ihn dort. „Sie ſind wohl kaum geſonnen, Ihre bei Tafel ausgeſtoßenen Beleidigungen zurückzunehmen?“ fragte er den Eintretenden.

„Sehr richtig vermuthet, mein Herr!“

„Dann habe ich Sie nur um die Namhaftmachung Ihres Secundanten zu bitten.“

Der Geforderte fixirte den Gegner ſcharf. „Ich nehme die Forderung an,“ ſprach er endlich gedehnt, „weil Sie ja neben Ihrem Schreibergeſchäft auch noch Oberlehrer ſein ſollen. Nur Eins! Morgen Nachmittag verlaſſe ich Schlobitten. Wir müſſen alſo heute noch nach Königsberg, um dort alle Arrangements zu treffen; dann kann morgen in aller Frühe das Duell hier ſtattfinden. Heute Abend werde ich mit meinem Secundanten in dem Königsberger Offizier-Caſino ſein. A propos . . . wo liegt dies doch?“

„Auf dem Roßgärtner Markt!“ — Die Unterredung war damit zu Ende.

Eine halbe Stunde ſpäter fuhr Lieutenant v. Armfeldt, in ſeinen Pelzmantel gewickelt, der Stadt zu; unmittelbar darauf folgte Schubert in einem kleinen Einſpänner. Margaretha hatte von ihrem Fenſter aus das Klingeln der Glöcklein vernommen; ſie ſah die beiden Herren einzeln einſteigen und ahnte auch wohl, was ſie in's Werk ſetzen wollten, aber ſie preßte nur die Lippen feſt auf einander und drückte die brennende Stirn an die kalten Scheiben. Es konnte, es durfte ja nicht anders ſein.

Bald hatte Schubert einen jungen Arzt gefunden, der ſich bereit erklärte, morgen am Platze zu ſein. Auch das Finden eines Secundanten bereitete keine Schwierigkeit. Er trat auf den erſten beſten Corpsburſchen zu und ſchilderte ſein Rencontre mit dem Offizier; der Student ſtellte ſich ſofort zu ſeiner Verfügung und eilte alle Vorbereitungen zu treffen. So war Schubert alſo fertig und konnte noch ſeine Braut aufſuchen. Aber er ſchlenderte nur ziel- und planlos durch die öden Straßen der Stadt, die bei der ſparſamen Gasbeleuchtung einen unheimlichen Eindruck machten. Auch zu Erdmann ging er nicht; er fürchtete deſſen prüfenden Blick und daß er wieder fragen würde: „Liebſt Du Anna auch noch?“ Er fürchtete neben ſeiner Braut zu ſitzen und mit ihr von ſeiner Liebe zu ſprechen, die doch ſchon längſt einem anderen, unerreichbaren Stern gehörte. Und doch! wer löſt die dunklen Räthſel des Menſchenherzens! Als der Nachtwächter die zehnte Stunde gepfiffen und Anna wohl ſchon ruhig und ſanft ſchlummerte, ſchlich Schubert ſich wie ein Dieb in der Nacht um das Haus herum, lehnte den Kopf an den Bretterzaun des kleinen Gärtchens und ſtarrte zu der Linde empor, deren kahle Aeſte ihre dunklen Schatten auf die Schneefläche warfen. „Wenn Anna jetzt herausträte und mich bei der Hand ergriffe . . . ich würde

ihr wohl folgen weit, weit fort, wo keine Spur mehr von Margaretha!“ Und bei dieſen Gedanken blickte er ſich doch ſcheu und ängſtlich um, ob ſie nicht am Ende zur Wahrheit würden. Nein, ſie kam nicht; er konnte ſich unbehelligt in den Schlitten ſetzen und dem ſtolzen Schloſſe zujagen, und mit ihm jagten die quälenden Gedanken und Gewiſſensbiſſe. Er war ja ein elender Bankerotteur geworden an Liebe und Treue, der nur noch wünſchte, daß ein paar Loth Blei ihm zu einem leidlichen Abſchluß verhälfen.

Die helle Winterſonne beleuchtete das Kampffeld, auf dem die beiderſeitigen Secundanten der Form wegen noch einen Sühnungsverſuch unternahmen. „Alſo funfzehn Schritt Diſtance und zweimaliger Kugelwechſel!“ Damit trennten ſich die beiden Herren und die Gegner traten an; auch die Secundanten machten ſich ſchußfertig. „Eins!“ zählte der Arzt als Unparteiiſcher . . . eine ſecundenlange Pauſe . . . die kleinen, glatten Läufe glitzerten drohend in der Sonne . . . „zwei“ . . . die beiden Schüſſe krachten gleichzeitig. Die Secundanten ſprangen hinzu. Niemand verletzt? „Niemand!“ „Bleibt's beim zweiten Schuß?“ Die beiden Herren nickten nur, und wieder wurden die Piſtolen geladen.

Da ertönten raſche Schritte auf dem kniſternden Schnee. Der Baron erſchien. „Guten Morgen — meine Herren! Verzeihung, daß ich ſtöre — aber auf meinem Grund und Boden übe ich die Gutspolizei; da wollte ich nur nachſehen.“ Er trat dicht an den Lieutenant heran. „Hör', Woldemar! daß Schubert vorbeigeſchoſſen, wundert mich nicht, der Mann iſt noch zu wenig mit mir auf der Jagd geweſen, aber daß Du, ein Lieutenant von den rothen Huſaren, nicht beſſer Dein Handwerk verſtehſt, das fordert eine exemplariſche Strafe. Lege dafür die dumme Sache bei.“

„Das nächſte Mal treffe ich vielleicht beſſer,“ lachte der junge Offizier etwas gezwungen, der unter dem ſtrengen Blick des Oheims roth geworden war.

„Nun ſo bleibe ein Starrkopf!“ rief der alte Herr verdrießlich und trat aus der Schußlinie zurück.

Die beiden Duellanten ſtellten ſich wieder in Poſition, der Lieutenant mit all' dem Applomb, den die preußiſchen Offiziere wahrſcheinlich nach einem geheimen Geſetzesparagraphen an den Tag legen müſſen.

„Der Schubert hat doch eine ganz paſſable Haltung!“ murmelte der alte Baron von ſeinem Platze aus befriedigt, „ſieht nur ein wenig übernächtigt aus!“ Sein Secretär mußte ihm doch an's Herz gewachſen ſein, denn er erbleichte, wie jetzt Woldemar v. Armfeldt die Waffe richtete. „Ah, verdammt! der Junge viſirt jetzt wirklich ſchärfer . . . hält gerade auf's Herz. Doch nein . . . da ſchwankt der Lauf“ — und der alte Herr athmete erleichtert auf, während die beiden Schüſſe in raſchem Aufblitz durch das ſtille Thal dröhnten. Das geübte Jägerauge hatte ſich nicht getäuſcht. Woldemar's Kugel hatte ihr Ziel verfehlt, wie die Schubert's. Die beiden jungen Männer traten nun auf einander zu und reichten ſich kalt die Rechte, aber die düſter zuſammengezogenen Brauen verriethen,

daß in Beider Bruſt noch die tiefſte Erbitterung kochte und der vergebliche Pulverblitz Nichts daran geändert hatte.

„Meine Herren, auf ein Glas Champagner!“ lud der Baron ein, und die Secundanten, begeiſtert von der angenehmen Ausſicht, beeilten ſich ihre Piſtolen in's Futteral zu ſtecken; ſie halfen ſogar dem Chirurgen das ausgebreitete Verbandzeug ſchneller zuſammenpacken.

Nach dem Diner, das man Schubert auf ſeinem Zimmer ſervirt hatte, verließ Herr Woldemar v. Armfeldt das Schloß in der übelſten Stimmung; er hatte nirgends reuſſirt, nicht einmal in einem lumpigen Duell mit einem lumpigen Schreiber ſeines Onkels, wie er zähneknirſchend meinte. Den Berliner Kameraden wollte er Nichts von den Genüſſen ſeines Landaufenthalts mittheilen.

Erſt zum Abendeſſen betrat Schubert den Familienſalon. Margaretha ſprach Nichts; ſie erwiderte ſtumm ſeine Begrüßung, aber ein jäh aufleuchtender, ſtolzer Blick, mit dem ſie ſeine ganze Geſtalt in ſich aufzunehmen ſchien, belehrte ihn, daß ſie zufrieden. „Nach dem Eſſen gehen wir Alle in's Muſikzimmer hinüber, Herr Oberlehrer!“

Der Baron unterdrückte ſeufzend den Anfang ſeiner Jagdgeſchichte, aber auch er folgte mit ſeinem Secretär. Margaretha ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte mit einem ſo hinreißenden Ausdruck: „Er iſt gekommen durch Sturm und Regen und hat genommen mein Herz verwegen,“ daß die Baronin bleich zu ihrem Gatten hinüberſah, der mit einem leiſen: „nicht möglich“ antwortete.

„Kennen Sie dies Lied,“ fragte Margaretha Schubert, indem ſie aufſtand und das Clavier abſchloß. „Kind, ſpiele uns doch noch Etwas vor,“ rief die Baronin bittend hinüber. „Nein, Mama, heute kann ich nur das Eine ſpielen,“ ſagte Margaretha, ſetzte ſich auf ein Tabouret zu Füßen ihrer Mutter und legte den Kopf auf deren Schooß. „Und hat genommen mein Herz verwegen,“ hauchte ſie noch einmal ganz leiſe.

„Herr Oberlehrer,“ wandte ſie ſich, wie von einem neuen Gedanken erfaßt, zu Schubert, der am Clavier ſtehen geblieben war, etwas unſchlüſſig, ob er gehen oder bleiben ſollte, „ich will bei Ihnen einige Stunden in Philoſophie nehmen!“

„Aber Kind, das iſt doch Nichts für Dich,“ rief die Baronin jetzt wirklich ganz erſchreckt, und auch der Vater räuſperte ſich zu der Einrede: „Du weißt ja gar nicht, ob Herr Schubert Zeit und Luſt hat, Dir dieſe Stunden zu geben.“

„Ich will aber einmal Schopenhauer kennen lernen; ich habe geſtern in der „Deutſchen Revue“ einen Artikel über ihn geleſen, der mich auf's Höchſte intereſſirt hat. Nicht wahr, Herr Oberlehrer, Sie geben mir jeden Tag eine Stunde?“

Der junge Mann ſtarrte zu Boden. Wie eine Alles verſchlingende Fluthwelle unſäglichen Glückes hatte es ihn bei der Vorſtellung überkommen, Margaretha Stunden zu geben, neben ihr zu ſitzen und in die tiefen, braunen Augen zu ſchauen. Aber er wollte dagegen ankämpfen mit aller Macht ſeines Willens. Noch glich er ja der Motte nicht, welche in wahnſinniger Verblendung in das

Licht hineinfliegt, das sie versengt und tödtet. „Ich kann leider Ihren Wunsch nicht erfüllen, gnädiges Fräulein," sagte er mit einem tiefen, beklommenen Athemzuge; „bei meinem Studiren habe ich nicht Zeit gefunden, mich eingehend genug mit der Philosophie zu beschäftigen."

Margaretha warf blitzenden Auges das Haupt in den Nacken. „Ich habe bislang geglaubt, daß es die edelste Aufgabe des Historikers bilde, tief in die Lebensströme und Geistesregungen aller Völker einzudringen, und nun erklären Sie auf einmal von der deutschen Philosophie Nichts zu verstehen, die auf's Innigste mit der Entwickelung unseres Volkes verwachsen ist, wovon sogar schon meine einfältige Gouvernante läuten gehört."

Schubert hätte ihr antworten können, daß ein ganzes Leben nicht ausreichen dürfte, eine so weit gestellte Aufgabe zu lösen, aber er begnügte sich damit, nur zögernd einzuwenden: „Schopenhauer ist ohne Kant nicht zu verstehen, und das Studiren Kant's ist ein außerordentlich kopfzerbrechendes."

„Aber darum will ich ja auch Ihre Hilfe," brauste jetzt die junge Dame auf; „Sie sollen mir das von Kant vortragen, was zum Verständniß Schopenhauer's gerade nöthig ist — hören Sie, ich muß meine Stunde haben! Bitte, lassen Sie gleich morgen vom Buchhändler die betreffenden Werke kommen."

Schubert blickte fragend zur Baronin hinüber. „Thun Sie dem Kind den Willen!" seufzte diese leise.

„O, Mama, wie gut Du doch bist!" Das junge Mädchen schlang ihre Arme um der Mutter Nacken und brach in leidenschaftliches Weinen aus. Aber rasch trocknete sie ihre Thränen und rief Schubert, der sich rücksichtsvoll der Thüre zugewendet hatte, nach: „Da sehen Sie also, wie Sie mich geärgert haben — übermorgen beginnen wir also!"

„Uebermorgen," wiederholte der junge Mann und verbeugte sich schweigend zum Nachtgruß.

Die Stunden nahmen ihren Anfang, und Schubert saß halbe Nächte über Kant gebeugt, um sich zu ihnen vorzubereiten. Er wäre lieber gestorben, als sich den klugen, fragenden Augen gegenüber eine Blöße zu geben; er arbeitete sich mit leidenschaftlichem Ehrgeiz in das ihm fast ganz fremde Feld hinein, damit sein Vortrag so werde, wie ihn Schopenhauer von dem echten Philosophen fordert: tief und klar, wie ein Bergsee. Aber je mehr er Kant's „Kritik der reinen Vernunft" studirte, desto völliger ging die eigene dabei in die Brüche. Was schadete es ihm, daß die Baronin auch plötzlich eine leidenschaftliche Vorliebe für Schopenhauer'sche Weisheit empfand und mit rühmenswertheſter Pünktlichkeit Tag aus Tag ein zu den Stunden erschien und sich mit der Handarbeit an's Fenster setzte, und anfangs sogar der alte Baron mit der langen Pfeife im Munde das vierte Rad am Wagen bildete, bis Margaretha die energischste Verwahrung gegen seine Anwesenheit und sein sie nervös machendes Gähnen einlegte, — was schadete ihm das Alles — er sah doch die Geliebte sich gegenüber mit dem sinnenden Zug des Nachdenkens um den fein geschnittenen Mund, er durfte

in dieſe unergründlichen Augen ſchauen, die ſchon an und für ſich ein lebendiger Proteſt gegen jene häßliche Lehre vom Nirvana waren. Suchte ſich das junge, blühende Mädchen, ſo gehegt und gepflegt von Liebe und Fürſorge, wirklich dieſe nur in ihrer conſequenten, tiefen Troſtloſigkeit erhebende Philoſophie des Peſſimismus zu eigen zu machen? Das war das unheilvolle Räthſel der Sphinx, welches ihm den Verſtand zu verwirren drohte. Manchmal wollte es ihm dünken, als ob ſeine lernbegierige Schülerin nur ihren gemeinſamen Lehrmeiſter ironiſire. Sie hatte für ſich allein das nicht gut vorlesbare Capitel in den Parerga und Paralipomena: „Ueber die Weiber“ durchgenommen. Als Schubert nun zur Stunde kam, ſchaute ſie ihn mit einem vielſagenden, langen Blick an: „Ich bin dem Philoſophen für dieſen Eſſay zum tiefſten Dank verpflichtet; er hat mich noch mehr in meiner Anſicht beſtärkt, daß es für jedes Mädchen, und ſtände es auch noch ſo hoch, viel höher noch als ich, in der Hierarchie der Geſellſchaft ein großes, unverdientes Glück iſt, wenn ein Mann um ſie wirbt; — wir Frauen taugen alle nicht viel!“

„Margaretha!“ rief die Baronin von ihrem Fenſter her mit ſtrengem Verweiſe.

„Mama, haſt Du dies Capitel geleſen? . . . Nein? nun ſiehſt Du! . . . ſonſt würdeſt Du eben ſo denken wie ich; die Logik darin iſt unwiderlegbar.“

Die wärmere Frühlingsſonne ſchmolz den Schnee dahin, und als die Gärtnerskinder dem gnädigen Fräulein das erſte Veilchen brachten, das ſie im Freien gefunden, ſchlug Margaretha des Philoſophen „Welt und Wille“ jubelnd zuſammen und rief: „Kommen Sie, Herr Oberlehrer, wir wollen ſelbſt auch ſuchen!“

„Ich will Euch helfen,“ erklärte die Baronin; „die kleine Bewegung wird mir ſehr gut thun.“

Um Margarethens Mund zuckte es in nervöſer Ungeduld; ſie wurde des Suchens bald überdrüſſig und warf nur herbe hin: „Bitte, Herr Oberlehrer, helfen Sie meiner Mutter finden!“

Bald jagten ſich oben in raſendem Tempo die ſchrillen Accorde, die, recht abſichtlich gegriffen, in das ſehnſuchtsvolle Ringen und Fluthen mit ſchneidendem Weh hineinklangen. Die Baronin fuhr zuſammen; mehr zu ſich als zu Schubert flüſterte ſie: „Das iſt ein Troſt zu der Jagd nach dem Glück.“

Ja, das war's — es war die Jagd nach dem Glück — und in knabenhafter Uebereilung hatte ſich Schubert ſelbſt der Möglichkeit beraubt, ihr zu folgen. Er hätte ſich am Ende zu dem Wahnſinn aufgeſchwungen, auf wohl nur mißverſtandene Zeichen von Gunſt um den Beſitz der Geliebten zu ringen, aber konnte er's jetzt, er, der Verlobte einer Anderen? Wie würde ihn das ſtolze Freifräulein mit verächtlichem Kräuſeln der Lippen anſchauen, wenn es erführe, daß er verlobt ſei mit einem ſchlichten, einfachen Mädchen aus dem Volke, das Nichts hatte als ein treues, unſchuldiges Herz, deſſen ſiebenter Himmel der Traum von einer kleinen Frau Oberlehrer war.

In dieſe Hetzjagd der Gedanken tönte die Stimme der Baronin: „Ich finde, die Stunden ſtrengen Margarethe zu ſehr an, wir müſſen bald an neue Reiſepläne denken; vielleicht betheiligt ſich auch diesmal der Baron an unſerer Vergnügungstour, da wir Sie ja noch bis zum Herbſt bei uns haben.“ Ein wehmüthig-ſarkaſtiſches Lächeln flog über Schubert's Geſicht. „Eine Reiſe ſchafft gewiß viele neue Anregungen,“ erwiderte er endlich.

Ende Mai kam ein Brief von Anna, der den Verlobten auf Tage verſtimmte und förmlich krank machte, ſo lieb und gut auch die Zeilen waren und ſo viel Sehnſucht ſie auch athmeten. „Nur noch vier Monate,“ ſchrieb ihm Anna, „dann kehrſt Du zu uns zurück und Alles iſt wieder licht und freundlich um mich her. Mein lieber, lieber Ernſt! Was würde wohl aus mir, wenn ich ohne Deine Liebe leben müßte! Mit unſerem guten Papa wird es bald zu Ende gehen. Doctor Erdmann kommt jetzt ſehr oft und bereitet uns ſchonend auf ſein Scheiden vor. O, es iſt ſchrecklich, an den Tod zu denken . . . ich will mich mit meinen Thränen zu Dir flüchten und Leben und Liebe von Deinen Lippen küſſen.“ — Ja, ſie wollte zu ihm flüchten, an ſein Herz — und das war geſtorben für ſie — aber treulos wollte er nicht werden — nein, treulos nicht. Das Wort, das bindet, und Nichts kann es löſen, keine Gewalt im Himmel noch auf Erden. Wie er es aushalten würde Liebe zu lügen ein ganzes Leben Stunde um Stunde, er wußte es nicht — er wußte überhaupt Nichts, als daß er jede Minute, die ihm noch blieb auf Schlobitten, ausnützen wollte im Anſchauen des Glücks und im Entſagen. Noch vier Monate lachte ihm das Auge Margarethens, berauſchte ihn der Wohlklang ihrer ſüßen Stimme, das Kniſtern des Seidengewandes, welches die Göttergeſtalt ſeinem profanen Blick verhüllte. Vier Monate nur! fürwahr ein karger Preis der Höllenqual, die unvermeidlich kommen mußte, denn treu wollte er bleiben, treu dem Gebote der Pflicht und Ehre.

(Schluß folgt.)

Johann Reinhold von Patkul.

Von **Conſtantin Mettig** in Riga.

Beim Betreten des impoſanten, mit hiſtoriſchen Bildern geſchmückten Treppenhauſes der Großen Gilde, wo die alterthümlichen Schätze Rigas Aufſtellung gefunden hatten, wurde mein Blick ſogleich von dem Bilde eines Mannes mit energiſchen Zügen in kriegeriſcher Rüſtung gefeſſelt. Es war das Portrait Patkul's, und die Erinnerung rief die Eindrücke einer weihevollen Stunde meiner Jugend wach, wo ich als Knabe in der ehrwürdigen und ſchönen Aula der Univerſität Dorpat unter einer mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuhörenden Verſammlung den Worten eines Mannes lauſchte, der den Anweſenden in begeiſternder Sprache ein feſſelndes Lebensbild des einſt ſo mächtigen und zuletzt ſo namenlos unglücklichen Patkul entwarf. Der Vortragende war kein Anderer als der uns allen bekannte Profeſſor C. Schirren. Seit jener Zeit hieß es allgemein, Schirren werde die Schickſale unſeres berühmten Landsmannes darſtellen. Wohl kaum ein Gelehrter iſt für die Löſung dieſer Aufgabe in dem Maße geeignet wie Schirren. Seine eingehenden Forſchungen auf dem Gebiete der livländiſchen Geſchichte, ſeine allgemeinen hiſtoriſchen Kenntniſſe, ſein politiſches Urtheil und ausgeprägtes Rechtsgefühl, ſein Patriotismus und ſeine bewunderungswürdige Darſtellungsweiſe, alles das ſichert ihm vor den übrigen Hiſtorikern dieſer Periode den Vorzug. Daß wegen der europäiſchen Bedeutung eines Patkul die Materialien zu ſeiner Geſchichte nicht leicht zu beſchaffen und daß eingehende, zeitraubende Studien auch ſelbſt einem Schirren zur Vervollſtändigung ſeiner Quellenſammlungen nicht erſpart bleiben könnten, war auch dem Minderkundigen begreiflich. Daher wartete man und tröſtete ſich der Hoffnung, wenn auch Jahre vergingen, daß die Frucht der Arbeit Schirren's zur Reife gelangen werde*). Darüber iſt nun faſt ein halbes Menſchenleben dahin gegangen, und noch immer nicht iſt die erhoffte

*) C. Schirren, „Die Receſſe der livländiſchen Landtage aus den Jahren 1681 bis 1711", p. IV; Fr. Bienemann, „Aus baltiſcher Vorzeit", p. 170; A. Brückner, „Peter der Große", p. 387. Anm. 1.

Biographie Patkul's aus der Feder Schirren's erſchienen. Es iſt möglich, daß in Folge der verbreiteten Anſicht über die von Schirren beabſichtigte Herausgabe der Lebensgeſchichte Patkul's oder des nordiſchen Krieges die einheimiſchen Hiſtoriker eine Bearbeitung der ſonſt ſo intereſſanten Geſchichte Patkul's für nicht geboten hielten.

Neuerdings ſind von ausländiſchen Gelehrten über Patkul's Leben und Charakter Urtheile ausgeſprochen worden, die uns zwingen müßten, unſere Sympathien für ihn aufzugeben. Sjögren's*) Arbeit über Patkul iſt die Lebensbeſchreibung eines von Anfang an mit ſchwerer Schuld beladenen Staatsverbrechers, in dem man vergeblich höhere Bildung und ſittliches Bewußtſein ſucht. Wie er, ſo hätten ſich auch ſeine Standesbrüder an Schweden ſchwer verſündigt, für die er in ſeinem übermüthigen Stolze, ſeiner heimtückiſchen Rachſucht, ſeinem rückſichtsloſen Egoismus, ſeiner empörenden Bosheit und tyranniſchen Wildheit gegen Untergebene als Typus eines livländiſchen Edelmannes gelten kann. Ein Menſch wie Patkul, welcher die unwürdigſten Handlungen im Privatleben verübt, iſt aller in ſeiner Eigenſchaft als Staatsmann ihm zugeſchriebenen Verbrechen fähig. Der Verfaſſer hat unſtreitig das Verdienſt, den Proceß Patkul's in Stockholm zum erſten Male an der Hand der Acten aus dem Stockholmer Archiv geprüft und manches Neue beigebracht zu haben, geräth aber ſelbſt in den von ihm gerügten Fehler der Parteilichkeit; der hiſtoriſchen Vergangenheit und dem eigenartigen ſocialen und politiſchen Zuſtande Livlands durchaus keine Rechnung tragend, erkennt er einen livländiſchen Patriotismus keineswegs an und ſieht in der Vertheidigung der Ritterſchaft geradezu ein ſtrafbares Unterfangen. Charakteriſtiſch für die Tendenz iſt der Umſtand, daß der Verfaſſer ſeine Belege für die Angriffe gegen die Ritterſchaft oft dem bekannten Adelsfeinde Jannau, der die Reduction als eine Wohlthat begrüßt, entlehnt. Die über Patkul verbreiteten und vom Verfaſſer wiedererzählten Scandaloſa dürften, ſelbſt wenn ſie alle begründet ſeien, zu derartigen Rückſchlüſſen, wie ſie oben erwähnt ſind, nicht berechtigen, deſſen ungeachtet wird man bei eingehenden Studien der in dem livländiſchen Ritterſchaftsarchiv aufbewahrten Proceßacten betreffs der Patkul'ſchen Ausſchreitungen zu weſentlich anderer Auffaſſung der ihm zur Laſt gelegten Schuld gelangen**).

So viel zur Charakteriſtik der Sjögren'ſchen Arbeit.

Die zweite Patkul betreffende Publication jüngſten Datums ſtammt aus der Feder des Amtsrichters a. D. Kaſimir v. Jarochowſki in Poſen***) und be-

---

*) Otto Sjögren, „Johann Reinhold Patkul", p. 353 bis 444. 2. Heft der Stockholmer Hiſt. Bibliothek 1880.

**) Der Ritterſchaftsarchivar Baron Bruiningk hatte die Freundlichkeit mich auf den Werth der beſagten Actenſtücke aufmerkſam zu machen.

***) Neues Archiv für ſächſiſche Geſchichte und Alterthumskunde. Herausgegeben von Dr. Hubert Ermiſch, königl. Archivrath. Dresden, 1882, III. Bd. 3. u. 4. Heft.

handelt den letzten Abschnitt seines Lebens, betitelt: „Patkul's Ausgang". Patkul's Charakter während seiner livländischen Zeit und seine Conflicte mit Schweden erfahren hier eine günstigere Beurtheilung. Mit einer gewissen Anerkennung spricht der Verfasser von dem begabten Vertheidiger der ständischen Rechte Livlands und zeigt, wie aus einem Idealisten, der nach den Traditionen seiner vaterländischen Geschichte in Polen gegen die erdrückende Macht ungestümer Nachbarn Hülfe suchte, durch die fortwährende Berührung mit den Cabinetten, Höfen und Staatsmännern jener Zeit ein Mensch ihres moralischen Werthes, ein Politiker ihres Schlages werden mußte. Es hat den Anschein, als ob sittliche Grundsätze in den Kreisen, in denen er sich in der zweiten Hälfte seines Lebens bewegte, völlig fremd seien. Gar zu bald huldigt auch er denselben Lebensanschauungen. Mit dem Betreten der neuen Laufbahn ersterben seine Ideale, und er bildet sich zu einem eingeschulten, intriguanten Diplomaten aus. „Livland mit seinem Adel, mit seinen Rechten und Freiheiten werden von der Agende zu bald vergessenen Posten." „Wir haben es," sagt Jarochowski, „von nun an aber mit einem ränkesüchtigen Agenten, sei es des Königs August, sei es des Zaren Peter, zu thun. Vergeblich suchen wir in seiner Correspondenz, in seinen Verhandlungen mit den zeitgenössischen Monarchen, Staatsmännern, Generalen, wenn auch nur nach dem Namen seines Vaterlandes Livland." „Politischer Tact und, was die Hauptsache ist, politischer Erfolg würden allerdings den Neidern und Feinden Stillschweigen geboten haben. Hier jedoch gerade zeigt sich die allerschwächste Seite Patkul's. Bei aller wissenschaftlichen Bildung, bei aller gesellschaftlichen und diplomatischen Routine bleibt Patkul eine frivole, von Eigendünkel beherrschte, dabei flache und intriguante Natur, die alle begangenen Fehler gewöhnlich durch die Abwälzung der Schuld auf Andere oder fruchtlose Recriminationen der Vergangenheit gut zu machen und zu erklären sucht. Ein unruhiges, ungeduldiges, leicht aufbrausendes, demnächst eben so leicht ermattendes Wesen, ein wahres Conglomerat von Eigenthümlichkeiten, die wie dazu geschaffen sind, um einen mit ihnen behafteten, in den Strudel des damaligen Hof- und Cabinetslebens geschleuderten Menschen früher oder später zu verderben." Die in fesselnder Sprache geschriebene und auf Grundlage eingehender Quellenstudien nach Materialien aus den Archiven zu Dresden und Kopenhagen aufgebaute Darstellung trifft im Großen und Ganzen den Kern der Wahrheit. Die auf historischer Begabung und umfassender Kenntniß der Zeitverhältnisse beruhende Sicherheit des Urtheils und des Strebens nach historischer Objectivität heben wir rühmend hervor, wenn wir auch nicht in allen Stücken mit des Verfassers Darlegung uns einverstanden erklären und für einzelne Behauptungen überzeugendere Beweismittel verlangen. Jarochowski macht allerdings den Eindruck eines unparteiischen Richters, aber trotz alledem will es uns scheinen, daß der Verfasser den vor dem Richterstuhl der Geschichte stehenden Angeklagten: König August und seinen Genossen einerseits und Patkul andererseits, Letzterem einen zu großen Antheil der Schuld beimißt, was freilich zum Theil durch den Umstand Erklärung findet, daß Jaro-

chowski den Charakter Patkul's sich zum Vorwurf nimmt und dessen Parten nur als Staffage benutzt. Eine Widerlegung der unsere Beistimmung nicht gewinnenden Momente und eine Correctur der abstoßenden Züge vermögen wir nicht zu geben*). Dazu bedarf es einer gründlichen Durchforschung nicht allein des Dresdener und Kopenhagener Archivs, sondern auch einer Durchsicht noch vieler anderen Archive. Im Allgemeinen sind wir der Meinung, eine abschließende Beurtheilung Patkul's sei erst nach einer gründlichen Bearbeitung des sämmtlichen in den verschiedenen Gegenden zerstreuten Materials möglich; in der That eine Riesenarbeit, der sich zum großen Theil Schirren unterzogen hat, weshalb wir auch von ihm, dem besten Kenner dieser Epoche, mit Recht neues Licht über die dunkelen Vorgänge und eine Lösung der Räthsel aus dem Leben Patkul's erwarten.

Die erwähnten Publicationen zeigen uns das Bild Patkul's in ungünstigster Beleuchtung. Entweder sind die Züge mitunter entstellt oder man schaut sie in trübem, düsterem Lichte. Auf ein von allen Parteien anerkanntes Urtheil über Patkul kann man überhaupt und jetzt in Sonderheit nicht hoffen. Es erscheint uns aber wenigstens nicht billig, wenn man bei dem augenblicklichen Stande der Forschung den Ergebnissen derselben die Vollgültigkeit eines definitiven Urtheils beilegt. Der Zukunft bleibt es zunächst anheimgestellt, nach gründlicherer Archivforschung die jetzt als feststehend betrachteten Facta zu sanctioniren oder wesentlich zu modificiren. Nach dem Abschluß der Schirren'schen Studien über Patkul wird die objective Beurtheilung der Persönlichkeit, des Charakters und der Thätigkeit unseres Helden um ein Bedeutendes gefördert sein. Bis dahin werden wir mit einer gewissen Reserve an die gefällten Verdicte herantreten müssen. Wir

*) Nur die Bemerkung sei erlaubt, daß die von Jarochowski hervorgehobene, gegen Patkul in's Gewicht fallende Thatsache einer Preisgebung Livlands von seiner Seite nicht unbedingt Anerkennung finden dürfe; wenigstens können wir ein Hauptargument seiner obigen Behauptung widerlegen. Dasselbe sieht der Verf. in dem Factum, daß man in Patkul's zahlreichen Briefen und Relationen umsonst auch nur nach dem Namen seines Vaterlandes Livland sucht. In Bezug auf die Chronologie wird Jarochowski das Gesagte nur mit gewisser Einschränkung verständen wissen wollen, doch die Zeit während Patkul's Thätigkeit als russischer Gesandter in Polen und Sachsen ist selbstverständlich nicht ausgenommen, und gerade dieser Epoche gehört ein Schreiben an, das sich ausschließlich mit Livland beschäftigt. Dasselbe ist von Patkul an Golowin im September 1704 (C. Schirren, die livl. Antwort an Herrn Juri Samarin p. 128 u. 124. Н. Устрялов, Исторія царствованія Петра Великаго; томъ IV. 1. p. 395. 396. 11/15. Сент. 1704 Моск. главн. арх.) gerichtet und macht Mittheilung über des Königs August Unwillen betreffs der barbarischen Kriegführung in Livland, das nach den Verträgen an Polen fallen soll und deshalb mit mehr Schonung zu behandeln sei. „Ich hab", schließt Patkul, „auf alle diese Remonstrationes, welche er mit sonderbarer Bewegung that, geantwortet, daß ich nach meiner Pflicht solches alles schon vor zwei Jahren Ihrer Zarischen Majestät auch noch nachher vorgetragen. Weil aber solches nichts gefruchtet u. s. w., so wollte ich hier vor Ew. Exc. als Premier Minister nichts mehr als relata referiren." Aus demselben Jahre ließen sich noch einige andere Belege gegen Jarochowski anführen. cfr. Joh. Reinhold von Patkul's Bericht an das zarische Cabinet in Moskau. Berlin, 1792. Karl Matzdorff.

wollen nicht voreilig über unseren weltberühmten Landsmann den Stab brechen, über dessen Leben und Thaten, über dessen ruhmreiche Laufbahn und schreckliche Leiden Sage, Dichtkunst und Historie die verschiedenartigsten, oft sich widersprechenden Bilder, so widersprechend wie die Nacht dem Tag, das Feuer dem Wasser, geliefert haben. Bald ist Patkul als Märtyrer seines Landes gepriesen, bald als Landesverräther, als gemeiner egoistischer Intriguant ohne jegliches Streben gebrandmarkt worden. Beide Urtheile scheinen uns nach dem bisher gelieferten Quellenmaterial voreilig und deshalb übertrieben. Da wir uns zu einer Stellungnahme rücksichtlich dieser Frage genöthigt sehen, so dürfen wir uns eines Urtheils nicht enthalten. Das Richtige liegt in solchem Falle in der Mitte. Bei der Betrachtung seines Lebens begegnet den Blicken viel strahlendes Licht neben dunklen Schatten. Unser Interesse soll ein Mann in Anspruch nehmen, der wohl reich an herrlichen Gaben, den wir aber auch nicht von großen Fehlern freisprechen.

Die kurze Spanne Zeit eines Vortrages*) gestattet mir, wenn ich es wage, den Lebenslauf dieses interessanten Mannes vorzuführen, nur eine Skizze der wichtigsten Momente seines Lebens**).

Patkul tritt uns gleich als ganzer, fertiger Mann im Vollbesitz seiner geistigen und leiblichen Kräfte, in der Blüthe seiner Jahre, entgegen. Wie ein leuchtender Stern erscheint er mit einem Male am politischen Horizont, so daß die Beschauer seiner Persönlichkeit in späteren Jahren der Drangsal vor seinem Glanze wie geblendet dastehen. Seine Wirksamkeit gehört einer Zeit an, die lange trüb und dunkel, ohne große Männer war, er erleuchtete dieselbe und beleuchtete für Livland, so lange sein eigener Schein erglänzte, einen Abschnitt ereignißreicher Jahre. Mit seinem Aufgange und seinem Untergange begrenzt er eine Epoche unserer Geschichte, die leider mit blutigen Zügen tief eingeschrieben ist in die Blätter unserer Vergangenheit. 1680 — die Reduction, 1690 — die Vernichtung der Rechte, 1700 — der Beginn des Krieges. Das sind Marksteine, welche die trübste Erinnerung erwecken. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigern sich die Leiden unseres Landes, häuft sich das Unglück, welches das Schicksal über unsere Vorfahren wirft. In diesen Jahren erstrahlt in der Finsterniß der Noth das helle Gestirn Patkul. 1710 bezeichnet das Ende unserer fast 30jährigen Leiden. Es bricht eine glücklichere Periode für uns an. Einige

*) Gehalten am 10. März 1884 im kaufmännischen Verein zu Riga.

**) Die gegen Patkul's Charakter und Handlungen während seiner livländischen Epoche in jüngster Zeit gerichteten Angriffe haben unserer Meinung nach nicht den Nimbus zerstören können, in dem er uns von den mit vaterländischer Gesinnung erfüllten Freunden unserer Vorzeit dargestellt ist. Daher ist auch für den ersten Abschnitt dieses Aufsatzes die leider unbeendigt gebliebene, freilich in überschwänglicher Weise Patkul glorificirende Biographie von Wernich mit den von der neuen Literatur an die Hand gegebenen Correcturen benutzt worden. Der zweite Theil hat neben anderen in den Anmerkungen bezeichneten Quellen größtentheils die Abhandlung von Kasimir Jarochowski zur Grundlage.

Zeit vorher war der Stern von ſeinem Zenith plötzlich, wie er erſchienen, verſunken.

Als der König von Schweden, Carl XI., den freien Grundbeſitz in Livland und das Recht des Landes antaſtet, erſcheint Patkul als Führer ſeiner Landsleute auf der Bühne der Geſchichte.

Nach dem Tode des heldenmüthigen Königs Guſtav Adolf war in Schweden das Kronsgut, die Staatsdomäne, verſchleudert worden. Beſonders aber während der vormundſchaftlichen Regierung für Carl XI. hatte man das Syſtem der Belehnungen und Verſchenkungen leichtſinnig fortgeſetzt, ſo daß unter Carl XI. die Regierung vor den finanziellen Bankerott geſtellt war. Der Quellen der Staatseinnahmen hatte man ſich in unbeſonnener Weiſe entledigt, die noch vorhandenen waren verſiegt. Hülfe mußte geſchafft werden, und die Stände des Reiches, beſonders die Bürger und Bauern, ſahen und fanden kein anderes Heilmittel als die Wiederherſtellung der Domäne. Das konnte aber ohne eine der ſchwierigſten und ſchmerzhafteſten Operationen nicht bewerkſtelligt werden. Man mußte in die alten, faulenden Wunden des Staates, der todtkrank darnieder lag, tief die Sonde führen und endlich den ſcharfen, aber leider einzig heilſamen Schnitt der Reductionen wagen. Das verhängnißvolle Wort der Reductionen ward ausgeſprochen und ſomit zurückgefordert das, was in leichtſinniger und unerlaubter Weiſe an Gütern vergeben war. Die Durchführung dieſer Maßregel konnte ohne Rechtsverletzung, ohne Vernichtung des Glückes vieler Unſchuldiger nicht durchgeführt werden. – Vor die Alternative geſtellt, den Staat dem Untergange preiszugeben, oder die früheren, jetzt in den Privatbeſitz übergegangenen Staatsgüter den augenblicklichen Inhabern, die dieſelben ſchon aus dritter oder vierter Hand auf rechtmäßige Weiſe erhalten hatten, zu entreißen, entſchied man ſich mit ſchonungsloſer Energie für die alleinige Wahrung der Staatsintereſſen. Die Ausdehnung der Reduction auf Gebiete, die nicht auf der ſchwediſchen Ständeverſammlung vertreten waren, muß jeden Rechtliebenden befremden, vollends regt ſich aber das Gefühl des Unwillens bei dem Gedanken der Beanſpruchung nie verliehener Güter, und die Ausführung dieſer Willkürmaßregel iſt einem Raube gleichzuſtellen. Einer ſolchen Handlungsweiſe bediente ſich die ſchwediſche Regierung gegenüber der für ihre Verdienſte durch beſchworene Eide in ihrem Grundbeſitz anerkannten und an den Thron gefeſſelten livländiſchen Ritterſchaft. Unerhört und empörend iſt die Art, wenn man in frivoler Erklärung Eidbrüche und Rechtsverletzungen als ein durchaus gerechtfertigtes Vorgehen bezeichnet und den in ſeiner Vertheidigung gegen die Gewalt an die Moral Appellirenden unter Androhung ſtrenger Strafen zum Verlaſſen des ſittlichen Bodens ſeines Thuns zwingt. Es war mehr als eine ſophiſtiſche Interpretation der Staatsverfaſſung, als man ſchwediſcherſeits die Berechtigung der Reduction von Adelsgütern aus der Ordenszeit betonte. Mit Klagen wird die Stockholmer Regierung überſtürmt, als faſt $^5/_6$ des Grund und Bodens den Beſitzern in Livland entriſſen ward. Mit Berufung auf die Privilegien des Landes ſtellen die Livländer dem König

das Unrechtmäßige ſeiner Handlungsweiſe vor. Dieſer, wenn auch nur paſſive Widerſtand bringt den König auf, und er verlangt des Landes Recht zur perſönlichen Einſicht, kaum zur Prüfung und Rechtfertigung ſeines Vorhabens, ſondern um auch das Recht des Landes ſo weit zu verkürzen, daß ſich ſeinen Souveränetätsgelüſten keine Schranke mehr entgegenſtelle. Das war 1690: da trat Patkul auf.

Von den Livländern wurden zur Ueberreichung des corpus privilegiorum, der Sammlung von Rechtsurkunden, und zur Vertheidigung der Rechte und Freiheiten des Landes die Deputirten Budberg und Patkul deſignirt. Muthig tritt Patkul für die Rechte des Landes ein und ſchreckt vor keinen Schwierigkeiten zurück, die man ihm auch in den Weg ſtellen mochte; er reiſt dem König, welcher ſeinen Aufenthalt wechſelt, nach und findet endlich doch Gelegenheit ſeinem Herzen Luft zu machen und das Verarmen und das Elend des Landes zu ſchildern. Der König hört ihn gnädig an. Zum Wohle des Reiches hätten die Stände Schwedens die Reductionen beſchloſſen, erwidert der König und fragt: „Wollt Ihr die Stände anklagen, daß ſie nicht nach Gebühr gehandelt?“ Und Patkul antwortet: Ja. Wenn der König nur geſtatte, ſo werde er vor ihm und der ganzen Welt die Ungebühr erweiſen. Die Rechte ſeines Vaterlandes ſchützen die Verträge, unter denen Livland an Schweden gekommen, ebenſo die Verſprechungen und Beſtätigungen des Königs, deren Beſeitigung nicht im Bereiche der ſtändiſchen Machtvollkommenheit liege. Niemals dürfe das, was Livland zu Schweden mitgebracht, ihm entriſſen werden. Karl XI. war gefangen, hingeriſſen von dem Rechtsgefühl ſeines Gegners und räth ihm, wenn die Noth in Folge der Reductionen ſo namenlos groß ſei, ſo möge man ſich doch mit Bitten an ihn wenden, er ſchenke gern ſeinen treuen Livländern ein willig Ohr. Patkul zog mit froher Hoffnung heim, ſeinem Vaterlande einen Dienſt geleiſtet zu haben. Aber der Weg, deſſen Richtung der König angegeben, ſollte Livland zur Duldung Jahre langen Unglücks und ihn ſelbſt, aber dann nicht mehr frei von perſönlicher Schuld, zum Verderben führen.

Wer war nun dieſer Patkul, den ſeine Landsleute mit richtigem Tact aus ihrer Mitte zum Vertreter ihrer Angelegenheiten an den König geſandt hatten? Patkul ſtammt aus einem alten Adelsgeſchlecht in Livland. Sein Vater mußte, weil er angeblich die Feſtung Wolmar den Polen übergeben hatte, im Kerker ſchmachten; dahin war ihm ſeine Gattin gefolgt, und dort hatte ſie Johann Reinhold das Leben geſchenkt. Durch die Gitter des Gefängniſſes erblickt er das Licht der Welt, von der er im Gefängniß Abſchied nahm. Ueber ſeine Jugend und ſeinen Bildungsgang iſt die Ueberlieferung lückenhaft. Vielerlei Fähigkeiten des Geiſtes wie Gemüthes ſollen ſchon früh ſeine geiſtigen Anlagen bekundet haben. Als Jüngling ſteht er noch ſelbſt in den Augen ſeiner unverſöhnlichen Feinde tadellos da. Auf Alle, die ihn näher kennen lernten, machte er den Eindruck eines ungewöhnlich begabten und hervorragenden Menſchen. Mit einem Schatze reicher Kenntniſſe und dem ausgeſprochenen Sinn für das Nützliche und

Praktische ausgerüstet, trat er in das Leben. Neben der Ausbildung seiner Muttersprache betrieb er das Lateinische und Griechische; er schrieb und sprach ein elegantes Französisch, auch die schwedische und russische Sprache eignete er sich, als die Umstände die Erlernung dieser Sprachen erforderten, an. Zu einer militärischen Carrière bestimmt, arbeitete er, nicht ohne Neigung diesem Berufe sich hingebend, zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse auf diesem Gebiete, da er gerade als Militär sich größere Erfolge versprach. Mit Interesse beschäftigte er sich mit den Exercitien der Infanterie, der Fortification, der Mathematik und der Ingenieurwissenschaften. Seine diplomatischen Talente entwickelten sich in der praktischen Ausübung politischer Geschäfte. Obwohl wir Patkul eine durchaus nüchterne Natur nennen müssen, so fehlte ihm indeß keineswegs das Verständniß für die idealen Güter des Lebens. Das Alterthum mit seinen Reizen übte auch auf ihn einen Einfluß, dauernd jedoch fesselte ihn das Studium der Rechte. Unter der Last trüber Sorgen und aufreibender Geschäfte fand er noch Muße zum Verkehr mit Männern, die den idealsten Zielen des Geistes nachstrebten. Thomasius, Hermann August Francke sucht er als Flüchtling auf, und als vielbeschäftigter Staatsmann schenkt er den Ideen des universellsten Kopfes Europas, dem großen Gelehrten Leibnitz, seine Aufmerksamkeit.

Selbstverständlich haben seine Bildung und seine Grundsätze erst nach und nach ihre ganze Entwickelung erreicht und manche seiner Charaktereigenschaften sind in späteren Jahren in ganz anderer Beleuchtung hervorgetreten. So urtheilt über ihn sein begeisterter Vertheidiger Wernich und schildert die nicht zu leugnende Veränderung seines Wesens folgendermaßen: „Von dem, was Patkul zu Anfang war, wird gegen Ende seines Lebens nur wenig übrig geblieben oder das Meiste sehr verändert gewesen sein; auch er mußte seine Opfer bringen und die Schuld seines Geschlechtes büßen. Ein Mensch, wie er, ergriffen vom zermalmenden Rade, das in ungehemmtem Schwunge die Völker mit sich reißt, bald auf der Höhe des Ruhmes, wohin der Neid mit geblendetem Auge blickt, bald in der Tiefe der Noth, wohin die Schadenfreude hämisch hinabsieht, mußte Vorzüge wie Fehler in ungewöhnlichem Maße zeigen und, wie seine Kräfte im Kampfe sich spannten, so seine ganze Natur ausdehnen, daß selbst seine Tugenden unter diesen Umständen sich verkehren und zu Gebrechen werden konnten*)." Neben den reichen Gaben und Talenten begegnen uns nicht wenige häßliche Eigenschaften. Beispiele der zügellosen Leidenschaftlichkeit, des Jähzornes, des engherzigsten Standesvorurtheils und des Uebermuthes lassen sich nachweisen. Später, als sich ihm die Schlechtigkeit und Falschheit der Welt offenbarte und er so manche Ideale schwinden sah, da zahlte er auch den Menschen, die er gründlich zu verachten gelernt hatte, mit gleicher Münze.

Auf diesen Mann, welcher zu kühnen Hoffnungen berechtigte, lenkten sich in Livland aller Augen. Der Landtag schickte, durch Patkul's Schilderung über

*) Otto A. Wernich: der Livländer Joh. Reinh. von Patkul und seine Zeitgenossen; p. 56 u. 60.

seinen letzten Besuch beim König ermuthigt, eine Bittschrift nach Stockholm, welche Patkul verfaßt hatte, und in der mit erschütternden Worten die Noth und das widerfahrene Unrecht geschildert war. Dieser Klageruf fand aber in dem König nicht einen freundlichen Gönner und Beschützer der Bedrängten, sondern einen hartherzigen, ungerechten Richter. Die Landräthe, die das Schreiben unterzeichnet hatten, wurden als Rebellen behandelt und wegen Majestätsverbrechens zum Tode verurtheilt. Patkul's Strafe wird verschärft. Für seine Verbrechen soll er mit dem Tode und dem Verlust der rechten Hand büßen. Er war zugleich noch in eine andere Angelegenheit verwickelt. Ueber den Oberst Helmersen, in dessen Regiment Patkul als Capitän diente, hatte er im Auftrage seiner Unteroffiziere eine Klageschrift abgefaßt. Von Helmersen nämlich waren die livländischen Edelleute in seinem Regimente in empörender Weise behandelt worden. Generalgouverneur Hastfer, dem Patkul in einem Liebeshandel den Rang abgelaufen hatte, bezeichnete die Klage als Meuterei und ließ die Kläger vor ein Kriegsgericht stellen, dem Patkul sich durch Flucht entzog und erst seiner Landesangelegenheiten wegen nach Zusicherung eines freien Geleites nach Stockholm kam, um sich hier gegen alle Anklagen zu vertheidigen. Was fand er aber hier? Unparteilichkeit und Gerechtigkeit waren in das Gegentheil verkehrt, und seine Ankläger und Gegner, seine Feinde und Neider sollten über ihn das Urtheil sprechen. Bevor sie ihre Netze zusammenzogen, war er mit Zurücklassung eines Protestes gegen das Verfahren der Obrigkeit nach Kurland entflohen. Nicht leichten Herzens schied er aus dem Lande, dem er angehörte. Von unbarmherziger Hand war er aus dem Boden gerissen, mit dem er mit allen Fasern sich verwachsen fühlte. Einen rührenden Abschiedsbrief richtet er noch an seine Mutter und irrt dann wie ein gescheuchtes Reh, immer verfolgt von ihm feindlichen Spähern und schwedischen Spionen, umher.

Selbst die Mächtigen der Erde, die Fürsten, sogar der Kaiser vermögen nicht, ihm vom schwedischen Könige Amnestie zu erwirken. Nach kurzem Aufenthalt in Polen und Deutschland suchte er aus Rücksicht für seine persönliche Sicherheit die Schweiz auf, welches Land schon damals politischen Flüchtlingen gastfreundliche Aufnahme gewährte. Hier lebte er unter fremdem Namen, Bischering, mit Privatunterricht und wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Mit ganzer Energie wirft er sich auf das Studium des Völkerrechts nach Hugo Grotius und Pufendorf, das nun die Grundlage seiner politischen Ueberzeugung wird. Immer und immer umkreisen seine Gedanken die Kernfrage des Völkerrechts, wie sich dasselbe nach seinen Gewährsmännern darstellt: die Staatsverfassung sei ein Vertrag zwischen Volk und König; nach einseitigem Bruch des Vertrages von Seiten des Herrschers werden die Unterthanen des Gehorsams entbunden. War damit nicht ein gewaltsames Vorgehen der Livländer gegen Karl XI. sanctionirt? Wenn man vermocht hätte, ihm damals in die Seele zu schauen, so wäre man wohl öfter in seinen Gedanken dem Aufbau eines selbständigen livländischen Staatswesens begegnet. Durch die hier gemachten Studien über das Völkerrecht

gelangte er zu jener Staatsdoctrin von der Wiederherſtellung der Verträge, die in ſeinen Projecten immer wiederkehrt und ſein livländiſches Staatsideal erkennen läßt*). Aber auch hier iſt er vor den Schweden nicht ſicher. „Schwedens Arme und Augen reichten damals weit.“ Neue Gefahren ſcheuchen ihn auf. Wir finden ihn auf Reiſen in Italien und Frankreich. Wenn er ſeinen Feinden in die Hände fiel, ſo ſtand das Schlimmſte ihm bevor, deshalb erſcheinen ſeine unabläſſigen Bemühungen zur Erlangung der Amneſtie nicht befremdlich, vielleicht kann man der Nachricht Glauben ſchenken, daß eine zarte Herzensneigung den Wunſch nach einer geſicherten Zukunft heftiger anfachte, aber der Verfehmte durfte dieſen Einflüſterungen ſeiner Liebe kein Gehör ſchenken. Karl XI. blieb unerbittlich. Die Königin von Schweden verwandte ſich ſelbſt für Patkul, aber der König wies ſie hart zurück und blieb es auch gegen Patkul in ſeiner letzten Stunde. „Als der Tod Karl XI. ſo nahe trat, daß die Täuſchungen königlicher Herrlichkeit vor ſeinem Blicke in Nichts verſchwanden, da erſt enthüllte ſich ihm der Gedanke der ewigen Vergeltung, und ſeine Seele lag gefoltert unter den Qualen eines aufrühreriſchen Gewiſſens. Sein Arzt ſtand hilflos zu ſeinem Haupte, das Ende ſeiner Kunſt bekennend und den Sterbenden auf die Tröſtungen eines guten Bewußtſeins verweiſend, wenn er es nicht etwa ſelbſt mit den Seufzern der Unſchuld beladen habe. Da aber hörte man, wie Karl die merkwürdigen Worte ſprach: ja, gäbe Gott, daß die Reductionen nie geweſen, worauf er am Tage ſeines Todes, als ſeine letzte Stunde nahte und die Härte des königlichen Richters zerrann, zuletzt noch die Begnadigung der livländiſchen Gefangenen unterſchrieb; nur Patkul blieb ausgeſchloſſen**).“

Ein junger König beſtieg den Thron in Schweden. Die Jugend iſt leicht ergriffen von den Leiden Anderer und daher bereiter zu vergeben und zu vergeſſen. Mit Bittgeſuchen wendet ſich Patkul an die ſchwediſche Regierung, man möchte ihm wenigſtens geſtatten, „an irgend einem Orte Deutſchlands, wo es nur derſelben gefiele, unangefochten im Beſitz ſeines Eigenthumes ein zurückgezogenes Leben zu führen. Dabei verſprach er ausdrücklich, in keinerlei Verbindung mit einem Fürſten, von dem Schweden Etwas zu fürchten haben könnte, ſtehen zu wollen; aber dieſe Verſicherung fand kein Gehör in dem mehr als felſenharten Herzen ſeiner Verfolger***).“

Man hatte ihn ausgeſtoßen, ſeines Vaterlandes beraubt und machte alle Anſtrengungen zu ſeinem Verderben in der Fremde. War es nicht Nothwehr, wenn er jetzt jede Gelegenheit benutzte, die ihn auf entgegengeſetzten Wegen zu ſeinem Ziele führen könnte? Da der Zorn ſeines Feindes unverſöhnlich blieb, ſo folgte er dem Zwange der Verhältniſſe und ging, alle Rückſicht bei Seite werfend, in das Lager der Feinde Schwedens. Sicherheit der Perſon und Be-

*) Dr. R. Hausmann, Geſchichte des nordiſchen Krieges, Collegienheft; 1875.

**) Otto A. Wernich, der Livländer Joh. Reinh. von Patkul und ſeine Zeitgenoſſen. p. 124.

***) Wernich p. 126.

freiung seines Landes will er durch Vernichtung seiner Gegner erringen. Damit geht der Vorhang eines neuen Actes der Tragödie Patkul auf.

Der Günstling des Kurfürsten von Sachsen, des späteren Königs von Polen, Graf Flemming, den Patkul wahrscheinlich auf seinen Reisen in Frankreich kennen gelernt hatte, führte ihn an den sächsischen Hof, wo er bald eine allmächtige Stellung einnahm. In raschem Lauf gelangte der heimathlose Flüchtling zu einer nicht geahnten Macht. Seine Stellung erhebt ihn über die anderen Sterblichen, auf eine schwindelnde Höhe. In unserem Helden war von diesem Momente eine merkwürdige Veränderung vorgegangen, die sich in seiner Stellung zu den Schweden charakterisirt. Der Vertheidiger der Landesrechte seines eigenen Vaterlandes wird ein einflußreicher Staatsmann, der sich immer mehr und mehr von dem Ursprung seines Zwiespalts mit Schweden entfernt. Den muthigen livländischen Edelmann, welcher zuvörderst nur das ihm und seinen Standesgenossen angethane Unrecht nicht duldet, sehen wir bald in das Getreibe der Staatskunst hineingerissen und sich daselbst als geschickten und ränkelustigen Diplomaten tummeln; in seine Hand laufen die Fäden der Politik zusammen. Anfänglich bildet Livland den Mittelpunkt seiner Interessen, die später ganz anderen Dingen in den Welthändeln zugewandt sind. Ob er Livland als verlorenen Posten ganz gestrichen habe oder für die livländische Angelegenheit durch Lösung anderer politischer Fragen einen glücklichen Ausgang hoffte, darüber will ich keine Entscheidung abgeben, indeß hat für mich doch letztere Annahme die größere Wahrscheinlichkeit.

Der stolze und unternehmungslustige Kurfürst und König von Polen wiegte sich in den Plänen einer Wiederherstellung der Grenzen des alten Polenreiches. Hier fand Patkul ein günstiges Feld für seine Absichten. Der Gedanke eines Angriffskrieges gegen Schweden von Seiten Rußlands und Dänemarks war schon vor Patkul's Auftreten ventilirt, auch war eine Aufforderung an Sachsen-Polen aus dem Munde Peters in Rawa ergangen, jedoch für ein Zusammenwirken der drei genannten Staaten auf eine Zeit hin hatte man noch nicht gearbeitet. Die Verbindung dieser Tripelallianz hat Patkul zu Stande gebracht. Damit ist der Weg zu seiner weltberühmten, diplomatischen Laufbahn betreten. August II. von Polen dagegen hatte, ehe er Patkul kennen lernte (gegen Ende des Jahres 1698), ganz andere Pläne; er trug sich nämlich mit dem Gedanken der Erweiterung seines Reiches nach Süden hin. Die Walachei und Podolien wollte er überrumpeln, Siebenbürgen und einen Theil von Oberungarn der kaiserlichen Botmäßigkeit entreißen. Diese Pläne scheiterten. Eine Frontschwenkung nach Norden wird mit einem Male gemacht, der an der Donau nicht zu erreichende Gewinn konnte an der Düna erlangt werden*). Die Erweckung und Hegung der Wünsche nach dem Besitz Livlands von Seiten König August's (1. Januar

*) C. Schirren, über Fredrik Ferd. Carlson's Carl XII. Th. I. Göttingsche gel. Anzeigen, Stück 1. 2; 1883. p. 15 ff.

1699), wie die Verbindung der an einer Schwächung Schwedens arbeitenden Mächte Dänemark und Rußland mit Polen-Sachsen, das ist Patkul's Werk. Die Ausführung der kriegerischen Pläne des Königs gegen die Türken und den Kaiser, entwickelte Patkul, wären gefährlich wegen des zweifelhaften Ausganges langwieriger Kriege, Vortheile verspräche nur ein rascher Angriff gegen Livland. Diesem Wink folgt König August. Hieraus ersieht man, in wie fern Patkul als individueller Urheber des nordischen Krieges gelten kann. Aus seinem Kopf stammt der Plan einer Ueberrumpelung Rigas und eines gleichzeitigen Einfalls in Schweden von Seiten Dänemarks und Rußlands. Eine „Entrepriſe" auf die Stadt Riga war nach Patkul's Ansicht nicht allzu schwierig, zumal die Befestigungswerke daselbst, wie er vorgab, sich in einem bedenklichen Zustande befänden und das geplante Unternehmen von befreundeter Seite in der Stadt und auf dem flachen Lande Unterstützung erfahren würde. Livland wollte er von Schweden befreien und zu einem selbständigen Staat, einer Adelsrepublik, mit einem eigenen Heere, unter polnischem Schutze stehend, machen, wozu der livländische Adel ihm seine hilfreiche Hand bieten werde. Der Anschlag auf Riga scheiterte aber, Dank dem Mißtrauen, welches die Polen gegen den König und seine Absichten hegten, und den mangelhaften Vorbereitungen; auch erwiesen sich Patkul's Verbindungen in Livland als trügerisch.

Karl XII. hatte im Fluge die Dänen und Russen geschlagen und näherte sich der Düna. Aus Furcht vor der königlichen Ungnade und gezwungen von dem Generalgouverneur von Riga Dahlberg, unterzeichneten die Abgeordneten des Adels (135), des Rathes (22), der großen Gilde (556) und der kleinen Gilde (364) ein Schriftstück, in dem sie Patkul und seine Anhänger als Erzverleumder und Ehrendiebe erklärten und mit ihren Kindern und Nachkommen bis an der Welt Ende unter des Königs von Schweden christlicher, gerechter und gnädiger Regierung stehen möchten. So hatten Patkul auch seine Standesgenossen und seine Landsleute verlassen, sich von ihm losgesagt und ihn als Landesverräther bezeichnet.

Carl XII. drang siegreich in Polen vor. August's Stellung daselbst wurde eine äußerst kritische, weil nur von einem Theile des polnischen Adels seine Maßnahmen Billigung erfuhren, während einflußreiche Factionen einen sofortigen Frieden mit dem Schwedenkönig abzuschließen und, wie Carl XII. es später forderte, die Absetzung August's auszusprechen bereit waren. Damit war aber auch der Boden, auf dem Patkul stand, schwankend geworden. Schon vor der unglücklichen Wendung des polnischen Kriegsunternehmens hatte er den wahren Charakter August's und seiner gleichgesinnten Rathgeber durchschaut. „Seine Energie, Ordnung und Thätigkeit paßte schlecht zu der Weichlichkeit, dem Leichtsinn, dem Wankelmuth und der Treulosigkeit des Königs und seiner Minister, und es lag nicht in Patkul's Art, seine Gesinnung zu verleugnen*)"; er hat

*) A. Fryxell, Lebensgeschichte Karl's des Zwölften. Nach dem schwedischen Original frei übertragen von Jensen-Tusch und Rohrdantz. XI. Th., p. 297.

ihnen gründlich die Wahrheit gesagt und sich den Haß von Männern zugezogen, mit denen er später noch leider in allzu nahe Berührung kam. Gefahren drohten ihm und seinen Plänen bei längerem Verweilen im sächsischen Dienste. Seines Bleibens war nicht hier. Das mußte er sich sagen. Ganz andere Aussichten boten sich im Osten dar, wo ein Herrscher von eisernem Willen und klarem Blicke sich mit heroischem Muthe an das schwierige, aber Bewunderung verdienende Werk der Befreiung seiner Unterthanen aus den Banden orientalischer Lebensformen machte. Die Fülle von Kraft, die in diesem unermeßlichen Reiche lag, war Patkul nicht entgangen. Noch war das Zarenreich wie ein junger Riese, der sich in seiner Wiege zu regen beginnt. Die Naturanlagen ließen hier bei günstiger Pflege die glücklichste Entwickelung und eine große Zukunft erwarten. Durch den Besitz der Ostseeländer war die Brücke der Cultur des Westens nach Osten hin gewonnen. Die Erreichung dieses Zieles allein hätte schon dem Zaren den preisenden Beinamen des Großen eingetragen. Mit diesem Herrscher im Bunde schien die Hoffnung auf eine Befreiung Livlands aus schwedischen Händen nicht allzu kühn. Es ist möglich, daß Patkul noch immer an dem Glauben festhielt, nach siegreichem Kriege in dem abzuschließenden Frieden Livland eine freiere Stellung zu verschaffen. Bestimmteres läßt sich im Uebrigen darüber nicht anführen. Wenn auch der Gedanke einer Unabhängigkeit Livlands von den livländischen Staatsmännern schon längst aufgegeben war, so hofften dieselben doch, wenigstens durch Anlehnung an einen der mit einander um den Besitz des Dominium am baltischen Meere ringenden Nachbarn auf die Begründung und Erhaltung eines selbständigen livländischen Föderativstaates. Anfänglich wurde Patkul, dem Beispiel seiner Ahnen folgend, von der Ueberzeugung getragen, daß nur in Polen das bedrohte livländische Staatsschiff den rettenden Anker auswerfen müsse. Aber nach der Bekanntschaft mit der Zerfahrenheit der polnischen Dinge und der polnischen Wirthschaft wandte er sein Steuerruder und segelte Rußland zu, das sich als ein sicherer Hafen darbot. Nachdem sich die Wogen beruhigt, könnte Livland ein günstigeres Schicksal erwarten.

Des Königs von Schweden Adern schwollen im Zorn, wenn er Patkul's gedachte, und er wüthete gegen ihn in Wort und Schrift, welcher seinerseits mit denselben Waffen, in derselben Weise sich zur Wehr setzte. Vernichtung des Gegners, das war die Parole dieser beiden hervorragenden Männer, denen eine so bedeutende Rolle auf dem blutigen Schauplatze des nordischen Krieges zuertheilt war. Zur Behauptung seiner Stellung und Erreichung seines Zieles hat Patkul alle ihm zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung gebracht. Ein König und ein Unterthan beginnen aus der Entfernung einen erbitterten Kampf. Der Natur der Sachlage gemäß konnten die herangezogenen Mittel des Letzteren nicht denen des Ersteren ebenbürtig sein, sondern sie mußten selbstverständlich sich kleinlicherer Art gestalten. Es läßt sich demnach auch nicht leugnen, daß Patkul uns öfter in dem Lichte eines politischen Abenteurers erscheint.

Als russischen Generalcommissair und Geheimrath finden wir ihn bald in

Polen thätig, wo er den Schweden, so viel wie nur möglich, entgegen arbeitete. Nicht allein sollte der Schwedenkönig in Polen beschäftigt werden, damit Peter während dessen an der Ostsee festen Fuß fasse, sondern der Plan Patkul's zielte auch zugleich nach einer Schwächung der schwedischen und polnischen Kräfte daselbst; dadurch erst wurden die nothwendigen Bedingungen der russischen Politik erfüllt. Schweden und Polen bildeten, so zu sagen, die chinesische Mauer, die den Verkehr und die Wechselbeziehung zwischen Rußland und dem Westen erschwerte. Nach Niederwerfung derselben war dem großen Zarenreiche das Hinderniß zum Eintritt und zur Mitarbeit in dem europäischen Staatenbunde aus dem Wege geräumt und die Thore zu Rußlands Weltstellung geöffnet. Als Führer bot sich Patkul an, dessen Gewandtheit in praktischen Dingen und Genialität dem Zaren imponirten. Rücksichtlich seiner militärischen Kenntnisse war er in Peter's Augen anfänglich eine Autorität. Als erwünschter Mitarbeiter an seinem inneren Reformwerk und als erfahrener Rathgeber für seine kriegerischen und diplomatischen Unternehmungen trat Patkul an des Zaren Seite, um „durch Empfehlung und Anwerben von Feldherren, Offizieren, Künstlern und anderen brauchbaren und geschulten Männern*)" Hülfe zu leisten.

Patkul zeigt sich in der Förderung russischer Interessen ungemein rührig. Er muß dem Zaren eingehende Projecte zur Reform des ganzen Militärwesens entwerfen und geschickte ausländische Offiziere für den russischen Dienst anwerben. Diesem Wunsche des Zaren kommt er mit unermüdlichem Eifer nach. Nur seiner Vermittelung verdankt Peter die Gewinnung der ausgezeichneten Generale Ogilvy, Huyssen und Rönne. Neben den militärischen und diplomatischen Geschäften im Dienste Rußlands wird Patkul vom Zaren bei Beschaffung von mehr oder weniger untergeordneten Werkzeugen zu Rathe gezogen. Patkul muß ihm Ingenieure, Rechtskundige, Schmiede, Schwertfeger, Gärtner, Schäfer und Andere anwerben**). Wenn es gilt, einen Portraitmaler zu gewinnen oder einen Aufseher für das Arsenal anzustellen oder eine Buchdruckerei einzurichten, wird Patkul's Meinung eingeholt.

Nach der Schlacht bei Klissow (8. Juli 1702) begab sich Patkul nach Wien, damit er dort, woselbst alle Fäden der Politik zusammenliefen, vortheilhafte Allianzen für Rußland zu gewinne (August—November 1702). Nach seiner Rückkehr finden wir ihn längere Zeit an der Seite Peter's verweilend. Er ist 1703 Zeuge der weltgeschichtlichen Scene der Grundlegung Petersburgs. Angesichts des den Weg nach Europa hin erschließenden Meeres erwählt Peter ihn durch die Ernennung zum russischen Geheimrath und ersten Gesandten an den ausländischen Höfen zum Pfadfinder der russischen Diplomatie; zugleich gab er ihm das Versprechen, daß er für ihn bei Gelegenheit eines Friedensschlusses mit Schweden Amnestie und Sicherheit der Person erwirken werde. Das Herz ge-

*) A. Brückner, Peter der Große. p. 386 u. 387.

**) Ibid. 4. l. p. 150—62.

ſchwellt von den kühnſten Hoffnungen für die Zukunft ſeines Reiches, überträgt er die Einführung Rußlands in den europäiſchen Staatenbund dem unternehmenden livländiſchen Edelmann, deſſen Fähigkeit und Verdienſte die günſtigſten Ausſichten eröffneten. In der Folgezeit finden wir Patkul's Arbeitsgebiet getheilt zwiſchen der Thätigkeit eines Feldherrn und Diplomaten. Auf die Wichtigkeit der Vertretung Rußlands bei den ausländiſchen Höfen weiſt Patkul energiſch hin, und Peter ordnet auch darauf hin an, daß Reſidenten in Wien, Berlin, Kopenhagen und im Haag anzuſtellen ſeien*). Einen bedeutenden Schritt vorwärts in ſeiner Politik war Patkul erſt durch den Abſchluß eines Schutz- und Trutzbündniſſes (12. October 1703) mit König Auguſt hinter dem Rücken der Republik Polen gelangt; dieſelbe ſollte von den Schweden mit Hülfe der ruſſiſchen Waffen befreit, aber nicht zu ihrer früheren Macht zurückgeführt werden. 1704 iſt Patkul betheiligt an der ſiegreichen Belagerung Warſchaus. Poſen vermag er indeß nicht den Feinden zu entreißen. Trotz dieſes militäriſchen Mißerfolges iſt er von jetzt der Vertrauensmann König Auguſt's, dem er vom Zaren große Summen verſchafft, welche der leichtſinnige Herrſcher mit polniſchen Schönen und anderen Creaturen verjubelt, während das eigene Land unter dem Druck der Steuern ſeufzt. Zur Vertheidigung des Kurfürſtenthums Sachſen gegen eventuelle Angriffe des ſiegreichen Karl XII. ward eine Reorganiſation ſeiner zerrütteten Militärmacht geplant. Dieſes ſchwierige Werk übernimmt Patkul und verlangt zur Durchführung ſeiner Reformen von den Ständen Sachſens Herbeiſchaffung von Geldmitteln. Mit ſichtlichem Haß treten dieſelben dem „livländiſchen Eindringling, dem Friedensſtörer, dem Urheber des das Land ſo ſchwer heimſuchenden Kriegsſturmes**)“ entgegen. Auch mit den einflußreichen Perſönlichkeiten des ſächſiſchen Hofes, General Schulenberg, Statthalter Fürſt Egon von Fürſtenberg, Hofmarſchall Pfingſten, hatte er ſich überworfen. Die Schwächen derſelben wurden rückſichtslos und mit Sarkasmus von ihm aufgedeckt und dieſelben wiederholt von ſeiner ungezügelten Zunge und ſeiner noch zügelloſeren Feder beleidigt. Nicht Unverdientes und Unwahres ſagte ihnen der fremde Tadler, welcher ſich dadurch Feindſchaft ſchuf. Patkul war allmächtig und ſeine Stellung am ſächſiſchen Hof durch die ruſſiſche Allianz geſichert, der er auch noch neue Bundesgenoſſen gegen Schweden zuzuführen ſich beſtrebte; namentlich bemühte er ſich um eine intimere Verbindung mit Brandenburg-Preußen, welchem Staat gleichfalls in Polen Entſchädigung oder Erweiterung in Ausſicht geſtellt war. Der Gedanke einer Theilung Polens taucht in ihm auf. Schon aus dieſem Grunde iſt der Haß der Polen gegen ihn erklärlich, da er kein Herz für ihre Leiden hatte.

Das Jahr 1704 zeigt Patkul's Anſehen und die ganze Bedeutung ſeiner politiſchen Rolle im Zenith. Bezeichnend für die Beurtheilung und Würdigung ſeines Einfluſſes auf König Auguſt und der Vielſeitigkeit ſeiner Intereſſen iſt die

*) Ucr. 4. l. p. 387 ff.

**) Jarochowſki, p. 209.

Thatſache, daß ſich der größte Gelehrte Europas der damaligen Epoche, Leibnitz, an Patkul mit dem Geſuche zur Unterſtützung ſeines Planes in Bezug auf die Errichtung einer Societät der Wiſſenſchaften in Dresden wendet, worauf Patkul ihm mit Zuſicherung ſeiner Hülfe in einem elegant franzöſiſch geſchriebenen Briefe antwortet*). Von Intereſſe iſt es ferner zu erfahren, daß ganz um dieſelbe Zeit Leibnitz einen detaillirten Plan zur Förderung der Wiſſenſchaften, Civiliſation und der Ausbreitung des Chriſtenthums in Rußland dem ruſſiſchen Geſandten Patkul vorlegte. Wußte er doch, welche Stellung derſelbe zu des Zaren Beſtrebungen in Angelegenheit der Europäiſirung ſeines Reiches einnahm und welchen Werth Peter auf das Urtheil dieſes genialen Livländers legte. Von der Durchführung ſeiner Ideen verſprach er ſich eben ſo ſehr für das ruſſiſche Volk, wie für die geſammte Menſchheit unermeßliche Vortheile. Durch Begründung von Bibliotheken, aſtronomiſchen Obſervatorien, Kunſt- und Induſtrie-Muſeen, durch Anlegung von zoologiſchen, botaniſchen und mineralogiſchen Sammlungen, durch Erforſchung der verſchiedenartigen Sprachen der im Oſten lebenden Mongolen und durch die Bekanntſchaft mit den Culturobjecten der von Rußland aus leichter zu erreichenden Chineſen würden ſowohl einerſeits der chriſtlichen Kirche, den Naturwiſſenſchaften, der Geſchichte, Geographie, als auch andererſeits der Schifffahrt, dem Handel, Gewerbe und noch anderen Gebieten des Lebens neue ſegensreiche Bahnen eröffnet werden**). Nur flüchtig berührten Patkul's Gedanken die friedliche Arbeit der Civiliſation und den Plan zur Gewinnung eines günſtigen Bodens für dieſelbe in dem der Cultur abgeſchloſſenen Rußland. Ganz andere Dinge nahmen ihn in Anſpruch; hineingeriſſen in den Kampf um Scepter und Kronen, im Ringen um ſeine eigene Exiſtenz, wird er auf eine Bahn gedrängt, die keine Muße gewährte und die fernerhin einen Mittelweg zwiſchen Leiden und Triumphiren unmöglich machte. Noch behauptet eine allmächtige Stellung, hoch über den anderen Höflingen, der ruſſiſche Geſandte Patkul, aber auf einem ſchlüpfrigen Boden. Mit einem Male tritt ein Wechſel in der Politik ein, und Alles ſpitzt ſich zur Kataſtrophe zu, der Patkul ſich nicht zu entziehen vermag.

König Auguſt will mit den Schweden Frieden ſchließen, weil Krieg und Politik die Ruhe ſeiner capuaniſchen Genüſſe beeinträchtigten. Damals begann das Liebesverhältniß mit der Freifrau Anna Conſtanze von Hoym, der ſpäteren Gräfin Coſel, ſeinen erſchlaffenden Einfluß geltend zu machen. Alles, was ihn im Genuß ſeiner neuen Eroberung ſtörte, vermied er gefliſſentlich; dieſer Erfolg neuer Liebesabenteuer erklärt die Sehnſucht nach Frieden. Patkul's Gegner ſind mit der Idee eines Particularfriedens vollkommen einverſtanden, und im größten Geheimniß arbeiten ſie an der Befreiung vom ruſſiſchen Einfluß und an dem

*) Ed. Bodemann, Leibnitzens Plan einer Societät der Wiſſenſchaften in Sachſen; Neues Archiv für techniſche Geſ. u. Alterthk. Bd. V. p. 180 ff.

**) C. Schirren, Patkul und Leibnitz. Manuſcript, gütigſt vom Präſidenten der Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumskunde der Oſtſeeprovinzen zur Kenntnißnahme geſtattet.

Sturze des Urhebers und Hauptförderers des Krieges, wie auch ihres persönlichen Feindes, der zu ihrem großen Aerger durch seine projectirte Vermählung mit einer vornehmen Dame Aussicht zur Erlangung des sächsischen Indigenats gewonnen hatte.

Der bei der Einnahme Warschaus in sächsische Gefangenschaft gerathene schwedische Oberbefehlshaber Arved Horn, einer der routinirtesten Diplomaten, wurde vom Statthalter Fürsten Fürstenberg und vom König mit Auszeichnungen behandelt, an ihre Tafel gezogen und als Vermittler der Unterhandlungen zwischen dem dresdener Hofe und dem schwedischen Lager in Rawicz benutzt. Diese Dinge geschahen keineswegs unter dem Mantel der Heimlichkeit, vielmehr fielen die Freiheiten und die ostentative Geschäftigkeit des schwedischen Kriegsgefangenen auf.

In Rücksicht auf die neue Politik König August's war Patkul's Stellung eine äußerst bedrohte. „Es ist einleuchtend, daß die Idee eines Separatfriedens zwischen Karl XII. und August II. für Patkul, der sein ganzes Leben, seine Hoffnungen, seine Thätigkeit auf die zweifelhafte Siegeskarte der Feinde Schwedens gesetzt hatte, ein Gegenstand des Aergers und der Erbitterung sein mußte, andererseits aber nur den Haß gegen die Umgebung August's nähren und steigern konnte"*). Patkul erfährt davon (den 7. Februar 1705) und schreibt dem König in heftiger Sprache; ohne alle Schminke sagt er ihm die Wahrheit und fällt über des Königs Räthe ein hartes Urtheil. Der König sucht sich durch Lügen vor Patkul zu rechtfertigen, weil er, bis seine Verhandlungen mit den Schweden zur Reife gelangen, der russischen Allianz, vornehmlich des russischen Geldes, bedurfte. Patkul sieht ihnen in die Karten; er ist in fieberhafter Aufregung. In zahlreichen Briefen und Schriften macht er seinem gepreßten Herzen Luft, voll Invectiven gegen seine Umgebung, die er als corrupt und durchaus unfähig bezeichnet. Was er trieb, war „ein gefährliches Spiel, ein wahres Hineinlegen der Hand in ein Wespennest". Sowohl die Interessen des Zaren als seiner Person waren der größten Gefahr ausgesetzt. Seinem Charakter entsprechend, kommt er auf die auffallende Idee, durch einen diplomatischen Schachzug das Gewebe der Intrigue zu zerreißen. Hat man seinen Herrn, den Zaren, und ihn so schändlich hintergangen, nun, so hindern ihn keine Scrupel mehr, die Sache August's, die er noch immer im Auge hielt, preiszugeben. Er selbst will den Zaren vermittelst eines Separatfriedens mit Karl XII. aussöhnen, für sich selbst Amnestie beim Schwedenkönig erwirken. Letzteres war ihm von Holland aus wiederholt angeboten worden, wenn er eine Verständigung zwischen Karl XII. und Peter herbeiführe. Die Gefahr, in der er schwebte, wie auch der Haß gegen die falschen und widerwärtigen sächsischen Minister und den unaufrichtigen und treulosen König, nöthigten ihn unter so bewandten Umständen zur Annahme dieser Offerten; auch dürfen wir hier den Umstand nicht verschweigen, daß er ernster denn je an eine Vermählung mit der Gräfin Einsiedel, geb. von Rumohr, dachte. Der Wunsch nach dem Genuß des Glückes eines eigenen Familienlebens ließ ihm

*) Jarochowski, p. 225.

die holländischen Anerbietungen betreffs der Amnestie von Seiten Schwedens verlockend erscheinen. Den Schlangenwegen seiner verkappten Feinde suchte er durch Auffindung anderer zu entgehen. August zeigt ihm ein freundliches Gesicht und läßt nicht seine wahren Absichten merken. Patkul ist von Allem unterrichtet, macht Peter darüber mit der Bitte um Schweigen Mittheilung, aber auch von seinen Briefschaften und Plänen haben seine Gegner durch Spione und Verräther Kundschaft. So war die Atmosphäre am sächsischen Hofe wie überall der damaligen Zeit, und Zuverlässigkeit und Treue waren den auf dem Parquet kunstgerecht in prunkenden Kostümen zwischen den Porcellanen und vor den Gobelins und Raphaelischen Bildern sich bewegenden Höflingen nicht bekannt. Die sittliche Verderbniß dieser tonangebenden Gesellschaftsklasse war mit reizender Tünche gefärbt. Das Verweilen in dieser Umgebung und in dieser Luft wurde auch Patkul verhängnißvoll. Der jüngste Darsteller der Schicksale Patkul's hat über die Veränderung seines Charakters eine der Wahrheit, wie es uns scheint, sehr nahe kommende Schilderung gegeben: „Durch das Zusammentreffen und die Verbindung," schreibt er, „mit einer Persönlichkeit von der Handlungsweise und der politischen Richtung des Königs August II. geräth der anfänglich für die Rechte und Freiheiten Livlands schwärmende, dabei von Rachegedanken gegen die schwedische Bedrückung erfüllte Patkul in eine Atmosphäre, deren Einfluß früher oder später eine wenn auch noch so ideell angelegte Natur nicht unberührt lassen konnte. Und er ist hiervon nicht das einzige Beispiel. Es schwebt ein sonderbares Verhängniß über so vielen Persönlichkeiten, die das Schicksal mit den Rococcohöfen des 18. Jahrhunderts in zu nahe Berührung kommen ließ, mögen sie Görtz, mögen sie Patkul oder Struensee geheißen haben. Es ging mit ihnen von Stufe zu Stufe. Ursprünglich Idealisten, Philosophen, Menschenbeglücker, werden sie in der sie umgebenden Atmosphäre unwillkürlich zu Ränkeschmieden und Intriguanten, um noch später den Wahn, mit dem Feuer eines sittenverdorbenen Hoflebens sicher spielen zu können, mit ihrem Kopfe zu bezahlen"*).

Wir wollen sein Thun und Verhalten König August II. gegenüber durchaus nicht für sittlich gerechtfertigt erklären. Wie man vom Standpunkte der Moral darüber zu urtheilen hat, liegt außer allem Zweifel. Wenn wir aber nur von solchem Gesichtspunkt aus die Handlungen der Staatsmänner beurtheilen wollten, so würde die Zahl der makellos dastehenden eine erstaunlich geringe sein. Als Moralisten wären viele auf dem schwankenden Boden der Diplomatie unmöglich. Wir werden demnach Patkul's Handlungsweise, zu der er von den Verhältnissen im Kampfe für seine Sicherheit und Existenz gedrängt war, in Rücksicht auf seinen eigenartigen Charakter begreifen und entschuldigen können. Gefährliche Intriguen hat er gegen seine Gegner, die doch, freilich nur nominell, seine Bundesgenossen waren, eingefädelt und dieselben zu täuschen versucht; man darf aber auch nicht vergessen, in welcher Lage er sich befand. Sollte er ruhig

*) Jarochowski, p. 203.

zuſehen, wie ſeine Bundesgenoſſen ſich mit ſeinem Todfeinde nicht ſo ganz verſtohlen die Hände drückten? Das vermochte er nicht. Seine Parade verräth dieſelbe Fechterkunſt, wenn er aus einer ſeiner bisherigen Politik ſo ganz widerſprechenden Combination für den Zaren und ſich die größten Vortheile abzuleiten bereit war. Will man den Mangel ſeiner Wahrheitsliebe und die Verwerflichkeit ſeiner Schritte rügen, ſo muß man gleichfalls das Verhalten des Königs Auguſt und ſeiner Miniſter ihm gegenüber ein gewiſſenloſes, falſches Spiel nennen; ſie haben ihn auf eine ſchiefe Bahn getrieben und dürfen demnach nicht der Verantwortlichkeit entzogen werden. Der Conflict löſt ſich tragiſch für unſeren Helden, und erſchütternd iſt die Buße der Schuld.

Die Kataſtrophe führt Patkul's eigenmächtige Verfügung über die in Sachſen ſtationirten ruſſiſchen Truppen herbei, über deren Verwerthung nach ſächſiſcher Auffaſſung eine definitive Entſcheidung nur dem ſächſiſchen Kriegsrath und nicht dem ruſſiſchen Generalcommiſſarius zukam, da die ruſſiſchen Soldaten dem König von Sachſen-Polen zur Dispoſition geſtellt worden waren.

Als die ſächſiſchen Truppen von den ſiegreichen Schweden aus Polen verdrängt waren, mußte ſich auch das ruſſiſche Hilfscorps zurückziehen und in der Oberlauſitz Quartier nehmen, woſelbſt die ſächſiſche Regierung dasſelbe müſſig gehen und darben ließ. Der Kaiſer des deutſchen Reiches brauchte Soldaten am Rhein und in den Niederlanden, in Italien und Ungarn. Von dem zariſchen Großkanzler Golowin erhielt nun Patkul eine Ordre, nach der, falls die Zurückführung der beſagten Truppen durch Polen nach Rußland auf Schwierigkeiten ſtoße, dieſelben im äußerſten Nothfalle unter den möglichſt vortheilhafteſten Bedingungen auf die Dauer einer Campagne dem Kaiſer überlaſſen werden ſollten. Am 15. December 1705 ſchloß Patkul, die Vortheile Rußlands und Sachſens im Auge haltend, das Geſchäft der Ueberführung des ruſſiſchen Hilfscorps in kaiſerliche Dienſte ab. König Auguſt hielt ſich zu dieſer Zeit nicht in Sachſen auf, und Patkul's Feinde, an ihrer Spitze Statthalter Fürſtenberg, benutzten die Gelegenheit, wo die Macht in ihren Händen lag, zum Sturze des verhaßten Günſtlings. Wegen ſeiner vielfachen Intriguen und ſeiner Competenzüberſchreitung wird er verhaftet. Das war ein Attentat gegen die Unverletzlichkeit des Repräſentanten einer fremden Macht und verurſachte ein großes Aufſehen. Es ſcheint, daß diejenigen Perſonen, von deren Entſcheidung Patkul's fernere Schickſale abhingen, Auguſt und Peter, ſich über die gegen Patkul ergriffenen Maßregeln für's Erſte geeinigt hatten. Das geſchah ohne ernſte Erwägung der aus denſelben erwachſenden Conſequenzen. Auguſt mochte vielleicht mit innerer Schadenfreude den Abſchluß der Carrière Patkul's begrüßt haben. Peter, mangelhaft unterrichtet, zeigte ſich inconſequent, lau und unentſchieden; ſpäter warnte und drohte er, wenn man ſeinen Geſandten nicht freilaſſe, aber über Warnungen und Drohungen iſt er nicht hinausgegangen. Von Allen verlaſſen, richtet der in ſeinem Ehrgefühl tief gekränkte Patkul ergreifende Schreiben an den Zar und an die Oeffentlichkeit, in denen er die ihm und ſeinem Herrn wiederfahrene Schmach, ſeine Unſchuld

und die Verletzung des Völkerrechtes ſchildert. Vergeblich ſind ſeine Rufe. Am 9. September 1706 bringt man ihn auf die Burg und Feſtung Königsſtein*). Karl XII. rückt in Sachſen ein und zwingt Auguſt zum Frieden von Altranſtädt, deſſen 11. Artikel die Auslieferung des Livländers Johann Reinhold Patkul fordert. Jetzt begann ſich in Auguſt der Zweifel an der Rechtmäßigkeit des gegen Patkul eingeſchlagenen Verfahrens zu regen und ſein Gewiſſen zu ſchlagen. Das Bewußtſein ſeiner Schuld, die Furcht vor dem Zaren und der öffentlichen Meinung Europas riefen die Bedenken wach, die die Ueberantwortung Patkul's verzögerten. Den Umſtänden entſprechend ſcheint uns das Gerücht zu ſein, Auguſt habe im Geheimen Patkul die Möglichkeit der Flucht eröffnet, aber Patkul habe durch den Urtheilsſpruch eines Gerichtshofes Genugthuung gewünſcht. Hoffte er doch immer noch auf die Intervention des Zaren, eine trügeriſche Hoffnung! Karl XII. verlangt energiſch die Ausführung des Friedenstractats, und länger wagt man den unerbittlichen Schwedenkönig nicht zu reizen. „Gleichſam das Tageslicht bei der Auslieferung ſcheuend," wir folgen hier der feſſelnden Schilderung Jarochowſki's**), „brach im Abenddunkel des 6. April 1707 ein Reitercommando von dem Corps des ſchwediſchen Generalmajors von Meyerfeld nach der Veſte Königsſtein auf. Es begleitete die Schweden in der Eigenſchaft eines Commiſſarius des Königs Auguſt General-Adjutant Arensſtädt." Zur Nachtzeit ſtieg derſelbe zur Burg hinauf; nachdem er Patkul in Empfang genommen hatte, überlieferte er denſelben ſofort der am Fuße des Felſens von Königsſtein harrenden Reiterabtheilung. Ueber den Empfang der erwünſchten Beute iſt eine Quittung ausgeſtellt. Dieſer Schein iſt noch erhalten und unterſchrieben von zwei Livländern. Mit Ketten belaſtet, wird Patkul abgeführt. Heftig klagt der Zar in ſeinem Schreiben an Auguſt und den Kaiſer über das ſeinem Geſandten angethane Unrecht; zu ſpät! Patkul's Schickſal war, nachdem er ſeinen grauſamen Feinden in die Hände gefallen, denen er mit ſeinem Blut und Leben Rede und Antwort ſtehen mußte, entſchieden. Nun verließ Karl XII. Sachſen, ſeinen gefährlichſten Gegner in ſorgfältiger Bewahrung mit ſich führend. In Kazmierz, in der Nähe eines in Großpolen bekannten Bernhardinerkloſters, läßt Karl XII. ſein Urtheil verkündigen und ſogleich vollſtrecken. „Alle ſchrecklichen Einzelheiten der demnächſtigen Execution ſind von Karl XII. ſelbſt angeordnet worden." Am 10. October bei Tagesanbruch betritt der ehrenwerthe Prediger Lorenz Hagen, der Berichterſtatter jenes ſchrecklichen Vorganges, das Gefängniß des unglücklichen Patkul, damit er ihn zum Tode vorbereite. Wohl wußte der Verurtheilte, daß er am Ende ſeiner Laufbahn ſtehe, daß aber ſchaudererregend die letzte Stunde ſeines Lebens ſein werde, ahnte ſeine Seele nicht. Als Patkul auf den von 300 Dragonern umgebenen Richtplatz kam und die vier daſelbſt aufgerichteten Räder erblickte, bebte er zuſammen und, den Prediger umfaſſend, flehte er: „Bittet Gott, daß ich nicht verzweifle." „Der von den

*) Jarochowſki, p. 282.

**) Jarochowſki, p. 284 ff.

Schweden zur Vollſtreckung der Execution gepreßte Ortsſcharfrichter verneigte ſich mehrmals vor dem vornehmen Gefangenen und bat ihn wegen der vorzunehmenden Handlung um Verzeihung. Dem Delinquenten werden die Ketten abgenommen, und Hauptmann Waldow verlieſt mit vernehmlicher Stimme: „Allen und jedem ſei hierdurch kund und zu wiſſen gethan, daß es Ihro königlichen Majeſtät, unſeres allergnädigſten Königs, geſtrenger Befehl ſei, daß dieſer, der ein Landesverräther iſt, ihm zur wohlverdienten Strafe und Anderen zum Exempel, gerädert und geviertheilt werden ſoll. Ein Jeder hüte ſich vor Untreue und diene ſeinem König redlich.“ Hierauf begann durch den in ſeinem Handwerk unerfahrenen, dasſelbe mit ſichtlichem Widerſtreben vollziehenden Scharfrichter die Ausführung der angeordneten Marter, deren ſchreckliche Einzelheiten wir nicht erzählen wollen.“ Mit gebrochenen Gliedmaßen kroch der Unglückliche zum Block, die Worte „Kopf ab, Kopf ab!“ mit keuchender Stimme ausſtoßend. Nach mehreren Hieben fiel derſelbe. Die Glieder wurden auf die vier Räder geflochten, der Kopf wird auf den Pfahl geſteckt*).

Das war das Ende des einſt ſo mächtigen Staatsmannes, der in der Mitte des Streites zwiſchen den Herrſchern König Auguſt, König Karl XII. und Zar Peter ſtand, auf welche dieſer Ausgang einen mehr oder weniger dunklen Schatten wirft. König Auguſt hatte ſich Patkul gegenüber einer Handlungsweiſe bedient, für die er vor keinem Richterſtuhl Rechtfertigung finden kann. Der Mangel an Energie und die Gleichgiltigkeit des Zaren gegen ſeinen treuen Diener erfuhren Mißbilligung. Karl's XII. grauſamer Racheact aber befleckte für alle Zeiten ſeinen Heldenruhm.

Abgeſehen von der aus den allgemeinen menſchlichen Gefühlen hervorgehenden Theilnahme für die tragiſchen Schickſale Patkul's bleibt derſelbe für uns Livländer doch immer ein Gegenſtand des Intereſſes. Weniger wird uns der in den Händeln der Großen geſchickte und weltkundige Diplomat anziehend erſcheinen, als der muthige Vertreter unſerer Landesrechte und der Bahnbrecher der Politik des Zarenreiches, das zur europäiſchen Bedeutung gelangte auf den Wegen, die Patkul demſelben wies.

*) 10. October 1707. Jarochowſki p. 285 ff.

Aus ruſſiſchen Dichtern.

V.

Saſcha.

Von N. A. Nekraſſow.

Ueberſetzt von Sophie Behr in Moskau.

1.

Gleichwie eine Mutter in troſtloſem Leide,
So ſtöhnet die Schnepfe auf einſamer Haide.
Ertönt in der Ferne des Schäfers Schalmei —
Ergreift ſie das Herz wie ein ſchmerzlicher Schrei.
Die Wälder aus Fichten und Espen beſtehen:
O Bild meiner Heimath — wie traurig zu ſehen! —
Jedoch — warum ſchweigt mein ergrimmter Verſtand? —
Das Rauſchen des Wald's iſt mir lieb und bekannt;
Und traulich ſind mir meiner Heimath Gefilde —
D'rum gebe ich Freiheit dem Herzen, der Milde;
Und mögen allein meines Vaterland's Au'n
Die Thräne — den Schmerz meines Innern nun ſchau'n!
Mein Herz iſt ſo müde — ermattet mein Streben —
Statt Wahrheit ſuch' jetzt ich nur Glück noch im Leben.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

O Heimath! ich bring' dir die kindlichſte Liebe,
Gezähmt ſind des Herzens unbändigſte Triebe.
Wie viel auch ſchon nutzlos entſchwunden in Nacht
Der Kräfte in dir, denen Jugend gelacht —

Wie ſehr deine Stürme und eiſigen Schauer
Umdüſtert ſo früh ſchon mit Kummer und Trauer
Die Seele, von ängſtlichen Träumen gewiegt —
Nun ſteh' ich vor dir — und ich fühl' mich beſiegt!
Die Leidenſchaft beugte die Kraft meiner Seele,
Den Willen — das Schickſal, ſtatt daß es ihn ſtähle,
Und Lieder der ſchmerzlichſten Trauer ſing' ich
Der Muſe, die längſt mir im Tode verblich.
Vor dir allein ſchäme ich nicht mich der Thränen:
Es ſtillt dein Liebkoſen mein krankhaftes Sehnen,
O ſchließe in deine Umarmung mich ein
Und laß mich vergeſſen die irdiſche Pein!
Mein Schickſal war hart — und bald ſcheid' ich vom Leben —
Doch du haſt dem irrenden Sohne vergeben:
Denn kaum öffnet' dir ich den liebenden Arm —
So wuchs meine Kraft und mein Herz wurde warm;
Ein Wunder geſchah: denn im blumigen Kleide
Erſchien mir da plötzlich die traurige Haide;
Die Wipfel der Bäume, ſie rauſchten ſo traut,
Und nie hatt' ich ſchöner die Sonne geſchaut!
So kehrt' ich beruhigt, erleichtert im Herzen,
Zurück in das Haus, in dem frühzeit'ge Schmerzen
Mir eingeflößt manches erbitterte Lied . . .
Wie ward es verfallen und öd', ſeit ich ſchied!
Wie traurig mag's ſein in den düſteren Räumen, —
Zum Nachbar zu fahr'n will ich lieber nicht ſäumen.
Es ſind meine Nachbarn gar prächtige Leut',
Mit denen zu ſein ich mich immer gefreut;
Den Hochmuth nicht kennend, ſie freundlich erſcheinen
Dem Gaſte, und redlich und treu ſie es meinen.
Wie mag's ihnen geh'n, ſeit ich bei ihnen war?
Da war er ſchon alt und faſt weiß war ſein Haar,
An Jahren faſt gleich die Gefährtin des Alten:
Ich freu' mich zu ſehen ihr häusliches Walten
Und Sſaſcha, die Tochter! Nicht weit iſt das Haus . . .
Wie ſchaut es wohl jetzt in demſelben noch aus? —

2.

Ihr lebtet zufrieden im häuslichen Kreiſe
Und liebtet die Tochter in herzlichſter Weiſe.
Es wuchs wie die Blume auf Wieſe und Flur
Die bräunliche Sſaſcha in freier Natur.
Die Mittel der Eltern, ſie waren beſcheiden,
Doch durfte der Liebling nie Mangel erleiden;
Nur dachtet an leibliche Wohlfahrt Ihr meiſt,
Vergaßt zu entwickeln den regſamen Geiſt.
Ein Buch für das Kind, ei, was bringt das für Nutzen? . . .
Die Wiſſenſchaft macht den Verſtand doch nur ſtutzen
Und länger ſich ſtets in der ländlichen Welt
Die Unſchuld und Reinheit der Seele erhält;
Auch färbet die Wange ſich lieblicher immer. —
Wie ſchön iſt das Kind in dem roſigen Schimmer!
Des tiefdunklen Auges ſo feuriger Blick,
Er ſtrahlet nach Außen das kindliche Glück;
Die bräunliche Wange, die dunkelen Brauen,
Die Schultern gerundet — wie reizend zu ſchauen!
Das Leben iſt ſorglos und froh es verrinnt —
Ob ſie auch das ſiebzehnte Jahr ſchon beginnt . . .
Des Morgens mag früh ſie ihr Lager verlaſſen,
Die tiefſchwarzen Flechten im Nacken umfaſſen;
Dann eilt ſie zum Walde, zum buſchigen Hain
Und athmet die Freiheit, die goldene, ein.
Hier lockt ſie ein Pfad — dort ſind Blumen verbreitet,
So wird ſie bald hierhin, bald dorthin verleitet;
Was ſollt' ſie auch fürchten in ſtiller Natur? . . .
Von menſchlichem Treiben iſt rings keine Spur.
Sie liebt es dem Flüſtern der Wipfeln zu lauſchen,
Dem Bach, deſſen Wellen geheimnißvoll rauſchen;
Sie flüſtern, erglitzernd im ſonnigen Schein:
„Ermüdeter Wand'rer, o kehr' bei uns ein;
Wir wollen auf ſilbernen Wellen dich wiegen,
An deine ermatteten Glieder uns ſchmiegen.“
Beſäet mit Blumen ſind Wieſe und Feld,
Die Sonne ſtrahlt herrlich vom tiefblauen Zelt.
Es preiſt die Natur jedes Vöglein im Liede,
Und rings lächelt Freude — und rings athmet Friede;

Am Mühlrad allein tobet zürnend der Bach,
Weil Menſchenhand grauſam die Freiheit ihm brach;
Nun ringen nach Freiheit die ſchäumenden Wellen —
Vergebens! . . . ſie müſſen doch machtlos zerſchellen
Am Damm, der den Lauf ihnen grauſam benimmt.
„Gewiß iſt es ſo ſchon dem Bächlein beſtimmt“ —
Denkt Sſaſcha — „warum ſich nicht ruhig ergeben?“ —
Die Schönheit ringsum und das jauchzende Leben
Nur Gottes Barmherzigkeit Sſaſcha beweiſt . . .
Denn Unruh' und Zweifel ſind fremd ihrem Geiſt.
Dort dehnen ſich ſchwärzliche Aecker in's Weite
Und langſam zerſtreu'n ſich auf ihnen die Leute;
In ihnen ſieht Sſaſcha auch heiteren Blicks
Zufriedene Hüter des ländlichen Glücks;
Sie weiß, daß nicht unnütz das Land ſie ſo pflegen
Im blutigen Schweiß — für den künftigen Segen;
Auch liebt ſie an Weibern und Kindern zu ſchau'n,
Wie handvollweis Samen der Erd' ſie vertrau'n.
Wie ſchön iſt die Flur, die beſtimmt uns zu nähren,
Wenn wogend auf ihr ſich bewegen die Aehren;
Wie Bernſtein erglänzt ſie im ſonnigen Schein —
Sie könnte nicht ſtolzer und herrlicher ſein!
Doch ſchön ſind die Zeiten des Dreſchens vor Allen,
Wenn fernhin die munteren Flegel erſchallen;
Dann tönt's aus dem Walde als Echo hervor
Und rufet wie: „ſchneller“ und „ſchneller“ in's Ohr!
Ein wohlthu'nder Ton! Wen er grüßet am Morgen,
Verlebt gewiß heiter den Tag, ohne Sorgen!
Wenn Sſaſcha erwacht — eilt zur Tenne ſie ſchnell.
Schon iſt's nicht mehr dunkel und iſt noch nicht hell;
Kaum trieb man in's Freie die lärmende Heerde,
Noch friſch iſt die Spur auf befrorener Erde;
Geruch friſcher Milch auch die Luft noch erfüllt,
Und manchmal wird dumpf in der Ferne gebrüllt;
Und dort fährt ein Wagen mit Garben beladen —
Ihm nach ſieht ein ſcheckiges Füllen man traben.
Der Rauch ſchlägt zur offenen Riege heraus,
Am Feuer ſitzt Jemand im einſamen Haus.

Es herrſcht auf der Tenne geſchäftiges Treiben,
Es dürfen die Flegel nie müſſig verbleiben;
Ihr Schatten ruht nicht und der Arm nimmer ſinkt —
Bis friedlich der Abend den Thätigen winkt . . .

Oft flocht unſere Sſaſcha in kunſtloſe Kränze
Die Blumen des Feld's, die ſeit früheſtem Lenze
Als Kind ſie ſchon liebte, — auch war'n ihr vertraut
Die Namen der Gräſer, die je ſie geſchaut;

Inſecten und Vögel liebt' ſie zu erkennen,
In buntem Gemiſch ihre Namen zu nennen . . .
Schon Mittag iſt's: Sſaſcha iſt immer im Wald.
„Wo biſt du denn, Sſaſcha? das Eſſen wird kalt;

„Ei, Sſaſchinka, Sſaſcha!“ — Es tönen nur wieder
Vom Felde herüber die einfachen Lieder;
Ein munt'res: „hier bin ich!“ trifft plötzlich das Ohr, —
Es taucht aus dem wogenden Korne hervor

Das liebliche Köpfchen, mit Blumen umwunden . . .
„Der Schelm“, ruft der Vater, „wo war ſie verſchwunden?
Ei! . . . höher als alle Aehren der Flur
Iſt ſchon unſ're Tochter!“ — „Was meinſt du denn nur?“ —

„Verſteh's, wie du willſt, doch wirſt du begreifen,
Wofür man wohl ſorgt, wenn die Aehren ſo reifen:
Der Aehre — die Sichel, die kühne, gebührt:
Der Jungfrau — ein Mann, welcher heim ſie bald führt!“

„Mög', muthwill'ger Alter, dies Wort dich nie reu'n!“ —
„Ei, ſag', was du willſt, wirſt dich ſelber doch freu'n!“
So geh'n ſie entgegen dem lieblichen Kind,
Und wo zwiſchen Büſchen das Bächelein rinnt,

Da ſuchen die Alten ſich leis zu verſtecken
Und fangen den Schelm, um ihn herzlich zu necken;
Dann freu'n ſich die Alten und Sſaſcha, die lacht,
Und froh wird das Kind dann nach Hauſe gebracht. —

Im Winter liebt ſie in der Dämmerungsſtunde
Zu lauſchen der Mähr' aus der Wärterin Munde.
Des Morgens ſie ſtets ſich zum Eisberg begiebt,
Von welchem zu rutſchen von Herzen ſie liebt.

Die Alte ruft: „Vorſichtig, Kind, auf dem Eiſe!“
Doch flink jaget Sſaſcha im ſchneeigen Gleiſe

Das Schlittchen . . . daß plötzlich zur Seite es fliegt . . .
Im Schnee unſere muntere Sſaſcha dann liegt!

Das Pelzchen ſchlägt auf und die Flechten, ſie fallen —
Und hell hört ihr fröhliches Lachen man ſchallen! —

Die Wärterin ſelber zu ſchelten vergißt,
Weil lieblich das kindliche Lachen ſie grüßt . . .

Doch hatt' unſere Sſaſcha auch Kummer zu ſchauen:
Sie weint', als ein Wald wurde niedergehauen.

Noch jetzt denkt ſeiner ohn' Thränen ſie nicht:
Wie ſtanden die buſchigen Birken ſo dicht!

Und dort, wo die finſteren Tannen einſt ſtanden,
Sich herrliche Büſchel des Schneeballs befanden;

Hier wuchs eine Eiche ſo jung und ſo ſchlank . . .
Im Blätterdach tönte der Vöglein Geſang,

Und unten, da bargen ſich mancherlei Thiere . . .
Da tönte die Axt in dem wald'gen Reviere,

Es ſtöhnte der Wald: von dem dröhnenden Ton
Erſchreckt, lief der Haſe wie blindlings davon;

Der Fuchs ſucht' in ſichere Höhlen zu dringen,
Und leis rührt' der Vogel die zitternden Schwingen;

In Zweifel und Angſt zieht die Ameiſe aus
Und trägt, was ſie kann, in ihr finſteres Haus . . .

Die Arbeit gedieh bei dem Klange der Lieder:
Man ſchlug wie mit Senſen den Espenwald nieder;

Zerbrochen ward krachend der trockene Aſt,
Die hartnäck'ge Eiche entwurzelt mit Haſt;

Um ſtämmige Fichten mit Stricken zu neigen,
Behaut' man ſie unten — ſie leichter zu beugen,

Und fielen mit lautem Geprаſſel ſie um,
So trat man mit Füßen auf ihnen herum.

So ſetzet im Zweikampf nach tödtlichem Streiche
Der Sieger den Fuß auf die feindliche Leiche.

Da waren viel traurige Bilder zu ſeh'n:
Weithin klang des Espenwald's dumpfes Geſtöhn,

Und aus der geſpaltenen Birke, da floſſen
Die Thränen, die reichlich die Erde begoſſen:

Dem heimiſchen Boden, der herrlich ſie trieb,
Bracht' ſie dieſe Thränen als Zoll ihrer Lieb' . . .

Spät ruhten die Arme, die lange ſich mühten.
Am nächtlichen Himmel die Sterne erglühten,
Und groß ſtand der Mond und ſchien leuchtend herab
Auf's weite, verödete, waldige Grab.

Es lagen die Bäume am Boden wie Leichen;
Laut krachten die Aeſte der Birken und Eichen,
Und rings rauſchten Blätter in ſchattiger Nacht . . .
Gleichwie auf dem Felde nach blutiger Schlacht
Verwundete ſtöhnen und fluchen und klagen . . .
Am nächtlichen Himmel die Wolken ſich jagen,
Der Wind läßt erklingen das müß'ge Gewehr
Und ſpielt mit den Locken der Todten umher! . . .

Die Schatten der Nacht auf die Stummel nun ſanken,
Umhüllend die ſterbenden Bäume und Ranken;
Tief flogen die Eulen, ſich drehend im Kreis,
Die Flügel berührten den Boden ganz leis;
Das Rufen des Kuckucks hört fern man erklingen —
Hier ſchreit eine Dohle und rühret die Schwingen,
Ob's bald auch an Kraft und an Muth ihr gebricht . . .
Sie ſucht ihre Jungen und findet ſie nicht!

Die Armen — ſie waren vom Baume gefallen . . .
Weit ſperrten die Schnäbel ſie auf — ihr Lallen
Und Hüpfen half nichts . . . Vom Schreien geſtört,
Hat grauſam ein Bauer ihr Leben zerſtört. —

Die Axt tönt am Morgen mit friſcherem Klange,
Doch Sſaſcha vermied dieſen Anblick noch lange;
Ein Monat verging, eh' die Stätte ſie ſah:
Vor ihr lagen Erdſchollen aufgewühlt da,
Und einſame Fichten noch ſtanden als Reſte
Des blühenden Waldes — und ſenkten die Aeſte.

So bleiben im Dorfe die Alten allein,
Wenn Alle am Werktag der Arbeit ſich weih'n . . .
Es hatten viel Zweige ſo eng ſich verflochten,
Als wenn darin Vögel zu niſten vermochten,
Die, wie ſich die Leute erzählten zumal,
Nur brüten im halben Jahrhundert zweimal.

Da dachte nun Sſaſcha — die Zeit wär' gekommen,
Bald würde der Baum all' den Vögeln genommen,

Bald würden ſie fliegen zu ſonnigen Höh'n
Und Lieder ihr ſingen gar wunderbar ſchön.

Sie horchte, den Zauber zu löſen bemüht . . .
Der Abend in herrlichen Farben erglüht

Am Saume des Himmels, der prachtvoll erglänzt:
Dort brach durch den Wald, der die Güter umgrenzt,

Die Sonne und ſandte die ſcheidenden Strahlen
Auf's trauernde Feld, es noch roſig zu malen;

Aus Schatten und Licht hat ein Bild ſich gewebt,
Das ferne den ſonnigen Hügel belebt . . .

Des Nachts konnte Sſaſcha die Augen nicht ſchließen,
Sie dacht': was die Vöglein im Singen verhießen? —

Die Stube erſcheint ihr ſo dumpf und ſo klein, —
Sie kann wohl nicht ſchlafen, doch froh muß ſie ſein . . .

Raſch wechſeln die Träume in bunten Geſtalten,
Die Roſen der Wangen ſich höher entfalten.

Feſt ſchläft ſie am Morgen, nach traumreicher Nacht . . .
Wenn leiſe im Herzen die Sehnſucht erwacht,

Wie ſchwellt es die Ahnung mit wonnigem Schauer,
Wie ſüß iſt die Regung — noch ferne von Trauer! —

Die Wolke iſt nah' — doch der Schatten, er mag
So raſch nicht zerſtören den lächelnden Tag. —

Er ſäumt noch — weshalb auch die Freude vertreiben?
Zwar ſchön wird der Tag auch im Sturme noch bleiben,

Doch ängſtigt die Wolke, als brächt' ſie Gefahr . . .
Die kindlichen Augen, ſo heiter und klar,

Die Wangen, die Lippen ſo lieblich geſchloſſen —
Sie ſollen erbleichen, von Thränen umfloſſen?

Und ſoll dieſen Willen, den Muth und die Kraft
Das Schickſal auch beugen, das Alles hinrafft? . . .

Vorüber, ihr Wolken, o haltet nicht ſtille!
Die Freiheit iſt Macht euch und ſtolz euer Wille;

Ein Hälmchen der Haide, ſo ſchüchtern und ſchwach —
Ob's wohl euern Sturm zu ertragen vermag? . . .

3.

Als ich meine Heimath verließ vor zwei Jahren
Und bat meine Nachbarn, mir Freundſchaft zu wahren,

Da hab' prophezeiht meiner Sſaſcha ich gern,
Daß glückliche Hochzeit ihr nun nicht mehr fern;
Ich wünſcht' ihr ein Leben von heiteren Tagen . . .
Wie hatten ſich Hoffnung und Wünſche zerſchlagen!
Ich fand ihre Eltern von Kummer gequält,
Und Folgendes ward mir vom Vater erzählt:
„Ein Gut in der Nähe," begann er die Rede,
„Stand wohl ſchon ſeit Jahren verlaſſen und öde,
Bis endlich ſein Herr aus dem Auslande kam
Und zeitweis Beſitz von dem Herrenhaus nahm.
Er kam auch zu uns, hieß Leo Agarin,
War gut zu den Leuten . . . . . .
Er klemmte ſich ſtets in das Auge ein Glas,
Hatt' ſpärliches Haar und war hager und blaß.
Er nannte ſich ſelbſt einen Zugvogel gerne:
Ich komme — ſo ſprach er — aus weiteſter Ferne;
Ich habe viel Städte und Meere geſeh'n,
Und Brücken, die unter dem Waſſer hingeh'n;
Dort findet man Schönheit und Reichthum verſchwendet —
Doch wurden die Einnahmen ſchlecht mir geſendet.
So kehrte denn bald ich nach Rußland zurück:
Zigeuner verhießen mir hier vieles Glück,
Auch ſollte vor Leid mich ein Talisman hüten!
Verwundert wir Alles zu faſſen uns mühten,
Und Sſaſcha war fröhlich — er lachte mit ihr. . . .
So kam er nun öfter — war täglich faſt hier.
Er ſprach viel mit Sſaſcha von allerlei Sachen,
Begann über Manches ſich luſtig zu machen.
So ſagte er, giebt es ein herrliches Land,
Wo nie von den Fluren der Lenz wird gebannt;
Wo mitten im Winter die Bäume noch blühen
Und herrlich die gold'nen Orangen erglühen.
Dann blickte er ſinnend zur Decke empor
Und las ihr halb ſingend 'was Trauriges vor;
Es klangen die Worte gleichwie im Geſange —
O Gott! und wie ſprachen die Beiden ſo lange! —
Er hat ihr durch Leſen Vergnügen gewährt —
Sogar das Franzöſiſche bald ſie gelehrt.

Faſt ſchien's, daß ein Kummer, ein fremder, ſie drücke,
Wenn ernſt ſie erwägten der Menſchen Geſchicke:
Warum und wie viele Jahrhunderte gar
Der Menſch ſchon ſo ſchwach und ſo unglücklich war?
Doch laſſen wir, ſagt' er, die Hoffnung nicht ſterben:
Die Sonne der Wahrheit ſchützt uns vor Verderben!
Drauf hob er das Glas mit dem Vogelbeerwein
Und ſprach dann zu Sſaſcha: ſo möge es ſein!
Die Gläſer der Beiden zuſammen dann ſtießen:
Er trank — doch ſie nippte und wollt' nichts genießen;
Und wir, beide Alten, wir tranken auch mit. —
Zum Winter es hier ihn nicht länger mehr litt:
Ich dank' für die Freundſchaft, die Ihr mir geſpendet,
Doch hab' ich genug nun der Zeit hier verſchwendet;
Lebt wohl und ſeid glücklich! — Zur That iſt es Zeit!
So ſprach er — nahm Abſchied — und bald war er weit. —
Uns ſchien, als ob Sſaſcha ſich ernſtlich betrübte
Und unſre Geſellſchaft bald gar nicht mehr liebte. —
Wir haben ſchon dieſes und jenes gedacht:
Ob's ſo ihre Jahre wohl mit ſich gebracht?
Es langweilt' ſie Wahrſagen, Lieder und Sagen —
Im Winter will ſie nicht im Schlittchen mehr jagen;
In tiefen Gedanken verbringt ſie die Zeit,
Als hätt' ſie mehr Sorgen, als wir alte Leut';
Sie weinte im Stillen — wie's nie noch geweſen —
Schrieb Briefe — doch gab ſie die Niemand zu leſen;
Ließ Bücher ſich kommen, las Band ſtets um Band —
Bis endlich genug ſie geſammelt Verſtand!
Was man ſie auch fragte, ſie konnt' es erklären,
Das Sprechen mit ihr mußt' Vergnügen gewähren;
Dabei — ach wie gut und wie herzlich iſt ſie. . . .
Gewiß, ſolche Güte, die ſahſt du noch nie!
Als Freundin liebt' ſie bei den Armen zu weilen —
Den Hunger zu ſtillen und Schmerzen zu heilen. —
So hatte das neunzehnte Jahr ſie erreicht:
Wir leben zufrieden — kein Leid uns beſchleicht
— Was hatt' da hier wieder der Nachbar zu ſuchen?
Wir hören: er kommt uns zu Mittag beſuchen.

Wie hat unſ're Sſaſcha da heiter geblickt —
Das Zimmer mit duftenden Blumen geſchmückt!
Sie ordnet' die Bücher in eiliger Freude,
Erſchien drauf im einfachen, reizenden Kleide
Und ging ihm entgegen; — erſtaunt blieb er ſteh'n,
So lieblich noch hatte er nie ſie geſeh'n.
Die Zeit ihrer Trennung — ſo kurz ſie geweſen —
Sie hatte doch herrlich entwickelt ihr Weſen.
Auch ſtrahlt' aus den Augen das frühere Glück;
Doch er ward noch blaſſer — noch finſtrer ſein Blick.
Was Sſaſcha gethan und geleſen indeſſen,
Erzählte ſie ihm, und daß nichts ſie vergeſſen;
Doch hatt' dies Erzählen nicht Nutzen gebracht,
Denn gleich hat er drauf die Entgegnung gemacht:
„Geſchwatzt haben Beide, wie damals, in's Leere!
Verſtändige Leut' geben andere Lehre —
Die Menſchen ſind alle bejammernswerth ſchlecht!"
So ging es nun her über's ganze Geſchlecht!
Wir Alten, wir waren mit ihm nicht im Klaren —
Doch weiß ich, daß nie noch ſo traurig wir waren
Wie jetzt; denn zwei Wochen vergingen ſeither
Und Sſaſcha, die geht wie ein Schatten umher!
Bald lieſt ſie — dann wirft ſie die Bücher von hinnen;
Mit Gäſten mag nie ſie zu reden beginnen. —
Einmal hat das Schickſal hierher ihn geführt,
Als eben ein Bauer der Sſaſcha dictirt'
Ein Briefchen; — ein kränkliches Weib ſtand daneben
Und bat, für die Bräun' ihr ein Mittel zu geben.
Er blickte ſie an und ſagt' uns drauf im Scherz:
Schon wieder ein Spielzeug für's kindliche Herz!
Da ging ſie hinaus in gekränktem Gefühle —
Er nach — doch ſie ſagt', daß ſie unwohl ſich fühle.
Er ſchickte ihr Bücher — ſie ſagte kein Wort
Und ſchickte ſogleich ſie zu ihm wieder fort.
Sie betete, weinte, begann ſich zu grämen. . . .
Da kam er noch einmal, um Abſchied zu nehmen —
Sie kam, gab vor uns ihm zum Abſchied die Hand —
Hat wieder ſich dann in ihr Zimmer gebannt.

Was denkſt du? da hat er ihr wieder geſchrieben.
Nun thaten wir unrecht — geheim iſt's geblieben:

Wir Alten, wir laſen den Brief erſt allein:
Drin bat er ſie dringend, die Seine zu ſein!

Doch Sſaſcha hat gleich ſeine Hoffnung zerſchlagen;
Sie ſandt' ihm die Antwort — dann kam ſie's uns ſagen.

Wir waren verwundert und redeten zu:
Geſittet und jung ſei er — reich noch dazu!

„Ich will nicht" — ſo ſprach ſie — „nicht werth bin ich deſſen!"
— Doch ward ſie von Unruh' und Kummer beſeſſen.

Dann ſagt' ſie: „Er iſt meiner Liebe nicht werth,
Weil er allen Muths, aller Güte entbehrt!"

Doch grämt ſie ſich immer und kann ihn nicht miſſen —
Ich ſeh' ſeine Briefe oft weinend ſie küſſen! —

Nun ſag' mir, womit man's erklären wohl kann!
Und ſieh unſ're trauernde Sſaſcha dir an!

Wird er ſolchen Kummer ihr lange noch machen?
Und ſoll ſie denn niemals mehr ſingen und lachen?

Hat er denn auf ewig ſie niedergebeugt?
Denn, weißt du, daß oftmals die Furcht mich beſchleicht:

Ein Schwarzkünſtler ſei er und will ſie verderben!
Vielleicht war's der Teufel und bringt ſie zum Sterben?"

IV.

Hört auf, braven Leute, ſo traurig zu ſein!
Bald werdet ihr wieder wie früher euch freu'n:

Gott hilft eurer Sſaſcha — ſie wird ſich drin ſchicken —
Es hat jener Mann nicht die Macht zu berücken:

Er iſt, ſo zu ſagen . . . . mein Wort reicht nicht hin,
Zu zeigen darin euch den richtigen Sinn. . . .

Man ſieht jetzt bei uns ein Geſchlecht ſich verbreiten, —
Das haben geſchaffen die neueren Zeiten!

Es iſt nicht der Teufel, Verſucher der Welt —
Ach, leider iſt's unſeres Zeitgeiſtes Held!

Er lieſt — liebt auf Reiſen die Zeit zu verbringen —
Und will nur die That eines Rieſen vollbringen;

Die Erbſchaft der Väter ihn auch unterſtützt,
Indem ſie vor kleinlichen Sorgen ihn ſchützt;

Zu wandeln auf glattem, geebnetem Wege
Steht geiſtig zu hoch er — und iſt er zu träge.

„Ich hab' meine Seele auf's Höchſte geſtellt,
Will ſie nicht zerſplittern im Treiben der Welt:

Die Laſt meiner Kraft kann zu Boden mich zwingen,
In's frühzeit'ge Grab als ein Opfer mich bringen.

Vielleicht flieg' als leuchtender Stern ich dahin! —
Die Welt zu beglücken ſtrebt — ſagt er — mein Sinn!"

Das Nahe, das kann er nicht lieben und ehren
Und mag ohne Abſicht es oftmals zerſtören.

Denn ſeht, unſre Zeit iſt bedeutend und groß,
Ein Buch iſt kein Scherz: in dem menſchlichen Loos

Da zeigt's uns das Unwürd'ge, Böſe und Wilde —
Doch giebt es nicht Kraft für das Gute und Milde.

Es lehrt uns die innige Liebe nicht mehr. . . .
Das Werk der Jahrhunderte beſſern iſt ſchwer!

Zum Höchſten, Erhab'nen kann geiſtig er ſteigen,
Die edlen Gefühle macht er ſich zu eigen.

Doch fremd iſt die Leidenſchaft ihm und die Kraft,
Die Worten und Thaten die Geltung verſchafft!

Den Haß wird noch glüh'nder als Lieb er vertheid'gen!
Und kommt es zur That — keine Mücke beleid'gen!

Auch ſagt man von ihm, daß der Liebe Gewalt
Den Kopf ihm erhitzt nur — im Blute nicht wallt!

Und das, was die neueſten Bücher ihm ſagen,
Das wird auf der Seele ſtets oben er tragen:

Ob's wahr oder nicht — wird ihm gleichgiltig ſein,
Nur muß mit Verſtande bewieſen es ſein!

Wie arm iſt ſein eigenes, inneres Weſen!
So ſäet er heut', was er geſtern geleſen,

Was morgen er erntet, das weiß er nicht heut',
Doch ſicher wird heute noch Samen geſtreut.

In einfachen Worten will ſolches bedeuten:
In Worten zu glänzen, liebt er vor den Leuten. —

Und wenn er zur That es auch endlich 'mal bringt —
Die Welt hat's verſchuldet, wenn ſie ihm mißlingt!

Der Adler entbrennt dann in grimmiger Wuth,
Daß grauſam verſengte die Flügel die Gluth. . . .

Habt Ihr mich verſtanden? . . Nein! . . Hat nichts zu ſagen,
Mög' nur im Gemüthe der Kranken es tagen!

Schon gut, daß ſie ihn noch bei Zeiten erkannt
Und eingeſeh'n, daß er nicht werth ihrer Hand.

Das Uebrige muß man der Zeit überlaſſen . . .
Bald wird ſie den Segen des Kummers erfaſſen. —

In unſeren Steppen — auf Wieſen und Au'n
Sind Schluchten auf jeglichem Schritte zu ſchau'n:

Sie trocknet im Sommer die glühende Hitze —
Im Herbſte iſt's wieder nur ſchlammige Pfütze.

Im Winter, da ſind ſie im Schnee nicht zu ſeh'n —
Doch wartet ein wenig, bald wird uns umweh'n

Der herrliche Frühling — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Dann ſchwindet der Schnee und die Sonne ſcheint hell —
Es rauſchen die Flüſſe — es murmelt der Quell,

Und ſchäumende Waſſer die Schluchten erfüllen
Und, wunderlich rauſchend, die Tiefen verhüllen. . . .

Und iſt dann der Frühling vom Sommer verbannt,
So ſtehen ſie wieder verdorrt und verbrannt.

Doch ſieht man von ihnen die fruchtbaren Spuren:
Es reifet das Korn auf benachbarten Fluren. —

Es waren viel heilſame Kräfte verſteckt
In Sſaſcha — die hat dieſer Nachbar erweckt. —

Doch ſprach ich gekünſtelt — Ihr könnt's nicht verſtehen!
Ihr werdet ſelbſt, Freunde, an Sſaſcha bald ſehen:

Ein Sturm in der Jugend wie wohl er meiſt thut:
Er kräftigt die Seele — er feſtigt den Muth!

Je mehr jetzt das Kind ſich noch Kummer wird machen,
So wird's um ſo herrlicher, ſchöner erwachen:

Ein fruchtbarer Boden den Samen behielt —
D'raus werden die herrlichſten Früchte erzielt.

Aus der Hauptstadt.

Wieder einmal Weihnachten. — „Große Wäsche“. — Zwei „causes célèbres“. — Der Bankkrach von Skopin vor den Assisen. — Ein kleiner Machiavelli und seine Raisonnements. — Die Ermordung der Sarah Becker. — Wer ist der Mörder? — Ein „psychopathisches“ Frauenzimmer. — Die Verhandlung des Processes. — Die „Gesellschaft“ und ihre Stellung zu ihm. — Eine seltsame Ueberraschung.

St. Petersburg, Mitte December.

Das Weihnachtsfest steht vor der Thür, und wenn diese Zeilen den Lesern der „Nordischen Rundschau“ zu Gesicht kommen, liegt gar der einst so umjubelte, lichterstrahlende, Glanz und Duft verbreitende Tannenbaum einsam und verlassen in irgend einem Winkel des Hofes — eine gefallene Größe, der vor wenig Tagen noch ein „Hosiannah!“ zugerufen wurde und die nun mit Schmutz beworfen wird und an der Jedermann achtlos vorübergeht, ja wohl noch ein Aergerniß nimmt, wenn sie seinen Weg kreuzt.

Ein wehmüthiges und ein lehrreiches Bild, das Jahr für Jahr wieder neu wird und immer dieselben Gedanken und Gefühle wachruft, ohne daß diese je alt würden. Das alte Lied von der Vergänglichkeit, das als Sphärengesang durch den Weltenraum hinklingt, unveränderlich, heute wie gestern, und zu dessen Text das Geschick des Weihnachtsbaumes eine besonders herzbewegliche Illustration bildet . . .

Das Weihnachtsfest steht vor der Thür! In Haus und Hof und Keller und Küche rüstet man sich, es freudig zu empfangen und würdig zu begehen . . Es wird gefegt und gekehrt und gesäubert und geputzt allenthalben . . . Frohen Herzens zieht das schulpflichtige Alter Morgens in die Klassenräume ein, denn es sieht das Ende vor Augen: ein kerzenflimmerndes, lebkuchenduftendes, gabenreiches Ende! . . . Das Schönste, was er auf Lager hat, breitet der Kaufmann aus auf seinen Tischen und Ständern, baut er hinter den mächtigen Spiegelscheiben des Ladens auf, die kleinen und großen Kinder anzulocken und zu entzücken. . . Der Wohlthätigkeitssinn der Menschen erhält einen greifbaren Ausdruck in unzähligen „Bazars“, auf denen sich das Wohlthun so schön verbinden läßt — mit Eitelkeit, Selbstbewunderung und Renommage . . .

Das ist in diesem Jahre ebenso wie im vorigen, und wir begehen unsere Weihnachten nicht anders, als einst die Eltern und die Großeltern thaten. Und wie es bei uns gefeiert wird, so wird es auch bei Ihnen begangen, dieses schönste, lichtvollste der Kirchenfeste, dieses Familienfest par excellence.

Aber doch unterscheidet sich dieses Mal die Vorbereitungszeit des Festes von der früherer Jahre.

An dem großen Reinigungsprocesse und an dem Werke der Säuberung nimmt dieses Mal die ganze Gesellschaft theil. Es wird nicht blos innerhalb der vier Mauern und nicht blos äußerlich auf Straßen und Plätzen gekehrt und geputzt, sondern es wird gewissermaßen auch die Sphäre des gesammten socialen und ethischen Lebens gründlich gesäubert und gereinigt, und die diese Läuterungsarbeit ausführt — es ist Frau Justitia, die auch in ihrem Hause Kehraus macht und Ordnung zu schaffen sucht, ehe das Fest hereinbricht und das alte Jahr zu Ende gegangen. . . .

* * *

Und da bin ich denn angelangt bei dem, was uns Alle in den letzten Wochen vornehmlich beschäftigt und bewegt hat — bei den causes célèbres, die Presse und Gesellschaft der beiden Residenzen diese Zeit über fast ganz gefangen gehalten haben und von denen die eine selbst im Auslande so viel Aufsehen machte, daß mehrere große Blätter Specialberichterstatter zur Verhandlung des Processes im Petersburger Bezirksgericht entsandten.

Der Proceß Mironowitsch oder die Affaire der Ermordung der Sarah Becker in St. Petersburg und der Proceß Rykow oder die Geschichte des Bankkrachs von Skopin in Moskau — das sind die beiden Gegenstände, von denen nicht blos die Gerichtsreporter und Feuilletonisten, sondern auch die Leitartikler der großen und kleinen Residenzblätter in den bezeichneten Wochen beinahe ausschließlich gelebt haben — eine schwer verdauliche, aber jedenfalls charakteristische Nahrung.

Freilich, zu Leitartikeln eignete sich eigentlich nur der eine Proceß: der, der Herrn Rykow gemacht wurde, dem einstigen Director der verkrachten Bank des Kreisstädtchens Skopin, und seinen 25 Kumpanen.

Es ist dieser Proceß ungemein lehrreich. Er läßt uns einen Blick werfen in unser Bankenwesen überhaupt, das einem über und über von Schwären und Wunden bedeckten Körper gleicht, die ihren Ursprung haben in den ungesunden Säften des Organismus unserer Gesellschaft. Ein wenig appetitliches Bild, das aber leider die Berechtigung der Wahrheit für sich hat.

Jene Schwären und Wunden sind schon oft aufgebrochen in Form von Processen, die immer häufiger wurden, je mehr das „Gründerthum" bei uns überhand genommen hat. Eisenbahnunternehmungen, industrielle Anlagen und Creditinstitute reichten sich die Hände und förderten schließlich einen ganzen Rattenkönig von «causes célèbres» zu Tage. Die Processe Posnanski und Landau waren noch lange nicht vergessen, als der „interessante" Millionendieb Juchanzew

„in die Lage versetzt" wurde, die „Gesellschaft gegenseitigen Bodencredits" hierselbst vor den Assisen unangenehm zu compromittiren. Weitere Enthüllungen aus dem Gebiete corrumpirter Sphären des Handels und Wandels brachten dann den Proceß der „13", der „städtischen Creditgesellschaft", den Proceß der „Kronstädter Commerzbank" — um nur die bedeutendsten und sensationellsten zu nennen, denn ihrer sind gar — ach, gar so viele! Lauter Wegweiser, die über die Assisen hinweg zu einer dringend nothwendigen und ja auch bereits in Angriff genommenen Bankgesetz-Reform führen.

Einer der sensationellsten dieser Processe ist aber jedenfalls der, der sich jetzt in Moskau während zweier Wochen abgespielt hat und in dem 26 Angeklagten über 100 Zeugen gegenüberstanden.

Sensationell in gar mancher Beziehung, angefangen bei der Gründung der kreisstädtischen Bank bis zur Haltung des Hauptangeklagten vor Gericht.

Angesteckt von dem allgemeinen Gründungsfieber wollte auch das kleine Skopin seine eigene Bank haben. Warum auch nicht? Eine derartige communale Institution erleichtert immerhin den Geldverkehr, und so ward sie bestätigt und vor c. 20 Jahren mit einem Grundcapital von 10,103 Rbl. 86 Kop. eröffnet. Das genügte für den Augenblick. Aber mit der Vervollkommnung der Verkehrsmittel pflegt ja auch stets der Verkehr zu wachsen. Das ist auch beim Geldverkehr so. Das Geld kam in's Rollen; der Umsatz wuchs und wuchs, und 1865 betrug bereits die Summe der Depots über 2¼ Millionen Rbl. und das Geschäft warf, wie vor Gericht bezeugt wurde, eine Dividende von nahezu 100 pCt. ab! Das wäre denn doch wohl über und über genug „standesgemäß" gewesen für das Nest Skopin und mußte doch eigentlich klar die Argwöhnung eines „Schwindels" nahelegen. Aber Niemand dachte daran, und die, die es wußten, die rollten auf der abschüssigen Bahn munter fort und „Geld! Geld! Geld!" war ihre Losung und eine ungeheure Reclame war ihr Mittel. Aus allen Winkeln und Enden des Reiches strömte es zu, das ersehnte Geld, und die kleine Communalbank von ursprünglich nur localer Bedeutung wurde schließlich ein allrussisches Creditinstitut, und im Jahre 1882 belief sich die Summe der Depots gar auf c. 12 Millionen. Inzwischen aber waren die schlechten Instincte ungeheuerlich aufgewuchert; die öffentliche Gewalt, die communale Obrigkeit macht gemeinsame Sache mit der betrügerischen Verwaltung der Bank und die Taschen der Betheiligten schwellen zusehends an. Bis dann eines schönen Tages der „Krach" fertig ist und jene 12 Millionen sich als verflüchtigt erweisen, zerstreut und verschwunden, wie Spreu vor dem Winde. . . . Eine riesige Null — das war das Facit dieses Rechenexempels, zu dem die Probe jetzt im Moskauer Bezirksgericht angestellt wurde, und wenn ganz Skopin verkauft würde, so erhielte doch jeder Gläubiger nur 10 pCt. von seinem Guthaben.

Und es ist haarsträubend, was diese „Probe" alles an den Tag brachte. Da ist z. B. Owtschinnikow; er schuldete der Bank 47,000 Rbl., dann wurde er zum Stadthaupt erwählt, und die Schuld wuchs auf 213,000 Rbl. an; Ikon-

nikow trat dasselbe Amt mit einer Bankschuld von 10,000 Rbl. an; kaum hatte ihm aber die Bevölkerung mit der Wahl ein solches Vertrauensvotum gegeben, so fügte er 20,000 Rbl. noch hinzu. Ein anderer Ikonnikow hatte in der Bank ein Debet von 49,000 Rbl.; er wurde zum Gehilfen des Bankdirectors erwählt und bald bezifferte sich seine Schuld auf 80,000 Rbl. u. s. w.

Bemerkenswerth auch ist's, daß es hier keine fashionablen Glieder der Beaumonde waren, die die Bank ruinirten, keine Dandies und Löwen der Gesellschaft à la Juchanzew; daß es keine Träger hochklingender Namen waren, die in dem Verwaltungsrath saßen und als Scheinrevisoren fungirten, wie in manchem anderen solcher Processe, sondern echte, rechte Geschäftsleute, Prototypen russischer Kaufleute in hohen Stiefeln, langschößigen Röcken und grauen, mächtigen Vollbärten; einige von den Angeklagten erwiesen sich nicht einmal des Schreibens und Lesens kundig und eines der Mitglieder der Revisionscommission war gar — blind.

Nur ein Mitglied — blind? Sonst Niemand mehr? Fanden denn die alljährlichen Rechenschaftsberichte nicht ihren Weg hinaus über Skopin? Interessirte sich denn z. B. in Petersburg Niemand für sie? Erschien es Keinem sonderbar, daß eine kleine Bank in irgend einem Krähwinkel mit einem Grundcapital von c. 10,000 Rbl. schon nach drei Jahren eine Dividende von 100 pCt. zahlen konnte, daß sie nach zwanzig Jahren ihr Capital verhundertfacht hatte und für 12 Millionen Wechsel discontirte?

Gewiß hätte das Verwunderung erregen können, gewiß hätte man fragen, forschen, untersuchen können und müssen. Und man that's ja schließlich auch — von oben her und in der Presse, aber leider 20 Jahre zu spät. Nun — «il vaut mieux tard, que jamais» läßt sich sicher auch hier wieder sagen.

Aber um so bitterer ist die Ironie, die dem ganzen Vertheidigungssystem des Obergauners dieser Schwindelepopöe, des ehrenwerthen Herrn Rykow, anhaftet, wenn er jetzt mit einer kaltblütigen Frechheit alle Schuld — dem Gesetz, der Regierung, der Gesellschaft zuzuschieben sucht, die ruhig zugesehen hätten, wie in Skopin gewirthschaftet wurde und die gleichmüthig Alles gehen ließen, wie es Herrn Rykow und seiner Comparserie gerade gefiel.

Wohl berief er sich darauf, daß seine Verbrechen dem Wunsche entsprungen — der Stadt dienstlich zu sein, die Industrie und die Aufklärung zu fördern und zu heben; wohl wies er auf seine philanthropische Thätigkeit hin, aber andererseits erklärte er auch:

„Das Unglück ist das, daß das Gesetz den provinziellen Bankverwaltungen zu viel Freiheit läßt. . . Wir sind ja ein „dunkles" Volk, Obscuranten, und brauchen Zaum und Zügel. . . . Der Credit ist ein Feuer — laßt Kinder mit ihm spielen, so verbrennen sie sich; nur Erwachsene wissen mit ihm umzugehen. . . Mich hat der Minister behufs einer Unterredung citirt; aber zum Unglück hat er mir nur Rath ertheilt, aber — keine Befehle. . . . Hätte er befohlen, so wäre auch kein Verbrechen geschehen!"

Fürwahr — ein Machiavelli im Kleinen, dieser Rykow! Aber der Fuchs

wird doch schließlich gefangen und muß daran glauben, daß bisweilen auch „das Rath Ertheilen“ genügen dürfte.

Hier sind nur einige wenige Streiflichter auf die jüngste, aber nicht letzte unserer formidablen Krachaffären geworfen worden — aber sie genügen darzuthun, daß es richtig ist, wovon ich ausging: wie viel tiefsinnigen Stoff, wie viel ungeheuer lehrreiches Material dieser Proceß für Leitartikel enthält.

Gewiß ist auch er außerdem noch reich an picanten Momenten und Elementen, aber diese Art Picanterie zu erfassen vermag nicht jeder; das setzt immerhin eine Portion geistiger und namentlich staatsbürgerlicher Reife voraus. Der großen Masse erscheinen die instructiven Rechenexempel und spitzfindigen Gesetzesinterpretationen, aus denen die Verhandlung der Moskowischen cause célèbre sich zusammensetzt — ziemlich langweilig und interesselos.

An jenen Wechseln und Jahresberichten kleben ja kein Angstschweiß und kein Blut; im schlimmsten Fall nur Thränen und Hirnschweiß des kleinen Mannes, des betrogenen Arbeiters; hier war auch die Sache von Anfang an so sonnenklar, und vergebens sieht man sich nach einem romantischen Liebespaar, nach heiklen, delicaten oder nervenerschütternden und Gruseln machenden Details um, die sich für Feuilletons, Tageschroniken, Plaudereien unter und über dem Strich der Zeitungen verwerthen lassen.

In dieser Art jedoch „picant“ und „interessant“ war „unser“ Proceß, wie der Petersburger gegenüber dem Moskowiter und noch mehr die Damen der jüngeren Residenz den Vertreterinnen des zarten Geschlechts in der alten Zarenstadt mit einer Art Stolz und — Eitelkeit fast hervorhoben, war der Proceß Mironowitsch nun in der That fast im Uebermaß. Aber das allein machte es doch noch nicht und erklärte noch nicht das riesige Aufsehen, das dieser Proceß weit über Petersburg hinaus gemacht hat: er ist auch juridisch höchst interessant.

* * *

Ueber ein Jahr haben Procuratur und Untersuchungsrichter sich mit ihm abgequält, über 800 Personen sind von ihnen vernommen worden; dreimal wurde der Standpunkt und die Richtung der Untersuchung geändert; die Anklagekammer hielt mehrere Conferenzen ab; der berühmteste Procurator Rußlands, der jetzige Procurator des Gerichtshofs zu Moskau, Murawjew, selbst vermochte nicht so bald die verwickelten Fäden zu entwirren; während der Gerichtsverhandlung noch wurde so viel gelogen, kamen so viele Widersprüche vor, blieb so vieles dunkel, daß auch jetzt, wo die Justiz ihr Urtheil gefällt, immerhin es sehr Viele giebt, denen die ganze Sache noch durchaus nicht klar ist und die sich nur mit der Hoffnung trösten, daß es vom Wahrspruch der braven Geschworenen, die unter der Obmannschaft des Kaufmanns Kussow dazu berufen waren, hier eine wirklich staatsbürgerliche That zu leisten, wenn sie von Dienstag den 27. November 9 Uhr Morgens an bis Mittwoch den 5. December, 4 Uhr Morgens, mit größester Anstrengung aller geistigen Auffassungskraft und moralischer Widerstandsfähigkeit und gespanntester Aufmerksamkeit der Verhandlung des Riesenprocesses

folgten, in dem über 100 Zeugen vernommen wurden und außer dem Staatsanwalt 7 Advocaten plaidirten — daß es hier von dem Wahrspruch der Geschworenen wirklich einmal heißen kann: „Volkes Stimme — Gottes Stimme."

Recapituliren wir kurz den Thatbestand: Am Sonntagmorgen des 28. August 1883 entdeckte man in der Leihkasse, deren nominelle Inhaberin eine gewisse Filippow war, während als factischer Besitzer und Verwalter derselben der Obristlieutenant Mironowitsch fungirte, ein ehemaliger höherer Polizeioffizier, eine am Abend vorher stattgehabte Mordthat.

Mordthaten sind, Gott sei's geklagt, bei uns keine Seltenheit und die Kunde von einer solchen wirkt an und für sich hier nicht so erregend, wie in einer kleinen Stadt.

Dennoch wandte sich dieses Mal die allgemeinste Aufmerksamkeit der Blutthat zu, die sich am Abend des 27. August im Hause Nr. 57 an dem Newski-Prospect zugetragen hatte. Warum? Das Opfer des Mordes war ein 13jähriges Mädchen, die Tochter des Commis der Leihkasse, Sarah Becker mit Namen; die Leiche wurde in einem dunklen Zimmer aufgefunden in einer Lage, die zur Annahme berechtigte — der Mord sei nur der Abschluß des Versuches noch eines anderen, scheußlichen Verbrechens gewesen, von sexuellem Charakter; endlich erschienen von vorn herein die Spuren des Mörders verwischt, und andere Anzeichen sprachen dafür, daß es am Ende doch ein Raubmord sein könne. Kurz, Alles nahm sich gleich von Anfang an ungemein sensationell, dunkel, verworren aus. Doch nach wenigen Tagen schon hieß es, Mironowitsch sei der Mörder des unglücklichen Mädchens, das in jener Nacht ganz allein die Kasse bewachen sollte — ihr Vater war bis zum Montag verreist — der üble Ruf, der ihm anhaftete, sein verdächtiges Betragen am Morgen des 28. auf der Mordstätte, seine Versuche, einen Raubmord zu simuliren, für den er gar einen Urheber namhaft machte, der aber an jenem Tage, wie schon vorher, fest hinter Schloß und Riegel saß als betheiligt an dem Processe der „Schwarzen Bande", der Ihnen ja schon bekannt ist (der Verdacht wurde nämlich auf Grjasnew gelenkt) — das Alles hatte gegen ihn gesprochen, und so wurde er denn arretirt, der ehemalige Polizeibeamte und Spion, Wucherer und Mädchenjäger, der, obschon verheirathet, noch mit der Filippow in wilder Ehe lebte, aus der 5 Kinder hervorgegangen waren, und außerdem gleichzeitig u. A. auch noch mit einer Nähterin Fedorow eine Liebschaft unterhielt. . . . Die Untersuchung nahm ihren Gang und richtete ihr ganzes Bemühen natürlich vornehmlich darauf, die Alibibeweise zu entkräften, die Mironowitsch bezüglich seiner für die letzten Abendstunden des 27. August vorbrachte. Schon wollte man sie abschließen, obgleich das zusammengestellte Beweismaterial sich im Ganzen recht nothdürftig ausnahm und es an directen Indicien ganz fehlte, als plötzlich, am 29. September, ein Fräulein Ssemenow sich bei der Polizei als Thäterin meldete. Sie habe, giebt sie im ersten Verhör an, den Mord begangen, um die Kasse zu berauben, und ihren

Zuhälter, einen Lieutenant außer Diensten und wiederum ehemaligen Polizeioffizier Besac, den sie unsinnig liebe, mit Geld zu versorgen. Sie erzählte die ganze Geschichte ihrer traurigen Kindheit und verwahrlosten Jugend, die ein Fallen von Stufe zu Stufe war; sie berichtete ihre vielzähligen Liebesabenteuer, heute hier und morgen da, bis sie schließlich auf Besac stieß, dem sie fortan mit hündischer Treue und der Anhänglichkeit einer Sclavin ergeben war, für den sie zur Diebin ward; mit seinem Wissen hatte sie, wie vor Gericht später nachgewiesen wurde, in mehreren, selbst befreundeten Häusern gestohlen und mit ihm Gaunereien ausgeübt; schließlich schilderte sie ganz genau die letzte That, den angeblichen Raubmord und wußte solche Details anzugeben, beschrieb Alles so genau: das Eindringen in's Local, den Kampf u. s. w., daß man wirklich stutzig werden konnte. Freilich bestätigte sich manche ihrer Angaben nicht; freilich erschien es auch recht bedenklich, daß sie einmal längere Zeit irrsinnig gewesen, daß sie bekannt durch ein ungemein phantastisches Vorstellungsleben und daß ihr das Lügen im Laufe der Jahre so zur Gewohnheit geworden, daß sie oft nicht im Stande sei, in ihren eigenen Worten Wahrheit und Lüge zu unterscheiden — aber, da es doch andererseits ganz unerfindlich war, wie so sie denn, so mir nichts, dir nichts eine fremde Blutschuld auf sich laden sollte, so hielt man es doch für gerathener, sie zu arretiren, und am 3. October wurde auch Besac als muthmaßlicher Complice gefänglich eingezogen. Das ist begreiflich. Unbegreiflich aber erscheint's, daß nun in der Folge Mironowitsch aus der Haft entlassen wurde, in die man ihn erst am 28. Januar wieder nahm. In dieser Maßnahme haben wir wohl den Schlüssel zu erblicken zu den unzähligen Widersprüchen, die während der Gerichtsverhandlung in den Aussagen der Zeugen hervortraten; diese Aussagen waren nicht nur unter einander nicht in Einklang zu bringen, sondern standen oft auch im Widerspruche mit den Aussagen derselben Zeugen in der Voruntersuchung. Diese Widersprüche und der Umstand, daß die Untersuchung, die ja gleich von vornherein geschickt in die Irre geführt worden war, nicht rechtzeitig die eine oder andere Spur weiter verfolgt, ja manches Moment gar ganz übersehen hatte — das Alles machte auch die Verhandlung vor den Assisen zu einer so dunklen, verworrenen, trotz allen endlichen Bemühens des Präsidiums, Licht in die Sache zu bringen. . .

* * *

Doch kehren wir zurück zu unserem Bericht. Die Untersuchung war also mit dem 29. September in eine ganz neue Phase getreten, die bis zur abermaligen Verhaftung Mironowitsch', am 28. Januar d. J., währte, und es brach dann (oder eigentlich erst am 9. Mai) die dritte und letzte an, die am 5. December ihren vorläufigen Abschluß gefunden, denn der Vertheidiger Mironowitsch' hat mittlerweile den Weg des Cassationsverfahrens eingeschlagen. . . .

Wohér kam es, daß Mironowitsch wieder arretirt wurde? Was hatte sich inzwischen zugetragen?

Gleich am 1. October hatte bei einer medicinischen Besichtigung der Ssemenow der Polizeiarzt des Kasanschen Stadttheils Petrowski seinen Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit und dem normalen Geisteszustande der angeblichen Mörderin ausgesprochen. Der Zweifel wurde immer stärker, und schließlich hielt man es für nothwendig, sie einer längeren psychiatrischen Expertise zu unterwerfen und am 11. December 1883 wurde sie in die Arrestantenabtheilung für Irrsinnige beim vorstädtischen Hospital in Udelnaja (der 2. Station an der finnländischen Bahn) übergeführt und genau beobachtet. Hier blieb sie bis zum 22. Mai a. c. und die mehrmonatliche Beobachtung ergab, daß sie im Augenblick allerdings nicht irrsinnig oder richtig geisteskrank sei, daß ihr Zustand aber — ganz, wie einst von der Ihnen wohl noch in Erinnerung stehenden Julie Ostrowlew erklärt wurde, die heute Salondame war und morgen, als Iswoschtschik verkleidet, durch die Stadt kutschirte — jedenfalls „psychopathischer" Natur sei. Dafür sprach nun allerdings ihr Betragen während dieser Monate. Nachdem sie erfahren, daß am 15. Januar Besac aus der Haft entlassen sei, schrieb sie dem Untersuchungsrichter, daß sie ihre Aussagen zurücknehme, und erklärte ihre Handlungsweise und die Umstände, die ihr ermöglichten, die Rolle der Mörderin zu spielen, schon jetzt ganz ähnlich so, wie weiter unten angeführt wird.

Trotzdem ward Mironowitsch noch auf freiem Fuße belassen; erst am 28., nachdem sie am 25. ihr schriftliches Bekenntniß mündlich vor dem Untersuchungsrichter bestätigt hatte, ward er wieder eingezogen. Darüber gingen etwa drei Wochen hin, während welcher die Ssemenow viel nachdenklich und trübsinnig war. Am 15. Februar sodann erklärte sie dem Untersuchungsrichter auf's Neue: sie sei doch die Schuldige und ihre Aussage vom 29. September die richtige. Für die Mörderin gab sie sich nunmehr zwei Monate hindurch aus, bis zum 18. April. Dann aber nahm sie ihr Geständniß wieder zurück und bekannte sich abermals zu der Aussage vom 25. Januar und erklärte, daß sie den Mörder der Sarah Becker nicht kenne.

Wie man sieht, kämpfte das Mädchen einen langen Kampf mit sich, und die Motive dieses Hin- und Herschwankens sind denn auch später ziemlich klargestellt worden. Der Umstand aber, daß sie mit dem Auffichnehmen und dem Fortwerfen einer entsetzlichen Blutschuld spielte wie mit einem Ball, der offenbare Mangel jeglichen Verständnisses für die Tragweite des Einen und Anderen — das sprach klar und deutlich für einen abnormen Geisteszustand oder aber auch gänzliche Verwahrlosung ihres moralischen Begriffslebens. Und auch sonst noch in allerlei Excentricitäten, in fortwährendem Wechsel der Stimmung, sonderbaren Gedichten, Briefen u. s. w. konnte man Anzeichen einer Geistesstörung erblicken. Aber dabei wußte sie stets ganz genau, was sie sprach, was sie that, und ihre Aussagen konnten darum keinesfalls als Ausgeburten einer erkrankten Geistesthätigkeit betrachtet werden.

Zur Ergänzung ihrer Angabe am 18. April machte sie so, zuerst am 9. Mai schriftlich und am 11. Mai mündlich, ausführlichere Aussagen, die im

Ganzen auch die vom 25. Januar bestätigten und in Kürze folgendermaßen lauteten:

Am Abend des 27. August sei sie in der That im Leihamt von Mironowitsch erschienen, um daselbst eine Uhr zu verpfänden, für Besac, der zu seiner Familie nach Wiborg reisen wollte; habe jedoch die Becker allein angetroffen, die ihrem Wunsche nicht willfahren konnte. Auf der Treppe angelangt, hörte sie Schritte, die von unten heraufkamen, und in der Angst, ihrem Fuhrmann zu begegnen, den sie nicht bezahlen konnte, stieg sie zum nächsten Stock hinauf. Nachdem die Schritte verhallt und unten eine Thür sich geschlossen, begab sie sich nun in den Hof, von wo aus sie bemerkte, daß das Versatzlocal erleuchtet und in demselben ein Mann vorhanden war. Sie eilte nun wieder hinauf und hörte, an der Thür angelangt, einen Hilferuf, der von einer weiblichen Stimme herrührte. Sie schellte wiederholt, und nach langem Warten fragte eine männliche Stimme von Innen heraus, wer da sei und was gewünscht werde. Sie trug ihr Anliegen vor, ward aber abgewiesen. Da fragte sie: „Wer rief hier nach Hilfe?“ „Das geht Sie nichts an!“ schallte es zurück. „Ich rufe Polizei!“ gab sie wieder. „Warten Sie einen Augenblick,“ tönte es von Innen; die Thür öffnete sich, ein Mann, dessen Züge sie im Dunkeln nicht erkennen konnte, nahm ihre Uhr und hieß sie warten. Nach etwa 20 Minuten kehrte derselbe wieder, gab ihr einen Packen Geld und verschiedene Uhren und Werthgegenstände und raunte ihr zu: „Da nehmen Sie und machen Sie, daß Sie fortkommen. Der Zweck meines Hierseins ist kein guter und falls Sie nicht nehmen, was ich Ihnen gebe und nicht schweigen, werden Sie als Mitschuldige betrachtet.“ Vordem sie das Local verlassen, habe sie aber noch ein Zündhölzchen angestrichen, um sich den Mann anzusehen und beim Aufflammen des Streichhölzchens auch wirklich die Züge sich einprägen können. Mit gemischten Gefühlen sei sie nun zu Besac gegangen und habe denselben schließlich behufs Verkaufes der so leicht erworbenen Sachen nach Helsingfors geschickt, wonach Letzterer sich nicht mehr bei ihr gezeigt habe. Verzweiflung und Aerger darüber, daß der Geliebte sie treulos im Stich gelassen, hätten ihr nun die Idee eingegeben, die Rolle zu spielen, die sie anfangs spielte, um Besac als Mitschuldigen zu compromittiren und sich auf diese Weise an ihm zu rächen. Nachdem sie von dem Morde im Versatzamt durch die Zeitungen gehört, begab sie sich an Ort und Stelle und ließ sich Alles genau und bis in die kleinsten Details beschreiben, worauf hin sie dann sich als Mörderin angab.

Besac einen bösen Streich zu spielen — das also war das erste Motiv, das sie trieb, eine fremde Schuld auf sich zu nehmen. Aber es war nicht das Einzige. Es kam noch etwas Anderes hinzu: die Aussicht auf lockenden Gewinn, auf ein Lohngeld. Bei einem ihrer Besuche in dem Unglückshause traf sie mit einer Dame zusammen, die ihr sagte, hier ließe sich ein hübsches Stück Geld verdienen, einige Tausende vielleicht! Sie brauche blos die Blutschuld auf sich zu nehmen. Die „Unbekannte“ mag Frau Mironowitsch gewesen sein.

Uebrigens war die Sſemenow nicht die einzige Perſon, die hiervon hörte. Da war z. B. der Zeuge Gratſchew, ein Mehlhändler, der im Hauſe Mironowitſch, auf der Peſſki, ſeine Niederlage hat! Er hatte einen Freund, dem es eine Weile recht ſchlecht ging, einen gewiſſen Alydinſki. Dieſem nun machte er, wie Letzterer ausſagte, Mitte September den Vorſchlag — Frau Mironowitſch zu erklären, daß er ſich für den Mörder ausgeben wolle, dann ſeien ihm 5000 Rbl. ſicher. Alydinſki ging auf dieſes „Geſchäft“ nicht ein . . . Wohl aber die Sſemenow . . . Als ſie erfuhr, daß Beſac auf freien Fuß geſetzt, mochte ſie ihren Schritt bereuen: ihm erwuchſen alſo doch keine Unannehmlichkeiten! „Was ſoll ich mich da unnütz opfern!“ Und ſo nimmt ſie ihr Geſtändniß zurück . . . Aber das Geld? „Geld, Geld, Geld“ — das war für die Sſemenow durchaus keine Chimäre, ſondern das Streben ihres Lebens, der ſehnlichſte Wunſch ihres Herzens: reich wollte ſie ſein, um mit Beſac ein Leben in Herrlichkeit und Freude zu führen. Ihr fiel der Vorſchlag der unbekannten Dame wieder ein und Mitte Februar erklärt ſie ſich auf's Neue für die Mörderin. Und zwei Monate ſpäter — Beſac war wieder eingezogen worden, als Complice der vielen Diebſtähle, die ſie begangen, das Geld, das verſprochen war, blieb aus: wozu noch länger Komödie ſpielen? Am Ende würde man Beſac, zu dem mittlerweile wieder ihre ganze Liebe erwacht war — eine glühende, man kann faſt ſagen raſende Liebe — auch für den Mitſchuldigen am Morde halten? Kurz und gut: es erfolgt abermals ein Umſchwung ihrer Geſinnung. . . .

Von allem Dieſem drangen Gerüchte in die Oeffentlichkeit, die die allgemeine Neugier und Spannung nur noch ſteigern konnten. Die Preſſe bemächtigte ſich der Angelegenheit und ſpeciell der in ſie verwickelten Perſonen. Der Name Mironowitſch ſchwand Wochen und Monate hindurch nicht aus den Spalten der Tagesblätter, und man forſchte in der Vergangenheit der Sſemenow nach; man legte das Leben Beſac's bloß, und Wahrheit und Dichtung curſirten über das Kleeblatt in faſt unerſchöpflicher Fülle . . .

Und endlich war der Tag des Gerichts da.

* * *

Am Morgen des 27. November ſtauten ſich Menſchenmaſſen vor dem Juſtizpalais auf dem Liteini-Proſpect, in ſeinem Hofe, in den Corridoren: als gälte es ein Billet zum Benefiz der Patti zu erhaſchen oder zum erſten Debut einer Sarah Bernhardt. . . Es galt aber hier einem Drama des Lebens. Um einen Blick auf Mironowitſch oder die Sſemenow zu werfen, um endlich der Enthüllung der räthſelhaften Mordaffaire beizuwohnen, um die Gerüchte zu verificiren, die ein Jahr hindurch curſirt hatten, um „picante“ Details zu vernehmen, um ſich die angenehme Empfindung des Gruſelns zu verſchaffen, hatten ſie ſich eingefunden; ſtießen, drängten ſich elegante Damen und modiſche Herrchen, mit Lorgnons und Binocles bewaffnet; bildeten ſie Queue zwiſchen einer buntſcheckigen Menge von der Straße hereinſtürmenden Publicums. . . . Polizei und

Gensdarmerie hatte Mühe, Ruhe aufrecht zu halten, für Ordnung zu sorgen ... Jetzt sind die Zuschauerplätze alle gefüllt; die Richter haben Platz genommen hinter dem langen grünen Tisch, an dessen rechtem Flügel der Vertreter der Staatsanwaltschaft sitzt, während links zwei Secretäre ihres Amtes walten. Rechts an der Wand erhebt sich ein hohes Gestühl: hier sitzen die 12 Vertreter der Oeffentlichkeit, die Geschworenen, nicht ahnend, welch' eine Herkulesarbeit ihrer harrt. Ihnen gegenüber befindet sich die Anklagebank, vor der an kleinen Pulten 7 Vertheidiger sitzen. ... Nun öffnet sich eine Seitenthür hinter jener Bank: auf der Tribüne des Publicums, auf den Chören thut sich eine lebhafte Bewegung kund — die Angeklagten werden hereingeführt. Jener stark gebaute Fünfziger mit dem borstigen grauen Schnurrbart und den finsteren Augen unter dichten Brauen ist Mironowitsch. In seinem ganzen Gebahren liegt eine Art Protest gegen diese „schlechte Behandlung". Der junge Mann mit dem nicht unschönen, aber abstoßenden Gesicht, dessen unreiner Teint mit der Frisur à la Capaue einen so unerquicklichen Contrast bildet — es ist Besac. Und jene junge Dame, à la „Kursistka" schwarz gekleidet und kurz verschnitten, mit der feinen Nase und den kokett blickenden Augen — es ist die Ssemenow. ... Die Anklageacte wird verlesen; sie beschuldigt Mironowitsch der Ermordung der Sarah Becker im Affect; die Ssemenow der Verheimlichung der That und Besac des gleichen Verbrechens und außerdem diese Beiden der Verübung einer Gaunerei und mehrerer Diebstähle, deren Mitwisser und Hehler Besac war. ... Alle drei bekennen sich nicht schuldig und es beginnt die Verhandlung. ...

Wir können hier unmöglich derselben folgen; hierzu fehlt es an Raum und dann läßt sich auch in dieser Plauderei aus naheliegenden Gründen nicht Alles gut berühren. ...

Es sei nur constatirt, daß die Gerichtsverhandlung eine gar schwere Aufgabe hatte: sie sollte die mangelhafte Untersuchung ergänzen und vervollständigen. Unvollständig war allerdings Manches. Um nur zwei Hauptmomente zu nennen: zwischen dem Polizeibeamten Sachs und dem Untersuchungsrichter Achmatow herrscht eine verschiedene Meinung darüber, in welcher Lage Sarah Becker ursprünglich aufgefunden worden. Der Untersuchungsrichter behauptet — auf Grund von Zeugenaussagen — die Lage, in der die Ermordete actenmäßig aufgefunden wurde, sei ihr von Sachs gegeben worden; dieser stellt das in Abrede. Die Controverse blieb auch bei der Verhandlung unentschieden, denn die Confrontation der beiden Beamten führte zu Nichts. Noch unbegreiflicher erscheint Folgendes: bei der Obduction der Leiche wurde in der einen Hand ein Büschel Haare gefunden; derselbe wird *achtlos* auf ein Fensterbrett gelegt und verschwindet dann spurlos, bis auf ein einziges kleines Haar, das zwischen den Fingern kleben geblieben war und mit dem sich weiter nichts anfangen ließ. ... Von welcher Bedeutung diese beiden Momente sind, das leuchtet Jedermann ein, und beide sind sie unaufgeklärt geblieben. ... Nicht ganz klar auch ist's geworden, wo Besac die Zeit über war, die die Ssemenow ihrer Aussage nach in der Leihkasse

zugebracht hatte. Und manches Andere noch hatte die Untersuchung nicht bis zu Ende verfolgt, und dazu kamen dann in der Gerichtssitzung Lügen und Widersprüche ohne Ende . . .

In dieser selbst nun ging man in dem Bemühen, Aufklärung zu schaffen und die Ergebnisse der Untersuchung zu ergänzen, wiederum zu weit. War erst zu wenig geschehen, so geschah jetzt zu viel. Du lieber Himmel! Was wurde nicht Alles vorgebracht und vorgeführt! Man beschäftigte sich mit der Zahl Gläser, die die Gäste des Portiers in dem Hause Nr. 57 am Unglücksabende getrunken und stritt über die Arten des Zahnschmerzes; man baute ganze Theorien auf über das eine Haar, studirte die Inschrift einer Bank aus dem Taurischen Garten, las Apothekerrecepte und schlechte Gedichte, philosophirte über fleischliche Instincte und sinnlose Liebe, hörte ganze Vorlesungen über „psychopathische" Zustände an, ohne daß dieser räthselhafte «status» darum klarer geworden wäre, als der Proceß selbst; man rief, wie der Procurator selbst sich ausdrückte, „Wände und Möbel" zu Zeugen auf; die Angeklagten wurden einer psychologischen Analyse unterworfen, denen selbst ein Dostojewski sich nicht hätte zu schämen brauchen; über die Ssemenow wurde genug gesprochen, um eine ganze Broschüre zu füllen, was ihr, die überhaupt der ganzen Verhandlung beiwohnte wie einem „interessanten Schauspiel" und nur bisweilen Besac sorgenvoll ansah, sichtlich Freude machte u. s. w., u. s. w. Und in diesem Allen sollten sich die Geschworenen zurecht finden; sie sollten sich zurecht finden in den Capricen des Seelenlebens, von denen ihnen gesprochen wurde, und in problematischen psychischen Zuständen, in Reflexen des Nervenlebens und in nicht zu Tage tretenden Leidenschaften; sie sollten Zweifelhaftes für wahrscheinlich halten, sie sollten unbewiesene Thatsachen mit widerspruchsvollen Zeugenaussagen, Lügen und dunkle Punkte in der Darstellung des Thatbestandes mit einander zusammen reimen . . . Selbst der Procurator vermochte es nicht, alle Ergebnisse der Untersuchung und der Verhandlung gegen einander abzuwägen; auch er konnte nur das „Passende" aus dem gewaltigen Material, das verworren wie das Dickicht eines urwaldlichen Unterholzes war, zusammensuchen und geschickt gruppiren. Und doch vermochte auf Grund ganz desselben Materials der Vertheidiger des Mironowitsch eine thurmhohe Anklage gegen die Ssemenow aufzubauen, während der Anwalt Letzterer desgleichen nicht sowohl seine Clientin vertheidigte, sondern ebenfalls den Procurator spielte und die Anklage des Staatsanwalts, genau so, wie es der Vertreter der Civilpartei — des alten Becker — that, nicht blos unterstützte, sondern noch gar überbot. Und es wäre auch nicht allzu schwer gewesen, aus dem vorhandenen Material zu guter Letzt noch eine Anklage gegen — Besac zu formuliren. Doch auf diesen Gedanken kam Niemand. . . .

Was aber gab schließlich den Ausschlag? Die hypothetische Expertise des Professors der gerichtlichen Medicin Ssorokin, der, seine Aufgabe sichtlich überschreitend, ein lebendiges Bild von dem ganzen unbekannten Vorgange in der Leihkasse entwarf, so plausibel, daß die Geschworenen sichtlich aufathmeten: nun

schien ihnen endlich Klarheit zu kommen! Professor Borokin sollte indessen nur über einige Flecke auf dem Ueberzug des Sessels analysiren.

Ohne diese Expertise — wer weiß, wie da das Urtheil ausgefallen wäre! Was ergab denn die Rede des Procurators? Die Anklage stützte sich vor Allem auf die Aussagen der Ssemenow, die ich oben angeführt habe, und darauf, daß sie später in Mironowitsch den Mann erkannt haben wollte, der sie damals im Leihamt empfing. Aber die Ssemenow ist ja „psychopathischen" Zustandes und — das Lügen ist ihr zur zweiten Natur geworden! Und unumstößlich ist die Wahrheit ihrer Aussagen nicht bewiesen worden, konnte dieselbe unter den angegebenen Umständen gar nicht erhärtet werden. Wohl glaubt außerdem eine Köchin aus dem Hause Nr. 57 in der verhängnißvollen Stunde den Char-à-banc Mironowitsch' im Hofe gesehen zu haben; wohl „glaubt" ferner ein Gast der Dworniks im Mironowitsch'schen Hause an jenem Abend gehört zu haben, daß der Hausherr angefahren kam zu einer Zeit, wo er und seine Tochter und Frau behaupteten, daß er zu Hause gewesen sei, — aber angefochten wurden auch diese Aussagen . . . Und das waren die Hauptzeugen. Im Uebrigen wurden vornehmlich „alte Geschichten" aus dem Leben Mironowitsch' hervorgeholt und Schlüsse aus seinem schmutzigen Dasein und seinem schmutzigen Charakter auf das blutige Geschehniß vom 27. August gezogen. Und über Allem herrschte die selbstgefällige Geschwätzigkeit der Advocaten und das noch immer geheimnißvolle Dunkel. Selbst als die Jury ihr Verdict, als das Gericht sein Urtheil gesprochen, das für Mironowitsch auf 7jährige Zwangsarbeit, für Besac auf Ansiedelung in Sibirien lautete — die Ssemenow wurde wohl für schuldig, aber gleichzeitig auch für unzurechnungsfähig erklärt, — auch da wurde hiermit das Dunkel noch nicht gelichtet, das Verworrene nicht entwirrt und es entbrannte erst recht in der Presse eine gewaltige Polemik. . . .

Die Annalen der europäischen Rechtspflege sind somit um eine besonders interessante Affaire, die dem Tichborne-Proceß und der «cause célèbre» von Tisza-Eszlar zur Seite gestellt werden kann, reicher. . . . Das entschuldige mich auch, wenn ich heute fast von nichts Anderem erzählt habe.

* * *

Und nicht einmal der ganze Stoff ist bewältigt worden. Es ließe sich noch Vieles von der Persönlichkeit der drei Angeklagten sagen, die hier so gut wie gar nicht beleuchtet werden konnte; obschon es wohl der Mühe lohnte. Denn sie warfen bedeutsame Streiflichter auf die Gesellschaft, auf unsere ethischen und socialen Lebensbedingungen und Lebensanschauungen; sie sind Illustrationen, diese drei Angeklagten, grau in grau gemalte, erschütternde und erschreckende Illustrationen zu unseren gesellschaftlichen Verhältnissen, unserem Sein und Denken, Sinnen und Trachten.

Ein Sumpf war es, den dieser Proceß vor unseren Augen bloßdeckte, und hoch auf spritzte es Schmutz und wieder Schmutz, auf den verschiedensten Gebieten, angefangen bei dem Familienleben bis zum Polizeidienste — wenn man

in ihm herumrührte! Ein Commentar war es zur Corruption der Residenzbevölkerung, die unter glänzender, gleißender Hülle sich verbirgt, bis die Justiz wieder einmal ihr den Flitterstaat und die Maske abreißt und ihr einen Spiegel vorhält, in dem sie sich in ihrer ganzen Armseligkeit, Mißgestalt und Jämmerlichkeit erblicken kann. Und sie erröthet und möchte vor Scham in die Erde sinken, wenn sie sich so selbst in ihrer eigensten nackten Häßlichkeit vor die Augen geführt wird? Ja wohl — sie erröthet!

Das war eine weitere charakteristische Seite dieses Processes, die Art und Weise, wie das Publicum sich zu ihm stellte und zu seinen „Helden", vornehmlich zur Ssemenow, der interessanten „Psychopathin", die halb Kind und halb Dirne ist, halb eine Verrückte und halb eine durchtriebene Verbrecherin, halb die Heldin eines Räuberromans voll Sentimentalität und Spectakel aus dem 18. Jahrhundert und halb ein Typus, wie Lindau ihn in seiner „Mayo" geschildert, halb eine Zigeunerin und halb eine Residenzbewohnerin.

Wie wurde sie studirt! mit welchem Behagen stöberte man in ihrer und „ihres" Besac schmutziger Vergangenheit herum, die beide zusammen noch nicht 50 Jahre alt sind; mit welch' fieberhafter Neugier verfolgte man jede ihrer Bewegungen vor den Assisen; wie „sie sich räuspert und wie sie spuckt" suchte man ihr abzugucken. Und dann, als sie freigesprochen wurde — sie, die erklärt hatte, sie wolle nicht in's Kloster und nicht in's Irrenhaus, „davor habe sie Angst", in Sibirien aber — „da lebe es sich besser", sie, die in ihrem „letzten Wort" vor Gericht die „Gesellschaft" beschwor, ihr zu helfen, ein neues Leben zu beginnen und die dann am Abend nach dem Tage ihrer Freisprechung in's — Operettentheater fuhr: wie wurde sie fêtirt! Man riß sich um Souvenirs von ihr; man bettelte sie um Facsimiles, die sie graciös lächelnd vertheilte, man brachte sie im Triumph in glänzender Equipage aus dem Justizpalais fort! Und das schöne Geschlecht that es dabei allen Anderen voraus! . . . .

Wie gesagt, das ist Alles sehr, sehr lehrreich. . . . Aber es kann heute nicht mehr näher berührt werden. Es wird sich auf diese „Streiflichter" wohl noch einmal zurückkommen lassen und vielleicht gar auf den ganzen Proceß.

Nicht allein, daß noch eine Cassationsverhandlung in Aussicht steht — auch zur Zeit noch beschäftigt er Presse und Gesellschaft in eminentem Maße und trotz der Urtheilsfällung jagt noch immer ein sensationelles Gerücht das andere.

In diesem Augenblicke z. B., wo die Plauderei eben abgeschlossen werden soll, sind es namentlich zwei äußerst Aufsehen erregende Nachrichten, die die Runde machen: telegraphisch wurde gemeldet, in Moskau habe irgend ein Franzose sich nachträglich für den Mörder der Sarah ausgegeben, und gleichzeitig ward hier erzählt, post festum hätte — Besac dem Procurator gestanden, er sei der Thäter! Das fehlte noch gerade! . . .

Was die letztere Nachricht betrifft, so wäre das eine Ueberraschung mehr in dieser surprisenreichen Affäre, in der schließlich beinahe gar nichts mehr Einem

unwahrſcheinlich vorkommen dürfte. Wird doch dieſes Gerücht auch von Vielen, in feſtem Glauben, es ſei begründet, colportirt. Erkundigungen an Ort und Stelle haben freilich bereits ergeben, daß dem nicht ſo ſei; aber dem mag ſein, wie da wolle — jedenfalls beweiſt das auf's Neue, wie groß das Dunkel und Geheimniß iſt, das die „Ermordung der Sarah Becker“ umgiebt, das faſt ausſchließliche Tagesgeſpräch der Petersburger in den letzten drei Wochen.

J. Norden.

Vom Büchertisch.

J. Janshul, Skizzen und Untersuchungen. Sammlung von Artikeln auf volkswirthschaftlichem, politischem und gesetzgeberischem Gebiete. 2 Theile. Moskau 1884. (И. И. Янжулъ, очерки и изслѣдованія, сборникъ статей по вопросамъ народнаго хозяйства, политики и законодательства, въ двухъ томахъ. Москва, 1884.)

In dieser Sammlung bietet der durch seine wissenschaftlichen Arbeiten auf nationalökonomischem Gebiete rühmlichst bekannte Professor der Moskauer Universität eine Reihe kleinerer Abhandlungen aus den von ihm vertretenen Fächern, die auf einen weiteren Leserkreis berechnet sind. Indeß sind dieselben nicht eigentlich populär zu nennen, sondern sie behandeln in gemeinverständlicher Form Themata, für welche das Interesse auch bei anderen als gerade den Berufsgenossen vorausgesetzt werden kann. Schon die Wahl der Stoffe beweist, daß der Verfasser nicht eben an das große Publicum appellirt, denn von den 9 Aufsätzen des ersten Bandes betreffen 8 englische Verhältnisse, die Professor Janshul nach längerem Studienaufenthalt in England aus eigener Anschauung kennt. Er bespricht in ihnen den englischen Radicalismus, die englische Handelspolitik in Irland, die britischen Interessen im Osten, die Errichtung städtischer Bibliotheken. Dem Buche des kürzlich gestorbenen britischen General-Postmeisters Henry Fawcett — der ein angesehener Nationalökonom war — über Schutzzoll und Freihandel, das auch in's Deutsche übertragen ist, widmet er einen eigenen Essay. In dem Aufsatze über die Wiedererweckung des Malthusianismus im heutigen Europa wird die Bewegung geschildert, welche, neuerdings von englischem Boden ausgehend, darauf abzielt, der Vermehrung des Menschengeschlechts Schranken zu ziehen. So wie seiner Zeit Robert Malthus von der drohenden Gefahr einer „Uebervölkerung" schrieb und den einzelnen Familien nahelegte, nicht mehr Kinder in die Welt zu setzen, als sie, ohne ihrer bisherigen Lebensweise entsagen zu müssen, zu erziehen im Stande wären — wo möglich nicht mehr als zwei — so predigen auch die Apostel der neuen Lehre, daß bereits zu viel Menschen auf der Erde wandeln, aus diesem zahlreichen Angebot von Arbeitskräften ein großer Theil des heutigen socialen Elends resultire und man sich daher in dem bis jetzt

getriebenen Luxus mit vielen Kindern einschränken müsse. Sie unterscheiden sich von dem ehrlichen Malthus nur dadurch, daß sie von der moralischen Enthaltsamkeit, der Jener gewissenhaft das Wort redete, nichts wissen wollen. Charakteristisch genug sind es die geschiedene Frau eines englischen Geistlichen, Mistreß Annie Besant, und der Radicale Charles Bradlaugh, welche diese Ansicht namentlich vertreten und in Flugblättern und Broschüren im Volke zu verbreiten suchen. Sie kamen freilich deswegen schon mit den Gerichten in Collision und machte ihr Proceß — im Jahre 1877 — nicht geringes Aufsehen. Indeß sie wurden freigesprochen, und gegenwärtig hat sich die Bewegung bereits auf den Continent verpflanzt, wo Schriftsteller wie Zacharias, Kautschky, Stille u. A. zu den eifrigen Mitgliedern der Malthusischen Liga gehören und für die „gute Sache" zu wirken bemüht sind, während man in Frankreich das nicht mehr nöthig hat, weil diese Ideen dort schon seit mehr als einem Menschenalter in der Praxis Anwendung gefunden haben.

Der Artikel über den Menschenhandel im heutigen Europa bespricht die Verschleppung junger Mädchen aus England nach Belgien zu unsittlichen Zwecken und die Bemühungen, welche englischerseits gemacht werden, diesem scheußlichen Treiben zu steuern. Unter dem Titel „Англійскіе кабатчики" werden Mittheilungen über das Getränkewesen, besonders die Brauereien und über die Porter-Fabrikation gemacht.

Im zweiten Bande wendet sich Professor Janshul, abgesehen von einer Betrachtung über die englischen Arbeiter-Congresse, welche an eine Versammlung im September 1880 in Dublin anknüpft, russischen Zuständen zu. Es sind zwei finanzpolitische Themata, die er erörtert, nämlich die Frage des Tabaksmonopols und der eventuellen Einführung desselben in Rußland, sowie die Ursachen und Wirkungen der Aufhebung der Salzsteuer in Rußland und England. Den größten Raum aber beanspruchen die verdienstlichen Schilderungen des zeitgenössischen russischen Fabrikwesens, über das der Verfasser wie wenige Andere berufen ist zu erzählen, weil er in seiner Eigenschaft als Fabrikinspector Gelegenheit genug hatte, russische Fabriken eingehend zu besichtigen. Zu dem Kreise dieser socialpolitischen Untersuchungen gehört der Aufsatz aus dem ersten Bande über die Beschäftigung verheiratheter Frauen in Fabriken (женщины матери на фабрикахъ), sowie aus dem zweiten Bande die Artikel über Frauen- und Kinderarbeit in Fabriken, die gewerbliche Statistik und Fabrikgesetzgebung, die Nothwendigkeit einer Haftpflicht der Unternehmer für die Unfälle der Arbeiter.

Leider ist Rußland auf diesem Gebiete in Bezug auf den Schutz, welcher den Arbeitern gewährt werden sollte, sehr zurück, während hinsichtlich der Mißstände die Concurrenz des übrigen Europa nicht gescheut zu werden braucht. Die Kinderarbeit z. B., auf die neuerdings die Gesetzgebung ihr Augenmerk gerichtet hat und zu deren Gunsten das Gesetz vom 1. Juni 1882 erlassen ist, das Janshul, Bd. II. S. 208 ff. mittheilt, hat eine starke Verbreitung. In 82 Fabriken des Moskauer Gouvernements waren im Jahre 1876 unter 13,000 Arbeitern

beinahe 2500 Kinder und im Jahre 1882/83 fand Professor Janshul auf 158 Fabriken, deren Zustände er inspicirte, 8112 Kinder, d. h. 9,6 pCt. aller Arbeiter waren minderjährig. Relativ am meisten Kinder sind in Tapetenfabriken beschäftigt, in welchen 38 pCt. aller Arbeiter weniger als 15 Jahr alt sind. Dann folgen die Möbel- und Piano-Fabriken mit 27 pCt. minderjähriger Arbeiter, Glashütten mit 25½, Tabaksfabriken mit 24½, Stellmachereien und Drechslereien mit 21¾, Mattenwebereien mit 21 pCt. Die geringste Zahl Minderjähriger weist Janshul nach in Nägelfabriken — 4⅓ pCt.; in Bier- und Methbrauereien, — eben so viel, und in Zuckerraffinerien — nicht ganz 2 pCt.

Die Verwendung der Frau auf industriellem Gebiete schlägt in den russischen Fabriken denselben Weg ein wie in den westeuropäischen. In einer Reihe von Industrien ist Frauen-Beschäftigung fast gar nicht oder nur in geringem Umfange üblich. So beim Maschinenbau, bei der Nagelschmiederei, der chemischen Industrie, der Bier- und Methbrauerei, der Möbeltischlerei, der Anfertigung von Gold- und Silberwaaren, den Buchdruckereien und Zucker-Raffinerien. In diesen Gewerben pflegten, soweit Professor Janshul auf seinen Inspectionen derartige Fabriken getroffen hat, nicht mehr als zwei Procent aller Arbeiter weiblichen Geschlechts zu sein. Es muß dabei allerdings fraglich erscheinen, ob diese für das Moskauer Gouvernement sich ergebenden Verhältnisse für das ganze russische Reich verallgemeinert werden dürfen. Stärker tritt die Frauenarbeit in der Glasfabrikation, in den Lichtziehereien und Seifensiedereien, in den Porzellan- und Fayence-Fabriken, den Färbereien, der Zündhölzchen-Fabrikation, der Weberei gemischter Stoffe und in der Tuch- und Zitz-Weberei hervor. In Fabriken dieser Art fand Professor Janshul, daß 8—30 pCt. aller Arbeiter weiblichen Geschlechts waren. Weit entfernt davon, die Männer aus dem Felde zu schlagen, spielt die Verwendung der Frau bei ihnen doch schon eine ansehnliche Rolle. Endlich kommen Industrien vor, in welchen Männer und Frauen in fast gleicher Zahl die Arbeit verrichten. Hier steht die Baumwoll-Weberei mit 52 pCt. weiblichen Arbeitern obenan; es folgen die Schreibpapier-Fabrikation mit 46½, die Mattenweberei, Tabak- und Cigarren-Fabrikation, die Seidenweberei, Confect- und Chocoladen-Fabrikation und die Baumwollspinnerei durchschnittlich mit etwa 36—45 pCt. Arbeiter weiblichen Geschlechts. Im Ganzen scheint also einmal die Leichtigkeit der Beschäftigung an und für sich und ferner die Erleichterung, welche die Anwendung der Dampfkraft und der Maschinen mit sich bringt, für die Verwerthbarkeit der Frauen in Fabriken ausschlaggebend zu sein.

Wahrhaft trostlos ist, was Prof. Janshul über die Beschaffenheit der hygieinischen Vorrichtungen in den Fabriken, die Arbeiter-Wohnungen, die Arbeitsräume u. s. w. mittheilt. Die von der „Semstwo" mit Revisionen beauftragte Sanitäts-Commission fand z. B. bei ihren Umgängen in den Kreisen des Moskauer Gouvernements, obwohl man im Allgemeinen auf ihr Kommen vorbereitet war und daher die schlimmsten Dinge zu beseitigen wußte, gelegentlich in einer Fabrik 500 Pud verdorbenes Salzfleisch, welche zur Beköstigung der Arbeiter bestimmt

waren. In einer anderen Fabrik bestand der Schlafsaal für 96 Menschen in einem Raume von 9 Arschin Länge und 8 Arschin Breite. In den Arbeitsräumen der Baumwolle-Spinnerei- und Weberei der Gebr. Chludow im Gouvernement Smolensk herrscht unerträgliche Hitze; der Gestank von Excrementen verpestet die Luft in der Umgebung; Arbeiterwohnungen in Gestalt dreistöckiger Kasernen erheben sich in der Nähe der Fabrik. Aber in denselben sind Zimmer von annähernd 13 Kubikfaden für 17 Menschen bestimmt, deren Zahl sich an Feiertagen, bei Arbeitspausen, wie sie das Reinigen der Maschinen bedingen, u. s. w. auf 30—40 steigert. Im russischen Manchester, in Iwanowo-Wosnessensk, sind die Arbeiter-Wohnungen durch Schmutz, Abwesenheit einer jeden Ventilation und durch eine in Folge dessen beklommene und feuchte Luft gekennzeichnet. Auf den zahlreichen Ziegelbrennereien des Petersburger Kreises passiren unglaubliche Geschichten. Auf der chemischen Fabrik eines gewissen Wargunin, wo Säuren, Alkalien u. s. w. bereitet werden, sind die Holzwände des Gebäudes ganz zerfressen. Den Arbeitern bröckeln die Zähne aus und stellenweise löst sich ihnen die Haut vom Körper.

Doch wir hören lieber auf in der Schilderung dieser Zustände; denn es sollte kein Auszug aus den Schriften Janshul's gegeben, sondern auf den Werth derselben aufmerksam gemacht werden. Man ist dem Verfasser zu Danke verpflichtet, daß er diese Aufsätze, die verstreut in den Monatsschriften und Zeitungen gedruckt sind, zu einer handlichen Ausgabe vereinigt hat, die Jedem bequem zugänglich ist.

Rostock i. M., im Januar 1885.

Wilhelm Stieda.

Der grüne Heinrich. Roman in 4 Bänden von **Gottfried Keller.** Dritte Auflage. Stuttgart, J. H. Cöschen. 1884.

„Den Stoff sieht Jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu thun hat, die Form ist ein Geheimniß den Meisten." Mich dünkt, es läßt sich kein besseres Wort finden, eine Besprechung des „grünen Heinrich" einzuleiten, als dieser Ausspruch Goethe's. Es ist damit schon vorausgenommen, wie die Leser sich zu dem Werk, das in unserer Heimat wohl mehr dem Namen, als seinem Inhalte nach bekannt sein dürfte, verhalten haben und verhalten werden, und die Erörterung, wem seine Kenntniß gut thun möchte und wem nicht, ist damit vorweg schon erledigt. Denn ein Buch, das reiner Gehalt in geläuterter Form ist, wird keine Gnade finden vor den Augen derer, die eine ordentliche Abfütterung mit stofflichen Vorgängen als ihr gutes Leserrecht verlangen und seine stoffliche Seite, die eigenartig und ungewohnt, nicht in der künstlichen Beleuchtung der moralischen Forderung, sondern im Morgenlicht des Erkenntnißdranges dasteht, kann einem gröblichen Mißverstehen nicht entrinnen. Es ist kein Buch für die Lesehungrigen, die Unterhaltung und Zerstreuung, Auf-

regung oder Besänftigung ihrer anspruchsvollen Nerven suchen, und auch kein Buch für jene, die in sich abgeschlossen sind und mehr trachten zusammen zu halten, was sie besitzen, als Neues hinzuzuerwerben, am wenigsten aber für die Unmündigen an Jahren und Geist, die überall was aufzuschnappen eilen, womit sie sich ihr eigenes Dämmerleben zurechtzulegen und zum Verständniß zu bringen glauben. Der „grüne Heinrich", wie jedes Werk, das aus dem innersten Wesen einer echten und ganzen Persönlichkeit hervorgeht, die darauf aus ist, den Schlüssel zu sich selbst zu suchen, ist kein unbedenkliches und kein ungefährliches Buch, ein Buch, das es nicht verträgt, mit fertigem Maßstab gemessen zu werden und das dem übel bekommt, der noch gar keinen Maßstab hat. Wer aber von Berufsarbeit, Geselligkeit und literarischen oder anderen Liebhabereien noch ein Stück Selbst sich frei erhalten hat, der nichts begehrt, als sich selber auszubauen und die Grenzen seiner Erkenntniß vorzurücken, wenn hinter der Erscheinungsform der Dinge noch etwas Anderes liegt, was ihr Wesen, und hinter diesem noch etwas Anderes, was die Bedingung ihres Wesens ist, und wer sich nicht scheut, bis auf die letzten Ursachen vorzugehen, ja nicht eher Ruhe findet, als bis er Wahrheit gefunden, sei sie häßlich oder schön, lieb oder leid — der möge sich den „grünen Heinrich" bescheeren oder bescheeren lassen.

Gottfried Keller ist in den letzten Jahren ein berühmter Mann geworden. Er hat das gehörige Alter erreicht, um das zu erleben. Er steht in der Mitte der Sechziger und hat seinen Tag abgewartet. Denn das Buch, das mit entscheidendem Erfolg seinen Namen seit fünf Jahren über die ganze Welt der Bildung trägt und seine übrigen Dichtungen, Novellen, Legenden, Gedichte ꝛc., aus ihrem schweizer Localruhm hervorzog zu allgemeiner Anerkennung, ist eben „der grüne Heinrich", und der ist schon vor dreißig Jahren erschienen. Um einen Band schlanker, wurde er 1854 zum ersten Mal verlegt, ohne viel Aufmerksamkeit zu erregen, und tauchte eben so unbemerkt in die rückströmende Fluth der Bücher, die ihren Weg nicht machen, wieder unter. Nun, er hat ihn doch gemacht. Die Zeit ist ihm entgegengewachsen. Ein Modeschriftsteller allerdings ist Gottfried Keller auch jetzt nicht. Davor hat ihn seine innere Größe bewahrt und die Verschlossenheit seiner dichterischen Persönlichkeit, der ohne ehrliche geistige Arbeit nicht beizukommen ist. Die neue Auflage, die „der grüne Heinrich" in diesem Jahr erlebte, ist erst seine dritte.

Es ist die Entwickelungsgeschichte eines jungen Menschen, die Keller in dem Buch erzählt, so schlicht, mit einer so ruhigen Stetigkeit, daß sie sich nicht wohl in einem Zuge ohne Ermüdung lesen läßt. Wir sind, selbst durch die besten modernen Autoren, an eine recht raffinirte, absichtliche Technik, an ein blendendes, prasselndes Feuerwerk von Witz, Beredtsamkeit, geistvollen Einfällen und aufdringlicher Charakteristik, nicht zuletzt an eine so heftige nervöse Ueberreiztheit gewöhnt, daß diese gleichmäßige, sorglose Gesundheit, dieses unverletzliche innere Gleichgewicht uns wie etwas Alterthümliches und Schwerfälliges auffällt. Wenn wir im Verlauf des Lesens von diesem Eindruck nicht loskommen, so ist das ein

Zeichen, daß wir doch nicht ſo geartet ſind, um die Dichtung im Kern zu verſtehen, denn Gottfried Keller's „grüner Heinrich“ iſt eine durchaus moderne Natur, die im höchſten Sinne vorwärts weiſt und Wege bahnt von den abgegrasten Strecken bisheriger Dichtung zu reichbeſtellten, ungeernteten Gebieten, die Goethe's Fuß in ſpäteren Jahren beſchritt und die von keinem deutſchen Nachfolger abgewandelt ſind, der dem Boden ſeine Fußſtapfen feſt einzudrücken vermocht hätte.

Und gleich dem großen Meiſter, an dem er ſich gebildet, wie die ſelbſtändige Perſönlichkeit an der überlegenen ſich bildet, nicht ſich an ſie verlierend, ſondern nach ihrem Vorgang, ſich in ſich ſelbſt vollkommen abrundend, — gleich Goethe hat Keller die ſeltene Gabe des völlig geraden, reinen, ſtetigen Blicks, der durch kein Vorurtheil, keine fromme oder gelehrte Voreingenommenheit, keine anerzogenen Grundſätze und aprioriſtiſche Conſtructionen ſchielend geworden iſt. Dieſe Naivetät des Sehens, die wie ein reines, gutes Spiegelglas die Dinge in ihrer Schärfe und Durchſichtigkeit reflectirt, bringt ganz unerwartete und Menſchen, die mit ihren Gedanken auf den eingefahrenen Geleiſen feſter Begriffsbeſtimmungen ſich bewegen, ſichtlich revoltirende Reſultate hervor. Denn für das reine Schauen giebt es keine Vorausſetzungen, kein geaichtes Maß für Gut und Schlecht, keine Etiquette; es hat mit dem moraliſchen Zweck eben ſo wenig gemein, wie mit der kritiſchen Analyſe, die über den zerfaſerten Theilen das geiſtige Band aus der Hand verliert und die einzelne Regung von ihrer beginnenden bis zur abnehmenden Schwingung erſchöpfend, nicht aber die Totalität der plaſtiſchen Perſönlichkeit darzuſtellen vermag. Das Sehen verhält ſich ſtill und läßt die Dinge wirken und ſich regen, bis aus der Natur ihres Seins ihre erhaltende Kraft und ihr ethiſches Geſetz herauftaucht und durch all ihre Handlungen ſchimmert und ſich bewegt. Dieſer Drang aller Lebenskräfte aber, ſich zu verſuchen auszuleben und nach Möglichkeit trotz Feindſeligkeiten und Bedrängniſſen zu erhalten, iſt ein ganz eigenes Schauſpiel, das ſich Jedem neckend verzerrt, der nicht mit völlig unbefangenem Auge darauf ſchaut. Aus der Verzerrung jedoch folgt wieder das Verſchweigen oder das Schönfärben, die der conventionellen Schilderung immer innewohnt. Da nun jede altgewordene Literatur mehr oder minder conventionell iſt, ſo hat ſie ſo und ſo viel geprägte Formen, oft äußerſt reichhaltige, für alle gangbaren Gattungen von Geſtalten und Gedanken, in die dieſe beim ſchöpferiſchen Proceß hineingegoſſen werden und dabei ihren Stempel empfangen. So lange wir nur auf der Durchnittsſtufe unſerer ſogenannten Zeitbildung ſtehen, merken wir das nicht, weil wir ſelbſt unſere Vorſtellungen und Gedanken aus dieſen Formen empfangen haben und über keine anderen verfügen. Die Fähigkeit, die Dinge rein zu ſehen in ihrer Weſenheit, iſt der Vorzug der echten, großen, um ein verpöntes Wort zu gebrauchen, der genialen Begabung, oder die höchſte Errungenſchaft vollendeter Bildung — denn ein ſolches Sehen iſt Erkenntniß!

Der grüne Heinrich, wenn auch ganz individuell begrenzt, iſt die Geſchichte

des Erkenntnißdranges. Dieser Drang hat nichts Ungestümes und Gewaltsames, das würde auch die Stetigkeit des aufmerkenden Blickes beeinträchtigen. Er ist still, geduldig, beharrlich, dann und wann von Leidenschaft mäßig bewegt, nie unterjocht. Das Buch ist ein Ichroman in höchster Potenz, Keller hat unzweifelhaft in ihm die bewegenden Momente seines eigenen Lebensganges ungeschminkt niedergelegt, obgleich man wohl fehlschließen würde, wenn man in jedem Zug Thatsächliches zu finden hoffte. Es beginnt bedeutsam mit der Schilderung der Erzeuger des Helden und dem Ort ihrer Herkunft; des Kindes früheste Regungen, die wie matte Lichtlein aus dem Nebel der ersten unbewußten Jahre hervorscheinen, werden gewissenhaft registrirt, die erschütternde Geschichte von der kleinen Maret, die ein Jahrhundert früher unter dem dumpfen, barbarischen Druck geistlicher Zucht jammervoll verging, steht nicht zufällig just an der Stelle, wo Keller sein schwankendes Verhältniß zum lieben Gott und die damit verbundenen seltsamen Vorstellungen zum ersten Mal berührt. Der kleine Heinrich ist ein aufmerksames, im übrigen wohlgemuthes und gesundes Kind, frühzeitig angezogen von eigenthümlichen Charakteren und phantastischen Eindrücken, wie die kraftvoll wunderliche Frau Margareth und der Trödel verschwundener Zeiten in ihrem Hirn und ihrer Krambude. Mit klarem tiefem Blick wird die Verschlingung kindlichen Lügenwesens und erster nachtheiliger Einflüsse erfaßt, wird in den Schulcapiteln die frühe Renommisterei und Philisterhaftigkeit in zahlreichen Kindercharakteren, die Art, in der lange nachwirkende Vorstellungen sich bilden, erste entscheidende Erfahrungen gesammelt werden, dargelegt. Alsbald regt sich in dem unschuldigen Gemüth des Knaben das Bewußtsein des Geschlechtsunterschiedes nicht als etwas Persönliches, sondern er empfindet mit süßem Behagen die freundliche Nähe erwachsener, schöner Weiblichkeit und versäumt nicht, dieses Wohlgefühls in seinen Gebetlein dankbar zu gedenken. Von dem höchsten Reiz sind die Theile des Buches, die den grünen Heinrich zu seinen ländlichen Verwandten in ein fröhlich gesegnetes, an stiller und lauter Lust nicht zu kurz gekommenes Leben begleiten. Eine zarte Liebe, die von Selbsttäuschung, Eitelkeit und anerzogenen Gefühlen nicht frei ist, bildet sich zwischen ihm und der feinen, unbewußt kränkelnden Schulmeisterstochter, daneben steht die üppige, blühende, jungverwittwete Judith, eine mit äußerster Kühnheit bis hart an die Grenze, wo das sittliche Gleichgewicht aufhört, geführte Gestalt, ein lebenglühendes Weib, das die Gefahr aufsucht, um den Reiz der Selbstzügelung zu genießen, deren müssige Kräfte durch einen starken, thätigen, noch in Unwissenheit schlummernden Geist beunruhigt werden und die unvermerkt das Gleichmaß wiederfindet, wie dieser Geist zu einem Inhalt gelangt. Diese Judith ist der stärkste Typus, in dem sich das Kellersche Lebensprincip crystallisirt. Trotz geweckter Sinnlichkeit und eines gefährlichen Genußverlangens verliert sie sich nicht und in der langen Reihe von blühenden Gestalten, die die Dichtung uns vorüber führt, ist fast keine einzige, die sich selbst verlöre; sie stehen alle, die Männer und Frauen, in ihrer freien Selbstherrlichkeit, sie lassen sich nicht fortreißen, verwirren und überrumpeln von dem, was sich um

sie und an ihnen ereignet, sie klammern sich an nichts außer ihnen. Mit dem Ungestümen, Gierigen und Verführbaren hat Keller keine Sympathie — das ist ihm das schlechthin Krankhafte, eben so wie ihm religiöse Ueberschwänglichkeit etwas Kränkliches ist. Daher kein hitziger Pulsschlag, kein wüstes Stoffgetümmel in dem Buch. Wir wandern auf einer hellen Höhe und — um uns eines Kellerschen Ausdruckes zu bedienen — unter wesentlichen Menschen. Eine heitere Resignation, eine frohgemuthe Bescheidung hat ihre Persönlichkeit zu schönem Gleichmaß entwickelt, sie sind klar und ruhig im Handeln, gelassen im Dulden. Alle Vielgeschäftigkeit ohne deutlichen und ersprießlichen Zweck, nur zur Genüge der Nothdurft und kleinlicher Begierden, ist Keller verächtlich; der Mensch, der sich in sich ausbauen will, möge sich betrachtend und beobachtend verhalten und, ohne Uebereilung und Trägheit die Blüthe der wissenschaftlichen und menschlichen Bildung seiner Zeit in sich aufnehmend, etwas werden, ehe er etwas leistet. Diese Ausführungen, die vielfach durch die vier Bände angesponnen werden, lassen sich kurz zusammenfassen in das weise Goethe'sche Wort: „Unbedingte Thätigkeit, von welcher Art sie sei, macht zuletzt Bankerott."

So sucht „der grüne Heinrich" unverdrossen, in sorglosem Gleichmuth nach seinem Beruf. Auf dem Wege, ein Maler zu werden, hält er jede Erkenntniß, die ihm begegnet, an und macht sie sich zu eigen. Die Einsicht ist ihm Genuß, Lohn und Gewinn. Ueber den vielen, nicht eben geglückten Versuchen, recht zeichnen zu lernen, hat er recht sehen gelernt. Jedes neue Gebiet, das sich ihm erschließt, nimmt ihn so lange gefangen, bis er von ihm aus mit weiterem Blick die Allgemeinheit überschaut. Das Buch könnte auch heißen: wie man ein Dichter wird, denn nur der vollentwickelte, zur höchsten geistigen Freiheit gelangte, der weise Mensch kann der wahre Dichter, ein Kenner und Sager sein von Allem, was ist.

Die Erzählung, sacht bewegt über die Heimathjahre zur lange dauernden Münchener Studienzeit durch Farbe, Licht und Leben vorwärts schreitend, ist voll Keckheit und Zartheit, im reinsten Sinne geistvoll, anschaulich, vom feinen, gutmüthigen Lächeln eines die Dinge mit überlegenem Sinn betrachtenden Humors verklärt. Die einfache lautere Form, die zurückhaltende Charakteristik, aus der die Gestalten sich erst nicht recht lösen wollen und dann zur frischesten, anmuthigsten Leibhaftigkeit in der Vorstellung des Lesers emporblühen, ihm selber zur Verwunderung, die treue, innige und große Naturschilderung — Alles ist überglüht und gesättigt von schlichter tiefer Poesie. Es bleibt kein Mißklang und keine dunkle Falte zurück, wenn man das Buch schließt, die Bitterniß des berechtigsten Schmerzes klärt sich in Wehmuth, in lebendige Fortentwickelung löst sich die Verschuldung, nicht im Vergeben und Vergessen, denn was geschehen ist, bleibt bestehen, aber es wird zu einem Bestandtheil der Persönlichkeit, zu einem Merkzeichen ihres Bildungsweges. Dieser grundgesunden Natur ist nichts so widerwärtig wie Beschönigung, und nur aus der Scheu gegen weichliches Selbstbemitleiden ist die wortkarge Art zu erklären, wie Heinrich von der rücksichtslosen Ver-

nachläſſigung ſeiner Mutter erzählt, die den Tod der vereinſamten, geängſteten Frau herbeiführt. Denn manches, was den Leſer verletzend und empörend dünkt, iſt eben nichts als der Ausdruck unerbittlichen Wahrheitsſinnes, der die Dinge bis in's Leben prüft und ſie unverſchleiert hinſtellt, wie er ſie gefunden. Wir ſind aber ein gewiſſes Maß Eitelkeit und Selbſtgerechtigkeit auch in dichteriſchen Schöpfungen ſo gewohnt, daß wir ihren gänzlichen Mangel an einem Schriftſteller faſt als eine Art ſittlichen Makels zu betrachten geneigt wären. Der grüne Heinrich, ſein Leben lang ringend, „wenn auch nur um eines Daumens Breite“ über den Dingen zu ſtehen, drückt auch diesmal das heiße Ueberwallen hinunter in's innerſte Gemüth, wie aber ſein Herz trotz aller Abweſenheit äußerer Liebeszeichen für die Mutter fühlt, empfindet man daraus, daß die Schilderung keiner anderen Geſtalt den Leſer ſo tief in's Herz faßt, ſo das perſönlichſte Gefühl in ihm aufregt, wie die der alten Frau Lee in ihrem ſtillen Leben und Tode. Ein anderer Zug, die außerordentliche Beſchaulichkeit und Gemächlichkeit des „grünen Heinrich“, hat hin und wieder wohl etwas Befremdendes und geht nach meinem Geſchmacke bis an eine gefährliche Grenze. Es iſt der Tod der Thatkraft, ſein eigener Zuſchauer zu ſein und dieſes, in kritiſchen Fällen, Sich außer ſich verſetzen, wie z. B. in der Hungerperiode, dieſes Abwarten der Dinge gleich einem Unbetheiligten hat doch etwas von einem verſpäteten Schößling der Romantik in einer im Uebrigen anders gewordenen Welt. Dagegen iſt das umfangreiche Traumweſen meines Bedünkens hierher nicht zu zählen und ſchildert mit goldener Poeſie und ſchärfſter Beobachtung das Ineinanderweben, die Verwandlungen, die Selbſtcontrole und eigenſinnige Thätigkeit des ſchlafgefangenen Geiſtes. Eine Fülle von Phantaſie und ſinnvollen Bezügen macht einzelne dieſer Träume zu den lieblichſten Märchen. Will man die Vielſeitigkeit Keller's mit einem Blick überſchauen, ſo ſtelle man neben dieſe Dämmer- und Gedankenwege die letzten Capitel des dritten Bandes, die leuchtende, ſinnfüllige Schilderung des Münchener Künſtlerfeſtes und die wogende Fülle der darin verwebten Schickſale und Charaktere. Das Sonnenlicht hellſter Wirklichkeit und fröhlichſter Lebensbewegung liegt über dieſen feſtlichen Gruppen. Es ſind plötzlich Maſſen aufgeboten, und in dieſen Maſſen zeichnen ſich kräftig und abgetönt die mannigfaltigſten Individualitäten ab. Das lieſt ſich geſchwind, wie eine farbenreiche anmuthige Unterhaltungslectüre; will man aber die Weisheit, die in dem Buch verborgen ruht, haben, ſo mache man es ſich in ernſtem Studium zum Gefährten.

Riga, im December 1884. L. Marholm.

Dr. Rudolf Adamy: Architektonik der altchriſtlichen Zeit. Erſte Abtheilung der Architektonik des Mittelalters. 18½ Bogen mit 126 Holzſchnitten und Zinkhochätzungen. Preis 9 Mark. Hannover 1884. Helwingſcher Verlag.

Ueber den erſten Band, Architektonik des Alterthums, der „Architektonik auf hiſtoriſcher und äſthetiſcher Grundlage“ von Dr. Rudolf Adamy iſt bereits im Auguſtheft des vorigen Jahrganges dieſer Zeitſchrift eingehender geſprochen worden. Heute ſoll an dieſer Stelle auf die erſte Abtheilung des zweiten Bandes, „Architektonik der altchriſtlichen Zeit, umfaſſend die italieniſche, byzantiniſche, central-ſyriſche und karolingiſche Kunſt“, hingewieſen werden. Was den einzelnen Abtheilungen des erſten Bandes nachgerühmt werden konnte, daß ſie trotz aller nothwendigen Beziehungen auf Vorhergehendes und Nachfolgendes in gewiſſem Sinne Monographien ſeien, das gilt auch von dieſer Abtheilung. Es iſt erfreulich, wenn Werke, die ſo viel von Aufbau und Gliederung reden und reden müſſen, auch ſelbſt Aufbau und Gliederung zeigen, wenn ſich, um mit dem Dichter zu ſprechen, „aus der Hülle blank und eben der metallene Kern ſchält“. Das Werk iſt durchaus nicht etwa nur eine Baugeſchichte, ſondern es bringt, wie Carrière in der Gegenwart (Nro. 6, 1882) über die beiden erſten Abtheilungen ſagt, „das auf den Gebieten der Aeſthetik wie der Culturgeſchichte Erarbeitete mit manchem Neuen auf anziehende Weiſe“. Was ſeine Anfänge verſprochen haben, das hält jede neu erſcheinende Abtheilung voll und ganz, und es wird das werden, was ihm bei der Beſprechung eben dieſer erſten Abtheilungen für den Fall einer Fortführung im gleichen Geiſte die Londoner Zeitſchrift „Iron“ (Nr. 25, 1881) vorausgeſagt hat, nämlich one of the b e s t s t a n d a r d w o r k s on the aesthetical aspect of architecture and be at the same time of considerable historical value. — Das Werk empfiehlt ſich ſelbſt, ſowohl was ſeine äußere Ausſtattung, Papier, Druck, ſauber gearbeitete, die Höhe der Technik zeigende Holzſchnitte, als was beſonders ſeinen Inhalt betrifft, der bei manchem anderen heutigen Prachtwerk mit der Ausſtattung ſehr wenig auf gleicher Stufe ſteht; es empfiehlt ſich „dem Künſtler und dem Kunſtfreund, dem Techniker, dem Archäologen und den Gebildeten aller anderen Stände, die — wie die Zeitſchrift des Architektenvereins zu Hannover (1882, über Abtheil. I—III) ſagt — in dem Adamy'ſchen Werke ſeltene Anregung und lehrreichen Genuß finden“. In wie verſchiedener Richtung das Werk intereſſirt, zeigt auch der Umſtand, daß „die Architektonik der altchriſtlichen Zeit“ nach ihrem Erſcheinen in erſter Linie von Theologen beſprochen iſt; leider iſt mir keine derartige Recenſion zu Geſicht gekommen, ſondern nur die kurze Mittheilung des Verfaſſers: „Ich kann damit zufrieden ſein“.

Die Architektonik der altchriſtlichen Zeit iſt in ſechs Capiteln behandelt, von denen das erſte den U e b e r g a n g v o m h e l l e n i ſ c h - r ö m i ſ c h e n z u m c h r i ſ t l i c h e n Z e i t a l t e r ſchildert. Die Philoſophie des Sokrates, Alexanders Pläne, griechiſche Bildung mit orientaliſchem Weſen zu verſchmelzen, Roms Weltherrſchaft, alles dies ſind Erſcheinungen, die davon zeugen, daß die Harmonie des antiken Lebens untergeht und man nach einer neuen ſucht, daß die Zeit des

nationalen Einzellebens und der nationalen Sonderentwickelung vorüber sei. Die antike Religion wird eine Greisin und die Sehnsucht nach tieferer Erkenntniß des unfaßbaren Weltprincips sollen die Geheimculte befriedigen. Der sinnlich schöne, die Gegenwart feiernde Cultus des Hellenenthums hatte einer nach Innen und nach dem Jenseits gerichteten Gemüthsweise weichen müssen, der Unsterblichkeitsglaube wird in der Heidenwelt lebendig und die griechische Philosophie nimmt im Neuplatonismus einen letzten edlen Anlauf, durch Vermischung heidnischer und christlicher Ideen eine Weltanschauung zu gewähren, welche jegliche Skepsis in dem Individuum beseitigte und ihm die erstrebte Glückseligkeit verschaffte. Das universelle Christenthum siegt über das nationale Heidenthum, das „Seufzen der Creatur nach Erlösung" kommt ihm dabei entgegen, aber es bleibt von letzterem nicht ganz unberührt. Heidenthum und Christenthum mischen sich, für die neuen Ideen sind noch nicht überall neue Formen gefunden und wie erst Augustin das Wort salvator (Heiland) für einen ganzen umschreibenden Relativsatz Cicero's findet, so finden auch die Architekten für den anders gearteten Gottesdienst des Christenthums nicht gleich das passendste Haus, sondern die alten Kunsttraditionen leben fort und erfahren erst nach und nach eine Umwandlung und Weiterführung. Die Bedürfnisse des christlichen Gottesdienstes waren andere, als die des heidnischen Cultus; der heidnische Tempel war vorzugsweise zur Aufnahme des Götterbildes bestimmt, das christliche Gotteshaus aber sollte die ganze, schon früh scharfgegliederte christliche Gemeinde aufnehmen; der heidnische Tempel war ein Außenbau, das christliche Gotteshaus sollte ein Innenbau werden; das Heidenthum, das der Erde sich freute und freuen wollte, bevorzugte die horizontale Entwickelung, das Christenthum, das hier keine bleibende Stätte haben wollte, sondern die zukünftige suchte, mußte das Streben nach Oben, in die Höhe, durch eine verticale Richtung seiner Bauten zum Ausdruck zu bringen suchen.

Die altchristliche Architektonik, fährt der Verfasser im zweiten Capitel fort, stand selbstverständlich unter dem Einfluß der Antike, aber der bereits ersterbenden Antike, in der das Gefühl für harmonische Durchbildung des Einzelnen, für hellenische Grazie immer mehr und mehr verloren ging, wo das Aeußere das Innere nicht mehr klar wiederspiegelte, sondern wo an die Stelle des hellenischen formalen Kunstprincips wieder das incrustative des Orients getreten war. Das Christenthum stellte der Architektur neue und größere Aufgaben in Betreff der Raumgliederung, deren Lösung einen bedeutenden Aufschwung der Technik zur Folge hatte. Man lernte die Baumaterialien besser ausnutzen, man machte nicht unbedeutende Fortschritte im Bogen- und Gewölbebau und benutzte systematisch die Säulen als Bogenträger, was die alten Römer niemals gewagt hatten: im ganzen Alterthum waren sie nur Deckenstützen gewesen. Die Verbindung des Bogens mit der Säule als concentrirtem Mauerstück und raumöffnender Stütze sucht der Verfasser sowohl in constructiver als ästhetischer Hinsicht zu rechtfertigen. Ebenso sind die technischen Fortschritte im Kuppelbau nicht unbedeutend. Was die Formensprache anbetrifft, so bleibt sie die antike, aber diese ist bereits

verfallen und für die liebevolle Durcharbeitung und Behandlung der Einzelheiten zeigt sich wenig Sinn. Säulen von verschiedener Höhe und Stärke jonischer oder korinthischer Ordnung werden neben einander verwendet und zur Ausgleichung ihrer Höhe ohne Bedenken ihrer Basen beraubt; der Säulenschaft wird durch gewundene Streifen belebt und Säulen verschieden gefärbter Steinarten kommen neben einander zu stehen, was immer als ein Kennzeichen gesunkenen Stilgefühls zu betrachten ist. Diese Verbindung antiker Formen mit dem neuen constructiven Gerüst ist, entsprechend der Gemüthsstimmung des Christenthums, das von der concreten Gestaltung des Einzelnen abstrahirend besonders auf das Allgemeine sah, keine allzu gelungene. Die seelische Schönheit der Form fand in diesen der Entwickelung individueller Gefühle so ungünstigen Zeiten wenig Verständniß und sie wurde ersetzt durch die sinnenfälligere Schönheit der Farbe, durch das Malerische, das in den altchristlichen Bauten in der übertriebenen Anhäufung verschiedener Glieder an einer Stelle, besonders am Friese, sowie in den zahlreichen Mosaikgemälden zum Vorschein tritt. — Das Verdienst der altchristlichen Architekten liegt in der organischen Raumschöpfung, in der Composition der verschiedenen Raumgebilde, welche die Vergangenheit ihnen überlieferte, zu einem Ganzen, das den Bedürfnissen des christlichen Cultus entsprach. Wie das Christenthum dieser Uebergangsperiode Lehre und System ausgebildet hat, so haben die Baumeister derselben den maßgebenden Gedanken für die Anlage des christlichen Gotteshauses für alle Zeiten fixirt. Die christliche Basilika fand wohl ihr Vorbild an der altrömischen Basilika, aber die überkommenen Raumformen sind in ihr zu einer ästhetischen Einheit verschmolzen, das praktische Bedürfniß hat die Lösung vom längst Erworbenen und die Einfügung manches Neuen verursacht, dessen ästhetische Bedeutung oft erst später erkannt wurde, wie beim Querschiff, das zunächst das praktische Bedürfniß gefordert hatte. Hinsichtlich der Composition unterscheidet der Verfasser drei Arten von Bauten; erstens Langbauten, die mit der altrömischen Basilika, aber auch mit den egyptischen Tempeln hinsichtlich ihrer Raumdisposition Aehnlichkeit aufweisen; zweitens Centralbauten, besonders Grab- und Taufkirchen, die sich an die römischen Rundtempel anlehnen und die ebenfalls im inneren und äußeren Aufbau einen Fortschritt nicht verkennen lassen, und wie das trübe Schattenreich ein Ort des Lichts und der Freude geworden war, so die alte Tumulusform im Lauf der Zeit ein himmelanstrebender Freibau. Die dritte Art wird als Combinationsbauten bezeichnet, Bauten, in denen die Verbindung des Quadrats mit der Centralform erst innerlich angebahnt wird, ohne daß dem äußerlich ein entsprechender formaler Ausdruck gegeben ist, bis die christliche Phantasie, soweit sie sich im Anschluß an die römische Kunst entfalten konnte, endlich in dem Combinationsbau von S. Lorenzo in Mailand einen ihrer höchsten Triumphe feiert, wie in Betreff der Langbauten in der Paulskirche zu Rom.

Das folgende Capitel handelt von den Sonderentwickelungen der altchristlichen Architektur, speciell von der Architektonik der Byzantiner. Der

Organiſator des byzantiniſchen Staates, Juſtinian, erſcheint dem Verfaſſer als der Todtengräber des langſam dahinſterbenden Griechenthums; der von ihm begründeten Staatsomnipotenz muß ſich die Kirche vollkommen unterwerfen und der erlöſende Gedanke des Chriſtenthums geht verloren unter dem Wuſte inhaltsloſen Formenkrams. Conſtantinopel, die Gründung Conſtantin's, der, ſelbſt ſo recht ein Spiegelbild dieſer hin- und herſchwankenden Zeit, ſtaatsklug die neue Lehre, die ſo gute Unterthanen ſchuf, begünſtigte, — Conſtantinopel war nicht wie einſt Alexandria die Stadt des freien Handels und der freien Wiſſenſchaft, ſondern die tributempfangende Hochburg des Deſpotismus des Oſtreichs. Der Deſpotismus liebt es, ſeinen Stolz in monumentalen Bauten, als in einem Spiegel ſeiner Machtfülle, zu verewigen; das iſt auch in Conſtantinopel geſchehen, aber die Kunſt der Byzantiner war keine ſeeliſche, aus dem Herzen des Volkes geborene, ſondern ſie beruhte lediglich auf wiſſenſchaftlicher Erkenntniß und ſie erſtarb zuletzt unter den abſtracten ſtatiſchen Geſetzen des Kosmos. Von dem wiſſenſchaftlichen Charakter der byzantiſchen Architektur zeugt auch ihr Kuppelbau, die Löſung der Aufgabe, ſo einfach wie möglich aus dem quadratiſchen Grundriß die Rundung für den Kuppelbau, das Symbol der endloſen Machtfülle, zu entwickeln. Dies Ziel wurde nach mehreren Uebergangsbauten in der Sophienkirche erreicht. Die Sophienkirche nennt Adamy „eine architektoniſch in ſich geſchloſſene und geordnete Sammlung der bis dahin zum Bewußtſein gekommenen conſtructiven Erfahrungen“. Die innere Raumgliederung ſei freilich äußerlich annähernd zum Ausdruck gebracht, im Innern aber herrſche die Incruſtation, der klar durchdachte und ſtreng durchgeführte architektoniſche Gedanke hülle ſich in ein goldſtrahlendes Gewand, das, lediglich durch Gold erworben, in keiner tieferen Beziehung zu ihm ſtehe. Eine ähnliche Empfindung überkam den Referenten, als er im Zwiſchenraum von einigen Tagen eines der edelſten Denkmäler gothiſcher Baukunſt, die Kirche der heiligen Eliſabeth in Marburg und die Iſaaks-Kathedrale in Petersburg, betrachtete. Dort ſpröde, jungfräuliche, formale Schönheit, die immer wieder und wieder betrachtet ſein will, ehe ſie ihre innere Seele im Verhältniß zu dem geiſtigen Faſſungsvermögen des Beſchauers erſchließt, die hinaufzieht und erhebt, hier in den äußeren Umriſſen ein gewaltiges Bild conſtructiven Könnens, das für den erſten Augenblick blendet, und im Innern eine Incruſtation, deren Farbenſpiel wohl momentan anziehend wirkt, das aber die Seele auf die Dauer eher ermüdet, als erhebt. An den verſchiedenfarbigen Säulen, wie ſie nur ein ſchwaches architektoniſches Stilgefühl dulden kann, ſchweift der Blick nicht in die Höhe, ſondern es iſt, als ob jede farbenſtrahlende Stelle kokettirend bäte, doch nur auf ihr unſeren Blick ruhen zu laſſen, als ob ſie mit dem Führer zuſammen erzählen wolle, wie viel jeder Zoll von ihr koſte. — Nach Juſtinian hatte die byzantiniſche Architektur noch eine Weiterentwickelung, ſo wurde die Verſteckung der Kuppeln, wie ſie noch bei der Sophien-Kirche ſtatt hat, dadurch vermieden, daß man die Kuppeln auf hohen Tambouren emporhob; aber wie das byzantiniſche Reich an der Differenz zwiſchen dem Glanz

der äußeren Erscheinung und der Armuth des inneren Wesens zu Grunde ging, so auch seine Architektur.

Von den Byzantinern geht der Verfasser zu den Central-Syrern und ihrer Architektonik über. Er behandelt hier die Bauten der Gassaniden und Himjariden, arabischer Stämme, die nach Central-Syrien ausgewandert waren und etwa um 700 nach Christi aus der Geschichte verschwinden. Ihre mächtigen religiösen und profanen Steinbauten sind noch heute erhalten, und es spricht aus ihnen ein tüchtiges, künstlerisches Können, das freilich jäh in seiner Ausbildung unterbrochen wurde. Das universelle Christenthum schuf bei den überall gleichen Bedürfnissen auch eine universelle Architektur, deren Modificationen in den einzelnen Ländern nur secundär sein konnten. So zeigen auch die kirchlichen Bauten im Haûrangebirge Syriens hellenisch-römischen Einfluß, nur daß in diesem vulkanreichen Gebirge, wo großer Holzmangel herrschte, die Steinarchitektur bis in's Einzelste zur Anwendung kam. Selbst Fenster und Thüren sind aus Stein. — Diese Araber waren kenntnißreiche Techniker, das tritt überall hervor; in der soliden Bauweise, die allen Mörtel vermied, in der Art und Weise, wie sie das Viereck durch das Vieleck hindurch mit der Kuppel verbanden, und in der Entwickelung der Façade aus der inneren Raumgestaltung waren sie ihren Genossen im Abendlande weit voran. Dem Volks- und Landescharakter entsprechend war auch die Gliederung dieser Bauten einfach und streng, und dem massigen Quaderbau entsprechend waren die architektonischen Zierglieder hellenischer Kunst, die wegen der weiten Entfernung nur nachgeahmt, nicht direct entnommen werden konnten, derber und kräftiger ausgeführt. Mit einem Wort des Bedauerns über den Untergang dieses Volksstammes, dessen Dorfkirchen sogar, wie die im Holzschnitt vorgeführte zu Babuda, von einem edlen Stilgefühl, von der Kraft der Ausführung und der Volksthümlichkeit der Kunst zeugen, schließt der Verfasser dieses Capitel.

Es folgt nunmehr eine Besprechung der altchristlichen Architektur Italiens unter fremdem Einflusse. Daß die Gothenherrschaft in Italien auch dessen Architektur beeinflußte, ist natürlich, nur nicht direct, dazu fehlte dem hochbegabten, sehr bildungsfähigen Germanenstamme ja jedes positive Können, wohl aber indirect, denn was die Kunst für das Leben bedeutet, ihre ethische Seite, ihre Kraft für die Gemüthsbildung eines Volkes, das war von dem großen Theodorich, wie später von Karl dem Großen, wohl begriffen worden, wie das aus dem Seite 211 angeführten Urtheil Theodorich's über Kunstbestrebungen hervorgeht. Die Baudenkmäler der gothischen Herrschaft befinden sich besonders zu Ravenna, der byzantinische Einfluß ist unverkennbar, ebenso unverkennbar aber auch die Selbständigkeit der ravennatischen Architektur beim Neubau, und die Grabkirche Theodorich's bei Ravenna nennt der Verfasser ein „schönes Stück germanischen Lebens, germanischer Cultur und speciell germanischen Geschmackes", wie in der Kirche San Vitale Theodorich's Geist gewissermaßen versteinert worden sei. Die Glockenthürme in Ravenna stehen noch unvermittelt neben den

Kirchen, ſie werden erſt ſpäter organiſch in den Geſammtbau hineingezogen und haben zur Zeit Karl's des Großen noch nicht ganz das fortificatoriſche Ausſehen verloren, das ſie auch in Central-Syrien zeigen. Speciell germaniſch ſcheint das Zirkelornament zu ſein, das freilich den Fluß des griechiſchen Mäanders nicht erreicht, aber wohl als ein Suchen nach herberen, ſcharf wirkenden Ornamenten zu betrachten iſt, wie ſie der ungebändigten Jugendfriſche des germaniſchen Gemüths, das dem nachwirkenden Einfluß der alten nordiſchen Heimath noch unterworfen war, beſonders zuſagten, ein Suchen, das auch bei den die Gothen in Italien ablöſenden Langobarden hervortritt. Die Langobarden ſtehen augenſcheinlich nicht auf gleicher geiſtiger Höhe mit den Gothen, aber dem kurzen Frühling gothiſchen Lebens in Italien folgte keine Zeit der Ernte, und wenn auch die Einwirkung der Langobarden nicht ſo kräftig war, wie die der Gothen, ſo war ſie dagegen nachhaltiger. Ueberall zeigt ſich eine gewiſſe Gährung im äſthetiſchen Schaffen, überall ein Suchen nach neuen Formen, aber eine Gährung, die mit Beſtimmtheit eine Klärung erwarten läßt.

Den Schluß der Arbeit bildet ein Capitel über die altchriſtliche Architektonik in den germaniſchen Ländern. Die Merowingerzeit, aus welcher der Dom zu Trier ſtammt, hat keine eigenthümlichen, monumentalen Bauwerke gekannt, erſt Karl der Große denkt unter dem Beirath des bauverſtändigen, mit dem Vitruv wohl bekannten Einhard daran, ſeine Pfalzen mit würdigen kirchlichen und profanen Bauten ſchmücken zu laſſen. Obwohl ein Freund nationalen Weſens und deutſcher Dichtung, war es und mußte es doch, wenn er das deutſche Volk höher heben wollte, ſein Ideal ſein, germaniſches Weſen mit römiſcher Bildung zu verquicken. Aber dieſe Verſchmelzung konnte ſich nicht in einem Menſchenalter vollziehen, und darum iſt keins der Bauwerke Karl's aus einem Guſſe; es zeigen ſich unbewußte Stilneuerungen, gerade wie die Baumeiſter der abſterbenden italieniſchen Gothik unbewußt oder wider Willen zur Renaiſſance hinneigten, wenn ſie vollkommen im gothiſchen Stil zu bauen glaubten oder bauen wollten. Es war, als ob der veränderte Zeitgeiſt die in ihrer Phantaſie hoch empor ſtrebenden Spitzbogen bei der Ausführung neckiſch herab und in die Breite zöge. Italien lieferte Karl dem Großen die Baumeiſter, Italien lieferte die Säulen und Ornamente, wobei die Verſchiedenartigkeit des Säulenmaterials den Mangel architektoniſchen Stilgefühls verrieth, überall miſchte ſich römiſch Schwungvolles oder Schablonenhaftes mit germaniſch Rohem oder Unverſtandenem. Im milderen Sinne gelten Schiller's Worte über das Napoleoniſche Kaiſerreich und ſeinen Kunſteifer:

„Was der Griechen Kunſt erſchaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Führen nach der Seine Strand u. ſ. w."

auch von dieſer Zeit, aber im weit milderen Sinne. „Der Dualismus deutſchen Weſens und römiſcher Form, die Mängel der deutſchen Bildung und die Achtung vor den römiſchen Leiſtungen," meint der Verfaſſer, „treten überall hervor, aber

auch die Keime deutscher Geisteskraft, unscheinbare Keime, deren Bestehen erst in der Architektur der folgenden Periode deutlicher in die Augen fällt." — Nachdem Adamy Karl's Münster zu Aachen mit San Vitale, dem Bau Theodorich's zu Ravenna, verglichen, sowie die übrigen Hauptdenkmäler der karolingischen Bauperiode, z. B. die Basilica zu Steinbach im Odenwald, einen Bau Einhard's, den Adamy selbst im Auftrage des hessischen Geschichtsvereins genau untersucht hat, besprochen und den Grundriß des Klosters zu St. Gallen eingehend gewürdigt hat, kommt er zu dem Schlusse, daß den karolingischen Bauten sämmtlich ein Schulcharakter eigen sei. Dieser Schulcharakter zeigt sich ja auf anderen Gebieten, so in den Leistungen der Klosterschulen, auch der zu St. Gallen; die literarische Thätigkeit besteht in der Anfertigung von Interlinearversionen und von Schulhandbüchern. Mit schülerhafter Aengstlichkeit wird das Fremde aufgenommen, aber nicht innerlich verarbeitet und mit der nationalen Eigenart frei verschmolzen, und nur auf altheimischem Gebiete, auf dem Gebiete der Heldensage treten so markige, reckenhafte Lieder an's Tageslicht, wie das von Waltharius manu fortis. Ein gewisser Schulcharakter ist der deutschen Kunst durch die mittelalterlichen Bauhütten geblieben, welche die Gothik zu höchster Vollendung und von da nach Art jeglicher Schulen zu großer Nüchternheit führten.

Nicht ohne hohen Reiz ist es, eine Reihe der hervorragendsten historischen Persönlichkeiten unter dieser neuen Beleuchtung zu sehen, zu sehen, wie alle von Constantin bis Karl dem Großen ihre und secundär ihres Volkes Geistesrichtung in Stein verkörpert haben, eine Lapidarschrift, die noch heute eindringlicher redet, als manche Urkunde jener Zeit, für deren krause Zeichen und oft noch krauseren Sinn meist erst nach saurem Mühen der eröffnende Schlüssel gefunden wird. Das Centrum unserer Historie bilden in der Regel Haupt- und Staatsactionen, nur an der weiten Peripherie derselben zeigen sich im Nebel verschwimmend einige phantastische Bauten, im gewissen Sinne Theaterdecorationen, unserem Auge. Die Architektur kommt darin meistens nicht besser weg, wie das Volk Israel in der Geschichte, die uns die assyrischen Keilschriften auf den in die Erde gesenkten Thoncylindern und auf den steinernen Wandbekleidungen erzählen. So ganz beiläufig gedenken Sarukin und Sinachirib, wie der Assyriolog Schrader Sargon und Sanherib in seinen Vorlesungen nennt, in ihren prahlenden Inschriften des ganz an der Peripherie liegenden Volkes Israel, und welch' gewaltiges und wieder zartes Bild, in dem das Volk Gottes in den Mittelpunkt gerückt ist, liefert davon das alte Testament, das, wie Heine sagt, keinen Stil hat, da die Natur es componirt habe, ein Granitfels, in dessen zerklüfteten Abgründen aber manche liebliche Blume duftet und manche muntere Quelle sprudelt.

Vielleicht ist es gestattet, eine Probe davon zu geben, mit welcher Lebendigkeit und Prägnanz der Verfasser den Totaleindruck der Bauwerke, die er während der Abfassung dieser Abtheilung in Italien größtentheils mit leiblichen Augen sah, zu schildern weiß. Weil er immer aus dem Vollen schöpft, findet er auch überall den richtigen Ausdruck; sein ästhetisch geschulter, klarer Blick findet schnell

das klare, bezeichnendſte Wort. Es ſei die Schilderung des Geſammteindruckes der Paulskirche in Rom (Seite 75) hier angeführt:

„Das hohe weitgeſpannte Mittelſchiff gewann für das Auge noch an Eindruck durch die kleinen Nebenſchiffe. Hinter dem Triumphbogen das weite und hohe Querſchiff und am Ende die große Apſis mit ihrer Halbkuppel, in dieſen verſchiedenartigen Geſtaltungen der Räume, welche das Auge durchflog, der lebendige Wechſel tragender und getragener, dünner körperlicher und großer luftiger Theile, alle Flächen in buntem Schmucke, ſei es in dem natürlichen des Materials, ſei es in dem künſtleriſchen des Ornaments und der Figurenmalerei, insbeſondere des monumentalen Moſaiks, und dieſes ganze gewaltige architektoniſche und maleriſche Leben, das nach einem einzigen Punkte, der Apſis, hindrängte, zu dem ſich der Prunk der Altäre und Geräthe noch geſellte, von den Reflexen des Tageslichts, das durch die Fenſter in den Schiffen oben und unten hereinbrach, von einem unaufhörlichen Spiel von Schatten und Lichtern überzogen — dieſe gleichzeitig wirkende Fülle der heterogenſten, zur Einheit gebundenen künſtleriſchen Effecte mußte ſelbſt des verwöhnten Römers Auge feſſeln und ſein Gemüth überwältigen, ſo daß er von vorn herein empfänglich geſtimmt würde für die Lehren, deren Geiſt im Baue verſteinert ſich ihm nur ahnungsvoll, deutlicher in den Gemälden, im lebendigen Wort vom Altar und den Ambonen herab aber in voller Klarheit kund that."

Dr. Georg Bochling.

Schaſtowo (Gouv. Nowgorod)
im Januar 1885.

Graf Fr. Berg: Tagebuchblätter aus der Krim. Reval, Franz Kluge. 1885.

Wilhelm Peterſen: Aus Transkaukaſien und Armenien. Reiſebriefe. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885.

Victor von Andrejanoff: Elfenbrautfahrt. Ein Märchen. Riga, Mellin u. Neldner. 1884.

Victor von Andrejanoff: Frédéric Chopin. Riga, Mellin u. Neldner. 1884.

Eugen Richter: Dichterſtimmen aus baltiſchen Landen. Leipzig, Auguſt Neumann's Verlag (Fr. Lucas). 1885.

—r. Noch in der letzten Stunde vor Weihnachten hat die einheimiſche literariſche Production eine Anzahl von Feſtgaben gebracht, die der Aufmerkſamkeit des leſenden Publicums warm zu empfehlen ſind. Zunächſt ſind es zwei Beiträge zur Kunde einzelner Landestheile des ruſſiſchen Reiches, die allgemeine Beachtung verdienen. Graf Fr. Berg ſchildert in ſeinen zum Theil bereits in der „Baltiſchen Monatsſchrift" veröffentlichten Tagebuchblättern aus der Krim die hiſtoriſch intereſſante und durch ihre Naturſchönheit ausgezeichnete Halbinſel in größtentheils in Jalta niedergeſchriebenen zwangloſen Berichten über im Frühjahr 1883 gemachte Excurſionen durch's Land und berührt dabei eine

Fülle von Fragen geographischen, naturhistorischen, volkswirthschaftlichen, statistischen, politischen, historischen ꝛc. Charakters, so daß sein Buch nach mehr als einer Hinsicht willkommenen Aufschluß giebt. Neben der hübschen Beobachtungsgabe des Verfassers ist seine Belesenheit in der Literatur über die Krim hervorzuheben, welche dem Buche einen über die Bedeutung von gewöhnlichen Tagebuchaufzeichnungen hinausgehenden Werth verleiht.

Ist das Werk des Grafen Berg eine Bereicherung einer bereits zahlreich vorhandenen Literatur über einen der bekanntesten und schönsten Punkte des Reiches, so führen die Reisebriefe aus Transkaukasien und Armenien von Wilhelm Petersen den Leser in ein Gebiet, das so gut wie vollständig unbekannt ist. Der Verfasser, der im Auftrage der Kaiserlichen geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg im Jahre 1882 den Kaukasus überstieg, um wissenschaftliche Untersuchungen über die Flora und Fauna der von Rußland an der türkischen Grenze neu erworbenen Ländereien anzustellen, hatte seine Reiseerlebnisse gleichzeitig in feuilletonistischen Briefen an die „St. Petersburger Zeitung" veröffentlicht und bietet diese unter dem frischen Eindrucke des soeben Erlebten entstandenen Berichte jetzt, in ein stattliches Bändchen zusammengefaßt, dem Leser dar. Es sind interessante Bilder von Land und Leuten, die Petersen in seinen Briefen entrollt, — um so interessantere, als sie gesellschaftliche und culturelle Zustände lebendig zeichnen, die bisher theils ganz unbekannt oder doch in falschem Lichte verbreitet waren. Die Sprache ist zwanglos, frisch und leicht, und die auf weiten früheren Reisen vom Verfasser gesammelten Erfahrungen befähigen ihn zu einem eben so treffenden wie durch ruhige Objectivität ausgezeichneten Urtheile. Wir sind überzeugt, daß kein Leser das Buch unbefriedigt fortlegen wird.

Die wenigen poetischen Gaben, die das Weihnachtsfest gebracht, hat Victor von Andrejanoff durch zwei originelle Beiträge bereichert, die sich würdig den besten Dichtungen des talentvollen Verfassers anreihen. „Elfenbrautfahrt" ist ein Märchen, das in seltsamer Verwebung der zartesten und sinnigsten Poesie mit der häßlichen Prosa des Alltagslebens in vollendeter Prosa-Form erzählt, wie Seelchen, das schöne Elfenkind, vom Elfensänger entführt wird zu der Insel der Seligen, in wonnigem Liebesleben das kurze Dasein zu verträumen. Die in das hübsche Märchen eingeflochtenen Gedichte gehören zum Besten, was Andrejanoff geschrieben. — Unter dem Titel „Frédéric Chopin" hat der Dichter ferner 24 Sonette publicirt, die, wie er in einem kurzen Nachwort sagt, „die nachhaltigsten Stimmungen, welche ihm das Studium aller Mazurken und Polonaisen, aller Nocturnes, Préludes und Scherzos von Chopin erweckt, in einigen prägnanten, möglichst treffenden und die wunderbare Individualität Chopin's, des Menschen wie des Künstlers, leidlich illustrirenden Bildern fixiren sollen". Ob Andrejanoff diesen seinen Zweck erreicht hat, vermögen wir nicht zu beurtheilen: als Dichtungen haben die Sonette den Vorzug, daß sie gedankenreich sind und formell nichts zu wünschen übrig lassen.

Seit Jegór von Sivers' vortrefflicher Anthologie „Deutsche Dichter in Rußland", ein Buch, das leider so sehr in Vergessenheit gerathen zu sein scheint, daß der Herausgeber der „Dichterstimmen aus baltischen Landen", Eugen Richter in Riga, seine Existenz sogar nicht zu kennen scheint, ist kein Versuch gemacht worden, die schönsten Dichtungen einheimischer Poeten auszuwählen und zusammenzustellen. Freilich hätte jeder Sammler die Verpflichtung, da weiter zu bauen, wo Sivers aufgehört hat, wollte er anders sich vor dem Vorwurf der Unvollständigkeit, namentlich hinsichtlich der älteren baltischen Dichter, freihalten. Der erste, in diesen Tagen erschienene Versuch in dieser Richtung, die Richter'sche Anthologie, läßt diese Vorbedingung vermissen und weist manche Lücke auf. Doch ist sie immerhin schon deshalb freudig zu begrüßen, weil sie geeignet erscheint, das Interesse für die einheimische Dichtung neu zu beleben und zur Zusammenstellung einer vollständigeren Anthologie anzuregen. Die getroffene Auswahl der einzelnen Gedichte ist im Großen und Ganzen eine recht glückliche, doch wird von den meisten Dichtern so wenig geboten, daß ein Urtheil über ihre Individualität nach den vorhandenen Proben unmöglich ist. Und diesen Zweck sollte unserer Ansicht nach vor Allem eine Anthologie verfolgen. Wir empfehlen das Buch allen Freunden baltischer Dichtkunst in der Hoffnung, daß es den Einen oder Anderen dazu anregen wird, die Werke der einzelnen Dichter selbst in die Hand zu nehmen.

* * *

Nachstehende Werke sind der Redaction ferner von den resp. Verlegern oder Verfassern zu gelegentlicher Besprechung eingesandt worden:

Dr. Th. Schiemann, Revals Beziehungen zu Riga und Rußland in den Jahren 1483—1505. Briefregesten und Briefe aus einem Conceptbuche des Revaler Rathes. Der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands zu ihrem Jubelfeste dargebracht von der ehstländischen literarischen Gesellschaft. Reval, Franz Kluge. 1885.

Arthur Raffalovich, Die russischen Finanzen seit dem letzten orientalischen Kriege (1876—1883). Deutsche Bearbeitung mit einem Vorworte von Mark Reischer. Leipzig und Odessa, Russischer Merkur. 1884.

Graf L. N. Tolstoi, Anna Karenina. Roman in 6 Büchern. Aus dem Russischen übersetzt von Paul Wilh. Graff, mit einem Vorwort von Eugen Zabel. Berlin, Richard Wilhelmi. 1885.

F. M. Dostojewsky, Die Brüder Karamasow. Roman, übersetzt aus dem Russischen. (Grenzboten-Sammlung. Erste Reihe, Bd. 13—16.) Leipzig, Fr. W. Grunow. 1884.

Karl Knortz, Eines deutſchen Matroſen Nordpolfahrten. Wilhelm Nindemanns Erinnerungen an die Nordpolexpedition der „Polaris“ und „Jeanette“. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1885.

Sergius von Manſtein, Handbuch der ruſſiſchen Sprache. Grammatiſche Ueberſicht, Text mit phonetiſcher Transſcription, Gloſſar. Mit einer lithographirten Schrifttafel. Leipzig, F. A. Brockhaus 1884.

Graf Leo Tolſtoi, Worin beſteht mein Glaube? Eine Studie, aus dem ruſſiſchen Manuſcript überſetzt von Sophie Behr. Leipzig, Duncker und Humblot. 1885.

Francis Elliot, Bilder aus dem alten Rom. Deutſche, von der Verfaſſerin beſorgte Ausgabe, eingeführt von Prof. Dr. Victor Schultze. Mit einem Lichtdruckbilde. Leipzig, Georg Böhme. 1884.

Carl Freiherr von Scharanz, Die Bekehrten. Ein Lebensgemälde, mit einem Vorwort von Friedrich W. Ebeling. Leipzig, Georg Böhme. 1885.

Brigitte Auguſti, Edelfalk und Waldvöglein. Culturgeſchichtliche Erzählung aus dem XIII. Jahrh. Für das reifere Mädchenalter. Mit vielen Illuſtrationen. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn, 1885.

Georg Büchmann, Geflügelte Worte. 14. vermehrte und umgearbeitete Auflage, fortgeſetzt und bearbeitet von Walter Robert-tornow. Berlin, Haude und Spener (F. Wedling). 1884.

Baltiſcher Schülerkalender für das Jahr 1885. Mitau, E. Behre.

J. L. Saßnitz, Ewiger Kalender. Riga. 1884.

Dr. Johannes Baumgarten, Die außereuropäiſchen Völker. Abgerundete Charakterbilder, Scenen aus dem Volksleben und culturgeſchichtliche Darſtellungen. Kaſſel, Theodor Kay. 1885.

H. L. Wolff, Muſterſammlung deutſcher Gedichte für Gymnaſien, Real- und höhere Bürgerſchulen, ſowie für Privat-Inſtitute. 18. Auflage. Ausgabe für Rußland. Halle, H. W. Schmidt. 1884.

A. Brialmont, le Général Comte Todleben, sa vie et ses travaux. Bruxelles, C. Muguardt. 1884.

Ferdinand Wahlberg, Bilſekommen. Helſingfors. K. E. Holm's Förlag. 1885.

К. Кавелинъ, Очеркъ юридическихъ отношеній возникающихъ изъ семейнаго союза. С. Петербургъ, 1884.

Kleine Mittheilungen.

Von **F. Amelung** in Reval.

Lustige Geschichte von Melchior Hofmann, dem Bilderstürmer.

Im März 1524 begannen in Riga die ersten Unruhen und Ausschreitungen der Lutheraner wider die Katholiken; die Altäre wurden ihres Schmuckes beraubt und die Klöster überfallen. Die Erbitterung gegen die sittenlose und betrügerische katholische Geistlichkeit war hoch gestiegen. In Narva hatten drei Mönche (im Januar 1524) es gewagt, auf der offenen Straße ehrbare Frauen und sittsame Mädchen zu beschimpfen. In Reval kam es am 13. September 1524 zu einem Bildersturm in den größten Dimensionen, und es scheint, daß die Seele aller derartigen Unternehmungen Melchior Hofmann gewesen ist, welcher gerade zu dieser Zeit in's Land gekommen war und dem wir zuerst in Dorpat begegnen. Seinetwegen kam es am 10. Januar 1525 zu einem Auflauf in der Stadt, die Bürger erstürmten das Schloß auf dem Domberge und siegten im Kampfe mit dem Stiftsvogt, welcher es für seinen Herrn, den Bischof, vertheidigen sollte.

Nach den Berichten katholischer Schriftsteller sollen darauf alle Bilder aus Kirchen und Klöstern geraubt und am Sonntag nach Trinitatis auf dem Markt in einem Scheiterhaufen verbrannt worden sein. Da uns nur die Berichte der Katholiken Th. Bredebach, Guagnini und D. Fabricius über die Bilderstürmereien in Dorpat vorliegen, so wird abzuwarten sein, was der verdienstvolle Herausgeber des Liv-, Ehst- und Kurländischen Urkundenbuches über dieselben ermitteln wird. Die genannten Schriftsteller berichten folgende „lustige Geschichte" von Melchior Hofmann:

„Er rühmte sich, die apostolische Einfachheit nachahmen und mit einem einzigen Kleide zufrieden sein zu wollen, und lehrte überdies, die goldenen Becher und Gefäße der Kirche müsse man den Armen schenken. Es ereignete sich aber zwei Jahre, nachdem er von der Kanzel öffentlich zu lehren begonnen hatte, daß ein Bürgermeister zu Dorpat aus dem heiligen Abendmahlschrein, den er aus der Kirche genommen hatte,

für seine Frau und Tochter eine goldene Kette machen ließ, mit der Versicherung, was das Gold werth sei, so viel habe er den Armen geschenkt. Als nicht lange nachher Melchior Hofmann Gottesdienst hielt, ging des Bürgermeisters Tochter, mit der goldenen Kette geschmückt, zur Kirche. Als der Pastor sie von der Kanzel aus erblickte, hieß er sogleich mit lauter Stimme alle Frauen und Jungfrauen in der Kirche aufstehen und sich auf die Knie werfen: „denn es werde soeben der gelbe Rock Christi hereingebracht, und sie hätten doch, so lange die Papisten damit ihr Christusbild bekleideten, demselben alle Reverenz und Ehrerbietung erwiesen. Nun, da des Bürgermeisters Tochter mit demselben Rock angethan erscheine, sollten sie also auch ihr dieselbe Reverenz und Ehre bieten.“ Nach dem Gottesdienste wurde der Prediger vor den Rath citirt und befragt, warum er dem Bürgermeister solchen Schimpf öffentlich angethan, da er den heiligen Schrein doch durch Zahlung des Werthes rechtmäßig gekauft habe. Melchior Hofmann antwortete, er und die Seinigen, die Gottes Wort lehrten, müßten von dergleichen Beutestücken ebenfalls ihr Theil bekommen und erst wenn das geschehen sei, so werde er über den Kirchenraub stillschweigen. Der Dorpater Rath hatte keine Lust, derartigen Schimpf und Spott noch häufiger zu hören, und bewog den Menschen durch Geld, daß er nach Reval fortging.“

Der eigentliche Gewährsmann dieser Erzählung scheint Herr Dr. Philipp Olmen zu sein, welcher von 1551 bis 1558 Canonicus der Dorpater Domkirche, nachher Pfarrer zu Rees im Herzogthum Cleve war und der an Thielemann Bredebach den Stoff zu dieser und verschiedenen anderen „lustigen Geschichten“ geliefert hat.

Eine ehstnische Sage.

Bei Heiligensee in Livland wohnte eine Riesin, die letzte ihres Geschlechtes, da alle ihre Kinder und Verwandten von dem eindringenden Menschengeschlechte überwunden und getödtet waren. Sie begrub dieselben und warf Hügel über ihnen auf, die noch jetzt den See umkränzen. Der See aber entstand aus ihren Thränen. Zuletzt legte sie sich selbst nieder und starb; ihre Gebeine aber bildeten den Hügel, auf dem die Odenpäh'sche Kirche jetzt erbaut ist.

Der Bärenkrieg in Livland, Anno 1806.

In D. Fabricius' Chronik Seite 193 lesen wir: „Es hat sich im Herbste des Jahres 1606 folgendes wundersame Omen in Livland zugetragen. Aus dem Lande der Moskowitter ist eine sehr große Menge von Bären hinüber in die Wildnisse und Einöden von Livland eingedrungen und hat sich mit den Bären, die in Livland waren, in einen Streit eingelassen, welcher so lange gedauert, bis auf beiden Seiten die Mehrzahl gefallen war.“

Bibliographischer Anzeiger.

(Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in Reval.

Vom 1. December bis zum 31. December n. St. sind erschienen:

Antiquarkatalog Nr. 87 (den Nachtrag zu dem Slavischen Katalog enthaltend). Jolowicz, Posen.

Ascharin, Andreas, Dichtungen von Puschkin und Lermontow in deutscher Uebertragung. 2. Aufl. 8. 327 S. Brosch. SR. 2. Geb. SR. 3,20. Kluge, Reval.

Baltischer Schulkalender für das Jahr 1885. 8°. In Callico gebunden N. Kymmel, Riga. 60 Kop.

Berg, Graf Fr. von, Tagebuchblätter aus der Krimm. 8. 1884. Kluge, Reval. Brosch. SR. 2. —, geb. SR. 3,20.

Berkholz, Dr. C. A., Jacob Lange, Generalsuperintendent von Livland. Ein kirchengeschichtliches Zeitbild aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. A. Stieda, Riga. 2 Rbl.

Böthlingk, O., Sanskrit-Wörterbuch in kürzerer Fassung. 5. Thl. 2. Lfg. gr. 4. St. Petersburg. Voß' Sort. Leipzig. Mk. 3,30.

Bredichin, Th., les syndynames et les synchrones de la comète Bons-Brookes (1883—1884). 4°. In Commission. Voß' Sort. Leipzig. Mk. 3.

Bredichin, Th., sur la queue du premier type de la comète de 1744. 4°. In Commission. Voß' Sort. Leipzig Mk. 1.

Brown, J. C. Forestry in the Mining Districts of the Ural Mountains in Eastern Russia. Edinburgh, 8°. 188 pp. 4 M. 80 Pf.

Collection Saburoff, la. Monuments de l'art grec, publiés par A. Furtwaengler. Livr. 9. Fol. In Mappe. Asher. Berlin. Mk. 25. —

Conspectus praelectionum in Academia Caesarea ecclesiastica Romano, Catholica Petropolitana anno 1884—1885. habendarum. 4°. Aufl. 100. Petropoli 1884.

Dalton, H., der verlorene Sohn. Evangelische Betrachtungen. 2. Aufl. Spittler, Basel. 8°. Mk. 1,60.

Davidow, P. Le domaine d'Artani comme nouveau centre pour le développement de l'industrie du cuivre dans la Transcaucasie. 8. Aufl. 120. Odeſſa.

Dehio, G. und **G. v. Bezold.** Die kirchliche Baukunſt des Abendlandes, hiſtoriſch und ſyſtematiſch dargeſtellt. 1. Lfg. Stuttgart, Cotta. 8. VIII. 200 pp. Hierzu ein Bilder-Atlas von 77 Taf. Mk. 25.

Die Kunſt glücklich zu werden. 8. Aufl. 1000. Riga.

Eltz, Hugo von (in Dorpat), Der Thränenthurm. Sage aus dem Kaukaſus. Gedicht in neun Geſängen. 76 S. 8. geh. Mk. 2. Eleg. geb. Mk. 2,60. Metzler, Stuttgart.

Engelhardt, L. v., Lieschen's große Reiſe. 2. Aufl. 12. Spittler, Baſel. 25 Pfg.

Ergebniſſe der ehſtl. Volkszählung von Paul Jordan. Dritter Band. Lfg. 2. Karow, Reval. SR. 1.

Famintzin, A., Studien über Kryſtalle und Kryſtallite. Gr. 4. St. Petersburg. Voß' Sort., Leipzig. Mk. 2,20.

Gréville, H., Waſſiliſſa. Aus dem Franzöſ. von W. Henckel. 2. Band. Engelhorn, Stuttgart. 50 Pfg., geb. 75 Pfg.

Grünewaldt, O. v., Ueber die humanitäre und wiſſenſchaftliche Bedeutung kleiner Gebär Aſyle. Gr. 8. Ricker, St. Petersburg. Mk. 2,40.

Gyldén, H., Theoretiſche Unterſuchungen über die intermediären Bahnen der Kometen in der Nähe eines ſtörenden Körpers. Gr. 4. St. Petersburg. Voß' Sort., Leipzig. 80 Pfg.

Hardt, Leon, Die Brüder Nolde. Hiſtoriſches Trauerſpiel. Ca. 7 Bogen. 8. Minden, Dresden. Mk. 2.

Hoch, Fr., St. Petersburg, Der St. Petersburger Seecanal. Ein Beitrag vom commerziellen und allgemein-ökonomiſchen Standpunkt auf Grund praktiſcher Erfahrungen. Schmitzdorff, St. Petersburg. Mk. 2.

Hoch, Fr., St. Petersburg, Der St. Petersburger Seecanal und ſeine Exploitation. Beitrag II. Schmitzdorff, St. Petersburg. Mk. 2.

Jamblichi de vita Pythagorica liber. Ad fidem codicis Florentini rec. A. Nauck. Gr 8. Petropoli. Voss' Sort, Leipzig. Mk. 6.

Katalog Nr. 407: Klaſſiſche Philologie, u. A. die Bibliothek des verſt. Prof. C. v. Paucker (zuletzt in Reval), enth. 2574 Nummern. Koehler's Antiquariat, Leipzig.

Keſtner, J., Das Brennerei-Gewerbe unter den gegenwärtigen Steuerbeſtimmungen und die für die Zukunft projectirten Abänderungen derſelben. 4. (Mitthlg. d. livl. Gemeinnützig. u. Oekonom. Geſellſch. Nr. 11.) 77 S. u. 17 Beilagen. Laakmann, Dorpat.

Krauß, Dr. Friedr. S., Sitte und Brauch der Südſlaven. Nach heimiſchen gedruckten und ungedruckten Quellen. Hölder, Wien. Geh. Mk. 13, geb. Mk. 14.

L'abbé de Morvan. Par une grande dame russe. 18. C. Lévy, Paris. 3 Fr. 50 Cent.

Lesshaft, P., des diverses types musculaires et de la façon différente dont s'exprime la force active des muscles. Gr. 4. St. Petersburg. Voss' Sort, Leipzig. Mk. 1,30.

Lezius, J., de Plutarchi in Galba et Othone fontibus. Gr. 8. Aufl. 400. Schnakenburg, Dorpat. Mk. 1,50.

Lilli und Käthchen. Ein Buch für Kinder von 5—8 Jahren. Nach dem Ruſſiſchen. Stehn, Cannſtatt. Mk. 3,50.

Lindemann, E., Helligkeitsmeſſungen der Beſſel'ſchen Plejadenſterne. 4°. St. Petersburg. Voß' Sort., Leipzig. 80 Pfg.

Loeſch's, W., Adreßbuch für den Weltverkehr. Adreßbuch der bewährteſten Speditions- und Commiſſions-Häuſer, ſowie der Schifffahrts- und Transport-Agenturen in faſt allen größeren Orten der Welt. Erſter Jahrgang 1884/85. Gr. 8°. 132 und 196 S. Ferd. Waſſermann, Reval. SR. 3.

Lütkens, J., Luther's Kirchenlied. Vortrag. Gr. 8°. 37 S. Kymmel, Riga.

Maaß, Wilh., Geographie von Ehſt-, Liv- und Kurland. Ein Leitfaden nebſt Begleitwort zu der Schulwandkarte. 8°. 51 S. Cart. 36 Kop. Jonck & Poliewsky, Riga.

Maskell, A., Russian art and art objects. Part. 1. 8°. Chapman & Hall, London. 4 sh. 6 d.

Mauerhof, Emil. Zur Idee des Fauſt. Leipzig, 1884. O. Wigand. 8°. III, 191 pp. 3 Mk.

Medicinal-Kalender für Rußland. 1885. 8°. In Sarſenet gebunden. SR. 1,50. N. Kymmel, Riga.

Mélanges biologiques tirés du bulletin de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tome 12. Livr. 1. Gr. 8°. St. Pétersbourg. Mk. 1. Voss' Sort., Leipzig.

Mélanges gréco-romains etc. Tome 5. Livr. 1. gr. 8°. St. Pétersbourg. Mk. 1. Voss' Sort., Leipzig.

Mélanges mathématiques et astronomiques etc. Tome 6. Livr. 2. gr. 8°. St. Pétersbourg. Mk. 1,20. Voss' Sort., Leipzig.

Mélanges physiques et chimiques etc. Tome 12. Livr. 1 et 2. Gr. 8°. St. Pétersbourg. Mk. 1,60. Voss' Sort., Leipzig.

Mémoires de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. 7. Série. Tome 32. Livr. 6—12. Gr. 4°. St. Pétersbourg. Mk. 11,50. 6. —,80. 7. 1,—. 8. 3,70. 9. 1,70. 10. 2,20. 11. —,80. 12. 1,30. Voss' Sort., Leipzig.

Miklošič, F., Die türkiſchen Elemente in den ſüdoſt- und oſt-europäiſchen Sprachen (griechiſch, albaniſch, rumäniſch, bulgariſch, ſerbiſch, kleinruſſiſch, großgruſſiſch, polniſch). 2. Hälfte. 4°. Mk. 4,50. Gerold's Sohn, Wien.

Miklošič, Dr. Frz., Die ſlaviſchen Elemente im Magyariſchen. Zweite Auflage. Mit Zuſtimmung des Verfaſſers u. d. Kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien beſorgt und eingeleitet von Dr. L. Wagner. Prochaska, Teſchen. 9 Bogen gr. 8°. Broch. Mk. 5,60.

Mittheilungen der internationalen Polar-Commiſſion (deutſch, franzöſiſch, engliſch). 6. Heft. Lex. 8°. St. Petersburg. Mk. 1,70. Voß' Sort., Leipzig.

Mittheilungen aus der livländiſchen Geſchichte. Bd. XIII, Heft 3. Jubiläumsheft zum 6. December 1884. Gr. 8°. 208 S. SR. 1,45. N. Kymmel, Riga.

Müller, Lucian, Quintus Ennius. Eine Einleitung in das Studium der römiſchen Poeſie. Ricker, St. Petersburg. 8°. Mk. 8.

Nieritz, G., Alexander Menzikoff. Potemkin. Der junge Trommelſchläger.

3 Jugenderzählungen. Neue Ausgabe. Gr. 8°. F. Bagel, Düſſeldorf. Geb. Mk. 4,50.

Pihlemann, Praktiſcher Leitfaden zum Erlernen der ruſſiſchen Sprache. Neunte verbeſſerte Auflage. Kluge, Reval. 1884. Gr. 8°. Mk. 3 reſp. SR. 1.

Paucker, C., Supplementum lexicorum latinorum. Fasc. 5. Gr. 8°. Calvary, Berlin. Mk. 3.

Plotnikow, V., Unterſuchungen über die Vasa vasorum. Gr. 8°. Karow, Dorpat. Mk. 1.

Radde, Dr. G., Ornis caucasica. Beſchreibung der Vogelwelt des Kaukaſus. Th. Fiſcher, Kaſſel. Cplt. Mk. 60.

Radloff, Dr. Wilhelm, Aus Sibirien. Loſe Blätter aus dem Skizzenbuche eines reiſenden Linguiſten. Zwei Bände in 8°. Mit vielen Tafeln mit Abbildungen. T. O. Weigel, Leipzig. Mk. 14,40.

Rautenfeld, P. v., Ueber die Ausſcheidung des Strychnins. Gr. 8. Aufl. 550. Karow, Dorpat. Mk. 1.

Reinholdt, A. v., Geſchichte der ruſſiſchen Literatur. 1. Lfg. 8°. Friedrich, Leipzig. Mk. 1.

Richter, Eugen (Riga), Dichterſtimmen aus baltiſchen Landen. 8°. XIV u. 188. Neumann, Leipzig. Geh. Mk. 2,20, eleg. geb. m. Goldſchnitt Mk. 3.

Rigaſches Coursbuch (XV. Serie), giltig vom November 1884 bis Mai 1885. Mit einer Eiſenbahnkarte von Rußland. Kymmel, Riga. Kop. 20.

Romm, G., Experimentell pharmakologiſche Unterſuchungen über das Evonymin. Gr. 8. Mk. 1. Schnakenburg, Dorpat. Aufl. 550.

Rubricella Divini officii ad usum T. Fr. minorum S P N. Francisci Reformatorum pro anno 1885. Warschau. 8. Aufl. 60.

Sammlung Saburoff, Die Kunſtdenkmäler aus Griechenland, herausg. von A. Furtwängler. Neunte Lieferung. Aſher, Berlin. Fol. In Mappe. Mk. 25.

Sazepin, V., Ueber den hiſtologiſchen Bau und die Vertheilung der nervöſen Endorgane auf den Fühlern der Myriopoden. Gr. 4. St. Petersburg. Voß' Sort., Leipzig. Mk. 1,70.

Schiemann, Dr. Th., Revals Beziehungen zu Riga und Rußland in den Jahren 1483—1505. Briefregeſten und Briefe aus einem Conceptbuche des Revaler Rathes. 8. 72 S. Kluge, Reval.

Schröter, P., Anthropologiſche Unterſuchungen am Becken lebender Menſchen. Gr. 8. Schnakenburg, Dorpat. Mk. 1,50.

Setchénoff, Ivan, Etudes psychologiques, traduites du russe par Victor Derély. Avec une introduction de G. Wyrouboff. Mk. 2,50.

Saßnitz, J. L., Ewiger Kalender. Kl. 8. 32 S. Jonck & Poliewsky, Riga. 30 Kop.

Struve, H., Studien über Blut. Gr. 4. St. Petersburg. Voß' Sort., Leipzig. Mk. 1.

Turgeniew, Iw. Serg., Vier Erzählungen. A. d. Ruſſ. v. f. St. Dritte Folge. Inhalt: Der Jude. — Petuſchkow. — Der Raufbold. — Der Traum. O. Wigand, Leipzig. Mk. 2,50.

Turgeniew, Iw. Serg., Vier Erzählungen. Vierte Folge. Inhalt: Andrei

Koloſſow. — Die beiden Freunde. — Der Hund. — Der Brigadier. O. Wigand, Leipzig. Mk. 2,50.

Turgenjeff, J., Väter und Söhne. Nach dem Ruſſ. v. W. Lange. 2. Aufl. Reklam, Leipzig. Geb. Mk. 1.

Vade-Mecum linguae latinae. In usum scholarum. 16. Aufl. 3060.

Vierhuff, Gotthard, Die Frage: Wo lag die Burg „Alt-Wenden?" beantwortet. Gr. 8. 19 S. Kymmel, Riga. 25 Kop.

Schach.

St. Bernhard und der Teufel.

Eine dreizügige Preisaufgabe.

Von **F. Amelung** in Reval.

In dem um das Jahr 1350 von dem Dorpater Meister Stephan verfassten Schachgedicht (herausg. von Dr. Schlüter in „Verhandlungen der Dorpater gelehrten ehstnischen Gesellschaft, Bd. 11") lesen wir die bekannte Erzählung, wie der heilige Bernhard von Clairvaux (geb. 1091, † 1153) einen Würfelspieler von seinen bösen Wegen abbrachte. St. Bernhard begegnete auf einer Reise dem Dobbeler (Würfelspieler), der seine ganze Habe verspielt hatte und dem Heiligen vorschlug zu würfeln: dabei wollte der Dobbeler seine Seele einsetzen, der Heilige sollte dagegen sein Reitpferd wagen. Zuerst warf der Dobbeler mit drei Würfeln je eine Sechs, also 18 Augen oder den höchsten Wurf, der überhaupt möglich zu sein schien. Aber der Heilige nahm darauf im Namen des allmächtigen Gottes die Würfel zur Hand und warf, indem der eine Würfel zersprang, — 19 Augen. Den Dobbeler, dessen Seele er nun gewonnen, brachte er in das Kloster

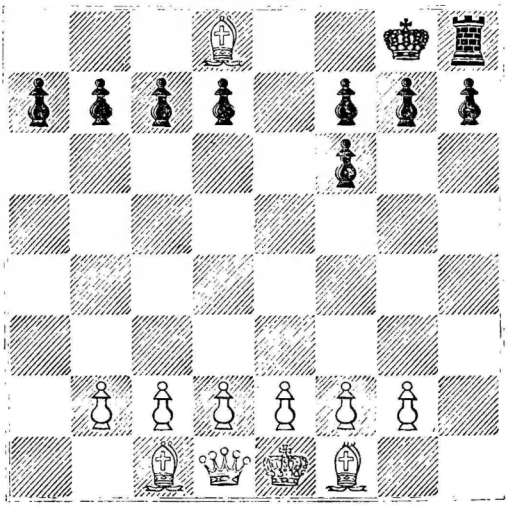
„und lerede em de rechten weghe
To hemmele myt der selen seghe."

In einer Version aus späterer Zeit sehen wir den heiligen Petrus mit dem Teufel um eine verlorene Seele würfeln und diese durch einen Wurf von — 13 Augen gewinnen.

Wir knüpfen an diese Erzählungen an und lassen St. Bernhard mit dem Teufel Schach spielen. St. Bernhard zeigte die nachfolgende Stellung, welche unser Diagramm wiedergiebt. Weiss hatte mit dem Bauer h2 drei Offiziere von Schwarz geschlagen; er hatte eben (von e7 nach d8) eine vierte Figur genommen und holte sich einen dritten weissen Läufer auf d8. Es wird nach den jetzigen modernen Regeln gespielt, ferner kann man sich davon überzeugen, dass die Diagramm-Stellung eine mögliche, d. h. aus dem Anfange einer Partie ableitbare, ist.

Problem Nr. 14.

Schwarz.



Weiss.

Schwarz ist am Zuge.

Es geschehen zunächst die nachfolgenden, von beiden Seiten verabredeten Züge:

Weiss (St. Bernhard).	Schwarz (der Teufel).
	1. }
2. e2—e4	2. } h7 nach h4
3. L f1—c4	3. }
4. D d1—f3	4. g7—g6
5. L f8—d6	5. a7—a6

Nun kündigt Weiss in 3 Zügen Mat an.

Diejenigen Schachfreunde, welche bis zum 1. (13.) März d. J. eine richtige Lösung einsenden, erhalten von uns portofrei zugesendet je 1 Gratis-Exemplar von: „Baltisches Schachalbum für 1883. Dreissig Revaler Schachpartien, herausg. von F. Amelung. Reval 1883, S. 29. — Mit einem Anhang über die Wortziffermethode in der Schachanalyse."

Endspiel Nr. 13. Der Automat. Stellung nach einer im Juli 1860 in Fellin zwischen **F. Amelung** (Weiss) und **G. v. Helmersen**-Lehowa (Schwarz) gespielten Partie:

Weiss: K h6. Sp d5, g4. B a2, c2, f5, g7, h5.
Schwarz: K g8. D h4. L f6. B a7, c7, e7, f7.
Weiss zieht und macht Remis.

13. Sicilianische Partie.

Gespielt in Riga im April 1883.

Stud. **Globus**		**A. Ascharin**	
Weiss (ohne Sp b1).		Schwarz (ohne T a8).	
1. e2—e4	c7—c5	17. T f1—f4	f7—f5
2. S g1—f3	S b8—c6	18. e5—f6:	L e7—f6:
3. d2—d4	c5—d4:	19. c2—c3	e6—e5
4. S f3—d4:	e7—e6	20. T f4—a4	d7—d5
5. L c1—f4	S g8—f6	21. T a4—a7:	e5—e4
6. S d4—c6:	b7—c6:	22. L d3—c2	L c8—h3
7. e4—e5	S f6—d5	23. L c2—b3	L f6—e5 !!
8. L f4—d2	D d8—c7	24. T a1—g1	e4—e3 [1]
9. f2—f4	D c7—b6	25. T a7—a4?? [2]	T f8—f2
10. L f1—c4	S d5—e3	26. T a4—a8 †	K g8—f7
11. L d2—e3:	D b6—e3 ‡	27. L b3—d5 ‡	c6—d5:
12. D d1—e2	D e3—f4:	28. T a8—a7 †	K f7—e6
13. g2—g3	D f4—h6	29. T a7—a6 †	L e5—d6
14. 0—0	L f8—c5 †	30. T a6—d6 ‡	K e6—d6:
15. K g1—h1	0—0	31. D e2—a6 †	K d6—e5
16. L c4—d3	L c5—e7	32. D a6—a4	Schwarz kündigt Mat in 3 Zügen an.

Anmerkungen. [1]) Auf 24. D e4: D d2 folgt 25 D e4—c2 D d2—e3 und gewinnt. — [2]) Bei 25. L d1 ist für Weiss noch Aussicht auf Remis vorhanden.

Anzeige. Von dem überaus schwierigen **Endspiel Nr. 11** (November-Heft 1884) ist uns bisher keine einzige richtige Lösung zugegangen. Wir geben daher die Auflösung dieses Endspieles und des **Problemes Nr. 12** erst im Februar-Hefte und bitten unsere Leser uns bald mit Einsendung richtiger Auflösungen erfreuen zu wollen.

Дозволено цензурою. — Ревель, 4-го Января 1885.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Aus dem Geleiſe.

Novelle von **Guſtav Pipirs** in Riga
(Fortſetzung ſtatt Schluß.)

3. Capitel.
Im Hochwald.

Die Baronin von Armfeldt hatte gut Reiſepläne ſchmieden; ſie entwarf die verlockendſten Schilderungen vom Lago maggiore, von Neapel; Margaretha ſchüttelte ſtumm und trüb den Kopf. „Nun, ſo wollen wir nach Schweden und Norwegen!“ ſchlug der Vater vor, der allemal erfinderiſch wurde, wenn es galt, ſeinem verwöhnten Liebling, ſeinem kleinen Tyrannen eine Freude zu bereiten. „Es ſoll dort wunderſchön ſein, und die ernſte Scenerie der Landſchaft mit ihren zerklüfteten Meeresufern und der an ſie rauſchenden Brandung wird ſo recht Etwas für Dich ſein, gelt Kind!“

Doch die junge Baroneß wollte auch davon Nichts wiſſen. „Laßt mich in Ruhe!“ bat ſie, „ich will nicht reiſen, ich will hier in Schlobitten bleiben.“ Und als die Eltern immer wieder auf ihre Reiſegedanken zurückkamen, da ſtampfte ſie zornig mit dem Fuß den weichen Teppich und rief erregt: „Ich gehe aber nicht; ich klammere mich an den Tiſch; dann könnt Ihr mich durch Johann fortreißen und zum Wagen ſchleppen laſſen.“

Seit dieſem Augenblick verſchwand das Reiſeproject von der Tagesordnung. Margaretha, die allein von fünf Kindern am Leben geblieben war, hatte von früh auf unbedingt ihren Willen zur Geltung gebracht; ſie war nie daran gewöhnt worden, ihr Fühlen und Denken in Feſſeln ſchlagen zu laſſen. Die Baronin wagte auch nicht, ihren Mann darum zu bitten, daß er Schubert vor der Zeit entließe; ſie zitterte in dem Gedanken, welches extravaganten Schrittes ihr leidenſchaftliches Kind dann fähig ſein könnte. Vielleicht, daß das Feuer der Leidenſchaft allmählich in ſich ſelbſt verlöſchte, wenn man es ängſtlich vermied, ihm durch irgend einen Widerſtand neue Nahrung zuzuführen — vielleicht, aber die Baronin glaubte ſelbſt nicht mehr daran, ſeit ſie einen liebevoll bangen Blick Margarethens aufgefangen, mit dem dieſe zum Fenſter hinausſchaute nach des Spring-

brunnens plätſcherndem Waſſer, von dem ſich Schubert achtlos beträufeln ließ, die Arme über der Bruſt verſchränkt. Das war ja die echte Liebe — die Liebe für's ganze Leben! Und ſie konnte auch Schubert keinen Vorwurf machen. Seine Obliegenheiten wurden mit der größten Pünktlichkeit beſorgt, im Verkehr benahm er ſich ſtets mit der tactvollſten Zurückhaltung; niemals drängte er ſich hervor; kein Wort, kein Blick verrieth ein wärmeres Gefühl für die Tochter des Hauſes. Dennoch war die Baronin felſenfeſt davon überzeugt, daß auch er liebe, heiß und leidenſchaftlich — wer ſollte ihren Abgott nicht lieben! Aber der junge Mann ſtieg in ihrer Achtung, der die Kluft zwiſchen der reichen Baroneß v. Armfeldt und dem armen, bürgerlichen Oberlehrer ſo gut zu kennen ſchien. „Was ſoll — was ſoll daraus werden!“ Sie rang in ſchlafloſen Nächten, ohne zu einem Entſchluſſe zu kommen.

Margaretha litt unſäglich und welkte ſichtbar dahin. Die Baronin berief eine mediciniſche Autorität aus Königsberg zur Conſultation. Der kleine Profeſſor mit den goldenen blitzenden Brillengläſern und den goldenen Manſchettenknöpfen reckte die Augenbrauen bedenklich in die Höhe. „Gemüthskrank — gemüthskrank!“ ſtieß er hervor, „bei dem leidenſchaftlichen Temperament Kriſis durch hitziges Fieber drohend!“ Troſtloſe Ausſichten! Das einzige Kind! Was half es der Baronin, daß ſie ſich in Zärtlichkeit und Fürſorge für die Tochter erſchöpfte, daß ſie tagtäglich in ſchier unerfindlichen Liſten darnach trachtete, ihr Kind zu zerſtreuen: Margarethe ſah, daß ihr die Eltern den Mann verſagen wollten, an dem ſie mit dem ganzen, leidenſchaftlichen Ungeſtüm ihres Herzens hing, nach dem ſie durſtete wie der Hirſch nach friſchem Waſſer — und ihr Herz verhärtete ſich gegen Vater und Mutter in grenzenloſer Bitterkeit, daß ſie ihr Leben brechen wollten, ihr junges, glänzendes Leben. Und auch gegen ihn, den ſo heiß Geliebten, wallte ſie auf in Zorn und Groll. Ahnte denn der Mann gar nicht, was es ſie gekoſtet hatte, ihm ſo entgegen zu kommen, wie ſie es ſchon mehrmals gethan! Wollte er denn gar kein Verſtändniß beſitzen für den Kampf, den ſie mit ihrer herben, keuſchen Jungfräulichkeit gekämpft, die dieſe Liebe am liebſten begraben in des Meeres tiefſter Tiefe; aber ſie hatte ihn ſie leſen laſſen im jähen Aufleuchten ihres Auges, ſie hatte ſie ihm geklagt in den bebenden Tönen der Muſik, — und er — er blieb ein Eisblock — und ſchwieg! Was ſollte ſie denn noch mehr! Sollte ſie ſich in ſeine Arme werfen und um ſeine Liebe betteln!? O, wenn ein Vogel es ihr, der Baroneß v. Armfeldt, vor einem Jahre geſungen, daß ſie in Liebesqual ſich verzehren würde zu einem namen- und ſtellenloſen Oberlehrer — ſie hätte laut und fröhlich aufgelacht — und jetzt lachte ſie auch, aber bitter, unſäglich bitter. Nein, ihre Liebe wurde nicht erwidert! Es war eitel Selbſttäuſchung geweſen, wenn ſie es zuweilen gewähnt; ſie hatte ſich die düſtere Falte auf der Stirn, den ſchmerzlichen Zug um den Mund falſch, ganz falſch gedeutet — das galt Alles nicht ihr, der Verſchmähten. Das fraß und nagte an dem ſtolzen Mädchenherzen, und in den Schläfen hämmerte und pochte es oft wie in hellem Wahnſinn Tag aus, Tag ein; immer

tiefer grub ſich in die Mundwinkel ein geſpannt erwartungsvoller Zug. Wie ſollte es auch nicht! Am Morgen erhob ſie ſich in der Erwartung, es müſſe heute über ſie kommen, leiſe und geheimnißvoll über ſie kommen, die Fülle unſäglichen Glückes — und am Abend legte ſie ſich nieder, biß die Zähne in das ſeidene Kiſſen und weinte, weinte ihre bitterſten Thränen, daß Alles beim Alten geblieben. Nein, ſchlimmer noch! Zog ſich nicht Schubert ſichtbar von ihr zurück, floh er nicht ſcheu jede Minute des Alleinſeins! „Gewiß! ich bin ihm nicht mehr ſchön genug," dachte ſie eines Tages und blickte ſchmerzlich lächelnd in den großen Spiegel ihres Schlafzimmers. Ja, Margaretha war krank, ſehr krank.

Das ſagte ſich auch Schubert an jedem Tage, wenn das bleiche, ſchöne Mädchen beim Diner die Speiſen kaum berührte, und auch er litt unſäglich dabei. O, wie viel bitterer noch, als in der Zeit der thörichten Kindheit, empfand er jetzt den Unterſchied zwiſchen Reich und Arm, zwiſchen Hoch und Niedrig. Wie durfte er in ſeiner untergeordneten Stellung zu ihr treten und nach ihrem Kummer forſchen! Sie hätte ihn wohl groß und erſtaunt angeblickt mit ihren tiefliegenden Augen, und ſein zerriſſenes Herz hätte eine unerträgliche Demüthigung verwinden müſſen. Nein! lieber ſchweigen trotz der unausſprechlichen Qual, die Geliebte zu Grunde gehen zu ſehen und nicht einmal zu wiſſen das Warum. Zuweilen wohl kam's über ihn wie ein ſüßer Schrecken, daß Margaretha um ſeinetwillen leide, daß auch ſie ſich wund reibe an der Feſſel, die ſie von einander ſchied — ach! — und ſie wußte doch nur von der einen — und er trug viel, viel Schwereres noch allein, ganz allein. Eine Bergeslaſt ruhte auf ſeinen Schultern . . . er brach zuſammen. Hatte er klug gethan, zu bleiben bis zur letzten Stunde, bis zur letzten Galgenfriſt? Er hatte ſeine Kraft überſchätzt, er durfte nicht hungern wollen an verbotener Tafel. Wenn er nicht jetzt, noch heute floh, ſo unterlag er, verlor er die Achtung vor ſich ſelbſt. Erregten Schrittes durchmaß er ſein Gemach und wiederholte nur immer: „Es muß ſein — es muß ſein."

Dabei überhörte er ganz, daß es ſchon einmal laut an ſeine Thür geklopft hatte. Da keine Antwort erfolgte, wiederholte ſich das laute Pochen ungeduldig noch einmal, und der Baron trat raſch herein. „Nun, mein lieber, junger Freund," rief er dem Erregten ſelbſt in heftiger, erregter Weiſe entgegen, „ſo in Gedanken verſunken, daß Sie mein zweimaliges Klopfen überhört haben?"

„Ah, Sie, Herr Baron!" Schubert fuhr wie ein ertappter Verbrecher zuſammen, „Sie kommen hierher, Sie?"

„Ja, ja," fiel Herr von Armfeldt ein, „ich hätte Sie ja rufen laſſen können u. ſ. w. Es iſt merkwürdig heiß hier im Zimmer," ſprang er plötzlich ab, „wollen Sie nicht ein Fenſter öffnen? Ach ſo, da ſtehen ja ſchon beide offen . . . die Hitze kommt alſo von draußen . . . bitte, ſchließen Sie die Flügel."

Das eigenthümliche Weſen des Barons, der heute ganz außer Faſſung ſchien, fiel ſelbſt Schubert auf; er ſchob demſelben einen Seſſel hin und blieb an den

Schreibtiſch gelehnt ſtehen, geſpannt in das geröthete Antlitz des Schloßherrn ſchauend, in dem ſich Angſt, Beſtürzung und Verlegenheit das Feld ſtreitig machten.

Der Baron rang ſichtbar nach einer Einleitung zu einem peinlichen Geſpräch. „Nicht wahr, Herr Schubert, Sie ſind ein Mann von Ehre?“ begann er endlich.

Der Gefragte zuckte zuſammen: „Ich hoffe es zu ſein,“ erwiderte er leiſe.

Der alte Herr nickte mit dem grauen Haupt. „Eigentlich hatte ſich meine Frau vorgenommen, mit Ihnen zu reden, aber es iſt alleweil mein Grundſatz geweſen im Krieg und im Frieden, daß dem Offizier der ſchwerſte und gefährlichſte Poſten gebührt — und heute ſtehe ich auf dem ſchwerſten meines Lebens.“ Und plötzlich mit einem energiſchen Ruck aufſpringend, trat er dicht zu Schubert und ſagte mit lauter, feſter Stimme, als ſtände er vor der Front ſeines Regimentes: „Meine Tochter liebt Sie und geht an dieſer Liebe zu Grunde; das darf nicht ſein; lieber wollen wir Eltern all' unſeren Plänen entſagen und die Hand unſeres einzigen Kindes in die Ihre legen, als daß wir Margaretha in die Erde betten. Ich achte und ehre Ihre Zurückhaltung, aber Sie dürfen von heute ab mit unſerer Zuſtimmung frei und offen werben.“ Damit wandte ſich der alte Baron und ſchaute zum Fenſter hinaus.

Da war es alſo doch über ihn gekommen, ein großes, unſägliches, nie geträumtes Glück, der kühnſte Traum ſeines Herzens war zur Wahrheit geworden — Margaretha konnte nicht leben ohne ihn — und wenn er die Arme ausſtreckte und ſie an ſich zog in wilder, ungeſtümer Bewegung an das gequälte Herz, dann ward er meineidig und brach die Treue! Er warf ſich verzweiflungsvoll in den Seſſel und deckte das Geſicht mit beiden Händen. Aber die Ruhe war nicht für ihn. In wahnſinniger Ungeduld ſchnellte er auf und trat dicht an den Baron: „Es kann, es darf nicht ſein,“ ſtieß er heiſer hervor — „ich bin nicht mehr frei — ich habe eine Braut in Königsberg.“

„Und das ſagen Sie erſt jetzt!“ Der Baron rüttelte Schubert an der Schulter.

Der junge Mann lachte laut auf. „Gehört die Mittheilung meiner intimſten Privatverhältniſſe,“ rief er, „vielleicht auch zu meinen Secretariatspflichten? Sollte ich vielleicht zu der hochgeborenen Freiin treten und ihr ſagen: ich bin ſchon verlobt! lieben Sie mich nicht!“

Der Baron ſuchte ſich zu ſammeln. Endlich reichte er Schubert beide Hände. „So reiſen Sie denn bald, bald! Ich habe im März 1848 meine Soldaten gegen den aufrühreriſchen Pöbel geführt, der ſeinem Herrn und König die geſchworene Treue brach; ich kann Sie nicht zur Untreue verleiten; meine Tochter muß es überwinden; ſie iſt mein Blut.“

„So reiſen Sie denn — bald, bald!“ Nur dieſe Worte klangen in Schubert's Herzen wieder, als er automatenhaft ſeinen Koffer packte; „ſo reiſen Sie!“ hörte er, während er langſam die gewundene Treppe hinunterſchritt, ſich von der Baronin zu verabſchieden. Margaretha würde er wohl nicht mehr ſehen,

aber auch das mußte überſtanden werden! Die Augen vom Weinen geröthet, ſo trat ihm Frau v. Armfeldt entgegen. „Sie kommen, um Abſchied zu nehmen?“

„Ich muß.“

Da zog die Baronin ihn zu ſich nieder auf das Sopha und hielt ſeine Hände feſt. „Erzählen Sie mir von Ihrer Braut!“

Und er erzählte von ſeiner troſtloſen Jugend und wie Anna's mildes, ſanftes Weſen ihn berauſchte wie der erſte, ſanfte Frühlingsſonnenſtrahl, „und da ſaß ich mit ihr unter der Linde und verlobte mich mit ihr.“

„Aber Sie lieben ja das Mädchen nicht mehr!“ rief die Baronin und umklammerte ſeinen Arm noch feſter. Anna iſt ja noch ein Kind; ſie wird vergeſſen. Und wenn Sie ſelbſt auch an der Seite eines ungeliebten Weibes, das Sie bald haſſen werden, Ihr verfehltes Daſein opfermüthig hinſchleppen wollen, wenn Ihnen Ihr eigenes Glück ſo wenig gilt — o, haben Sie den Muth, meinem Kinde den Todesſtoß zu verſetzen! Wollen Sie ein reiches, großes Herz brechen, den einzigen Troſt der alten Eltern, blos weil Ihnen ein übereiltes Wort ſo hoch im Preiſe ſteht, Sie Held des Wortes?“

„Nicht weiter, Baronin!“ ſtöhnte Schubert angſtvoll — „Sie martern mich.“

Aber in ihrem milden Auge blitzte bei dieſem Verzweiflungsſchrei harte, dämoniſche Freude; die Mutter kämpfte ja für das Leben ihres Kindes — und jetzt mußte der entſcheidende Wurf fallen. „Sie lieben Margaretha,“ ſagte ſie, und ſchaute ihm immer tiefer in das unſtäte, ruheloſe Auge: „nun denn, ſo wagen Sie Ihr Leben für das Glück der Geliebten!“

Da war es vorbei mit Schubert's Widerſtandskraft. „Sagen Sie es Margaretha nie . . . niemals, daß ich ſchon einmal verlobt war,“ hauchten ſeine Lippen kaum hörbar, und ſie ſtreichelte lind ſein wirres Haar, und während ſie ſich unter Freudenthränen zum Kuß auf ſeine kalte Stirn beugte, flüſterte der feine, ariſtokratiſche Mund: „Mein Sohn — mein lieber Sohn!“

Die furchtbare Erregung des Augenblickes trieb Schubert hinaus in den hochſommerlichen Hochwald; athemlos ſchritt er dahin zwiſchen den mächtigen Baumrieſen; um ihn ſchüttelte der Wind einige bereits roth und gelb gewordene Blätter. Er bemerkte das Alles, und doch wieder zog es auch nur wie ein flüchtiger Traum an ſeiner Seele vorüber. Noch zwitſcherten die Vögel in dem herbſtlich-goldenen Leuchten der heiteren, lockenden Himmelsſonne, aber heute ſchaute er nicht auf zu ihr in die unermeßliche Ferne. Der geſenkte Blick blieb am Boden haften, von dem er ſich ja freimachen wollte — und dann wollte er fliegen hoch, hoch hinein in den blauen Himmel mit ihr, der Herzensgeliebten. Aber frei ſein wollte er dazu! Ein Kniſtern und Brechen durch das Gebüſch, das Schnauben und Keuchen eines Pferdes ſchreckten ihn auf. Sein raſcher Blick flog nach der Richtung, aus der das Geräuſch zu kommen ſchien. Da jagte Margarethens „Ellen“, ſcheu geworden, in wilden Sätzen einher, und die Geliebte lag auf ihr, die Arme krampfhaft um „Ellen's“ Hals geſchlungen, die Augen wie in plötzlicher Schwäche geſchloſſen. Jetzt mußte das Thier an ſeinem

Platze vorüberſauſen, und mit einem mächtigen Satze befand er ſich auch ſchon an der Seite des ſchäumenden Roſſes und fiel ihm kraftvoll in die Zügel. Wohl wurde er noch eine Strecke mitgeſchleift, er fühlte Etwas wie einen ſtechenden Schmerz im Knie, aber er biß die Zähne zuſammen und ließ nicht locker, und endlich ſtand denn auch „Ellen", zitternd und am Gebiß knirſchend. Er hob das bebende Mädchen aus dem Sattel. „Margaretha!" Das war nur ein einziger Laut. Aber die Baroneß warf ſich erglühend an die Bruſt des geliebten Mannes. „Nicht wahr, Ernſt, Du liebſt mich! Du läßt mich nicht ſterben!" und dann plötzlich riß ſie ſich los und beugte das ſchöne, jugendliche Antlitz auf den Nacken ihres Pferdes. In leidenſchaftlichem Ungeſtüm folgte ihr Schubert und ſchlang den Arm um ihre Taille. „Margaretha, liebe Margaretha!" flüſterten die bebenden Lippen nun wieder, aber wie mit magiſcher Gewalt zog dieſer Laut das erglühende Mädchenantlitz empor und ihrer Beider Lippen fanden ſich in ſeligem Brautkuß. Das war die Verlobung im einſamen, ſtillen Hochwald, und nun beſaß Schubert zwei Bräute, Anna und Margaretha. Aber die eine gab ihn ja frei, wenn ſie Alles wußte, und das riß ihn, kaum im Schloſſe angelangt, von der Geliebten Seite. „Ich muß allein ſein," ſagte er und ſenkte ſcheu ſein Auge vor ihrer vorwurfsvollen, ſtummen Frage, und er konnte ja auch wirklich nicht den Abſagebrief an Anna ſchreiben, während die zweite Braut ſeelenvoll flüſterte: „Nicht wahr, Ernſt, unſere Liebe iſt ewig?" Ewige Liebe? Auch Anna hatte er ſie geſchworen — und dieſe Liebe, ſie langte nicht für ein volles Jahr. Wie er auch ringen und kämpfen mochte, der Schatten blieb und lagerte ſich finſter und drohend über ſein junges, reiches Liebesleben, vornehmlich, wenn er in Margarethens Boudoir auf dem Tabouret zu ihren Füßen ſaß, den ſchmerzenden Kopf in ihren weichen Schooß gebettet, und ſie ihm ſelig lächelnd anvertraute, wie ſie den hohen, ſtattlichen Mann in treuer Liebe im Herzen getragen ſeit jenem erſten Abend, wo er ſo ſchön und klug von ſeiner Wiſſenſchaft geſprochen. Dann hob er wohl bittend ſein irrendes Auge zu dem holden, keuſchen Mädchenantlitz. „Sprich nicht ſo viel von Treue, Margarethe; mir iſt's, als ob ſie uns darüber verloren gehen könnte!"

„Nie . . . nie," hauchte ſie innig, in ſüßem Schrecken: „der Treubruch iſt ja die ſchwerſte Sünde; ſo elend kann uns Gott niemals werden laſſen." Das traf! Die fiebernde Hand fuhr haſtig über die hohe, gewölbte Stirn, als hätte ſie ein Kainszeichen abzuwiſchen.

Wie ein armer Sünder wagte er an dem einen Tage kaum Margarethens weiche Hand zu faſſen und einen flüchtigen Kuß auf das feine, verſchlungene Geäder der inneren Fläche zu drücken; ihm war's, als könnte ſie ihm noch immer entriſſen werden, als wäre ſie noch nimmer ſein rechtmäßig Eigen. Und dann riß er ſie im ungeſtümen Begehren an ſeine Bruſt, preßte ſie an ſich, daß es ihr den Athem raubte, warf ſich über ſie und deckte ihren Mund mit heißen, erſtickenden Küſſen, daß ſie qualvoll ſtöhnte: „Sei barmherzig, Ernſt!" O, daß ſie ſchon ſein Weib wäre! Wie ſelig war's mit ihr zu ſitzen und in der Dämmer-

ſtunde Chopin zu hören, für ihn allein, ganz allein geſpielt, oder durch Wald und Flur über das thaufriſche Gras zu ſtreifen! Ja, und auch ſie begehrte ſein Weib zu werden mit jeder Faſer ihres Herzens; das redeten die beſtrickenden Töne, die dahinbrauſten wie die ſuchende, rauſchende Fluth. Er wäre vielleicht glücklich, ganz glücklich geweſen, wenn er ſeiner Braut Alles hätte anvertrauen können, aber inmitten der ſeligſten Stunde ſtand es geſpenſtiſch rieſenhaft vor ihm, ſein unglückſeliges Geheimniß. Ja, das machte ihn krank und ſchwach und willenlos, vollends, wenn er in dem Kreiſe ſeiner künftigen Schwiegereltern ſaß, den Mitwiſſern ſeiner Schmach und Schande. Der Gedanke, daß im November ſchon die Hochzeit ſein ſollte, dünkte ihn eine Erlöſung; dann brauchte er nicht länger mit dem alten Baron eine Luft zu athmen, der ihm nicht hatte zureden wollen, ehrlos zu handeln.

Den frühen Hochzeitstag hatte Margaretha angeſetzt, die den Weihnachtsabend um Alles in der Welt im eigenen Hauſe feiern wollte. Die Eltern ſtimmten dem bereitwilligſt zu. Das unliebſame Gerede, welches die überraſchende Verlobung in der ganzen adeligen Nachbarſchaft hervorgerufen hatte, wurde ſo am leichteſten verſtummen gemacht. Die holde, liebliche Braut freute ſich ganz kindiſch darauf, in Königsberg in dem neuen, vierſtöckigen Hauſe zu wohnen, das der Baron als Morgengabe für den Schwiegerſohn gekauft, der ſich hier auf die Thätigkeit eines Privatdocenten vorbereiten ſollte. Wohl wäre Schubert nach jeder anderen Univerſitätsſtadt lieber gezogen, am liebſten nach Bonn, weil dieſes ſo weit und fern lag von dem Schauplatz ſeines Studentenlebens, aber Margaretha wußte ja Nichts von der Qual, die ſie ihm mit Königsberg auferlegte. „Laß es dieſen Ort ſein,“ flehte ſie innig, „dann bleibe ich doch meinen guten Eltern nahe, die ſo Vieles um meinetwillen geopfert haben!“ Wie hätte er wohl dieſe Bitte abſchlagen können, die erſte noch dazu, welche ſeine Verlobte an ihn richtete! Die feinfühlige Baronin verſuchte ihm umſonſt zu Hilfe zu kommen: „Aber Kind, vielleicht bietet eine andere Univerſität Deinem Ernſt noch weit beſſere Hilfsmittel zu ſeiner Profeſſor-Carrière!“ Dieſe zarte Rückſicht peinigte das wunde Gemüth des ſtolzen Mannes nur noch mehr. Es ſollte Niemand, auch die Baronin nicht, ahnen, daß er nicht fertig werden könnte mit dem, womit er vornehm abſchließen wollte. „Die Albertus-Univerſität genügt mir vollkommen,“ antwortete er etwas ſchroff, unbeſchadet deſſen, daß ſich der muthige Mann in aller Stille vornahm, mit Margaretha zuſammen nur in verdeckter Glaskutſche die Straßen Königsbergs zu durchfahren.

Der alte Baron nahm ſeufzend von ſeinem Studirzimmer und der langen Pfeife Abſchied; er ſollte mit Schubert eine Reiſe antreten und erſt unmittelbar vor der Hochzeit zurückkehren. „Das Schaffen der Ausſteuer, die Unruhe im Hauſe werden es für Euch Männer zu keiner rechten Gemüthlichkeit kommen laſſen, beſſer alſo, Ihr geht!“ hatte die Baronin entſchieden.

„Ich ſchreibe Dir zwei lange Briefe in jeder Woche!“ flüſterte Margaretha dem Geliebten in der Abſchiedsſtunde innig zu, „und Du ſchreibſt mir auch, und

die Zeit wird schon rasch vergehen. Ich kaufe mit Mama meine Aussteuer, und das Brauttaschentuch sticke ich mir selbst; jeden Abend muß mir Lisette, wenn sie mir beim Auskleiden hilft, ein wenig das Sticken anzeigen."

Schubert lächelte unwillkürlich bei dem Gedanken an das Kunstwerk, das seine stolze, aristokratische Braut wohl schaffen würde. „Bleib' mir treu!" sagte er, als er sie zum Abschied küßte — und nun hatte er selbst gedankenlos das Wort ausgesprochen, das er mit fast wahnsinnigem Haß verfolgte, weil es ihm den Schlummer seiner Nächte raubte. Eine böse Reisevorbedeutung das!

In Schloß Schlobitten regten sich unzählige Hände im geschäftigen Eifer, und ein Abglanz der verklärten Freude der jungen Baroneß ging auch auf die betreßte Dienerschaft über — es war Alles eitel Freude und Sonnenschein. In dem engen, kleinen Häuschen aber in der Universitätsstadt am Ende der Königsstraße sah es gar trüb und traurig aus. Mit dem Ende des Sommers ging es mit dem alten Werner unaufhaltsam zu Ende, und die Gesichter seiner Lieben schauten bleich, den schweren, bangen Abschiedsschmerz vorausahnend. Vielleicht auch nahm ihnen noch ein anderes Leid die Farbe, doch das trat jetzt tief zurück in den letzten Winkel des Herzens vor dem Schmerz um den Sterbenden.

Vor einigen Wochen war der fünfzigste Geburtstag des alten Werner gewesen: auf dem blendend weißen Tischtuch blinkte die dampfende Kaffeekanne, das frische, leckere Gebäck duftete gar herzerquickend und die bekränzte Tasse des alten Geburtstagskindes verlieh dem ganzen Raume einen festlichen Anstrich.

„Es ist schön hier," sagte Erdmann und schlürfte behaglich das heiße Getränk, das Mutter Luise heute ausnahmsweise ohne jeden Zusatz von Cichorie gebraut hatte, „hier möchte ich Hütten bauen — doch wir Weltkinder kommen ja nicht in's Paradies."

Neckisch schaute Anna, das appetitliche Brod an den weißen Latz gedrückt, zu ihm hinüber: „Wenn Sie so geringe Ansprüche an ein Paradies machen, Herr Doctor, finden Sie am Ende auch noch eins!" Ihr war heute so heiterausgelassen zu Sinn. Der Vater befand sich ausnahmsweise besser als sonst und schaute vergnügt lächelnd all' die kleinen Ausnahmen, die ihm zu Ehren getroffen waren.

„Vielleicht kommt auch noch ein Brief von Ernst," dachte sie, „ich habe ihm ja den Geburtstag meines Vaters genannt." Und wirklich schritt der Postbote dem Häuschen zu, schon von Weitem einen Brief aus der Ledertasche ziehend. Mit einem: „Ich dank' auch schön!" steckte er schmunzelnd das mächtige Stück Kuchen, welches ihm Anna auf einen beistimmenden Blick der Mutter gereicht hatte, in seine Rocktasche und setzte seine Wanderung zum nächsten Hause fort.

Flüchtig wie die schlanke Gazelle eilte das junge Mädchen in ihr Schlafzimmerchen, denn einen Brief des Geliebten mußte sie immer allein, in stiller Einsamkeit lesen. Es fiel Niemand auf, daß sie heute ungewöhnlich lange dort blieb, denn das Schreiben schien außerordentlich inhaltreich, was Mutter Luise

ſchon aus den doppelten Marken combinirte. Die Unterhaltung floß munter weiter, und endlich kam auch Anna wieder.

„Ernſt geht es ſehr gut auf dem Schloſſe; er ſchreibt recht viel von ſich," berichtete ſie kurz auf einen fragenden Blick der Mutter und trank ihren ein wenig kalt gewordenen Kaffee ſchnell hinunter. Nur dem Doctor fiel die ungewöhnliche Bläſſe auf, die ſich über Anna's Geſicht gebreitet hatte.

„Haben Sie wirklich gute Nachrichten?" fragte er, ſich zu ihr beugend.

„Gewiß!" antwortete dieſe ausweichend, „es geht Ernſt wirklich gut."

Erdmann ſchwieg, aber ein unheimliches, beängſtigendes Gefühl ließ ihn nicht los. In dem Weſen der Braut ſeines Freundes lag heute offenbar etwas Gezwungenes; die Heiterkeit, die faſt unmittelbar nach ſeiner Frage über das junge Mädchen kam, erſchien ihm gemacht. Prüfenden Blickes ſchaute er oft verſtohlen zu ihr hinüber. Einen dieſer Blicke fing Anna auf; ſie erröthete ſtark. „Bitte, erzählen Sie uns von Ihrem Bekanntwerden mit Ernſt!" bat ſie nach einer Pauſe.

Der junge Arzt zögerte ein wenig: „Ich ſpiele dabei nur die zweite Rolle, wie immer neben Schubert," entſchuldigte er ſich mit einem wehmüthigen Lächeln.

„Es war noch zu Anfang meiner Studienzeit, als ich an einem Sonntag Nachmittag aus purer Langeweile gleich allen anderen Spießbürgern nach den Hufen geſchlendert war; die Hitze, der Staub, den ich dort überall ſchlucken mußte, machten mich durſtig. Ich trat, ohne viel nachzudenken, in eine Reſtauration und trank ein paar Seidel Bier. Wie es nun zum Bezahlen gehen ſollte, entdeckte ich erſt, daß ſich in meinem Portemonnaie kein rother Heller mehr befand. Meine Situation gehörte nicht zu den angenehmſten im Leben. Ich konnte dem Wirth nur mein Schnupftuch oder meinen Rock zum Pfand laſſen, denn ich beſaß nicht einmal eine Uhr. Rathlos blickte ich im Local umher, aber kein genialer Gedanke wollte mir als rettender Engel erſcheinen. Da erblickte ich Schubert, den Kopf in die Hand geſtützt, an einem kleinen Tiſchchen allein ſitzen. Ich war dem Träger dieſes charakter- und geiſtvollen Geſichtes einige Male in den Corridoren der Univerſität begegnet und combinirte daher, er müſſe auch Student ſein. Kurz entſchloſſen, trete ich auf ihn zu und ſchildere ihm meine troſtloſe Lage. Schubert griff ſofort in ſeine Taſche, aber ſo anerkennungswerth auch ſeine gute Abſicht ſein mochte, es fanden ſich nur noch drei Pfennige Ueberſchuß über die Zeche, die er ſelbſt zu entrichten hatte. Eine flüchtige Röthe überzog momentan die hohe, gedankenvolle Stirn, dann winkte er den befrackten Kellner herbei und ihn für ſein impertinentes Lächeln von oben bis unten fixirend, daß der Burſche ordentlich erbleichte, händigte er ihm ſeine große, ſilberne Ankeruhr ein. „Bewahren Sie dieſelbe gut; ich löſe ſie beſtimmt aus; ſie iſt ein Andenken meines ſeligen Vaters," ſetzte er halb zu mir gewendet hinzu. Es dauerte einige Tage, bis wir die Uhr einlöſen konnten, ſo lächerlich gering unſere Schuld auch war. Seit jenem Abend aber wurden wir Freunde."

Sinnend blickte der junge Arzt vor ſich nieder.

„Unser Herr Studiosus ist wohl ein herzensguter Mensch," brach Mutter Luise das Schweigen; „Anna wird einmal sehr glücklich mit ihm werden."

Die Kaffeetasse klirrte leise in der Hand des jungen Mädchens, so daß der Doctor wie in unwillkürlicher Bewegung die Lippen zu einer Frage öffnen wollte. Da schaute sie mit einem schmerzlich bittenden Blick, in dem sich so grenzenlose Verzweiflung aussprach, zu ihm hinüber, daß er erbleichend verstummte.

Hugo Erdmann brach bald auf. „Berufspflichten!" sagte er, dem Alten freundlich zunickend, „ich komme indeß bald wieder." Er reichte heute zum Abschied auch Anna die Hand, was er sonst nicht zu thun pflegte. Das junge Mädchen, das den kräftigen, innigen Händedruck wohlthuend empfand, blickte ihn dankbar an mit den großen, unschuldsvollen Kinderaugen, in die sich eine schwere Thräne drängte. „Ich danke Ihnen, Herr Doctor," flüsterte sie leise.

Der kranke Vater und Frau Luise, die täglich schon von 5 Uhr an in der kleinen Wirthschaft thätig war, gingen bald zur Ruhe, und Anna befand sich nun in ihrem Schlafzimmerchen allein. Da brach endlich die so mühsam behauptete Fassung. Ein fast unarticulirter Schrei wollte sich ihrer Brust entringen, aber die Lippen preßten sich schnell wieder auf einander; Vater und Mutter schliefen ja dicht nebenan; die durften Nichts erfahren, heute wenigstens nicht, zum Geburtstage. Sie weinte nur still vor sich hin und rang in trostloser Verzweiflung die Hände, und dann breitete sie die Blätter auf den Tisch, den das dünne Talglicht armselig beleuchtete, und legte den blonden Lockenkopf darauf. „Ich muß es tragen . . . ich muß, wenn er nur glücklich wird!" Und sie huschte schnell in's Bett und löschte das Licht, daß dessen Schimmer nicht durch den Thürspalt der Mutter in die Augen falle und diese nachzusehen komme, warum ihr Aennchen denn so unnöthig viel Licht verschwende. So lag sie denn stumm in der trostlosen Finsterniß mit offenen, brennenden Augen ohne Laut, ohne Klage. Kein mitleidiger Schlummer senkte sich in dieser Nacht auf die schweren Lider. Schon früh am Morgen war sie auf und wusch lange das abgehärmte, bleiche Gesicht mit kaltem Wasser; sie bemühte sich recht gefaßt auszusehen, damit die Eltern nicht allzu unglücklich wären über das Unglück ihres Kindes. Und ihre Stimme bebte auch nur ein ganz klein wenig, als sie nach dem Frühstück sagte: „Ernst hat mir abgeschrieben; er liebt mich nicht mehr." Aber den Brief, den die entsetzte Mutter selbst lesen, mit eigenen Augen wenigstens schauen wollte, den war sie durch Nichts zu bewegen hervorzuholen. Sie schüttelte nur stumm und trüb den Kopf. „Du kannst mir glauben, Mama! Es ist so . . . ich will es tragen."

In dem einfachen Bürgerhause wurden nicht viel Worte mehr über Schubert's Treulosigkeit gewechselt; ein Jedes ging still wie immer seiner eintönigen Alltagsarbeit nach; auch Anna's fleißige Hände feierten keinen Augenblick, wenn auch die Poesie dahin war, die mit geheimnißvollem Schleier jedes Stück umwoben hatte, das sie von ihrer Aussteuer gefertigt. Sie lächelte sogar zuweilen und sang ihre kleinen Lieder, nur das eine nicht: „Ueber allen Wipfeln

iſt Ruh'." Es ſollte Alles ſo ſein, wie früher, ſo ſtill und friedlich. Ein ſeltſam rührendes Spiel der Täuſchung begann unter den drei eng verbundenen Menſchen, während ihnen die Tage dahinfloſſen in Arbeit und Mühe. Anna verſuchte es ihren Eltern zu verbergen, wie ſehr ſie um Schubert litt, der alte Werner wollte es ſein Töchterchen bei Leibe nicht merken laſſen, wie tief ihn die Kränkung ſchmerzte und wie ſie ihm den Reſt gab, und Frau Luiſe, die um Beide litt, um ihren Mann und um ihr Kind, die wollte es auch Keinem zeigen, daß ſie ſich oft mit der Küchenſchürze über die Augen fuhr, in die der garſtige Rauch, der ſich auf einmal auf dem trefflichen Heerde eingeſtellt hatte, ſo böswillig biß, aber da die Küchenſchürze zuweilen einen kleinen Rußfleck davontrug, ſo geſchah's nicht ſelten, daß in rührender Sympathie auch Stirn und Naſe verdächtige Flecken bekamen, über die der Vater und Anna recht herzlich lachen mußten, wenn die eifrige Frau, die eben die dampfende Terrine aufgetragen und ſich die Hände gewaſchen hatte, ihren Ehrenplatz am Tiſch einnehmen wollte, ohne zu bedenken, daß auch das Geſicht einer gewiſſen Säuberung bedurfte. Je mehr es in den Herbſt ging, deſto ſchmackhaftere Gerichte brachte die alte Frau auf den Tiſch. Wenn ſie am Abend auf ihrem Bettrande ſaß, in wehmüthige Gedanken verſunken, ihr kleines Wirthſchaftsgeld durchzählte und es durch immer kühnere Combinationen verſtand, aus dem Wenigen Viel und aus dem Nichts Etwas zu machen, dann half ihr dies Schaffen und Rechnen wohl für einen Augenblick über das Trübe der Gegenwart hinweg, aber was half's! ihr alter, lieber Karl kam trotz der ausgeſuchteſten Leckerbiſſen immer ſeltener aus dem Bett, und die müden Augen ihrer Anna blickten auch nicht lebensfriſcher. Ja, ja, die Augen, das waren die Verräther, wenn auch ſonſt Nichts weiter in dem lieben, kleinen Geſicht, das einſt ſo harmlos in die Welt hineingeblickt hatte.

Erdmann kam jetzt faſt täglich; er hatte ſich aus eigener Machtvollkommenheit zum Hausarzt der Familie ernannt und waltete nun ſeines Amtes in unverdroſſener Treue. Er brachte Anna, bei der er irgend eine Krankheit entdeckt haben wollte, feurigen Wein aus dem Krankenhauſe und kochte mit Frau Luiſe zuſammen in der blinkenden Küche isländiſches Moos, zu dem die gute Frau ein unerſchütterliches Vertrauen hatte, das ihr der gutmüthige Arzt auch nicht ſtörte — es half ja doch Nichts mehr. Und dann wieder ſaß er an des Alten Bett und erzählte ihm allerlei Schnurren und ſeltſame Mären aus fremden Ländern, wenn er ſich nur irgend eine Minute von ſeinen Anſtaltsgeſchäften abmüßigen konnte.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken ſoll, Sie hat uns wirklich Gott zu unſerem Troſt geſandt," pflegte Frau Luiſe oft zu ihm zu äußern; aber Hugo Erdmann lachte zu dergleichen Gefühlsausbrüchen nur und rief in ſeiner kurz angebundenen Weiſe: „Das iſt Alles purer Egoismus bei mir, beſte Frau Werner. Ein ſo junger Arzt, wie ich, bekommt nicht alle Tage einen Kranken ſelbſtändig zu behandeln, ich mache hier meine praktiſchen Studien."

Ueber die aufgehobene Verlobung, von der ihm der alte Werner in ſeiner Entrüſtung erzählt hatte, äußerte er zu Anna nie ein Wort, und dieſe wußte ihm

im Stillen Dank für seine zarte Rücksicht. Er folgte ihr nur oft mit den Blicken, wenn sie so liebevoll dem Vater das Kissen geglättet hatte und sich nun wieder an ihren gewöhnlichen Platz am Nähtisch setzte.

„Wüßte der Mensch," äußerte er einmal nur ingrimmig zu Frau Werner, „welchen Schatz er in seiner Verblendung von sich stößt!" und dabei sprühte sein Auge in so drohendem Feuer, daß sogar Frau Luise, die noch immer nicht ganz ihre alte Liebe zu „dem Herrn Studiosus" aus dem Herzen gerissen, begütigend ihre Hand auf den feinen Tuchrock legte und leise sagte: „Mein ist die Rache, spricht der Herr."

„Ja, ja, aber diese Rache läßt manchmal recht lange auf sich warten, und wenn sie dann endlich kommt, bietet sie dann wohl Ersatz für ein längst gebrochenes Herz?"

Allmählich durchbrausten die Novemberstürme die Luft, und wenn sie auch in der Stadt, wo sich die mächtigen Steinmassen energisch gegen sie absperrten, lange nicht in der Weise wüthen konnten, wie auf dem freien, offenen Plan, wo sie die leichten Schneeflocken tanzend durch die Luft wirbelten, sie machten sich doch auch hier bemerklich genug und rüttelten dreist an den kleinen Fenstern, welche jetzt mit allerhand schönen Eisblumen verziert waren. Der alte Werner kam gar nicht mehr aus dem Bett, aber er dachte merkwürdiger Weise durchaus nicht daran, daß er sterben müsse — und das bald, bald. „Wenn der Frühling kommt, reisen wir alle drei in ein wärmeres Land, nach der Schweiz, nach Italien, und dann werde ich wieder gesund und kann arbeiten wie in alten Tagen." Nur einmal hatte er den Kopf ein wenig aufgerichtet und den Doctor nachdenklich angeschaut. „Herr Erdmann," hatte er gefragt, „Sie sind ja ein Gelehrter und noch dazu ein Naturforscher! Glauben Sie, daß es ein Wiedersehen giebt, und daß wir dort unsere Lieben wieder erkennen werden?" Der Angeredete warf einen kurzen, prüfenden Blick auf das bleiche, abgezehrte Gesicht, das sich so ausdrucksvoll nach ihm wandte. Er konnte diesen Augen nicht lügen. „Nein, ich glaube es nicht," sagte er fest und deutlich.

„Es ist auch besser so," murmelte der Kranke und drehte sein müdes Haupt wieder der Wand zu: „Wir würden ja dann auch von ihren bleichen Gesichtern lesen, was Schweres sie noch hier erduldet . . . ja besser . . . besser so!"

Und eines Tages verlangte der Kranke mit aller Gewalt das Bett zu verlassen. Den abgezehrten Leib in den grau wattirten Schlafrock gehüllt, saß er, zuweilen mit dem Kopf wackelnd, in dem Sessel. Der junge Arzt trat mit ernster Miene zu Anna. „Fassen Sie sich!" bat er leise. Diese nickte. Werner schien auf dem Stuhle bald einzuschlafen; er merkte es kaum, daß er wieder in's Bett zurück gebracht wurde, und daß Frau Luise in zärtlicher Sorge ihn der Kleider entledigen half. Die beiden Frauen standen dann still und stumm an einander geschmiegt am Kopfende des Bettes. Anna lehnte den blonden Lockenkopf an das Haupt der Mutter, und diese fuhr mit ihrer rauhen, abgearbeiteten Hand lind und zärtlich über das weiche Seidenhaar. Erdmann stand am Fenster,

die Arme gekreuzt, und blickte angeſtrengt in's Freie; die ärztliche Kunſt fand hier Nichts mehr zu thun. Die Athemzüge des Schlafenden wurden immer ſchwächer. . . . „Mir wird ſo weh,“ flüſterten plötzlich die welken Lippen wie in unſäglicher Anſtrengung . . . und dann . . . dann vernahm man Nichts mehr . . . ein treues Herz hatte aufgehört zu ſchlagen.

In ſtummem Schmerz warf ſich Frau Luiſe auf des Todten Antlitz und drückte die erloſchenen Augen zu. „Jetzt ſind wir ganz allein,“ wehklagte ſie. „O Mutter — liebe Mutter, noch haben wir uns ja Beide,“ rief das junge Mädchen und barg das thränenüberſtrömte Antlitz an ihrer Bruſt.

„Und einen treuen Freund haben Sie auch noch,“ ſprach der junge Arzt mit vibrirender Stimme und drückte leiſe Frau Luiſens Hand zum Abſchiede. Das war ſechs Tage vor Weihnachten, als man ſchrieb im Jahre des Herrn 1868.

Aber einen Weihnachtsbaum hatten die Frauen doch. Sie waren in der Abendſtunde auf den nahen Friedhof zum Thore hinaus gepilgert, um Kränze auf das friſche Grab zu legen, und wie ſie nun in das warme, freundliche Stübchen traten, da erglänzte mitten darin ein kleiner Chriſtbaum mit ſeinen bunten Wachslichtlein und den zierlichen Tüpfchen weißer Watte, die wie Schneeflocken an den grünen Aeſten klebten. An der Thür ſtand der Doctor und ſchaute mit liebevollem Ernſt auf die beiden ſchwarzgekleideten Geſtalten.

„Ich habe ſchon lange keinen Tannenbaum brennen ſehen; darf ich dieſen Weihnachten mit Ihnen feiern?“ ſagte er. Und ſie ſetzten ſich alle drei um die kleine, ſchlanke Tanne, welche das Kleid der Hoffnung trug, und dann löſchten ſie die heruntergebrannten Lichtchen aus, als ſchon ein oder der andere Zweig leiſe kniſterte und würziger Duft das Zimmer füllte. Jetzt kam die kleine Lampe wieder zur Herrſchaft, wie auch ſonſt alle Abende im Jahre, und beſchien die bleichen Geſichter, die noch einen Abglanz der erhöhten Feſtesſtimmung trugen. Anna leuchtete dem Gaſte hinaus, um die Thür hinter ihm zu ſchließen.

„Sie lieben Ernſt noch immer?“ fragte Erdmann und ſchaute ihr freundlich in das Auge.

„Wäre meine Liebe die rechte geweſen, wenn ich ſie mir nehmen könnte?“ antwortete ſie ſchmerzlich lächelnd, und er ſchritt, den Kopf ſchüttelnd, hinaus in den hellen, kalten Winterabend. „Wenn er wüßte, welch' einen Schatz er von ſich ſtößt!“

4. Capitel.

Der Schatten bleibt.

Wenn wir auf weitem, großem Weltmeer treiben, über uns das ewige Einerlei des geſtirnten Firmamentes, wenn unſer Auge, ob es ſich auch mit dem feinſten Pariſer Fernrohr bewaffnet hat, Nichts erſpäht als Waſſer und wieder Waſſer, wohl uns, wenn wir dann den Blick vertrauensvoll auf den Mann am

Steuer richten können, der ohne Schwanken seinen Weg fährt durch das pfadlose Meer — aber entsetzlich, wenn dieser selbst rathlos seinen Platz verläßt und das Schifflein dahinschießt, ein Spiel der jagenden Fluth. Dann fühlen wir uns allein und verloren, und dumpfe, todesbange Verzweiflung bemächtigt sich unserer.

Was ist das Eheleben zweier junger, ungeschulter Herzen, die sich selbst führen sollen das ganze, lange Leben? Die Fahrt geht vorbei an Klippen und Untiefen, und schon mancher Pilot und manche Pilotin haben ihr Schifflein des Glücks zum Scheitern gebracht für immerdar. Ob das junge, neuvermählte Paar, das einander in heißer, ringender Liebe erkämpft, daran dachte? Es sah den Himmel offen stehen und glaubte nimmer, daß eine Wolke darüber hinziehen und den Sonnenglanz verhüllen könnte.

Ja, es war werth zu leben, um des seligen Lächelns willen, welches die Züge der hochgeborenen Freiin v. Armfeldt verklärte, wenn sie mit ihrem bürgerlichen Gatten in der glänzenden Equipage dahinrollte, weltvergessen an ihn geschmiegt, wenn sie die glänzende Zimmerfluth des ersten Stockes durchschritten, der von ihnen ganz allein bewohnt wurde. Des Abends saßen sie ganz allein, sie Beide nur auf dem kleinen Eckdivan in Margarethens blaßblauem Boudoir, und blickten durch die offenen Thüren in ein Meer von Licht, denn Margaretha wollte Alles hell und licht um sich haben; der Kronleuchter mußte flammen, wenn auch am Abend keine Menschenseele zu ihnen kam. Träumend blickte Schubert dann auf sein junges, geliebtes Weib, das die kleine, armselige Trauformel ihm zum unantastbaren Besitz gegeben; er zog Margaretha in stürmischer Zärtlichkeit auf sein Knie und sie schlang die Arme um seinen Hals — und so saßen sie lange liebestrunken in seligem Rausche. Nur zuweilen, wenn sie bewundernd die Einrichtung des Hauses kennen lernten und immer neue, ungeahnte Schätze von ihren Entdeckungsfahrten heimbrachten, wenn Margaretha in ihrem Secretär ganze Rollen von blitzenden Goldstücken fand und jubelnd ausrief: „Und das gehört Alles uns!“ zog ein flüchtiger, dunkler Schatten über Schubert's geistvolles, bleiches Gesicht, wandte er das Haupt einen Augenblick seitwärts, um unbemerkt die fliegende Röthe zu bemeistern, die seine Wangen höher färbte. Ihm gehörte ja eigentlich Nichts, gar Nichts, obwohl das große, zartsinnige Herz immer nur sagte: „Das ist unser!“ und noch niemals: „Das ist mein!“ Er brauchte nur „Ja“ zu sagen, und er bekam ein Weib, und der Priester stellte sich ein im schwarzen Ornate und traute ihn in feierlich unverschämter Rede, in der er Schubert's Glück nicht genug zu preisen wußte, daß ihn die gnädige Hand des Herrn in eine so glänzende Lebenslage führe. Was half's, daß Margarethens Arm bei dieser verfänglichen Stelle leise in dem seinen zitterte und sie scheu und bang zu ihm aufsah, was half's, daß die Baronin die Lippen fest auf einander schloß und dem tact- und bibelfesten Theologen einen vernichtenden Blick zusandte! Die salbungsvolle Rede, von der Niemand erbaut wurde, als der fromme Redner selber, floß ungehemmt weiter, wie ein Bächlein

von Milch und Honig. Damals, als unmittelbar nach der Ceremonie die Streichcapelle mit jubelndem Liede intonirte, die Champagnergläſer an einander klangen, und er unter dem Tönen und Schwirren ſein junges Weib die breite, blumenbeſäete Treppe hinunter führte zu der bereits haltenden Equipage, da hatte er nicht Zeit gehabt, an jene dummen Worte zu denken, aber jetzt nach Wochen waren ſie auf einmal lebendig geworden in ſeinem Herzen und verfolgten ihn mit tückiſcher Bosheit, daß er zu ſeinem Weibe treten mußte und ihr ſprechen von ſeiner ſelbſtloſen, uneigennützigen Liebe. Geſpenſtiſch ſtand es vor ihm das böſe Gerede von der Leute Zünglein. Er hatte eben auch eine glänzende Partie gemacht, gerade ſo wie ſein vortrefflicher Profeſſor Müller, der nun, wo Schubert wohl ein glänzendes Haus machen würde, in der liebenswürdigſten Pünktlichkeit die Viſite des künftigen Collegen erwiderte und der gnädigen Frau ſo entzückende Bilder von der baldigen Profeſſorenherrlichkeit ihres genialen Gatten ausmalte: „Ja, ihm kann es nicht ſchwer fallen . . . er verſprach ſchon als Student Großes!“

Die Flittermonde verſtrichen, und Schubert mußte nun ernſtlich an ein ſtrenges Studium denken, wenn der kühne Traum von der Univerſitäts-Carrière nicht zu Waſſer werden ſollte. Er ging zu den Buchhändlern und brachte eine kleine Handbibliothek zuſammen, die er mit liebevoller Sorgfalt in den beiden Glasſchränken ſeines Arbeitszimmers aufſtellte. Wie er ſo jedes Buch an ſeinen Ort brachte, Margaretha ihm fröhlich eins nach dem anderen vom Tiſch zureichte, empfand er Etwas, das beinahe wie das Gefühl der Freude ausſah, das den Mann beim Einrichten ſeines Hauſes durchglüht — nur ſchade, daß es wieder nicht ſein Geld war, mit dem er die Einrichtung ſeines geiſtigen Heims beſtritt. Und nun ſchleppte er ſich von der Univerſitätsbibliothek die alten, ſtaubigen Folianten, in Schweinsleder gebunden, herbei. Bei deren Aufſtellen wollte ihm Margaretha ſchon nicht mehr helfen. „Dieſe Bücher ſehen mir zu unäſthetiſch aus,“ erklärte ſie energiſch; „am beſten, Du machſt ſie gar nicht auf und läßt ſie wieder zurücktragen; „ich will gleich dem Diener klingeln.“

„Aber Kind,“ lachte Ernſt ganz amüſirt auf, „das ſind ja die Quellen, aus denen ich hauptſächlich ſchöpfen muß, um zu einer eigenen, ſelbſtändigen Auffaſſung der hiſtoriſchen Begebenheiten zu gelangen!“

„Dann iſt Dein Studium doch ſehr langweilig!“ ſagte ſie und ſchüttelte ungeduldig das Köpfchen.

Schubert wollte ſich jetzt beſtimmte Stunden am Vor- und Nachmittage zu ſeinen Forſchungen reſerviren; Margaretha ſah ihm troſtlos und ſeufzend zu, wie er ſeinen Arbeitsplan entwarf.

„Und ich ſoll ſechs . . . . nein ſieben Stunden am Tage mit meinem Canarienvogel oder dem Papagei ſpielen! Allerliebſte Ausſichten das!“ rief ſie indignirt.

Als er am nächſten Tage wirklich ſeinem Studienplan treu geblieben und nun mit leuchtendem Blick, innerlich von ſeiner Arbeit tief befriedigt, in das

Boudoir seines Weibes eilte, fand er Margarethe auf dem Divan liegen und bitter schluchzen.

„Nicht ein einziges Mal hast Du während der vier Stunden nach mir gesehen, und ich habe mich fast zu Tode gelangweilt."

Schubert strich liebkosend über das braune, lichte Haar und versprach Besserung: „Ich will immer ein . . . nein zweimal während meiner Arbeitszeit zu Dir hinüber kommen und sehen, wie weit Du mit Spielhagen's „Problematischen Naturen" schon gediehen bist."

„Dreimal?" hauchte sie bittend und blickte ihn durch ihre Thränen hindurch so schelmisch an, daß er nicht anders konnte, als leidenschaftlich die nassen, stolzen Augen küssen und sagen: „Dreimal, Du kleine Zauberin!"

Was blieb aber da noch für sein Studium übrig? Diese ewigen Unterbrechungen . . . dieses Herausgerissenwerden aus dem Zusammenhang der Gedanken . . . und von Margaretha kam er selten vor einer halben, vor dreiviertel Stunden los; sie plauderte so ausgelassen glücklich, wenn er ihr Boudoir betrat, zog ihn mit sich an's Clavier, um zu urtheilen, ob sie die Beethoven'sche Sonate bereits mit dem richtigen Ausdruck spiele — und dann war auch die Studienzeit um — und er mußte sich seiner Frau widmen. Allmählich versuchte er es, ganz früh am Morgen aufzustehen, wenn Margarethe noch schlief, um einige Minuten zu ungestörter, ernster Geistesarbeit zu gewinnen. Aber das wurde ihm nicht leicht. Sein Nachtfalter, der bis tief in den hellen Tag hinein schlummerte, wollte die halbe Nacht mit ihm verküssen und verscherzen. Unter solchen Umständen paßte auch für ihn das schöne Sprüchwort nicht von der Morgenstunde. Unausgeschlafen und müde setzte er sich an den Schreibtisch und wurde nervös und krankhaft gereizt. Seine Frau, das stolze, verzogene, reiche Mädchen, sie hatte ja gar keinen Begriff von der wirklichen Arbeit, von ihren Mühen und ihrem Segen. Und er? Konnte er sie lehren, sich mit den Pflichten einer deutschen Hausfrau ein klein wenig bekannt zu machen? Gehörte nicht seinem Weibe das ganze Vermögen, von dem er jetzt bei seinem gewinnlosen Arbeiten zehren wollte? Ja, Margaretha liebte die Höhen, aber nicht die Stufen, welche dazu hinaufführen! Er hatte sich nach dem Gesetz noch zwei Jahre vorzubereiten, ehe er sich als Privatdocent an der Universität niederlassen konnte . . . und nun fragte sie ihn eines Tages schon, wie lange es noch dauern würde, bis er eine Professur bekäme. „Ich meine natürlich nur eine außerordentliche," erläuterte sie auf seinen ganz erstaunten Blick. „Auf das Gehalt brauchen wir ja nicht zu sehen, es ist mir nur um den Titel zu thun."

Doch mochte ihn auch Margaretha quälen, wie man nur sein Schooßhündchen plagt, er liebte sie nach wie vor grenzenlos mit derselben ungestümen, schmerzlichen Leidenschaft, mit der er die junge, holde Braut an sich geschlossen. Wenn er ihr in der Dämmerstunde zu Füßen saß, hätte er ewig nichts Anderes denken, nichts Anderes thun mögen, als in diese unergründlichen Augen schauen, in denen sich die Welt des Schönen und des Hohen spiegelte. Wie dumm nur,

daß ihn zuweilen beim hellen, ſcharfen Licht des Tages das unbequeme Gefühl ſtörte, man müſſe im Leben auch arbeiten und Pflichten erfüllen, nicht nur genießen. Da war noch ein Reſt der lächerlichen Anſchauung der engen, ſpießbürgerlichen Lebensverhältniſſe in ihm zurückgeblieben, in deren dumpfer Atmoſphäre er über zwei Jahrzehnte geathmet hatte. Aber jetzt ſuchte er mit aller Macht aus dem alten Geleiſe herauszukommen und war es wohl auch ſchon; das Neue nur ließ ſich ſo leicht nicht finden.

Das Turteltaubenleben à deux ſchien allmählich auch Margaretha ein wenig zu langweilen; ſie empfand das Bedürfniß nach Zerſtreuung in Theater, Concerten und Umgang mit anderen Menſchen. Sie ſprach es nicht gerade aus, daß ſie ſich langweile, aber ſie gähnte zuweilen recht bedenklich, wurde ebenfalls nervös und bekam Migräne. Schubert ſah es wohl ein, er mußte ſein Haus der Geſellſchaft öffnen. Das Leben mit ſeinem ſchönen, jungen Weibe unter einer Glaskuppel hatte hiermit ſein Ende erreicht. Das war der unvermeidliche Lauf der Welt, aber dennoch huſchte ein trüber Schatten über die ſchmerzende Stirn und die Augen ſchauten ſorgenvoll in die ferne Weite.

Jeden Mittwoch gab es nun in ſeinem Hauſe einen größeren Empfangsabend, zu dem ſich die Privatdocenten, die jüngeren Profeſſore und die angeſeheneren Literaten der Denkerſtadt drängten, ihnen allen voran natürlich der Chef-Redacteur der „Hartung'ſchen Zeitung", Raphael Friedberg, mit ſeinem Stabe ihn umſchwärmender dienſtbarer Geiſter. Der gute Mann mit dem brennendrothen Zwickelbart und der gebogenen Naſe, in deſſen Adern noch ziemlich unverfälſchtes jüdiſches Blut pulſirte, hatte zwar nichts Beſonderes geſchrieben, das ihm ein Anrecht auf Literatenruhm verliehen hätte, es ſei denn ein kleines Schriftchen von nicht ganz achtzehn Seiten Octav über Leſſing's „Nathan", das Paradepferd aller Juden, aber er beſaß etwas von dem prickelnden jüdiſchen Witz, der unſerem verwöhnten Gaumen bei der Feuilletonplauderei recht geſchmackvoll dünkt, und leitete das Hauptblatt der fortſchrittlichen Preſſe Oſtpreußens, Grund und Berechtigung genug, ſein Licht an erſter Stelle leuchten zu laſſen und überall die erſte Geige zu ſpielen.

Es war wirklich wunderbar, mit welcher Leichtigkeit ſich die junge Frau in der lärmenden, ſchwatzenden Menge zurecht fand. In ihrer kleidſamen, ſchwarzen Sammettoilette glitt ſie mit ungezwungenſter Grazie durch die Reihen der Herren, für einen jeden ein freundliches Wort, ein verbindliches Lächeln im Vorrath. Auf die Wortwitze, die der Herr Chefredacteur mit Vorliebe curſiren ließ, blieb die geflügelte, ein wenig malitiöſe Erwiderung nicht aus; der beſcheidene jüngſte Privatdocent Semmel, der ſich ſcheu in eine Fenſterniſche zurückzog und dort in dem Glück ſchwelgte, daß die Darwin'ſche Entwickelungstheorie immer mehr Anhänger gewinne und der eigentlich nur gekommen war, weil alle Privatdocenten zu dem Mittwoch-Abend der Frau Oberlehrer Schubert gingen, ſah ſich plötzlich hervorgezogen und in ein anregendes Geſpräch mit der Dame des Hauſes verwickelt. Er kehrte gewiß wieder, auch wenn bei den

anderen, nicht so constanten Privatdocenten ein neues Meteor in Aufnahme gekommen wäre.

Schubert fühlte sich als der Mann seiner gefeierten Gattin eigentlich ein wenig gedrückt. Ihm war oft zu Muthe, als sollte er in einem tiefen Strome schwimmen, ohne das Schwimmen gelernt zu haben. Mit dem ersten Schritt, den Margaretha in die Gesellschaft that, überkam ihn eine unbeschreibliche Beklemmung, wenn er sich auch die grundlose Angst auszureden suchte. Wie uns die zweite Liebe darum minder beglückt, als die erste, weil wir es schon erfahren haben, daß auch Liebe sterben kann, so erging's jetzt Schubert mit der Treue; er hatte die Treue gebrochen, und sie rächte sich dafür, daß sie ihm den Glauben an sie nahm. Noch war ihm dies Furchtbare nicht ganz zum Bewußtsein gekommen; er war nur nicht glücklich und suchte den Grund davon in allem Möglichen. Die Gesellschaft machte ihn beengt und unbeholfen. Wohl beherrschte er seine Wissenschaft und konnte mit Begeisterung zu Einem, zu Zweien darüber sprechen, daß ihm seine junge Gattin leuchtenden Blickes zuhörte, aber die Kunst, ein leichtes, harmloses Gespräch am rechten Ort anzufangen und zu enden, der oberflächlichen Gesellschaft den beliebten Schaum von jedem Geistestranke zu credenzen, die bekam er nicht heraus. Verstimmt und verdrießlich kleidete er sich zu den Empfangsabenden seiner Frau an; er überwachte mit Argusaugen die Toilette, die seine Margaretha nicht sorgfältig und fein genug wählen konnte. „Das ist ja viel zu schade für all' diese Menschen hier; so schön darfst Du Dich nur für mich machen!" schwebte ihm oft auf der Zunge, aber er schluckte das Wort hinunter. Er durfte ja nicht drein reden, wenn seine Frau sich mit Sammet und Seide schmückte, denn ihr gehörte das Geld, womit sie dies that. Er schaute ihr mit banger Sorge nach, wenn sie durch die Reihen der Geladenen schritt wie eine Königin, die zur Cur befohlen hat und den ihr gebührenden Zoll der Ehrfurcht huldvollst entgegennimmt. Er ward eifersüchtig auf jedes freundliche Wort, auf jeden Blick, den sie an Andere verschwendete. Wie viel solcher Worte, wie viel solcher Blicke kamen wohl an diesen Empfangsabenden auf ihn! Er wollte das arithmetische Rechenexempel gar nicht anstellen, trotzdem er auf der Schule in Mathematik immer „sehr gut" davongetragen.

Ein Gedanke, schwarz und unheilvoll wie die Nacht, tauchte in ihm auf; er wies ihn das erste Mal mit Abscheu zurück, aber er kam doch wieder so leise, so unmerklich leise und schlich sich auf Nebenwegen ein in das Denker- und Grüblerhirn, und da wohnte er nun und spann seine Fäden leise, leise — und die Fäden schlangen sich immer dichter zusammen, um den Seelenfrieden des stolzen Mannes in ihren Netzen zu fangen und zu morden. Das Bild des kleinen, bescheidenen Gänseblümchens war aus seinem Herzen getilgt, als der glänzende Komet in seine Bahn trat und ihn fortriß aus dem alten Geleise — wie nun, wenn einmal vor seiner Margaretha eine neue glänzendere Erscheinung auftauchte und ihr die Sinne blendete, wie er einst geblendet wurde, daß er ehrlos ward und sündigte an dem unverbrüchlichen Gebot der Treue! Kometen wandeln ja ihre

eigenen, unerforſchlichen Wege. Welchen Vorwurf durfte er dann Margarethen machen? Er war ihre erſte Liebe; nun gut! die konnte ſie verrathen, wie er die ſeine — und dann waren ſie quitt, nur quitt. Der unglückliche Mann ſtöhnte leiſe vor ſich hin, während er mechaniſch eine Erfriſchung nach der anderen nahm, die ihm ſein, wie Margarethens Diener in den weißen Zwirnhandſchuhen präſentirte.

Hätte Margaretha eine Ahnung von dem Seelenzuſtande ihres Gatten gehabt, ſie würde ihm gern und willig ihre ſchönen Empfangsabende geopfert haben, denn ihr geliebter Ernſt war der Abgott ihrer Seele. Nur für ihn wollte ſie ſchön ſein und glänzen als einzige unter den Frauen, für ihn, den Mann ihrer Wahl. Sie glaubte Schubert ſo glücklich, wie ſie es ſelber war, da ſie von Blume zu Blume flog, überall an dem ſüßen Duft ſich berauſchend. O das Leben war ſo ſchön — ſo wunderſchön und doppelt herrlich, wenn endlich die letzten Gäſte ſich verabſchiedet hatten, und Schubert ſeinem Weibe in dem ſtillen, lauſchigen Schlafgemach die dicke, ſchwere Flechte löſte und trunken ſeine heißen Finger darin wand. Auf den Lärm und die Aufregung des Tages folgte die ſüße Ruhe der Nacht mit ihrem geheimnißvollen, berückenden Zauber. Das war die Qual, das war das Glück des Ehelebens!

Noch peinvoller als der Mittwochsempfang geſtaltete ſich für Schubert der Montag Abend, der ganz der Muſik geweiht war und zu dem nur eine kleine Schar von Auserwählten, vier bis fünf Perſonen höchſtens, Zutritt hatten. Wohl gewährte es reichen Genuß, in der halbdunklen Fenſterniſche zu ſitzen und die verlockenden, einſchmeichelnden Töne in ſich verklingen zu laſſen. Wenn er auch nicht Alles verſtand, was die Tondichter redeten, er dachte ſich doch bei jedem Accord Etwas und ſein Herz geſtaltete es zu Leid, zu Luſt. Aber einen ganzen, langen Abend ſo zu ſitzen, von ſieben bis zwölf, manchmal gar ein Uhr Nachts, ſelbſt in der kurzen Zwiſchenpauſe, in der man Thee nippte, Nichts weiter zu vernehmen als von Muſik und wieder Muſik — hie Mozart — hie Beethoven! das war doch von Schubert zu viel verlangt, wenn er auch das gerade Gegentheil eines Egoiſten bildete.

Warum mußte noch dazu Margarethens verſtändnißvoller, fein lächelnder Blick ſo oft zu Herrn v. Zirkwitz hinüberſtreifen, einem jungen Docenten für deutſches Handels-, Wechſel- und Seerecht, der es auf ſeiner Violine zu einer Art von wirklicher Meiſterſchaft gebracht hatte und ſich immer im Tact mit der Clavierbegleitung erhielt, wenn auch die anderen Virtuoſen zu der Frau Oberlehrer Verzweiflung hie und da eine falſche Note griffen! Am Theetiſch ſaß Schubert an der linken Seite ſeiner Frau und Herr v. Zirkwitz an der rechten, welcher kühn das blonde, ſpitzzulaufende Bärtchen drehte, in gewählter Attitude ſein goldenes Pince-nez putzte und dabei grundgelehrte Kenntniſſe der Theorie und der Geſchichte der Muſik auskramte. „Ich ſtudire jetzt Tag und Nacht Beethoven, gnädige Frau,“ verſicherte er ein wenig pathetiſch und legte dabei graciös die Hand auf's Herz; „ich hoffe Ihnen bald den gewünſchten, kritiſch

durchgearbeiteten Vortrag über die Lebensſchickſale unſeres verehrten Meiſters halten zu können.

„Wie mich das freut, Herr v. Zirkwitz!“ rief Margaretha in ihrer lebhaft ſprudelnden Weiſe und ſtreckte ihm zum Dank die weiße, feine Hand entgegen, die der junge Mann, über und über erglühend, mit einer tiefen Verbeugung an ſeine Lippen führte. Auch Schubert erglühte — aber vor Aerger. „Das iſt ein richtiger Fouqué'ſcher Romannarr,“ murmelte er ingrimmig in ſich hinein.

Margaretha mit ihrem harmlos unbefangenen Weſen merkte gar nicht, daß der Verkehr mit Zirkwitz ihrem Manne quälende Gedanken verurſachte: ſie plauderte ja nur mit ihm, wie ſie mit jedem jungen Manne geplaudert hätte, der ſo anregend zu unterhalten verſtanden. Das weltmänniſche Auftreten, die eleganten Manieren des adeligen Gelehrten ſpielten freilich dabei auch ein wenig mit, ohne daß ſich Frau Schubert deſſen ſonderlich bewußt geweſen wäre, die es nicht liebte, darüber lange nachzugrübeln, warum ihr der eine Menſch ſympathiſch war, der andere nicht.

„Ich liebe es ſehr, mit Herrn v. Zirkwitz zu converſiren,“ ſagte ſie und blickte zu ihrem Gatten auf, als ſie nach dem Ende des Muſikabends noch langſam Arm in Arm durch die hell erleuchteten Säle ſchritten und er ſein berückendes Weib feſter an ſich zog, das heute wieder ſo verſtändnißvoll Chopin verdolmetſcht hatte. „Den hat die Liebe zu Dir mich ſpielen gelehrt!“ ſie drückte ſanft ſeine Hand; „aber weißt Du“ — und ſie kam wieder auf ihr altes Geſpräch — „Zirkwitz vermittelt mir wie im Spiele eine Fülle neuer Ideen über muſikaliſche Kunſt; das erinnert mich faſt an die Kantſtunden bei Dir; Du warſt nur noch tiefer,“ fügte ſie gedankenvoll hinzu.

Schubert zuckte ſo heftig zuſammen, daß Margaretha erſchreckt zu ihm aufſchaute. „Was haſt Du, Ernſt? Du ſiehſt ſo bleich aus; bitte, bitte, ſag' es mir.“

„Nichts, Nichts, Kind,“ lächelte er matt; „das iſt wieder mein alter, nervöſer Kopfſchmerz .... dieſe viele Muſik heute Abend.“

„Aber warum haſt Du mir das nicht gleich geſagt, Ernſt!“ zürnte ſie, und das dunkle Auge füllte ſich mit Thränen. „Ich hätte ja ſofort aufgehört und meine Muſikanten nach Hauſe geſchickt.“

„Das hätte Dich doch eine kleine Ueberwindung gekoſtet, und ich mag kein Opfer von Dir.“

Margarethe ſah ihm ganz ſtarr in das Auge. „Iſt das wirklich Deine Meinung?“ fragte ſie zweifelnd. Wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, blickte ſie dann ſinnend zu Boden. „Du haſt mich überhaupt noch nie um Etwas gebeten; Du thuſt immer nur, was ich wünſche. Das iſt wohl das Rechte nicht. Eigentlich habe ich mir unſere Ehe ganz anders gedacht. Sag', Ernſt,“ und ſie ſchmiegte ihre ſchlanke Geſtalt mit leidenſchaftlicher Innigkeit an ihn, „biſt Du wirklich immer mit mir zufrieden, haſt Du nie Etwas an mir auszuſetzen?“

Wenn er jetzt hätte ſprechen können von dem, was ſein Leben zerfahren machte, wenn er dabei geſchaut hättr in das klare, liebevolle Auge ſeines Weibes!

Aber die Kehle war ihm dazu wie zugeſchnürt. „Nein!“ log er und fuhr liebkoſend über das Haar ſeiner Margaretha, ſo wie man ein Kind beruhigt. „Nur ſie nicht merken laſſen, daß Du für ihre Treue zitterſt,“ flüſterte es in ihm; „den Schlafwandelnden darf man nicht wecken . . nein — nein, ich darf ſie nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Untreue möglich.“ Lieber ihr nachgehen mit Argusaugen, nicht ſchlafen in der Nacht, aber ſtill, ganz ſtill liegen und auf die Athemzüge der lieblich Schlummernden lauſchen, ob die Lippen nicht ſchlaftrunken einen anderen Namen hauchen als den ſeinen! Das war faſt Wahnſinn ſchon — aber es war Methode in dem Wahnſinn — und Schubert war elend, unſäglich elend.

Der Medicinalrath hatte ihm friſche Luft verordnet; „aber gehen, nicht fahren!“ betonte er ausdrücklich, und ſo ſchlich Schubert denn in der Dämmerſtunde müde auf dem Straßenpflaſter dahin. Mit Margaretha zuſammen wagte er nicht auszugehen; er konnte ja einmal Anna begegnen, und dann würde er gewiß erbleichen, und ſeine Gattin würde fragen, was ihm fehle. Erdmann's „Liebſt Du Anna auch noch?“ klang ihm immer in den Ohren. Das macht müde, ſo müde. Er wollte ein Weilchen in einer Reſtauration ſitzen, blos um ſeiner Studentenjahre beſſer zu gedenken, wo er ſo ſelten dazu kam, ein Glas von dem ſchäumenden, kräftigen Gerſtengebräu an ſeine Lippen zu bringen, und dann wollte er wieder zu ſeiner Margaretha und mit ihr ſcherzen und lachen. Aber er erbleichte, wie er in den „Adler“ trat. An einem Tiſchchen ſaß ſein alter Freund Hugo Erdmann und blickte gerade von der Zeitung empor. Die beiden Männer ſchauten ſich einen Augenblick ſchweigend an, dann kehrte ſich Erdmann, that einen tiefen Zug aus dem Seidel und ſteckte den Kopf in das Blatt. Unwillkürlich trat Schubert einen Schritt zurück, der Thüre zu, aber dann hob er ſtolz das erbleichte Antlitz und ſetzte ſich auch an ein Tiſchchen, aber ja nicht allzu weit von dem des ehemaligen Freundes, der ihn jetzt nicht mehr kennen wollte. Die kleinen Bläschen ſtiegen in dem hellen Tranke, und Schubert ſchaute dem trübe zu. Warum nur mußte er gerade hier eintreten? Mit einem raſchen Entſchluß ſprang er auf und legte die Hand auf Erdmann's Schulter: „Hugo, wir waren einſt Freunde!“

Der junge Arzt lachte auf. „Ich war der Freund eines Ehrenmannes, aber Du . . . .“

„Hugo, höre mich!“ Und er drückte den Freund nieder auf ſeinen Platz und erzählte ihm die Geſchichte, wie er untreu ward, und dann erzählte er weiter von dem Glück ſeines Ehelebens, von ſeiner Margaretha; aber über all dem Glanz lagerte doch ein trüber Schatten, daß Erdmann nur wehmüthig den Kopf ſchüttelte.

„Du ſtandeſt vor einer ſchweren Wahl,“ ſagte er, „und Du kamſt aus dem Geleiſe — aber ich will nicht richten, Ernſt. Sieh jetzt nur vorwärts; Du haſt mit der Vergangenheit gebrochen; es nützt nichts, daran zu rühren! Morgen will ich zu Dir kommen. Soll ich?“

„Ja, ja!“ rief Schubert freudeſtrahlend.

„Aber eine bestimmte Stunde kann ich Dir leider nicht angeben; ich bin jetzt immer so beschäftigt."

„O, das thut Nichts; ich werde den ganzen Tag zu Hause sein und auf Dich warten."

Und dann saßen die beiden Männer vor dem vollen Glase und stießen an auf ihr Wohl und schwatzten von der seligen, fröhlichen Studentenzeit, wo sie noch hungerten und darbten und ihr eigener Herr waren. Beim Abschiede hielt Schubert des Freundes Hand lange in der seinen. Er schien gern eine Frage aussprechen zu wollen, die doch nur schwer über die Lippen wollte. „Wie geht es Anna?" fragte er endlich. „Sie arbeitet und trägt," versetzte der junge Arzt mit einem leisen Seufzer.

„Sei mir nicht böse, liebe Margaretha," rief Schubert seinem Weibe entgegen, das schon recht ungeduldig am Fenster stand und die lange Straße hinunterblickte. „Ich habe heute meinen alten Universitätsfreund Dr. Erdmann getroffen; da konnte ich nicht gleich fort. Morgen will er zu uns kommen; dann mache ich ihn zu meinem Hausarzt, und Du magst Deinen alten Medicinalrath behalten."

„Nein, nein! das geht nicht!" entschied Margaretha bestimmt; „von uns Beiden darf keiner etwas Besonderes haben wollen; der gute Medicinalrath bleibt und Herr Erdmann tritt hinzu; vier Augen sehen ja schärfer als zwei."

Schubert küßte die anmuthig Plaudernde auf den lieben Mund und legte den Arm fester um die schlanke Taille. Da barg sie erglühend das Haupt an seiner Brust. „O, Ernst," lispelte sie leise, „Du darfst mich jetzt nicht mehr so hart anfassen . . . unseres Kindes wegen."

Das war ein Strahl echten, reinen Glückes, der sich Bahn brach in das große, steinerne Haus mit seiner Fluth von weiten, kalten Gemächern — und Schubert ließ ihn einziehen in sein ruhebedürftiges Herz. Er küßte oft nur zag und linde die Augen seiner Frau, als dürfte er sie schon gar nicht mehr anrühren. „Wenn Du ganz artig und zart sein willst, Du ungestümer, wilder Mensch," lächelte Margaretha verschämt, ihre Wange an der seinen, „so darfst Du mich auch noch ein klein wenig umarmen." Das waren selige Tage! Die großen Empfangsabende am Mittwoch hörten nun auf und bald auch die musikalischen Soiréen am Montag; Margaretha wollte jetzt ganz allein sein mit ihrem Manne, wie in den ersten Tagen nach der Hochzeit. Schubert durfte jetzt gar nicht daran denken, ein Buch vorzunehmen und für sich zu arbeiten. Zuweilen nur saß er seiner Frau gegenüber, die sinnend die Hände in dem Schooß gefaltet hielt und las ihr aus Marlitt's „Goldelse" vor.

„Hörst Du auch zu, Margaretha?"

„O, doch! das heißt, die Worte eigentlich nicht," verbesserte sie erröthend, „aber ich vernehme Deine liebe, wohlklingende Stimme, die mich so süß durchschauert; bitte, lies weiter!" Er hätte es nun zwar eigentlich lieber gehabt, wenn sie auf den Inhalt geachtet hätte, aber zürnen konnte er ihr deshalb doch nicht,

wenn ſein Blick zu ihr hinüberflog und er ihre großen, braunen Augen ſo liebevoll zärtlich auf ſich geheftet ſah. Dann legte er nur das Buch fort und küßte ſchweigend die heißen Lippen.

Nicht immer aber ging es ſo ruhig her. Je näher der Tag ihrer Entbindung heranrückte, deſto eigenſinniger und aufgeregter ward Margaretha. Schubert konnte ihr Nichts mehr recht machen; es war häßlich von ihm, wenn er ſich einen Schritt fortrührte: „Wer weiß, wie lange ich noch bei Dir ſein werde!“ rief ſie klagend — und folgte er ihr nun wie ihr Schatten, ſo verlor ſie auch die Geduld. „Haſt Du denn gar Nichts zu thun?“ Schubert wurde todtenbleich, aber er bezwang ſich; nur Erdmann klagte er zuweilen verzweifelnd.

„Es währt nicht lange mehr,“ tröſtete dieſer und legte ſeine Hand begütigend auf die Schulter des Aufgeregten: „Schone nur Margaretha auf's Sorgfältigſte; ſie bedarf deſſen dringend!“ Das wollte er ja auch thun, aber die armſeligen Nerven verſagten oft den Dienſt. Die Folgen aller geheimen Aufregungen, die er ſeit ſeinem Einzug in Schlobitten zu beſtehen gehabt, ſtürmten jetzt auf ihn ein. Seine Geſundheit hatte einen Knick bekommen, nicht minder wie ſein Glück. O Margaretha!

Und wenn das Fürchterliche wirklich eintreten ſollte, wenn ihm ſein Weib entriſſen wurde — was dann! Oft, ſehr oft am Tage marterte ihn dieſer Gedanke bis zum Wahnſinnigwerden. Er war eigentlich überzeugt davon, es würde ſo kommen. Dabei mußte er lächeln und ſcherzen und der Geliebten die bangen Seufzer von dem Munde und die Falten von der Stirn küſſen, mußte er ſie oft ſchmerzlich weinen hören: „Unſer Glück war zu groß . . . zu ſchön . . . ich werde ſterben.“ — „O, verſprich mir, Ernſt,“ rief ſie einſt und klammerte ſich in heller Todesangſt an ihn, „verſprich mir, daß Du dann nie, nie mehr heirathſt. Wenn wir uns im Himmel wiederſehen, ſo mag ich keinen Mann, der zwei Frauen hat, nur mich allein ſollſt Du lieben, mich allein, hörſt Du, für Zeit und Ewigkeit!“ — „Aber Kind, was für unnütze Gedanken!“ ſuchte er zu beſchwichtigen. „Siehſt Du! Du willſt es mir nicht verſprechen, Du willſt eine Andere heirathen,“ ſchluchzte ſie herzzerbrechend — vergebens, daß ihr Schubert Alles verſprach, was ſie nur irgend wollte.

Daß die Baronin herüber kam, ihr Kind zu pflegen, brachte Schubert keine Erleichterung. Er ſaß nach wie vor neben Margaretha, die halbgeſchloſſenen Auges in dem bauſchigen Morgenkleide auf der Couchette lag, und ſtreichelte leiſe die fiebernde Hand. In zweitägigen Wehen genas ſein liebes Weib eines Knaben, und nun lag ſie todesmatt, aber doch ſelig lächelnd in den weichen mächtigen Kiſſen, und ihr tief geändertes Auge blickte ſehnſuchtsvoll nach dem Platze neben ihrem Bette. Würde man ihr da nicht die kleine Wiege hinſtellen! Aber die Wiege kam nicht. Man hatte ihr nur den kleinen Erdenbürger zum Küſſen hingereicht, ihn das erſte Mal vor ihren Augen gebadet — und dann trug man ihn auf einmal hinaus und brachte ihn nicht wieder. „Das Kind iſt zu unruhig,“ ſagte die Mutter mild begütigend; „der Medicinalrath hat Dir die

größte Ruhe verordnet, und der Gatte bückte ſich auf die langen, abgezehrten Finger und drückte einen ſanften Kuß darauf. Am vierten Tage aber ließ ſich Margaretha nicht mehr beſchwichtigen. „Ich bin nicht mehr krank," ſagte ſie energiſch, „gebt mir mein Kind!" Die Baronin verließ leiſe das Zimmer — um es zu holen, dachte die junge Mutter und lächelte ſtolz ihrem Gatten zu in Erwartung des Kleinen, den ſie ſich endlich errungen. Schubert war neben dem Bette ſitzen geblieben und ſchaute ſeinem Weibe tief und bang in das braune Auge. „Margaretha, liebſt Du mich mehr oder unſer Kind?" „O, Ernſt, Dich — Dich, wie kannſt Du nur ſo fragen!" hauchte ſie leiſe, nur ihm vernehmbar. „Nun dann — und er beugte ſich noch tiefer, ganz tief hernieder auf ihr Antlitz, „nun denn, mein Weib, mein Kind, ſei ruhig, ruhig um meinetwillen! Unſer Kindchen ſchläft ſeit geſtern; es war zu ſchwach zum Leben." Da ſchlang ſie die kraftloſen Arme um den Geliebten und weinte nur ſtill vor ſich hin. Sie verſprach ruhig zu ſein, ganz ruhig, aber den kleinen Marmorſarg mit den matten Roſen und den Faltern darauf und ihr todtes, kleines Kind darin, das mußte man ſie ſehen laſſen. Jetzt lag ſie ſtill auf ihrem Bette, und ihre Gedanken weilten bei Mann und Vater, die nun wohl in der ſchwarzen Kutſche mit den Rappen davor, die man mit ſchwarzem Leichentuch überdeckt hatte, langſam dem Friedhof zufuhren, ihr Liebſtes zwiſchen ſich; ſie ſah die gähnende Gruft offen, den Sarg und die Blumen ſenkte man hinein, dann wölbte ſich ein kleiner Hügel mehr auf dem Todtenfelde, und wenn ſie wieder geſund, ganz geſund war, dann wollte ſie einen duftenden Kranz weißer Roſen auf das Grab legen, den Muttergruß an den todten, kleinen Engel.

Margaretha erfuhr viel Liebe in ihrer Krankheit. In dem Empfangszimmer hatten Schubert und die alte Baronin alle Hände voll zu thun, um den theilnehmenden Erkundigungen gerecht zu werden. Zu den eifrigſten Beſuchern gehörte Herr v. Zirkwitz, der von Tag zu Tag ſchönere Roſen mitbrachte und ſo treu und warmherzig nach dem Befinden der verehrten, gnädigen Frau fragte, daß Frau v. Armfeldt immer das Herz aufging, während Schubert in faſt brüsker Weiſe den künftigen Collegen ignorirte. Er brachte ſeiner Gattin gegenüber auch nie den Namen Zirkwitz über die Lippen; die alternde Schwiegermutter mit ihren redſeligen Lobeserhebungen beſorgte das hinreichend.

Ueber all' dieſe Liebe war die geneſende Frau Oberlehrer von Herzen glücklich für ſich und ihren Mann, der manchmal ſo düſter mit zuſammengekniffenen Lippen dareinſchaute, wenn er ſich von den Augen der Liebe unbeobachtet wähnte. „Er trauert um unſere zerſtörte Hoffnung," ſeufzte ſie leiſe, „aber ich will ihn wieder fröhlich machen mit meiner Liebe." Wenn ſie gewußt, welch' wahnſinnige Gedankenfluth des Gatten Hirn peitſchte, ſie hätte ſich wohl die Aufgabe nicht ſo leicht gedacht! Der ſtolze, ſtarke Mann war abergläubiſch geworden wie ein altes Weib. „Das iſt die Strafe für Deinen Treubruch," brodelte es in ſeinem Innern; „Du darfſt ihn nicht hören, den ſüßen Vaternamen — und auch Dein Weib wird Dir nicht bleiben; es wird Dir ſterben ſchlimmer als den Erdentod;

ihre Liebe und Treue wird ſich von Dir wenden, und Du wirſt heimgeſucht, womit Du geſündigt."

Aber Margaretha wandelte ahnungslos hart an dem bodenloſen Abgrund; ſie plauderte ſüß und heiter mit dem Geliebten, auch wenn es ihr noch nicht ſo um's Herz war. Sie fuhr wieder aus mit ihm, und einmal hatte ſie ihn ſogar dazu vermocht, zuſammen den romantiſchen „Volksgarten" zu Fuß zu durchſtreifen. „Du haſt mich ja auf der Straße noch nie am Arm geführt!" ſagte ſie. Schubert that es heute. Aber innerlich war dem ſtolzen Manne ſo zu Muthe, als wäre er ein kleiner Schulbube geworden, der den Blicken des begegnenden Lehrers die Cigarre ängſtlich im Aermel verbirgt. Jedes Frauengewand, jedes Kattunkleid ließ ihn jäh zuſammenfahren. Doch er war ja ſchon fortgeſchritten in der Verſtellungskunſt; ohne Etwas gemerkt zu haben, kehrte ſein Weib tiefbefriedigt von dem wundervollen Spaziergange heim.

Allmählich wurden die glänzenden Räume der Geſellſchaft wieder geöffnet, und Schubert bewegte ſich äußerlich heiter, faſt ausgelaſſen darin, aber im Inneren tobte ein vernichtender Vulcan. Die Zurückhaltung gegen Herrn v. Zirkwitz war zu einer entzückenden Liebenswürdigkeit umgeſchlagen, die den jungen Mann noch öfter in das lieb gewordene Haus zog. Vielleicht gelang es Schubert in einer unbewachten Bewegung, in einem Augenaufſchlug zu leſen, wie weit das Einverſtändniß mit ſeiner jungen ſchönen Gemahlin ſchon gediehen. Er durfte nur nicht nachlaſſen in ſeiner Aufmerkſamkeit, dann fand er gewiß, was er ſuchte! Ueber dieſer edlen Beſchäftigung wurden die Wangen immer bleicher, der Blick des Auges ſcheu und ängſtlich.

Margaretha konnte es ſich nicht länger verhehlen: es ging Etwas vor in ihrem Gatten, das er ihr zu verbergen trachtete. Es hatte lange genug gedauert, bis ſie dahinter kam, denn ſie hegte einen kindlich felſenfeſten Glauben an jeden Ausſpruch des Geliebten. Wie oft ſie ſich auch zärtlich an ihn ſchmiegte und fragte: „Ernſt, fehlt Dir Etwas?" — ſie hörte immer nur die eine Antwort: „ich habe heute furchtbares Kopfweh" — und ſie ſchwebte dann auf Fußſpitzen trotz der dicken Teppiche dahin, um nur ja nicht den armen Kranken zu ſtören. Aber einmal, da traf ſie ein Blick aus den dunklen, glühenden Augen! Nein, das war keine Liebe. Das deutete brennenden Haß, allerfeindſeligſtes Mißtrauen.

Ihr Herz zuckte in jähem Stich. Etwas Entſetzliches ging um ſie vor... und ſie tappte im Dunkel.

„Wozu Ernſt noch einmal fragen?" Sie ſenkte muthlos den Kopf und ließ die Arme ſchlaff am Leibe heruntergleiten — er hat für mich keine Wahrheit, er lügt. Und das ſtolze, einſtige Freifräulein ſchämte ſich für den Gatten, der ihrer Seele das Ideal aller Männlichkeit geweſen, aber dann überkam ſie das tiefe, unſägliche Mitleid und die heiße, Alles überfluthende Liebe. „Ich will verſuchen, mit den böſen Geiſtern zu kämpfen, die unſer Glück zerſtören!" dieſer Entſchluß rang ſich eiſern in ihrem Herzen empor in den vielen bangen Stunden,

in denen der Schlaf jetzt auch ihr Lager floh wie das des Gatten, der Nichts wußte von den Schmerzen ſeines Weibes.

Margaretha ſuchte ihrem Manne an den Augen abzuleſen, was ihm wohl Freude bereiten könnte, denn er ſprach ja nie einen Wunſch aus; ihre Hingebung, ihre zärtliche Sorgfalt lockte nur geſteigertes Mißtrauen hervor; immer drohender grub ſich die böſe, hufeiſenförmige Falte auf der Stirn ein, die Lippen zuckten oft wie zu einem furchtbaren Losbruch, wenn Schubert ſie auch noch auf einander zu beißen und ſchweigend ſeine Qual hinunter zu würgen vermochte. Er ging jetzt gar nicht mehr aus, ſeit er, von einem Abendſpaziergange heimgekehrt, in dem hell erleuchteten Muſikzimmer Herrn v. Zirkwitz mit ſeiner Margaretha allein gefunden, welche an dem geöffneten Flügel ſaß. Nach eiskalter Begrüßung, über die ihn Beide ganz verblüfft anblickten, ließ er ſich mit einem Buche in der Hand im nächſten Seſſel nieder. „Heute haben wir doch Sonnabend, nicht wahr, Margaretha?“ fragte er nach einer Weile ſcharf zu dem Paare hinüber.

Ja, ja, Schubert mußte die Augen offen behalten, daß ihn die Evastochter nicht durch ein geſteigertes Maß geheuchelter Liebe in den Schlaf einlulle! Mit Heftigkeit faſt trieb er zuweilen Margaretha, bei irgend einer Profeſſorenfrau eine Viſite zu machen — und während ſie fort war, durchwühlte er in fieberhafter Erregung Kiſten und Schränke, ob ſich nicht irgend ein Zettelchen von Zirkwitz' Hand, der Beweis ihrer Untreue, finden laſſe. Doch vergeblich alles Suchen!

Margaretha zerbrach ſich den Kopf über des Gatten verändertes Weſen. „Vielleicht vermißt er ſeine Bücher,“ ſeufzte ſie leiſe vor ſich hin; „ich darf ihn davon nicht mehr zurückhalten.“

Sie gewann es über ſich, mit heiterer Stirne zu ihm zu treten: „Lieber Ernſt, wenn Du vielleicht wieder ſo lange über Deinen Büchern ſitzen willſt, ſo verſpreche ich Dir, Dich gewiß nicht zu ſtören; ich werde es ſchon lernen, mich zu beſchäftigen, und wenn meine Sehnſucht nach Dir gar zu groß wird, dann ſetze ich mich mit meinem Buche in einen Winkel Deines Schreibzimmers und ſehe zu, wie Du arbeiteſt.“

Da aber riß Schubert die Kaffeedecke in wahrer Berſerkerwuth zu Boden, und in das Klirren und Klappern des zerbrochenen Geſchirrs tönte ſein wüthendes Fußgeſtampf, daß das erſchreckte junge Weib bebend in die äußerſte Ecke des großen, weiten Gemaches flüchtete und dort in rührender Hilfloſigkeit zuſammenkauerte.

„Was geht es Dich an, ob ich arbeite oder nicht, ſag', was geht es Dich an?“ ſtürmte er in immer tolleren Wuthausbrüchen durch das Zimmer, als ſein Schreien und Toben den kreideweiß gewordenen Lippen keinen Laut zu erpreſſen vermochte.

Einſt hatte ſie geweint, als er arbeiten wollte, und er mußte zwei-, nein, dreimal zu ihr hinüber kommen; jetzt ſchickte ſie ihn fort, um unbeobachtet zu bleiben, aber das ſollte ihr nicht gelingen, nein, das ſollte es nicht! Endlich

ſchien er ruhiger zu werden. „Du mußt mich nicht ſo reizen, Kind, wenn ich meinen nervöſen Kopfſchmerz habe," ſagte er und trat ein wenig zögernd zu Margaretha, die auf dem kleinen Sopha ſaß, das todtenblaſſe Geſicht in die zitternden Hände geſchlagen. „Ich will jetzt ein wenig in die friſche Luft; vielleicht wird mir dort beſſer, hörſt Du, Margaretha?"

Ihre eiskalten Lippen berührten ſeinen Mund, und er ging.

Um dieſe Zeit der Abenddämmerung pflegte gewöhnlich Hugo Erdmann zu kommen, und wenn er irgend konnte, verſuchte ihm Schubert ſeit einiger Zeit auszuweichen, wie der Kranke flieht vor dem Geſunden. Der junge Arzt traf ſeines Freundes Weib in dem bereits halbdunklen Zimmer.

„Sie hier allein und noch dazu im Finſtern?" fragte er, offenbar auf's Höchſte überraſcht. „Sie lieben ja doch ſonſt Alles licht und hell um ſich her!"

„Heute nicht," hauchte ſie tonlos, „heute nicht!"

Aber Erdmann hatte ſchon einen der Kandelaber auf dem Spiegeltiſche angezündet und Margarethen damit ängſtlich prüfend in das ſchmerzverzogene Antlitz geleuchtet. „Sie leiden?" fragte er mit einem ſo innigen Ausdruck von Theilnahme, daß der erſtarrte Schmerz der jungen Frau ſich in einem lindernden Thränenſtrom Luft machte.

„Herr Doctor, Sie ſind Schubert's Freund — wollen Sie auch der meine ſein?"

Der Angeredete ſchwieg eine Weile, wie unſchlüſſig; dann aber faßte er mit warmem Druck ihre Hand: „ich will es, Frau Oberlehrer."

„Nun denn, ſo üben Sie Barmherzigkeit! Was geht mit Ernſt vor? Er leidet und geht zu Grunde . . . und mich erhält er in Unwiſſenheit wie ein fünfjähriges Mädchen. Es iſt zum Herzbrechen!"

Der junge Arzt betrachtete ſie ſtumm mit einem Blick, der ſich zuſehends verdüſterte. „Hat Ihnen Schubert nie, bevor er ſich mit Ihnen verlobte, über ein früheres Verhältniß Mittheilung gemacht?"

„Nie — nie!" rief ſie auffahrend. Wieder ſchwieg der Doctor und ſtarrte ſinnend zu Boden. „Das erklärt Vieles," murmelte er. Endlich hob er das Haupt mit der ihm eigenen Entſchloſſenheit. „Es iſt beſſer, daß Sie Alles wiſſen; dann kann noch Alles gut werden. Schubert geht ſonſt zu Grunde, unter dem doppelten Fluch der Untreue und des Geheimniſſes vor ſeinem Weibe." Und er berichtete der Aufhorchenden mild und ſchonend von des Freundes Verlobung mit Anna. „Sprechen Sie mit ihm," ſchloß er die für ihn ungewöhnlich lange Rede, „und bitten Sie ihn um ſein Vertrauen; Sie verdienen es!" Damit machte er leiſe die Thür hinter ſich zu. Er fühlte, es war jetzt am beſten ſo, wenn die junge Frau allein blieb und ſich all' das Bittere und Schmerzliche zurecht legte, das er ihr gebracht, das er ihr bringen mußte. In dem Bewußtſein, das Richtige getroffen zu haben, ging er ruhig ſeinen Krankenbeſuchen nach. „Sie wußte Nichts!" wiederholte er ſich mehrmals leiſe; „ich habe ihr Unrecht

gethan. Auch ſie iſt eine groß und edel angelegte Natur; ſie wird Ernſt zum Frieden verhelfen."

Die Hände gefaltet, ſaß Frau Margaretha auf dem Sopha und wartete auf ihren Gatten. „Laß mich die rechten Worte zu ſeinem Herzen finden, mein Gott," betete ſie leiſe. Nun wurde ihr Manches klar in dem zerfahrenen Weſen Schubert's; ſie hatte oftmals den Stachel noch tiefer in die wunde Bruſt gedrückt — aber ſie war ja ſchuldlos daran; ſie wußte Nichts. O, warum hatte er kein Vertrauen zu ihr, die ihn doch ſo innig liebte mit jedem Pulsſchlag ihres jungen, leidenſchaftlichen Herzens! Dann war es wohl die rechte Liebe nicht, die ihn zu ihr geführt! Die rechte Liebe will ja Nichts für ſich allein, weder Glück noch Schuld. „Am Ende liebt er Anna mehr als mich und iſt darum ſo grenzenlos unglücklich!" ſchoß es ihr auf einmal ſiedend heiß durch den ſchmerzenden Kopf. „Aber was führte ihn dann zu mir? War es vielleicht ein flüchtiger Rauſch der Sinne, eine ungeſtüme Wallung des erregten Blutes?" Ein Schauer des Abſcheues faſt und des Entſetzens durchrieſelte bei dieſer Vorſtellung ihren zarten Leib, und ſie barg das gluthüberſtrömte Antlitz tief in das Kiſſen, ob ſie auch allein war in dem hohen, weiten Gemache, das der Glanz der einen Kerze nur nothdürftig erhellte. Oder war ihr Reichthum Schubert's Sirene, daß er Liebe und Treue fahren ließ, um hinauf zu ſteigen zur lichten, reinen Höhe, wo man nicht im Schweiße ſeines Angeſichtes um das tägliche Stück Brod ringt. „Nein, nein," ſchrie ſie gellend, „ſo elend läßt mich Gott nicht werden! ſo niedrig hat er Ernſt nicht geſchaffen!" und ſie wäre vor Scham in die Erde geſunken, daß ſie dieſem unwürdigen Gedanken auch nur einen Augenblick Raum gegeben in ihrem Herzen. „Ich will ihm Alles beichten," wenn er kommt, flüſterte ſie matt, „auch meine Qual und meine ſorgende Liebe; dann wird er mich wieder ſtürmiſch an ſein Herz ziehen, wie einſt in jener Nacht, als ich ihm Preis gab Leib und Seele." Dieſe Gedanken reiften Margaretha zum Weibe, zum echten, vollen Weibe.

Sie wollte das Mädchen ſehen, das Schubert um ihretwillen geopfert! Flüchtig wie ein Schatten huſchte ſie zur Thüre hinaus, um den Weg zu der langen, ſchmalen Königsſtraße einzuſchlagen. Richtig, da ſtand das Häuschen, das ihr Erdmann ſo anſchaulich beſchrieben! In dem Flur kam ihr Frau Luiſe entgegen. „Sie ſind die Wittwe Werner?"

„Ja wohl, gnädige Frau," knixte dieſe tief vor der fremden, vornehmen Dame im rauſchenden Seidengewande.

„Ich möchte Fräulein Anna allein ſprechen, darf ich?" glitt es innig bittend über die feinen Lippen.

Mit einem erneuten tiefen Knix öffnete Frau Luiſe die Thür zum Wohnzimmer, um ſie ſofort hinter der Fremden wieder zuzuklinken und nach der Küche zu eilen, von wo man alsbald ein mächtiges Rumoren mit Töpfen und Schüſſeln hörte. Die gute, alte Frau war bei Leibe nicht neugierig, aber heute kämpfte ſie mit einer ſchweren Verſuchung, an der Thüre zu horchen, und um ſich für

ſolche Sünde zu beſtrafen, machte ſie dieſen Höllenſpectakel, damit nur ja kein Wort durch die dünnen Zimmerwände zufällig ihr Ohr treffe.

Das Geräuſch der kniſternden Seide ließ Anna überraſcht von ihrem Nähtiſchchen aufſehen. Sie erblickte eine hohe, ſtolze Dame, ganz in Schwarz gehüllt, inmitten des kleinen Zimmers, die ſie mit einem tiefſchmerzlichen Blick betrachtete, ſo daß ſie darüber ganz verlegen wurde und nicht wußte, ob ſie die Fremde zuerſt anreden ſollte.

„Nicht wahr, Sie ſind die geweſene Braut des Oberlehrers Schubert?“ fragte endlich die Unbekannte, und nun wußte Anna, wer vor ihr ſtand, und wandte erbleichend das Antlitz zur Seite. Das war die Tochter des Herrn v. Armfeldt auf Schlobitten, die Gattin Schubert's, und ſie war nicht glücklich geworden mit ihm, denn ſonſt wäre ſie wohl nicht hier und nicht ſo tief traurig. „Anna, zürnen Sie mir nicht,“ redete Margaretha weiter, „ich wußte es nicht, daß er einer Anderen gehörte; ich freute mich ſeiner Liebe wie meines rechtmäßigen Gutes, das mir der Himmel verliehen!“

Wie mit magiſcher Gewalt von dieſen weichen Tönen angezogen, legte Anna ihre kleine, thätige Rechte in die feine, weiße Hand ihrer Nebenbuhlerin; einige Minuten ſtanden ſich die beiden Frauen ſchweigend gegenüber; eine ſchwere Thräne tropfte über die Wange Margarethens.

„Nicht wahr, Anna, Sie zürnen mir nicht und auch für Ernſt haben Sie keinen Fluch!“

„Nein, nein,“ flüſterte das junge Mädchen, „ich will beten, für Sie Beide beten. Aber Sie dürfen auch nicht mehr ſo traurig ſein! Sehen Sie,“ plauderten die roſigen Lippen mit einem ſchwachen Verſuch zum Lächeln, „ich habe es ja ſchon überwunden, und zum Beweiſe dafür will ich Ihnen jetzt auch das Lied vorſpielen, das mir Schubert einſt geſchenkt, und das ich lange, lange nicht mehr angerührt. Und ſie öffnete den Flügel und ſpielte einfach und ſchlicht ergreifend: Ueber allen Wipfeln iſt Ruh. Als das Lied zu Ende, ſchaute ſie ſich um nach der ſchönen, traurigen Frau, die auf dem Stuhl am Fenſter niedergeſunken; aber der Platz war leer. „Möge Gott ſie glücklich werden laſſen mit ihm!“ flüſterten die thaufriſchen Lippen; „ſie iſt ſo hold und ſo traurig,“ und Anna legte den blonden Lockenkopf auf die Taſten und weinte ihre bitterſten Thränen.

In ruheloſer Ungeduld ſchritt Schubert aus einem Zimmer in das andere. Es herrſchte bereits völlige Dunkelheit auf den Straßen, und Margaretha war nirgends zu finden; das zahlreiche Dienſtperſonal konnte keine Auskunft über den Verbleib der Herrin geben. Da endlich ging die Klingel. Schubert ſtürzte ſelbſt in das Vorhaus, um zu öffnen. Er führte ſein Weib raſch in den hell erleuchteten Salon. „Wo warſt Du zu ſo ſpäter Stunde?“ ſtieß er barſch hervor.

Margaretha warf ſich an ſeine Bruſt. „Ernſt, mein lieber Ernſt, ich weiß Alles . . ich war bei Anna, aber bitte, erzähle Du ſelbſt es mir noch einmal, Deinem Weibe!“

In jäher Bewegung löſte ſich Schubert von den Armen, die ihn zu halten ſuchten, und trat einen Schritt zurück. Seine Fauſt fiel ſchwer auf die Platte des Secretärs. „Sie weiß Alles!“ tönte es in ſeinem Inneren, und ihm war's, als ob zehntauſend Dämonen hohnlachend in ihm kicherten und ſich ſchadenfroh die Hände rieben, daß nun doch Alles an das Licht der Sonne gekommen, ſein Treubruch, ſein Lug und Trug. „Sie weiß Alles“ — und ein ſcheuer, ängſtlicher Blick flog über ſein junges Weib, gegen das er ſo ſchwer gefehlt. Er ſah nicht die Demuth in den lieblichen, holden Zügen, in dem ſanften Neigen des Hauptes; vor ſeinem Blicke ſtand nur die hochgeborene Freiin v. Armfeldt, wie ſie einſt im Muſikzimmer zu Schlobitten in ſo unnahbarer Haltung vor ihm geſtanden. Er mußte den Blick zu Boden ſenken, ob er auch jede Fiber ſpannte, das nicht thun zu dürfen. Aber das Auge ſenkte ſich doch langſam — langſam, und er, der ſtolze Mann, ſchämte ſich vor ſeinem Weibe, das ihn zu richten kann ob ſeiner Sünde. Aber Margaretha durfte es nicht merken, welch Gefühl der Demüthigung ihn beſchlich; er mußte der Herr bleiben und als Sieger hervorgehen aus dieſer Stunde. Er durfte nicht erglühen, durfte den Blick nicht ſenken vor ſeinem Weibe; er mußte reden, und wenn es ihm das Leben koſtete. Das war der Teufel, der in ihm mächtig ward und ſein beſſeres Selbſt erſtickte, daß er ſich retten wollte um jeden Preis aus den Schlingen ſeiner eigenen Thorheit. Automatenhaft, ſtockend löſten ſich die erſten Worte von den halbgeſchloſſenen Lippen. So durfte es nicht bleiben; er mußte ſich in Wuth und Hitze reden ... dann ging's, dann fand er ſeine Sprache.

Und durfte er dies denn nicht? Hatte er nicht gezittert und gebebt deshalb, daß ihm ſein Weib untreu werden könnte. Weshalb hatte er dies denn gethan, wenn er keinen Grund dazu gehabt — o, er mußte einen haben dazu!

Wie er nun ſo ſprach, da überkam ihn allbeherrſchend die Qual, die gährende Erbitterung, die er ſeit der erſten Stunde faſt ſeines Ehelebens durchkoſtet, und die verlieh ihm ſchneidende, ätzende Worte des Hohns und der Galle. Eine Fluth von wirren Vorwürfen, Anklagen, Beſchuldigungen ſchwirrte über dem reinen, ſchuldloſen Haupte ſeines Weibes; er ſah nicht, wie Margaretha wankte, wie ſie ihn anſtarrte mit den großen, offenen Augen, die immer ſtarrer und größer wurden. „O, Ernſt, halt' ein!“ tönte es nur einmal zag und bebend aus dem kleinen Munde, der ihm einſt ſo lieblich zugelächelt, aber er achtete das nicht, der unbarmherzige Mann, der, mit Blindheit geſchlagen, einen Eckſtein ſeines Glückes niederriß nach dem anderen. Die Augen funkelten ihm in dämoniſchem Feuer; jetzt war er der Ankläger geworden, der es vergeſſen hatte, ſich zu ſchämen, und vor ihm ſtand ein bleiches, ſchuldbeladenes Weib, das es nicht wagte, den Mund zur Erwiderung zu öffnen.

„Ja, ja, Du biſt der Fluch meines Lebens geworden, der Fluch meines Lebens!“ kreiſchte er gellend.

Ein markerſchütternder Wehruf entrang ſich der Bruſt der jungen Frau. „Barmherzigkeit, Ernſt — nur dies Eine nicht, dies Eine nicht!“ und ſie hob

die feinen, weißen Hände zu ihm, als wollte ſie den Mund verſchließen, der ſo ungeheuren Frevel redete.

Er aber lächelte ein irres Lächeln und wiederholte im Triumph beinahe: „Ja . . . ja, Du Goldfiſch, Du hochgeborene Freiin von Armfeldt . . . der Fluch meines Lebens.“

Da fühlte er einen einzigen, brennenden Kuß auf ſeinen Lippen, und die Arme ſeiner Margaretha ſchlangen ſich um ſeinen Nacken. „Lebe wohl, Ernſt, lebe wohl . . der Fluch Deines Lebens wird von Dir weichen, aber wenn es Dich einſt reut, Dein böſes, bitterböſes Wort, dann komm zu mir und ſage es mir, denn ich bin ja Dein angetrautes Weib, das Dir Treue gelobt für Zeit und Ewigkeit.“

Und die Arme löſten ſich von ſeinem Halſe, und es ward ganz ſtill um ihn.

Was war das? War er wirklich allein, hatte ihn ſein Weib wirklich verlaſſen? „Margaretha — Margaretha!“ Aber es kam keine Antwort auf dieſen Laut; er blieb allein. Der Diener kam und meldete ihm mit ſcheuer, fragender Miene, daß das Souper angerichtet; er winkte nur ſtumm abweiſend mit der Hand.

„Sagen Sie den Leuten,“ rief er dem ſich langſam zurückziehenden Lakaien nach, „daß die gnädige Frau nach Schlobitten verreiſt iſt zu ihren Eltern!“

Dann ſaß er wieder auf ſeinem Lehnſtuhle und haderte mit ſeinem Schickſal.

Mit einem leichten Schlag auf die Schulter war Erdmann zu ihm getreten; aber das heitere Begrüßungswort erſtarb ihm auf der Zunge, als er in die ſchmerzdurchfurchten Züge ſeines Freundes ſah; derſelbe war über Nacht um Jahre gealtert.

„Was fehlt Dir, Ernſt? wo iſt Margaretha?“ ſtieß er in dem unheimlichen Gefühl banger Ahnung hervor; wie ſuchend flog ſein Blick nach der Thür. Schubert, der dieſer Bewegung des Auges mit einem eigenthümlich lauernden Ausdruck gefolgt war, lachte leiſe vor ſich hin: „Du ſuchſt ſie vergebens; ich ſagte ihr, daß ſie der Fluch meines Lebens geworden, und da küßte ſie mich und ging fort . . vielleicht war's ein Judaskuß.“

Der Stuhl, auf dem der junge Arzt noch eben geſeſſen, flog mit voller Wucht mitten in das Zimmer hinein, wo er dröhnend niederſtürzte. Erdmann ſtarrte ſeinem Freunde in's Antlitz, daß wieder die Schamröthe von geſtern darüber zog, aber heute kam deshalb kein Wuthausbruch. Schubert ſtudirte das Muſter ſeines Teppichs.

„Ernſt, Du biſt ja ein ganz erbärmlicher Menſch,“ tönten Schlag auf Schlag die zürnenden Worte an ſein Ohr. „Zuerſt verlobſt Du Dich mit Anna und ſpielſt mit ihr, und dann ſuchſt Du Dir ein anderes Weib und übernimmſt andere Pflichten, und auch mit denen ſpielſt Du und mit Deinem Glück. Du trittſt Dein herrliches Weib mit Füßen und ſtößeſt ſie von Dir, den ſie von ſich ſtoßen ſollte für ſeine Pflichtvergeſſenheit, für ſein unwahres Weſen. Aber ich will mich weiter nicht kümmern um Dich, Dein Recht auf Freundſchaft iſt verwirkt.“

Damit ſchritt Erdmann der Thür zu. Dort aber blieb er noch einen Augenblick zögernd ſtehen und ſchaute rückwärts.

„Wenn Du krank werden ſollteſt, will ich nach Dir ſehen; ich werde Dir übrigens den Medicinalrath gleich herſchicken.“

Erdmann's Schritte verhallten allmählich in dem langen Corridor, und Schubert war nun allein, ganz allein! Er hob endlich das geſenkte Haupt und blickte um ſich in dem öden, weiten Raume. „Auch Erdmann?“ zuckten die trotzigen Lippen. „Ja, ja — er hat Recht; ich bin ein elender, erbärmlicher Menſch geworden, ſeit ich Anna die Treue brach. Darum verlaſſen ſie mich jetzt Alle — Erdmann — mein Weib!“

„Margaretha! Margaretha!“ tönte wiederum ein Wehlaut durch die Luft. Dann wurde es ſtill, ganz ſtill in dem Gemache.

(Schluß folgt.)

Der Selbstmord in Livland.

(1870—1883.)

Von **N. Carlberg** in Riga.

„Die nächste Ursache des Selbstmordes ist immer ein Unglück, welches der Betreffende für so groß hält, daß er das Leben nicht ertragen will; darum ist der statistische Ausweis über die Zahl der Selbstmorde ein Maß des menschlichen Unglücks." Masaryk.

Unter den Daten, welche dem livländischen statistischen Comité zu sammeln und zu verwerthen obliegt, befinden sich auch solche über den Selbstmord. Für die Jahre 1870—76 sind jene Daten von W. Anders im 12. Hefte des XXV. Bandes der „Baltischen Monatsschrift" veröffentlicht und besprochen worden. Später sind die Selbstmorde in Livland blos in der Tagespresse und zwar von der „Neuen Dörptschen Zeitung" in einem Artikel, welcher im März 1883 unter dem Titel „Medicinal- und Moral-Statistisches aus den baltischen Provinzen für das Jahr 1880" erschien, einer Betrachtung unterzogen worden, die jedoch nur eine Seite unseres Themas berührte, nämlich die Selbstmordfrequenz. Dieses hatte seinen Grund darin, daß der Verfasser des erwähnten Artikels nicht nach dem ziemlich specialisirten Material des livländischen statistischen Comité, sondern nach einer Quelle gearbeitet hatte, welche für den Mediciner vielleicht von großem Werthe, zu moralstatistischen Zwecken aber m. A. n. kaum verwendbar ist: nämlich nach „den Jahresberichten des Medicinal-Departements". Diese amtlichen Publicationen enthalten u. A. zwar Auskünfte über die Zahl der Selbstmorde, leiden aber an dem großen Fehler, daß sie die letztere stets zu niedrig angeben. Das hat folgenden Grund: Das Medicinal-Departement erhält sein Material zu jenen „Jahresberichten" aus den Gouvernements-Medicinal-Behörden, diese letzteren wiederum vorzugsweise von den ihnen unterstellten Gerichtsärzten. Was nun die Angaben betrifft, welche die Kreis- und Stadtärzte über die Zahl der Selbstmorde zu machen haben, so gründen sich diese lediglich auf die betreffenden Falles von ihnen ausgeführten gerichtlichen

Sectionen; wie oft aber mag es geschehen, daß sich über einen begangenen Selbstmord auf Wunsch der Angehörigen der Schleier strengster Discretion breitet und der Gerichtsarzt zur Section nicht requirirt wird? Auf diese Weise mögen sich alljährlich eine beträchtliche Anzahl solcher Fälle der Kenntniß der Gouvernements-Medicinal-Behörde und somit auch des Medicinal-Departements entziehen. Wenigstens ist es höchst auffällig, wenn z. B. die Zahl der in Livland vorgekommenen Selbstmorde in dem Jahresbericht des Medicinal-Departements, wie folgt, angegeben wird: im Jahre 1876 auf 31, 1877 auf 29, 1878 auf 32, 1879 auf 47 und 1880 auf 55, während dieselbe sich nach dem Materiale des statistischen Comité für dieselben Jahre folgendermaßen herausstellt: 53, 53, 41, 76, 68.

Die letztangeführten Daten basiren auf den Angaben der Polizeibehörden. Ich will nicht behaupten, daß dieselben unbedingt zutreffende sind; auch diese Angaben sind vielleicht noch zu niedrig gegriffen, schwerlich zu hoch, doch sind sie immerhin geeignet, uns ein annähernd richtiges Bild der Selbstmordfrequenz Livlands zu entwerfen.

Unser Material enthält überdies verschiedentliche Detailausweise über jeden einzelnen Selbstmord, was uns in die Lage setzt, dasselbe auch nach solchen Richtungen hin zu gruppiren, welche nicht minder interessant sind als die bloße Häufigkeit der Selbstentleibungen. Begreiflicherweise erheben die nachstehenden Mittheilungen keinen Anspruch auf den Namen einer Studie über unser viel bearbeitetes Thema; zu einer solchen ist der Stoff zu klein, — denn wir werden es mit nicht mehr als 787 Selbstmorden zu thun haben, — nichts Neues werden unsere Zahlen bieten, nur anderwärts und früher gemachte Erfahrungen sei es bestätigen, sei es darlegen, in wie weit sich Livland in diesem oder jenem Punkte hinsichtlich des Selbstmordes von anderen Ländern oder Landestheilen unterscheidet. Wir werden ferner Gelegenheit haben, zu sehen, welcherlei zeitliche Verschiedenheiten die Resultate der livländischen Selbstmord-Statistik aufweist. Um zeitliche Vergleiche anzustellen, sehe ich mich gezwungen, die von Anders a. a. O. mitgetheilten Zahlen mit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, zur Erweiterung des Beobachtungsgebietes aber stellenweise jene bereits bekannten Daten der Periode 1870—76 mit denen der darauf folgenden 7 Jahre zu verschmelzen.

Beginnen wir mit der Selbstmordfrequenz.

Weitaus die meisten Statistiker, welche sich eingehend mit dem Studium des Selbstmordes als socialer Massenerscheinung beschäftigt haben, sind übereinstimmend zu dem betrübenden Ergebnisse gelangt, daß die Häufigkeit der Selbstmorde in einer stetigen Zunahme begriffen sei. Nur vereinzelte Schriftsteller haben sich, jedoch vergeblich, bemüht, diese Zunahme als eine blos scheinbare hinzustellen, indem sie dieselbe auf die genaueren Erhebungen der Gegenwart und andere Momente zurückführten; es ist ihnen nicht gelungen, die Welt über jene dunkelste der Schattenseiten unserer blendenden Civilisation hinwegzutrösten. Die Zunahme gilt heute als Thatsache. Der italienische Psychiater und Statistiker Morselli hat für 13 europäische Staaten eine größere procentuale Steige-

rung der Selbstmordfrequenz constatirt als die gleichzeitige procentuale Zunahme der Bevölkerung derselben Staaten. Häufig genug freilich läßt sich nicht gerade eine Zunahme der Selbstmordfrequenz von einem Jahr zum anderen nachweisen, es rufen vielmehr auch bei dieser Erscheinung mannigfache Ursachen socialer, ökonomischer und politischer Natur nicht geringe Schwankungen hervor, — faßt man aber einzelne Jahre zu Perioden zusammen, so ist eine Tendenz zur Zunahme unverkennbar. Eine derartige Zunahme müssen wir an der Hand unserer Zahlen leider auch für Livland constatiren. Während im Laufe der Jahre 1870 bis 1876 in Livland nur 316 Fälle zu registriren gewesen, sind deren in den Jahren 1877—83 — 471 zu verzeichnen. Deutlich tritt die Steigerung der absoluten Selbstmordfrequenz aus den folgenden Zahlenreihen zu Tage:

Jahre	Selbstmorde		Im dreijährigen Durchschnitt		Procentuale Zunahme
1870	48				
1871	37	121	40,33	=	100,00
1872	36				
1873	44				
1874	57	142	47,33		117,35
1875	41				
1876	53				
1877	53	147	49,00		121,48
1878	41				
1879	76				
1880	68	205	68,33		169,42
1881	61				
1882	83				
1883	89	im Durchschnitt	86,00		213,24

In der That eine erschreckende Steigerung! Der Leser möge nicht glauben, daß, wenn wir die oben angeführten Zahlen nun mit der gleichzeitigen Zunahme der Bevölkerung vergleichen, es mit der Selbstmordfrequenz in Livland besser bestellt sei, als in jenen 13 europäischen Staaten, welche Morselli in der angedeuteten Richtung prüfte; denn die Einwohnerzahl Livlands hat sich seit dem Jahre 1870 bis 1883 von 1,022,925 auf etwa 1,187,000, also um ungefähr 164,075 Personen oder 13,8 pCt. vermehrt, die Zahl der Selbstmorde hat sich innerhalb dieses Zeitraumes nahezu verdoppelt. Die Bedeutung der obenangeführten Zahlen tritt mehr hervor, wenn wir die absolute Anzahl der jährlich verübten Selbstmorde in Beziehung setzen zu der Bevölkerung des entsprechenden Jahres. Wie gewinnen wir nun die Einwohnerzahl für die einzelnen Jahre unseres Zeitabschnittes für Livland, wo blos 2 Volkszählungen, eine allgemeine im Jahre 1881 und eine partielle, d. h. nur die städtische Bevölkerung umfassende, im Jahre 1867 stattgefunden haben? Zu einer kurzen Erörterung dieser Frage sehe ich mich genöthigt, auf wenige Augenblicke das eigentliche Thema zu verlassen.

Als positive Grundlagen zu der rechnerischen Operation, welche wir hier anstellen müssen, stehen uns folgende Factoren zu Gebote: erstens die durch die Volkszählung ermittelte Einwohnerzahl Livlands für das Jahr 1881, zweitens, für die städtische Bevölkerung das Zählungsresultat vom Jahre 1867, für die ländliche Bevölkerung die Einwohnerzahl laut Angaben der Polizeibehörden für das Jahr 1870. Seit 1870 liegen keine Angaben über die Bevölkerung mehr vor. Es waren allerdings, wie ich bemerken muß, die Angaben über Livlands Bevölkerung seitens der Polizeibehörden nur Schätzungswerthe, machen jedoch im Ganzen dennoch einigen Anspruch auf Richtigkeit, wie sie denn bisher von allen livländischen Statistikern als Grundlage für die verschiedensten Relationen benutzt worden sind. Endlich ist uns der jährliche Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle, d. h. der natürliche Zuwachs der Bevölkerung, gegeben. Nun kann aber eine Bevölkerung nicht blos durch natürlichen Zuwachs zunehmen, sondern auch durch Einwanderung. Für diese letztere also gilt es Näherungswerthe auf rechnerischem Wege zu finden, da uns hierfür jegliche positive Zahlen fehlen. Weil nun die zu berechnenden Ziffern blos Näherungswerthe sein können, darf ihnen natürlich auch nicht der Werth positiver Zahlen, wie z. B. der Zählungsresultate, beigemessen werden. Man könnte gegen eine Berechnung, wie ich sie vorhabe, einwenden, es sei correcter, bei den positiven Zahlen der Volkszählungen stehen zu bleiben und für die städtische Bevölkerung zur Gewinnung der Volkszahl in den zwischen beiden Zählungen liegenden Jahren die Ergebnisse der Zählungen etwa zu summiren und alsdann einfach durch 2 zu dividiren. Bei einem solchen Verfahren jedoch würden wir, abgesehen von der Ignorirung des natürlichen Zuwachses, voraussetzen, daß die Bevölkerung in allen Zwischenjahren die gleiche geblieben ist, was wohl Niemand im Ernst annehmen wird. Wir müssen daher sowohl dem Factor des natürlichen Zuwachses, als dem der Einwanderung oder Auswanderung Berücksichtigung schenken. Die städtische Bevölkerung müssen wir, da wir von verschiedenen Zeitpunkten ausgehen, getrennt von der ländlichen zu ermitteln suchen. Addiren wir die Zahlen, welche den jährlichen natürlichen Zuwachs*) seit 1867 (Anfang) bis 1881 (Ende) anzeigen und zählen die Summe zu dem Resultat der Zählung vom 3. März 1867, indem wir für die Stadt Arensburg, auf die sich jene Zählung nicht erstreckt hat, die betreffende polizeiliche Angabe zu Hilfe nehmen und zugleich dem Umstande Rechnung tragen, daß zwischen beiden Zählungen nicht volle 15 Jahre, sondern nur 14 Jahre und 10 Monate liegen, — vergleichen wir hierauf die erhaltene Zahl mit dem Zählungsergebniß vom Jahre 1881, so finden wir eine Ziffer (67,080), welche uns sagt, daß die Bevölkerung der livländischen Städte nicht nur durch natürlichen Zuwachs innerhalb jenes Zeitraumes sich vermehrt, sondern eine Mehreinwanderung stattgefunden hat. Den Umfang der Wanderungen können wir hieraus freilich nicht erkennen und dividiren daher jene Zahl der überhaupt von

*) Diese Ziffern hier anzuführen, verbietet mir der Raum.

1867 bis 1881 in die livländiſchen Städte mehr eingewanderten Perſonen durch die Anzahl der zwiſchenliegenden Jahre, hernach die jährliche Einwanderungsquote zu dem natürlichen Zuwachſe eines jeden Jahres hinzuzählend. So erhalten wir die jährliche allgemeine Zunahme der Bevölkerung. Jetzt addiren wir die Volkszahl vom 3. März 1867 und die allgemeine Zunahme der Bevölkerung desſelben Jahres; dann die ſo ermittelte Volkszahl von Ende 1867 und die allgemeine Zunahme von 1868, dann die allgemeine Zunahme von 1869 und die berechnete Volkszahl des Vorjahres u. ſ. w.

In analoger Weiſe iſt, ausgehend vom Jahre 1870, die ländliche Bevölkerung Livlands von mir berechnet worden. Für das Jahr 1882 wurde die Einwohnerzahl durch Zuſchlag der für die angegebenen Perioden berechneten jährlichen Mehreinwanderungszahl zu dem natürlichen Zuwachs des Jahres 1882 und durch Addition dieſer Summe zu dem Zählungsergebniß von 1881, und für das Jahr 1883 durch Addition der entſprechenden Ziffer zur berechneten Volkszahl des Vorjahres gewonnen.

Das Reſultat der auf Grund der erörterten, vom Franzoſen Bertillon*) erfundenen und gegenwärtig am häufigſten angewandten Methode veranſtalteten Berechnung der Bevölkerung Livlands für die einzelnen Jahre unſerer Berichtsperiode findet ſich in der nachſtehenden Tabelle wiedergegeben. Zur Seite der ermittelten Zahlen ſtelle ich die „Selbſtmordziffern", welche uns die relative Selbſtmordfrequenz, d. h. die auf je 1,000,000 Einwohner bezogene Anzahl der Selbſtmorde veranſchaulichen.

Jahre	Bevölkerung	Selbſtmordziffer
1870	1,022,925	46,92
1871	1,036,612	35,69
1872	1,049,110	34,31
1873	1,059,280	41,53
1874	1,075,077	53,01
1875	1,090,056	37,61
1876	1,105,877	47,92
1877	1,119,364	47,34
1878	1,127,723	36,35
1879	1,141,590	66,57
1880	1,153,309	58,96
1881	1,163,488	52,42
1882	1,174,137	70,68
1883	1,187,015	74,98

Die geringſte relative Selbſtmordfrequenz fällt hiernach in die Jahre 1871

*) Bei anderen Methoden, z. B. bei denen von Dr. Kleczynski und Haſenöhrl kommt die Zinſeszinsformel zur Anwendung. In unſerem Falle ſcheint mir die Bertillon'ſche Methode vollkommen ausreichend zu ſein.

und 1872, das Maximum in die beiden letzten Jahre unseres Zeitabschnitts. Diese letzteren Jahre waren für Livland ökonomisch ungünstige. Wer aber vermag zu beurtheilen, ob nicht die rapide Zunahme gegenüber den vorangegangenen Jahren auch von Verhältnissen ganz anderer als wirthschaftlicher Art herrührt*)? Im Durchschnitt der ersten 7jährigen Periode (1870—76) kamen auf 1 Million Einwohner 42,47 Selbstmorde, im Durchschnitt der zweiten Periode 58,38. Diese Ziffern stehen jedoch erfreulicherweise tief unter dem von Oettingen**) aus 20 europäischen Ländern berechneten Mittelverhältniß, nämlich 86 Selbstmorde auf 1 Million Einwohner; nach ihm betrug für eine neuere fünfjährige Beobachtungsperiode die relative Selbstmordfrequenz beispielsweise in Irland 17, in Finnland 33, in Schweden 91, in Thüringen 305, im Königr. Sachsen 338.

Für Rußland läßt sich eine entsprechende Ziffer, weil noch immer keine allgemeine Volkszählung stattgefunden, äußerst schwer bestimmen.

Nach dem vom statistischen Central-Comité herausgegebenen „Statistischen Jahrbuch des russischen Reichs", Ser. II. Bd. 19, 1882, kommen im Durchschnitt der Jahre 1870—74 im europäischen Rußland***) 0,3 Selbstmorde auf 10,000 Einwohner. Hierzu finden sich einige dem „Regierungs-Anzeiger" entlehnte Angaben für dieselbe fünfjährige Periode in der „Russ. Revue", Bd. X. 1877, woselbst die relative Selbstmordfrequenz, gegliedert nach Gouvernements, wie folgt, „veranschlagt" wird:

Es kommt 1 Selbstmord

im	Gouvernement	Petersburg	auf	12,508	Einwohner,
„	„	Moskau	„	20,805	„
„	„	Livland	„	22,644	„
„	„	Kijew	„	24,660	„
„	„	Ehstland	„	27,689	„
„	„	Kurland	„	49,397	„
„	„	Astrachan	„	102,331	„
„	„	Ufa	„	110,075	„

Dieses sind Bruchstücke aus der Reihe der 49 an jener Stelle aufgeführten Gouvernements; die Extreme dieser Reihe bilden die Gouvernements Petersburg (Maximum) und Ufa (Minimum). Unter den drei Ostseeprovinzen nimmt Livland die höchste, Kurland die niedrigste Stufe ein.

Zu den vielen und mannigfaltigen Momenten, welche die Selbstmordfrequenz beeinflussen, gehören u. A. die Dichtigkeit des Beisammenlebens und die Schwierigkeit und Art des Erwerbes. Da nun diese Verhältnisse insgemein auf dem

*) Masaryk sagt pag. 50 seines bedeutenden, geistvollen Werkes über den Selbstmord: „Ungünstig auf die Selbstmordfrequenz wirkt natürlich jegliche Agitation, weil sie die Menschen aufregt und derart zum Lebensüberdruß disponirt. Zumal die politische Agitation ist verderblich, da sie oft eine Exaltation erzeugt, welche direct und indirect zum Selbstmorde führt."

**) Moralstatistik, 3. Auflage, 1882, Tab. 107.

***) d. h. mit Ausnahme der polnischen Gouvernements und des Landes der Donschen Kosaken; auf diese Theile des Reiches erstrecken sich die officiellen Erhebungen nicht.

Lande günſtigere zu ſein pflegen, als in den Städten, ſo pflegt auch der Selbſtmord auf dem Lande relativ ſeltener vorzukommen, als in der Stadt. So auch in Livland. Es wurden Selbſtmorde verübt

	in den Städten	auf dem fl. Lande
1870—76	109	207
1877—83	195	276
1870—83	304	483
	oder in Procenten:	
1870—76	34,49	65,51
1877—83	41,40	58,60
1870—83	38,62	61,38

Noch bevor wir dieſe Ziffern mit der mittleren Bevölkerung in Beziehung ſetzen, ergiebt ſich auf den erſten Blick das relative Ueberwiegen der ſtädtiſchen Selbſtmordfrequenz über die ländliche, denn bekanntlich beträgt die ſtädtiſche Bevölkerung Livlands etwa ein Viertheil der ländlichen, in der Stadt aber kommen in Livland mehr als zwei Drittel ſo viele Selbſtmorde vor als auf dem flachen Lande. Und in der That iſt die „Selbſtmordziffer" der Städte eine weit ſtärkere als auf dem Lande, denn es kam ein Selbſtmord auf je 1 Mill. Einwohner

	in den Städten	auf dem Lande
1870—76	83,07	33,78
1877—83	122,13	42,65
1870—83	104,51	38,34

In dieſen Zahlen findet die „Selbſtmordtendenz" der ſtädtiſchen reſp. ländlichen Bevölkerung ihren Ausdruck; ſie lehren uns aber zugleich, daß die Selbſtmordtendenz in Livland von einer Periode zur anderen ſowohl in den Städten als auf dem Lande geſtiegen iſt, was vollkommen mit der von Oettingen*) gemachten Erfahrung übereinſtimmt, „es ſtelle ſich zwiſchen der ſtädtiſchen und ländlichen Frequenz im Ganzen eine parallele Bewegung der Ziffern heraus," d. h. wenn aus irgend welchen Gründen die ſtädtiſche Frequenz ſteige oder falle, ſo wird dasſelbe auch bei der ländlichen Frequenz eintreten. In Livland iſt zudem noch die Selbſtmordfrequenz in den Städten von einer Periode zur anderen in einem ſtärkeren Verhältniß als auf dem Lande geſtiegen.

Für die einzelnen Städte Livlands außer Riga die Bevölkerung für die einzelnen Jahre unſerer Periode zu berechnen, ſah ich mich nicht in der Lage, weil mir der natürliche Zuwachs der erſteren für die Jahre 1867—72 z. B. nicht zu Gebote ſtand. Für die einzelnen Kreiſe aber (mit Ausſchluß der Städte) habe ich die Bevölkerung in derſelben Weiſe wie oben zu ermitteln geſucht, und liegen die gewonnenen Zahlen folgender Ueberſicht zu Grunde.

*) a. a. O.

In den Jahren 1870—83 kamen mit Beziehung auf die mittlere Bevölkerung derselben Jahre Selbstmorde:

im Rigaschen Kreise und im Rigaschen Patrimonialgebiet . .	58,36	auf 1	Mill.	Einwohner,
„ Wolmarschen Kreise .	51,63	„	„	„
„ Wendenschen „ .	58,24	„	„	„
„ Wallschen „ .	60,56	„	„	„
„ Dorpatschen „ .	13,57	„	„	„
„ Werroschen „ .	30,40	„	„	„
„ Pernauschen „ .	8,71	„	„	„
„ Fellinschen „ .	28,44	„	„	„
„ Oeselschen „ .	24,64	„	„	„

Relativ die meisten Selbstmorde kommen mithin im Wallschen, die wenigsten im Pernauschen Kreise vor; auch im Wendenschen Kreise und im Rigaschen (mit Einschluß des Patrimonialgebiets) ist der Selbstmord verhältnißmäßig häufig. In der Stadt Riga kamen während der Jahre 1870—76 74,76 Selbstmorde auf 1 Mill. Einwohner und während der Jahre 1877—83 122,36, während der beiden Perioden zusammen 101,19 Selbstmorde auf 1 Mill. Einwohner. Diese letztere Ziffer ist kleiner als die Selbstmordziffer der livländischen Städte überhaupt, es muß also die relative Selbstmordfrequenz der übrigen Städte (außer Riga) größer sein als die der Stadt Riga. Da nun die Zahl der in den sog. kleinen Städten und auch der in Pernau verübten Selbstmorde verschwindend gering ist, können wir annehmen, daß Dorpat, das Centrum baltischen Geisteslebens, eine relativ hohe, ja eine größere Selbstmordziffer als Riga aufweist.

Neben den eben berührten localen Unterschieden in der Selbstmordhäufigkeit lassen sich in Livland auch *zeitliche Gegensätze* wahrnehmen. Auch was den Zeitpunkt der Ausführung des Selbstmordes anbetrifft, erscheint nämlich der Mensch (natürlich blos der ohnehin zum Lebensüberdruß neigende) von der äußeren Natur abhängig. Man hat beobachtet, daß die heißen Monate und Jahreszeiten disponirend, die kälteren determinirend auf die Selbstmordfrequenz wirken. Nicht ist es der absolute Wärmegrad, welcher sich in solcher Weise geltend macht; sonst müßten ja die südlichen, heißen Länder mehr Selbstmorde aufweisen als die kalten, nördlichen, was nicht der Fall ist. Es verhält sich indeß mit dem Einfluß der Temperatur auf den Seelenzustand des Menschen ganz ähnlich wie mit vielen anderen hier in Betracht kommenden Ursachen: das Plötzliche, Ungewohnte ist es, was den Ausschlag giebt. Daher, je gleichmäßiger sich in einem Lande die Temperatur auf's ganze Jahr vertheilt, eine desto günstigere Stelle wird im Allgemeinen dieses Land bezüglich der Selbstmordfrequenz einnehmen, das Entgegengesetzte aber dann stattfinden, wo die Differenzen zwischen den Temperaturextremen bedeutende sind. So z. B. haben die nördlichen Staaten Europas meist eine größere Selbstmordziffer als die südlichen. In Ländern mit

einem gleichmäßigen Klima werden ferner die Unterschiede in der Selbstmordfrequenz der einzelnen Monate geringer sein als dort, wo starke Temperaturschwankungen die Regel bilden.

Gliedern wir zunächst unseren Zahlenstoff nach Jahreszeiten. Für die ältere Periode (1870—76) fand Anders dieselbe Reihenfolge der Jahreszeiten, wie sie von Oettingen für andere nördliche Länder ermittelte; es entfielen in Livland:

auf den Winter . .	57	Selbstmorde	oder	18,04 pCt.
„ „ Herbst . .	59	„	„	18,67 „
„ „ Frühling .	99	„	„	31,33 „
„ „ Sommer .	101	„	„	31,96 „

In der jüngeren Periode ist diese Reihenfolge nicht dieselbe geblieben, indem eine Verschiebung vom Sommer auf den Frühling stattfand; das darf uns freilich bei einem so geringen Beobachtungsgebiet wie dem vorliegenden nicht wundern; es kamen nämlich 1877—83

auf den Winter . .	88	Selbstmorde	oder	18,68 pCt.
„ „ Herbst . .	112	„	„	23,78 „
„ „ Sommer .	130	„	„	27,60 „
„ „ Frühling .	141	„	„	29,94 „

Auf die einzelnen Monate vertheilen sich die in jeder der beiden Perioden verübten Selbstmorde folgendermaßen:

	1870—1876		1877—1883	
	abs.	pCt.	abs.	pCt.
Januar . .	21	6,65	28	5,94
Februar . .	22	6,96	30	6,37
März . . .	28	8,86	39	8,28
April . . .	37	11,71	52	11,04
Mai . . .	34	10,76	50	10,62
Juni . . .	30	9,49	42	8,92
Juli . . .	33	10,44	47	9,98
August . .	38	12,03	41	8,70
September .	11	3,48	47	9,98
October . .	37	8,54	32	6,79
November .	21	6,65	33	7,01
December . .	14	4,43	30	6,37

Bei der obigen Vertheilung der Selbstmorde auf die Monate und Jahreszeiten ist jedoch die verschiedene Länge der Kalendermonate unberücksichtigt geblieben. Um daher die einzelnen Monate in correcter Weise mit einander vergleichen zu können, muß eine Reduction vorgenommen werden. Zu diesem Zweck ist es nöthig, alle Monate beispielsweise auf 31 Tage zu bringen, indem man für die Monate von weniger als 31 Tagen ein Monats- (Tages-) Mittel berechnet, letzteres mit der Anzahl der fehlenden Tage multiplicirt und das Product

zur absoluten Zahl addirt. Nachdem dieses geschehen, addiren wir die erhaltenen Zahlen und setzen die Summe einer runden Zahl gleich, z. B. 100, und berechnen alsdann den auf jeden Monat entfallenden relativen Antheil. Stellen wir eine solche Berechnung für die Gesammtzahl unserer Fälle (1870—83) an, so gewinnen wir folgende Tabelle:

Von sämmtlichen 1870—83 verübten Selbstmorden entfielen:

	absol.	pCt.	berech. Ziff.	red. auf 100
auf den Januar .	49	6,26	49	6,12
„ „ Februar .	52	6,61	57	7,12
„ „ März . .	67	8,51	67	8,37
„ „ April . .	89	11,31	92	11,50
„ „ Mai . .	84	10,67	84	10,50
„ „ Juni . .	72	9,15	74	9,26
„ „ Juli . .	80	10,17	80	10,00
„ „ August .	79	10,04	79	9,88
„ „ September	58	7,37	60	7,50
„ „ October .	59	7,49	59	7,37
„ „ November.	54	6,86	55	6,88
„ „ December.	44	5,59	44	5,50
Summa .	787	100,00	800	100,00

Am deutlichsten tritt der Einfluß der Temperaturverhältnisse auf die Selbstmordfrequenz auch bei unseren so sehr kleinen Zahlen zu Tage, wenn wir die Ziffern der letzten Colonne nach je 4 heißen (Mai, Juni, Juli, August), mittleren (September, October, März, April) und kalten Monaten (November, December, Januar, Februar) zusammenfassen:

Es kamen Selbstmorde vor:

in den heißen Monaten . . 39,64 pCt.
„ „ mittleren „ . . 34,74 „
„ „ kalten „ . . 25,62 „

Welche Tageszeit ein Lebensüberdrüssiger erwählt, um Hand an sich zu legen, ist scheinbar etwas vom freien Willen allein Abhängiges. Sofern aber zu den verschiedenen Tageszeiten nicht gleich viele Selbstmorde ausgeführt zu werden pflegen, sondern, wie ziffermäßige Beobachtungen lehren, gewissen Tageszeiten vor anderen der Vorzug gegeben wird, ist es möglich, auch hier von einer gewissen Abhängigkeit der Menschen — oder von einem Einfluß der Tageszeit auf die Selbstmordfrequenz zu reden. Viele mögen denken, der Selbstmord sei, gleich dem Verbrechen, vorzugsweise eine „lichtscheue" That, und es würden daher die meisten Selbstmorde des Nachts verübt. Hiergegen sprechen aber die Untersuchungen Guerry's (aus den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts). Nach ihnen geben sich die meisten Selbstmörder in den frühen Morgenstunden den Tod. Dieses hätte, wie behauptet wird, wahrscheinlich seinen Grund in der beruhigenden Wirkung der Nachtstunden, welche vielmehr dazu benutzt werden mögen, zu

überlegen und den Entschluß zur Reife zu bringen; bei anbrechendem Tage werde alsdann der Entschluß zur That. Ein zweiter Höhepunkt läßt sich nach Guerry in den Abendstunden erkennen. Oettingen*) führt an, jene Untersuchungen würden durch die neuere preußische Selbstmordstatistik im Ganzen bestätigt, allerdings mit einer m. E. sehr wesentlichen Modification, denn nach der preußischen Statistik fällt der Höhepunkt nicht auf den Morgen, der vielmehr erst die zweite Stelle einnimmt, sondern gerade auf die Nacht; dann folgt der Vormittag, der Nachmittag, der Abend und die Mittagszeit.

Die angeführten Beispiele zeigen, daß die Selbstmordstatistik in dieser immerhin nicht ganz uninteressanten Frage noch auf recht unsicheren Füßen steht. Es liegen nur sehr wenige Beobachtungen in dieser Richtung vor und die vorhandenen erscheinen aus naheliegenden Gründen wenig zuverlässig. Man bedenke hierbei, mit welchen Schwierigkeiten in sehr vielen Fällen die Ermittelung der Tageszeit verbunden ist. Oft beruhen die bezüglichen Angaben lediglich auf der ungefähren Schätzung durch den Gerichtsarzt. Ferner wird von den Statistikern selbst der Tag sehr verschieden eingetheilt.

Auch unsere Zahlen sind in diesem Punkte lückenhaft; von sämmtlichen 787 Fällen ist bei nur 691 die Tageszeit angegeben. Die letzteren Fälle mögen vielfach auch recht ungenau angegeben sein, vielleicht aber sind dieselben doch nicht ungenauer als die übrigen bisher gesammelten Daten.

Es wurden unter den 691 Selbstmorden, bei denen die Tageszeit angegeben, verübt:

	überhaupt		von Männern		von Frauen	
am Morgen	200	oder 28,94 pCt.	154	oder 28,05 pCt.	46	oder 32,39 pCt.
„ Vormittag	72	„ 10,41 „	57	„ 10,38 „	15	„ 10,56 „
„ Mittag	62	„ 8,97 „	48	„ 8,74 „	14	„ 9,85 „
„ Nachmittag	122	„ 17,65 „	101	„ 18,39 „	21	„ 14,78 „
„ Abend	114	„ 16,49 „	89	„ 16,21 „	25	„ 17,60 „
in der Nacht	121	„ 17,50 „	100	„ 18,21 „	21	„ 14,78 „

Mithin entleibten in Livland die Meisten sich in den Morgenstunden; danach des Nachmittags und Nachts, welche beiden Tageszeiten sich fast gleichstehen; weniger am Abend und des Vormittags, die Wenigsten um die Mittagsstunden. Im Ganzen stimmen unsere Ziffern mit den berührten älteren französischen Untersuchungen überein.

In der letzten Zusammenstellung sind die Ziffern für die beiden Geschlechter getrennt worden, um zu prüfen, ob etwa dieselben in der Wahl der Tageszeit irgend welche Unterschiede darbieten; und in der That sind solche wahrzunehmen.

Untersuchen wir nunmehr die wesentlichste biologische Eigenschaft des Menschen, das Geschlecht, für sich allein. Es macht so zu sagen seinen „Einfluß" auf die Selbstmordfrequenz in äußerst charakteristischer Weise geltend. Bekannt-

*) a. a. O.

lich ist das weibliche Geschlecht in viel geringerem Maße am Selbstmorde betheiligt, als das männliche, wie ja das Weib überhaupt nicht so direct wie der Mann in den „Kampf um's Dasein" hineingezogen wird, welcher den unterliegenden Streiter immer häufiger zur Verzweiflung treibt. Oettingen weist nach, daß sich auch hinsichtlich der Betheiligung der beiden Geschlechter am Selbstmorde nationale Eigenthümlichkeiten erkennen lassen; z. B. falle Spanien durch eine starke Betheiligung der Frauen auf. Im Mittel für ganz Europa wird angenommen, daß die Frauen mit ca. 19—20 pCt. am Selbstmorde participiren.

Von je 100 Selbstmorden wurden von Personen weiblichen Geschlechts verübt:

in Rußland	(1870—1874)	20,2
„ Preußen	(1871—1878)	18,5
„ Oesterreich	(1873—1877)	17,9
„ Livland	(1870—1876)	18,36
„ „	(1877—1883)	21,01
„ „	(1870—1883)	19,94

In Livland ist also die Betheiligung der Frauen nahezu dieselbe wie die für Rußland überhaupt ermittelte; von einer Periode zur anderen ist dieselbe gestiegen.

Bemerkenswerth ist, daß in Livland der Antheil der Frauen auf dem Lande sich stärker erweist als in den Städten; er betrug nämlich

	in den Städten	auf dem Lande
1870—1876	14,67 pCt.	20,29 pCt.
1877—1883	15,89 „	24,46 „
1870—1883	15,46 „	22,77 „

denn es wurden Selbstmorde verübt von

	Männern	Frauen	Männern	Frauen
1870—1876	93	16	165	42
1877—1883	164	31	208	68
1870—1883	257	47	373	110

In Rußland überhaupt wurden 1870—74 von den in den Städten registrirten Selbstmorden 15,9 pCt. und von denen auf dem Lande 21,5 pCt. durch Frauen verübt. Die eben berührte Frage gilt in der statistischen Wissenschaft z. Z. noch als eine unentschiedene. Oettingen stellt die Nachweisbarkeit eines Unterschiedes zwischen Stadt und Land in dieser Beziehung in Abrede. Gegen seine Ansicht sprechen die einschlägigen Untersuchungen Cazanvielh's und Morselli's und zwar speciell für eine relativ stärkere Betheiligung des weiblichen Geschlechts auf dem Lande. Ueber die Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung ist man noch völlig im Zweifel. Von Interesse wäre es, weitere Untersuchungen über diesen Gegenstand namentlich für Rußland anzustellen, wo der Gegensatz zwischen Stadt- und Landleben vielfach ein ausgeprägterer ist, als in anderen Staaten.

Um die Selbstmordtendenz oder die Selbstmordneigung für beide Geschlechter zu ermitteln, muß die Anzahl der männlichen und weiblichen Selbstmörder zu

der männlichen und weiblichen Bevölkerung in Beziehung gesetzt werden. Nachdem ich letztere in analoger Weise wie oben die Gesammtbevölkerung berechnet, lege ich die in Erfahrung gebrachte mittlere Bevölkerung, geschieden nach dem Geschlechte, den nachstehenden Ziffern zu Grunde.

Es kamen Selbstmorde auf je 100,000 Personen

	männl. Geschl.	weibl. Geschl.
1870—1876	7,05	1,57
1877—1883	9,53	2,33
1870—1883	8,34	1,96

und zwar

	in d. Städt.	auf d. Lande	in d. Städt.	auf d. Lande
1870—1876	14,27	5,47	2,44	1,39
1877—1883	20,76	6,69	3,89	1,96
1870—1883	17,82	6,10	3,23	1,68

Wie also die Selbstmordneigung der städtischen Bevölkerung eine bedeutend intensivere ist in den Städten, als auf dem Lande, so ist sie es auch bei jedem der beiden Geschlechter; denn wie die allgemeinen, die Selbstmordfrequenz bedingenden Ursachen sich in der Stadt mehr geltend machen, als auf dem Lande, so fallen auch gleich den Männern die auf dem Lande lebenden Frauen weniger häufig der Verzweiflung anheim als die in den Städten lebenden*).

Fassen wir das Alter der Selbstmörder in's Auge, so muß zunächst constatirt werden, daß in unserer kleinen Anzahl von Fällen nichts desto weniger so ziemlich alle Altersklassen vertreten sind, in denen überhaupt Selbstmorde vorzukommen pflegen. Der jüngste Selbstmörder zählte 6 Jahre, der älteste 90. Es fehlen die Altersangaben in 15 Fällen. Sehen wir von diesen letzteren Fällen ab, so vertheilen sich die übrigen auf die einzelnen fünfjährigen, resp. zehnjährigen Altersgenossen folgendermaßen:

Alter	Absolute Z.			In Procenten.		
in Jahren	Männl.	Weibl.	Zus.	Männl.	Weibl.	Zus.
6—10	2	1	3	0,32	0,65	0,33
11—15	6	3	9	0,96	1,97	1,16
16—20	42	16	58	6,77	10,52	7,52
21—30	146	30	176	23,54	19,73	22,80
31—40	146	28	174	23,54	18,42	22,53
41—50	150	34	184	24,19	22,36	23,84
51—60	83	26	109	13,38	17,10	14,12
61—70	30	5	35	4,83	3,28	4,53
71—80	11	6	17	1,77	3,94	2,20
81—90	4	3	7	0,64	1,97	0,90

*) Wir müssen uns hüten, aus der procentualen Betheiligung der Frauen am Selbstmorde, von der oben die Rede war, die Selbstmordtendenz derselben abzuleiten; dieses ist nur bei einer Berechnung wie die letztangeführte möglich.

Demnach steigt die absolute Selbstmordhäufigkeit (wenn man beide Geschlechter zusammennimmt) bis zur Altersklasse von 21—30 Jahren. Diese und die beiden folgenden Altersklassen sind einander nahezu gleich. Das absolute Maximum repräsentirt die Gruppe von 41—50 Jahren. Von hier ab fällt die Zahl der Selbstmorde constant von einer Altersklasse zur anderen. — Die Altersklasse mit dem Maximum an Selbstmorden in anderen Ländern wird sehr verschieden angegeben, und sind diese Angaben zudem oft schwer mit einander zu vergleichen, weil die einzelnen Schriftsteller die Altersgruppen sehr verschieden construiren. Abgesehen hiervon ist überhaupt die bloße Gruppirung der Selbstmörder nach Altersklassen von zweifelhaftem Werthe; sie verdeutlicht uns nicht die Selbstmordtendenz der in diesem oder jenem Alter stehenden Personen. Ein richtiges Bild der Sache zu gewinnen, muß auch hier eine Relation mit der nach Altersklassen gegliederten, gleichzeitig lebenden Bevölkerung angestellt werden. Leider ist es mir versagt, eine Berechnung dieser Art für Livland anzustellen, weil nur eine allgemeine, auf die ganze Bevölkerung sich erstreckende Volkszählung vorliegt. Die Möglichkeit bleibt nicht ausgeschlossen, daß wir, wenn jene Berechnung für Livland durchführbar wäre, trotz unserer geringen Zahlen zu demselben Resultat gelangen würden, zu welchem umfassende Untersuchungen auf diesem Gebiete sowohl Oettingen*), als Morselli geführt haben, daß nämlich bei beiden Geschlechtern das höchste Alter (zwischen 60—70 Jahren) auch das relativ größte Contingent Selbstmörder liefere.

In Zusammenhang mit den Altersverhältnissen steht der Civilstand.

Von den männlichen Selbstmördern waren

	ledig	verheirathet	verwittwet	ohne Ang.
1870—76	118 od. 45,47 pCt.,	115 od. 44,57 pCt.,	21 od. 8,14 pCt.,	4 od. 1,55 pCt.
1877—83	198 „ 53,22 „	140 „ 37,63 „	28 „ 7,52 „	6 „ 1,61 „
1870—83	316 „ 50,15 „	255 „ 40,47 „	49 „ 7,77 „	10 „ 1,58 „

und von den weiblichen Selbstmördern

	ledig	verheirathet	verwittwet	geschieden	ohne Ang.
1870—76	23 od. 39,65 %	10 od. 17,24 %	25 od. 43,10 %	—	—
1877—83	40 „ 40,40 „	41 „ 41,41 „	12 „ 12,12 „	1 od. 1,10 %	5 od. 5,50 %
1870—83	63 „ 40,12 „	51 „ 32,48 „	37 „ 23,56 „	1 „ 0,63 „	5 „ 3,18 „

Es mag auffallen, daß sowohl auf die Ehemänner, als auch auf die Ehefrauen ein relativ großer Antheil entfällt. Die Intensität der Selbstmordneigung bei den einzelnen Civilstandsgruppen, welche der Altersverhältnisse wegen an sich sehr schwer zu berechnen ist, können wir aus dem angegebenen Grunde zu ermitteln nicht versuchen: namentlich wäre es von Bedeutung, zu erfahren, ob in Livland der ungünstige Einfluß des Wittwer- und Wittwenthums ebenso zu Tage tritt, wie dieses anderwärts beobachtet worden, und es würde sich zeigen, ob das eheliche Leben, wie behauptet wird, „selbstmordvermindernd" wirke. Daß

*) a. a. O. pag. 773.

die Ledigen, Verwittweten und Geschiedenen stärker zum Selbstmorde neigen als die Verheiratheten, scheint nach den bisherigen Erfahrungen die Regel zu sein. Ganz erwiesen aber ist die Sache nicht. Eine intensivere Selbstmordtendenz der Verehelichten gegenüber den Ledigen ist mehrfach beobachtet worden, eine Thatsache, die Masaryk mit Recht zu der Behauptung veranlaßt hat, „an und für sich könne die Ehe günstig und ungünstig wirken, je nachdem; entscheidend günstig wirke sie nie", denn „das eheliche Leben könne nur dann sittlich wirken, wenn dasselbe rationell und sittlich ist; das hänge aber nicht von der Ehe selbst ab, müsse vielmehr in die Ehe mitgebracht werden".

Unter allen Fragen, auf welche sich die Erhebungen über Selbstmorde zu erstrecken pflegen, muß allenthalben gerade die interessanteste und wichtigste nur zu oft unbeantwortet bleiben: die Frage nach dem Motiv. Man wird dieses begreiflich finden, wenn man der unsäglichen Schwierigkeiten gedenkt, mit welchen die Ermittelung der Veranlassung zu einem Selbstmorde in den meisten Fällen zu kämpfen hat. Was überhaupt ist unter dem Begriff „Motiv" zu verstehen? und wenn dieser Begriff auch feststände, in welcher Weise soll der Statistiker die Motive classificiren? Eine solche Classification ist eine Danaidenarbeit, vielleicht noch schwieriger als eine Classification der Berufsarten. Dieses sind die Gründe, weshalb alle von der Selbstmordstatistik in der Frage nach den Motiven erzielten Resultate, nicht minder aber auch die an letztere geknüpften Erwägungen bald in diesem, bald in jenem Punkte mit größter Vorsicht aufgenommen werden müssen. Sind die Motivangaben schon in den westeuropäischen Staaten nur zu häufig ungenügende und lückenhafte, so darf es uns nicht wundern, wenn dasselbe in noch größerer Menge bei den livländischen Daten der Fall ist. Für die ältere siebenjährige Periode fehlen die betreffenden Angaben in 114, für die jüngere sogar in 246 Fällen. Vollends für die Zuverlässigkeit der vorhandenen Angaben können wir ganz und gar nicht einstehen. Daher geben wir die uns vorliegenden Daten*) unter aller Reserve und ohne auf irgend welche Erörterungen uns einzulassen, wieder.

	Absol.			In Procenten.		
	Männer	Frauen	Zus.	Männer	Frauen	Zus.
Melancholie	100	18	118	29,15	21,42	27,63
Geistesstörung	51	32	83	14,86	38,09	19,43
Trunksucht	50	4	54	14,57	4,76	12,64
Lebensüberdruß	39	11	50	11,37	13,09	11,70
Zerrüttete materielle Verhältnisse	33	1	34	9,62	1,19	7,96
Körperliche Leiden	22	8	30	6,41	9,52	7,02
Reue, Furcht vor Strafe . .	22	3	25	6,41	3,57	5,85
Unglückliche Ehe	12	1	13	3,49	1,19	3,04
„ Liebe	8	4	12	2,33	4,76	2,81
Elend und Noth	6	2	8	1,74	2,38	1,87

*) In Anlehnung an die von Anders angewandte Classification.

Zuverlässiger sind in unserem Material die Notirungen über den Beruf, wenigstens gilt dieses für die männlichen Berufsarten; die Angaben fehlen bei nur 19 Fällen; für das weibliche Geschlecht sind unsere Daten zu lückenhaft, als daß wir ihnen Beachtung schenkten. Bedauerlich ist es, daß die Berufsarten häufig nicht speciell genug angegeben sind. Denn es wäre z. B. gewiß von Interesse, zu erfahren, ob bei den Bauern mehr besitzliche oder Lostreiber, ob mehr Grundeigenthümer oder Pächter sich das Leben nehmen u. dergl. So weit jedoch solche Details angeführt sind, suche ich dieselben wiederzugeben.

Von der Gesammtzahl der männlichen Selbstmörder entfielen auf die nachstehenden Berufsarten:

Handwerker	94
Bauern, a. ohne nähere Angabe	114
b. Grundeigenthümer	26
c. Pächter	7
d. Besitzlose	102
Gutsbesitzer, Verwalter, Arrendatore	6
Förster und Buschwächter	6
Gärtner	4
Kaufleute, a. ohne nähere Angabe	20
b. Commis	19
c. Buchhalter ꝛc.	4
d. Agenten	4
Krüger und Tracteurinhaber	7
Schiffer	2
Militär, a. actives	30
b. beurlaubtes und verabschiedetes	16
Geistliche	2
Lehrer	6
Beamten diverser Ressorts	25
Studirende	17
Schüler	8
Diverse „liberale" Berufsarten	10
Persönliche Dienstleistungen	12
Diverse niedere Angestellte	8
Arbeiter	62
Ohne Angabe	19

Wenden wir uns zum Schluß einer Frage zu, welche, obgleich von geringer sociologischer Bedeutung, immerhin von einigem psychologischen Interesse ist, — nämlich den Arten des Selbstmordes, d. h. den Mitteln, welche Verzweifelte und Lebensüberdrüssige wählen, dem Dasein zu entsagen.

Die Wahl des Mittels hängt natürlich am Meisten von den äußeren, den Selbstmörder umgebenden Verhältnissen ab; ein solcher greift eben nach dem,

was ihm am nächsten liegt; unter den ihm in erster Reihe zu Gebote stehenden Mitteln wiederum wählt er dasjenige aus, von dem er hofft, daß es ihm einen möglichst qualloſen, also möglichst schnellen und sicheren Tod bringen werde. Des Weiteren wird je nach dem Alter, dem Geschlecht, den Motiven zum Selbstmorde, dem Naturell und dem Bildungsgrade des Betreffenden auch die Wahl der Selbstmordart eine verschiedene sein. Die weitaus häufigste Selbstmordart repräsentirt bekanntlich in der Mehrzahl der europäischen Länder das Sicherhängen. Die Rangordnung der übrigen Arten ist in den verschiedenen Staaten eine sehr mannigfache; innerhalb der Grenzen ein und desselben Staates aber läßt sich nicht selten, wie dieses z. B. von Oettingen nachgewiesen wird, zeitlich eine wunderbare Regelmäßigkeit erkennen, so daß jeder Staat hierin sein eigenthümliches Gepräge gewinnt.

In Livland wählten unter allen 787 Selbstmördern:

	Männer	Frauen	Zus.
das Sicherhängen	409	99	508
Schußwaffen	106	4	110
das Wasser	31	24	55
das Durchschneiden des Halses oder der Pulsadern . . .	32	8	40
Gift	24	14	38
das Sicherstechen	13	—	13
das Sicherdrosseln	4	3	7
das Herabstürzen	3	1	4
die Eisenbahnschienen . . .	3	—	3
andere Mittel	5	4	9

oder in Procenten:

	Männer	Frauen	Zus.
das Sicherhängen	64,92	63,06	94,53
Schußwaffen	16,82	2,55	13,98
das Wasser	4,92	15,30	6,98
das Durchschneiden des Halses oder der Pulsadern . . .	5,08	5,10	5,09
Gift	3,81	8,91	4,83
das Sicherstechen	2,06	—	1,66
das Sicherdrosseln	0,63	1,91	0,89
das Herabstürzen	0,48	0,63	0,51
die Eisenbahnschienen . . .	0,48	—	0,38
andere Mittel	0,80	2,54	1,15

Der Strick ist demnach auch in Livland das — sit venia verbo — beliebteste Mittel. Die „Stricktendenz" (Oettingen!) ist in Livland ungefähr eben so groß wie in Preußen. In Rußland wird dieselbe mit 73 pCt., und zwar gleich stark für beide Geschlechter, angenommen. Bei uns wählen ebenfalls eine

relativ gleiche Anzahl Frauen wie Männer den Strick. Die Untersuchungen A d. W a g n e r ' s, welcher sich eingehend mit den Arten des Selbstmordes beschäftigt hat, sprechen dafür, daß zwischen diesen und den Motiven zum Selbstmorde eine Analogie existire, sofern niedere Motive und gemeine Mittel einerseits und höhere, edlere Motive und noblere Mittel correspondiren; ebenso, wird behauptet, spiegele sich der allgemeine Bildungsstand eines Volkes in der Selbstmordart wieder, indem bei Völkern höheren Bildungsstandes die edleren Mittel und umgekehrt vorwalten. Wollen wir auf Grund unserer Zahlen rückwärtsschließen und sagen, es ließe sich an der vorherrschenden Selbstmordart der Bildungsstand der Selbstmörder im Großen und Ganzen erkennen, so müssen wir der Vermuthung Raum geben, daß in Livland gerade die gebildeteren Gesellschaftsklassen relativ recht stark am Selbstmorde betheiligt sind; die „edleren" Mittel, zu denen doch wohl in erster Reihe die Schußwaffen zu rechnen sind, bilden bei uns einen ziemlich bedeutenden Procentsatz. (Für eine derartige Annahme spricht nicht minder unsere Gruppirung der Selbstmörder nach dem Berufe.) Auch das Sicherstechen, das Gift und das Durchschneiden des Halses und der Pulsadern sind bei uns verhältnißmäßig häufiger als in einigen anderen Ländern, z. B. in Sachsen. An dritter Stelle folgt das Wasser und zwar wird es, wie anderswo, in weit stärkerem Maße von den Frauen, als von den Männern anderen Mitteln vorgezogen, wie ja überhaupt die ästhetischer angelegten Frauen eine gewisse Scheu vor unschönen, blutigen Mitteln an den Tag legen; nur höchst selten wählt eine Frau die Schußwaffe oder das Messer, sie greift dagegen häufiger als der Mann nach dem Gifte. Seltenere Selbstmordarten sind das Sicherdrosseln und Sichherabstürzen; dieselben werden wohl nur in solchen Fällen gewählt werden, wo sich das Selbstmordgelüste des Menschen plötzlich bemächtigt, nicht wo mit Ueberlegung und Vorbedacht gehandelt wird. Die neuere Beobachtungsperiode hat auch in Livland eine Art, sich das Leben zu nehmen, eingeführt, welche die Menschheit „dem eisernen Jahrhundert" verdankt und deren Häufigkeit in verkehrreicheren Gegenden in stetem Zunehmen begriffen ist. Wer sich zu diesem Mittel entschließt, dem muß auch derjenige bedingungslos ein beachtenswerthes Maß physischen Muthes zusprechen, welcher für gewöhnlich den Selbstmord als eine That der Feigheit zu bezeichnen geneigt ist. Es sind die Fälle gemeint, wo Leute die Energie besaßen, sich auf die Eisenbahnschienen legend, in dieser Lage zu verharren, bis der heranbrausende Zug ihrem Dasein ein Ende gemacht. Solcher Fälle sind 3 registrirt worden, sämmtlich von Männern verübt. An Selbsterstickung durch Kohlendunst haben wir nur einen einzigen Fall zu verzeichnen, und darf uns dies nicht Wunder nehmen, denn es gehört dieses Mittel auch in anderen Ländern, man möchte fast sagen, überraschenderweise zu den extremen Seltenheiten. Dieser vereinzelte Fall hat in der Rubrik „andere Mittel" Aufnahme gefunden. Zu der letzteren gehören im Uebrigen einige andere außergewöhnliche Selbstmordarten, unter welchen eine darin bestand, daß sich Jemand mit einem Beile

den Schädel spaltete, während die übrigen Fälle zu bezeichnen der Anstand verbietet.

Endlich wollen wir die beobachteten Selbstmordarten für unsere beiden Perioden vergleichshalber trennen:

	1870—1876	1877—1883
Ertränken	25	30
Erhängen	200	308
Erdrosseln	2	5
Erschießen	43	67
Stich und Schnitt	24	29
Vergiftung	13	25
andere Mittel	9	7

oder in Procenten:

	1870—1876	1877—1883
Ertränken	7,91	6,37
Erhängen	63,29	65,40
Erdrosseln	0,68	1,16
Erschießen	13,62	14,23
Stich und Schnitt	7,59	6,16
Vergiften	4,11	5,30
andere Mittel	2,80	1,48

Die neuere Statistik constatirt im Allgemeinen eine Zunahme des Erhängens, was auch bei uns den obigen Zahlen nach der Fall zu sein scheint.

Die procentuale Gruppirung der Selbstmorde nach der Wahl des Mittels hat sich im Zeitraum 1877—1883 gegen die vorangegangenen 7 Jahre nicht wesentlich verändert; die Reihenfolge der verschiedenen Selbstmordarten ist durchaus dieselbe geblieben; also scheint auch Livland in dieser Hinsicht einen Typus zu besitzen.

Selbsterlebtes und Nacherzähltes

aus der Entwickelungsgeschichte Ehstlands und der Ehsten.

Von **W. F. Eichhorn** in Baltischport.

III.

Wir wollen hier zunächst anhalten und zurücksehen auf den Standpunkt, von dem wir ausgingen zu der Zeit, als das jetzt alternde Geschlecht zum Bewußtsein erwachte, und auf den Standpunkt, an dem wir angekommen waren zu der Zeit, als dieses Geschlecht in seiner vollen Mannes- und Schaffenskraft stand. Diese beiden Endpunkte liegen etwa ein statistisches Menschenalter von einander ab, machen aber den Eindruck, als seien sie durch Jahrhunderte von einander geschieden.

Wir fanden in Ehstland in der Zeit, von der wir ausgingen, ein verarmtes Land mit ganz unentwickelten Verhältnissen und ausgesogenem Ackerboden. Wir fanden Gutsherren, die ihre Güter gelegentlich für die Credit-Kassenschuld an andere übertrugen; Bauern, die in fensterlosen Häusern wohnten, deren Hausgeräthe, Fahrzeuge, mitunter auch Ackergeräthe nur selbstgemachte Holzarbeit waren, die nur elendes, verkrüppeltes Vieh besaßen, das im Frühling gehoben werden mußte, deren tägliches Brod aus einem Gemisch von Korn und Kaff bestand, denen die vermittelnde Rolle des Geldes fast fremd war, die meist zur Noth zwar lesen konnten, deren Kenntnisse aber sonst kaum über die einfachsten Vorkommnisse des täglichen Lebens und über die enge Markung der Dorfschaft hinausreichten. — Das war in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts.

Gegen Schluß der sechziger Jahre finden wir schon die gutsherrlichen Wirthschaften größtentheils nach dem neuesten System und mit dem besten Geräthe betrieben, zum Theil in wahre Musterwirthschaften verwandelt und den Werth des Grund und Bodens um's Zehnfache und noch mehr erhöht. Statt der vorkommenden Frohnbauern, die kein rechtes Verständniß für den Erwerb und die Verwendung des Geldes haben, die ihre schmalen, verwickelten Ackerfetzen und die Felder des Gutsherrn mit dem Hakenpfluge der Urväter mehr durchstochern, als bearbeiten, finden wir freie Pächter und Eigenthümer auf arrondirten Bauer-

höfen, deren Ackergeräthe ſich immer mehr und mehr mit den Erzeugniſſen neueſter Erfindungen completiren, deren Pferde und Vieh auf den Ausſtellungen mitunter die höchſten Preiſe erringen; die alten dunklen, dumpfen und verräucherten Bauernhäuſer verſchwinden, je nachdem ſie die Reihenfolge des Umbaues trifft; an ihre Stelle treten wohnliche Häuſer mit Schornſteinen, hellen Zimmern und hier und da ſchon mit doppelten Fenſtern. Der Frohnbauer, früher ohne Verſtändniß für allgemeine Intereſſen, hat ſich in einen ſelbſtbewußten Staatsbürger verwandelt, der als Gemeindebeamter die Polizeigewalt, die Rechtspflege und die Gemeindeangelegenheiten mitunter vortrefflich verwaltet; das Gemeindevermögen und die in öffentlichen Geldinſtitutionen niedergelegten Erſparniſſe der Bauern zählen nach Millionen; allein an Pupillengeldern ſind vom Landvolk des kleinen ehſtländiſchen Gouvernements gegen 300,000 Rubel deponirt. Das Volksſchulweſen ſteht in eifrigſter Pflege und entwickelt ſich immer mehr und mehr; es entſtehen Zeitungen mit großer Verbreitung, es entſtehen auf Initiative und unter eifriger Leitung und Fürſorge der Paſtoren und der ihnen unterſtellten Schulmeiſter Geſangvereine und Muſikvereine, die auf ſtädtiſchen deutſchen Geſang- und Muſikfeſten mit voller Anerkennung mitwirken und ſich zu eigenen ehſtniſchen Geſang- und Muſikfeſten zuſammenthun, die ohne jede Störung im Kunſtgenuß und reiner Lebensfreude verlaufen und bei den deutſchen Mitbürgern des Landes, den älteren Trägern der Cultur, die regſte und herzlichſte Theilnahme finden. Der friſche Frühlingsodem zieht belebend über das Feld der Arbeit, der geiſtigen Entwickelung und der Geſelligkeit. Es war grün und lebendig geworden auf dem alten Grunde der ſtändiſchen Ordnung, des allſeitigen Vertrauens, der Kirchlichkeit und der Gottesfurcht.

Es war hier nichts Altes gewaltſam niedergeriſſen, nichts Neues oſtentativ aufgebaut worden; es waren nur die vorhandenen Kräfte des Bodens und des Menſchen entwickelt worden, ohne Druck von Oben und ohne Drang von Unten. Es waren keine glänzenden Reden von Fortſchritt, Freiheit und Volkswohl gehalten worden; es entwickelte ſich Alles ſtill, als etwas Selbſtverſtändliches. Der Gutsherr entwickelte die *Wirthſchaften ſeines Gebietes*, gründete und unterſtützte die *Schule ſeines Gebietes*; der Paſtor förderte das *geiſtige Leben ſeiner Gemeinde*. Das geſchah Alles und war Alles ſo ſelbſtverſtändlich, daß der Begründer und der Förderer ſich der ſichtbaren Früchte ſeiner Arbeit und Fürſorge wohl freute, mit ſeinen Nachbaren, Standesgenoſſen und Amtscollegen auch wohl gehobenen Muthes davon ſprach, ohne indeſſen darin etwas Anderes zu ſehen, als die Erfüllung ſeiner Aufgabe, ohne ſich als Wohlthäter und Volksbeglücker vorzukommen, wie denn auch die Ausdrücke „Volkswohl“ und dergleichen uns eigentlich nur aus Referaten auswärtiger Reden bekannt geworden ſind. Die Solidarität und Identität der Intereſſen aller Stände und Stämme des Heimathlandes im Allgemeinen und der einzelnen Gemeinden und Gebiete im Beſonderen waren den bewegenden und leitenden Factoren ſo feſt in's Blut hineingewachſen, daß die ſtändiſche Grenze nicht zu-

gleich eine Grenze wirthſchaftlicher und cultureller Intereſſen bildete, während in dieſer Beziehung bis dahin überhaupt nie eine nationale Grenze gezogen worden iſt, wie eine ſolche auch ſpäter weder von den Deutſchen noch eigentlich von den Ehſten gelegt wurde. Der Gutsherr entwickelte die Wirthſchaft ſeines Gebietes, der Paſtor förderte die Schule und das geiſtige und geiſtliche Leben ſeiner Gemeinde; Beide erfüllten eben nur ihre geſchichtliche und amtliche Aufgabe mit allen Kräften ihres Geiſtes und ihres Herzens. Vielleicht liegt es mit an der Lärmloſigkeit unſerer ökonomiſchen, intellectuellen und culturellen Entwickelung, daß ein Theil unſerer Mitbürger ſlaviſchen Stammes dieſe Entwickelung gar nicht wahrgenommen hat, noch wahrnimmt, denn ein Feuer ohne Rauch mag ihnen undenkbar ſein. Freilich giebt es außerdem auch Roßkammnaturen, denen es undenkbar iſt, wie beide handelnden Theile zugleich gewinnen können. In der Agrarfrage muß nach ihrer Anſicht der Gutsherr nothwendig verlieren, wenn der Bauer gewinnen ſoll; nach ihrem Gedankengange richtet ſich der Kampf um's Daſein nicht gegen den widerſpenſtigen Stoff und gegen die ungezähmte Naturkraft, ſondern gegen den, der was hat; Alles, was da iſt, iſt ihnen nur ein Object der Theilung auf dem Wege der Liſt und Gewalt. Nicht auf dem Wege der Bethätigung befreiter und entwickelter Productionskräfte erſtreben ſie ihr Ideal der Ausgleichung, ſondern einfach im Geben und Nehmen, geben müſſen und nehmen dürfen. — In unſerem Heimathlande gediehen aber alle Stände auf dem Wege befreiter und entwickelter Productionskraft ohne das wirthſchaftlich und ſittlich bedenkliche Geben und Nehmen, und die Kräfte, die an der Entwickelung bewußt theilgenommen, und diejenigen, die befreit und entwickelt waren, ſie alle durften bei der Entdeckung ihrer erſten grauen Haare anhalten und durften, auf den zurückgelegten Weg blickend, mit freudigem Dank ſprechen: „Bis hierher hat Gott geholfen!“

* * *

Wir waren bereits ſeit ein paar Jahren in die einſchneidendſte Periode agrariſcher Organiſation, in die Streulegung der Bauerſtellen, eingetreten, als von dem emeritirten Oberlehrer des Gouvernements-Gymnaſiums zu Reval Blagoweſchtſchenſki in der vielbeſprochenen, aber bald vergeſſenen Broſchüre „Der Ehſte und ſein Herr“ im Jahre 1861 der erſte einheimiſche Angriff auf die baltiſchen Agrarzuſtände gemacht wurde. Der tendenziöſe Titel des Machwerks entſpricht voll dem tendenziöſen Inhalt, was ſo ziemlich das einzige Logiſche an dem Werke ſein mag. Das ſentimental-oſtentative Motto der Broſchüre lautet: «Amicus Plato, amicus Sokrates, sed magis amica veritas.» Armer Plato, armer Sokrates! Mit wie wenig Liebe von Seiten des Herrn Blagoweſchtſchenſki haben ſie ſich begnügen müſſen! Mit welcher Kenntnißloſigkeit und Leichtfertigkeit agrariſche Fragen in dieſer Broſchüre abgehandelt wurden, davon hier nur ein Beiſpiel. Damals hatte der Verkauf von Bauerſtellen in Ehſtland ſchon begonnen; der emeritirte Schullehrer bemängelt die Kaufpreiſe als zu hoch und „verſucht“ den „eigentlichen Werth“ der Bauerſtellen zu ermitteln.

Dabei verfährt er folgendermaßen: er zieht die von der Credit-Kaſſe behufs der Darlehnsberechnung ermittelten Taxationsreſultate von 40 Gütern zuſammen, zieht von dieſer Summe den „muthmaßlichen“ Werth der Waldungen und Gebäude ab, dividirt den Reſt durch die Hakenzahl der Güter, ſetzt voraus, daß „die beſten Ackerſtücke und die beſten Heuſchläge ſtets zu den Hofsländereien, die ſchlechteſten ſtets zu dem Bauerlande“ gehören und berechnet ſo den „eigentlichen“ Werth der Normalſtelle — der Sechstagsſtelle nach dem alten und der Fünftagsſtelle nach dem neuen Regulativ — die etwa 33 Deſſätinen nutzbaren Landes mittlerer Güte enthält, „weit unter 500 Rubel“, d. h. die Deſſätine durchſchnittlich „weit unter“ 15 Rubel. Um dieſen Unſinn in ſeiner ganzen Glorie zu verſtehen, muß man wiſſen, daß die Credit-Kaſſe erſtens ſehr vorſichtig oder richtiger principiell unter dem Werth taxirt. Sodann taxirt aber die Credit-Kaſſe den Werth der Waldungen und Gebäude gar nicht, weil ſie auf die erſteren, als auf eine ſchwer zu controlirende Hypothek, und auf die letzteren als unrentable Objecte kein Darlehn giebt; nur ſo weit werden Waldungen und Gebäude von der Taxation berückſichtigt, als der jährliche Bedarf an Bau- und Brennholz aus eigenen Mitteln vorhanden ſein und jede Wirthſchaftseinheit die zum Wirthſchaftsbetriebe erforderlichen Gebäude enthalten muß. Iſt dieſes nicht der Fall, ſo wird von dem ermittelten Werth ein entſprechender Abzug gemacht. Der Philolog, der ſich hier zum Kritiker agrariſcher Berechnungen aufwarf und hypothekariſche Anſchläge ſimplicite als Pachtwerthe betrachtete, zog alſo von der Summe der Taxationsreſultate Poſten ab, die gar nicht in ſie hineingerechnet waren, oder wegen deren Unzulänglichkeit ſogar bereits ein Abzug gemacht war! Wer den alten, ſonſt ehrenwerthen Mann zu dieſer verunglückten publiciſtiſchen Leiſtung verleitet und wer ihm die unverſtandenen und verkehrt benutzten Daten dazu geliefert, das hat er als Geheimniß mit ſich in's Grab genommen und ſeine Stofflieferanten ſind jetzt vermuthlich gleichfalls todt. Zum Belege, daß unſere ſog. Volksbeglücker gelegentlich auch die heterogenſten Dinge als Material für ihre Zwecke benutzt haben, ſei hier nur noch erwähnt, daß Blagoweſchtſchenſki den „Herrn“ des Ehſten ſo großen nationaliſtiſchen Hochmuths beſchuldigte, daß er den armen geknechteten Ehſten ſeine „vornehme Sprache“ nicht gönne und ihn dieſelbe nicht erlernen ließe. Als aber bald darauf die „Periode der Expanſion roher Kräfte“ voll hereinbrach, da beriefen ſich die Volksbeglücker wiederholt auf Blagoweſchtſchenſki, erfüllten das weitere Vaterland aber zugleich mit Klagen über gewaltſame Germaniſirung der Ehſten!

Die Broſchüre erregte hier mehr Erſtaunen als Erbitterung; waren doch ihre Angaben und Begründungen ſo hinfällig, daß ſie vor Jedem, der unſere Landesverhältniſſe auch nur einigermaßen kennt, wie Spreu zerſtieben mußten. In feindlichen Kreiſen galt die Broſchüre aber lange als Grundlage für gehäſſige Angriffe und eine ſachgemäße Erwiderung*), freilich aus einer annoch recht un-

*) Anm. d. Red.: vom Verfaſſer des obigen Artikels.

geübten Feder, wurde gewohntermaßen todtgeschwiegen. In das Volk drang die Broschüre nicht weiter, als daß vielleicht einige halbgebildete, verfallene und unzuverlässige Liebhaber des Scandals einige Auszüge daraus mitgetheilt haben mögen. Wir erholten uns bald von unserem Staunen ob des Eingreifens eines Mannes in agrarische Fragen, dem man darin nicht einmal den Rang eines Dilettanten einräumen konnte. Wir arbeiteten rüstig weiter an der großen agrarischen Reform des Landes und mühten uns ab, die von uns mit Sicherheit vorausberechneten, dem einfachen Mann aber noch nicht ersichtlichen Folgen den Bauern klar und sie zum Eingreifen ihrerseits willig zu machen. Und wir freuten uns, wie die Resultate rascher zu Tage traten, als man anfänglich hoffen konnte, wie die Reform unter den Bauern immer mehr Boden gewann und das allseitige Vertrauen sich kräftigte.

Es hatten sich gegen das Jahr 1870 zwar bereits hier und da unter den Bauern Emissäre gezeigt, die ihnen „Golos"-Artikel docirten, und es ließen sich Stimmen vernehmen, die bereits von der Trennung von Kirche und Schule schwatzten, ohne daß ihnen die Bedeutung dieses Actes wohl recht klar geworden war. Diese Stimmen waren aber sehr vereinzelt und waren sehr leise, so daß sie kaum ernst genommen und beachtet wurden. — Da — es war an einem Sonntagmorgen im Vorsommer 1871; Schreiber dieses befand sich im Cabinet eines der hervorragendsten und hochgestelltesten Glieder der ehstländischen Ritterschaft — da ging dieser Herr zu seinem Schrank, holte eine kleine ehstnische Broschüre hervor, die eben erschienen war, schloß die Thür und begann mit mir gemeinsam zu lesen. — Je weiter wir lasen, desto größer wuchs die Empörung in unserem Innern. Das, was wir lasen, das war das Grabgeläute unserer friedlichen Entwickelung: es waren C. R. Jakobson's „Kolm isamaa könet" — „Drei vaterländische Reden", gehalten im Verein „Wannemuine" zu Dorpat am 6. October 1868, gedruckt in St. Petersburg 1870.

Zum ersten Mal hatte es hier ein Mann gewagt, vor einer Versammlung des christgläubigen, kirchlichen ehstnischen Volkes das Heidenthum gegenüber dem Christenthum zu glorificiren und „die Zeit des Lichts" zu nennen, — noch mehr, er hatte diese lästerlichen Reden drucken lassen und der Druck war von der Censur gestattet, freilich nicht auf dem gewöhnlichen Wege in den baltischen Provinzen, sondern in St. Petersburg. Diesen Weg hatte schon früher ein ehstnischer Scribent eingeschlagen, um einer Uebersetzung des „Rinaldo Rinaldini" die Druckbewilligung zu erwirken, die ihm hier der damalige Censor, Herr Staatsrath von Gyldenstubbe, versagt hatte, „um der ehstnischen Literatur ihre Jungfräulichkeit zu wahren", wie er sich dem Schreiber dieses gegenüber ausdrückte. Der feine Bruder folgte dem groben auf dem eingetretenen Wege; sie haben Beide ihre Absicht erreicht, und die ehstnische Literatur, die ehstnische Muse war nicht mehr, wie sie Herr von Gyldenstubbe wahren wollte; sie war von ihren Vergewaltigern in die Großstadt geschleppt worden, verändert kehrte sie auf den heimathlichen Boden zurück! — Zum ersten Mal ward in den gen. Reden vor

den ſtaunenden Zuhörern und ſpäter vor den Leſern entwickelt, wie die Deutſchen hier einen mächtigen und hochciviliſirten Culturſtaat mit blühenden Städten und mächtigen Flotten zerſtört und wie ſie dafür hierher nichts gebracht, als Sclavenketten, Aberglauben und Hexenprozeſſe! — Der Zuhörer mußte und der Leſer muß noch jetzt glauben, daß die Ehſten am Oſtſeeſtrande noch zur Zeit einen eigenen freien Staat bildeten, — wenn die böſen Deutſchen nicht gekommen wären. Mit ſtaunenswerther Dreiſtigkeit wird die verbürgte Geſchichte verſchwiegen; es wird verſchwiegen, daß das Häuflein Ehſten und Liven unmöglich dem doppelten Druck der Polen und Ruſſen hätte Stand halten können, ja, daß aller Wahrſcheinlichkeit nach ohne die deutſchen Ritter das ehſtniſche Volk ſchon lange untergegangen und vergeſſen wäre, wie ihre Stammesbrüder, die Tſchuden jenſeit des Peipus. Dagegen werden mit derſelben Dreiſtigkeit Phantaſien verſchollener Sagendichter als geſchichtliche Thatſachen hingeſtellt und ohne Weiteres den Ehſten vindicirt als Belege ihrer glänzenden Vergangenheit, und ob die Sagen lange vor dem Jahre 1186 abgefaßt waren und ob ſie ſelbſt ihren Gegenſtand in längſt vergangene Zeiten ſetzen, ſo hinderte das doch den Redner nicht, die Deutſchen der Zerſtörung und des Raubes dieſer ſagenhaften Herrlichkeiten zu beſchuldigen. Hier wie auch ſpäterhin wird die ſchöne Dichtung Dr. Kreutzwald's, durchaus gegen ſeinen Willen, mißbraucht, um den Ehſten „im neunzehnten Jahrhundert eine Mythologie zu dichten", wie L. Pezold („Reiſebrief" — „Ztg. f. St. u. L." Nr. 240, Jahrgang 1884) es nennt und als „Verrücktheit" bezeichnet. Nun, auf dieſe „Verrücktheit" wurde die glänzende Vorgeſchichte der Ehſten hoch aufgeſtapelt, und es wurde von dieſem hohen Stapel zum Haß gegen die angeblichen Zerſtörer und Räuber dieſer fatamorganiſchen Gebilde, gegen die Deutſchen, aufgerufen. Und ſo oft auch ſpäter die ſchwindelnde Spitze dieſes ſchwankenden Stapels brach und ſtürzte und manche Herzensreinheit und manches Lebensglück unter ihre Trümmer begrub, immer fanden ſich Leute, die den Stapel wieder aufſchichteten.

Die erſte dieſer Reden behandelt der Ehſten „Zeit des Lichts, der Finſterniß und der Morgenröthe", angeblich nach alten Chroniken zuſammengetragen. Die „Zeit des Lichts" reicht aus unbekannter Ferne bis zum Jahre 1186, zu dem „unglücklichen" Jahre, wo der erſte „Apoſtel des Chriſtenthums", Meinhard, in unſer Land gelangte. — Da wird nach der Sturlungas Saga als baare Thatſache berichtet:

„Das Bild des Jumal war ſehr künſtlich aus koſtbarem Holze gemacht und über und über mit Gold und Edelſteinen bedeckt. Auf dem Haupte hatte es eine mit 12 Edelſteinen geſchmückte goldene Krone, am Halſe ein Band, das 300 Mark Gold koſtete, und auf den Knien eine goldene Schale, die ſo groß war, daß vier Mann ihren Durſt löſchen konnten, wenn ſie voll war, und ſie war voll Gold; ſchließlich hatte es einen Rock an, der mehr werth war, als drei Schiffsladungen der koſtbarſten Waare, die durch das Griechiſche Meer ſegelten."

Des Widerſpruches, der darin liegt, daß ein Rock unmöglich „koſtbarer"

sein kann, als drei Schiffsladungen der „kostbarsten" Waare, die ja möglicher Weise mit solchen kostbaren „Röcken" belastet sein könnten, wird mit keiner Silbe gedacht, und daß dieses kostbare Götzenbild thatsächlich als Eigenthum der Ehsten reclamirt wird und die Deutschen des Raubes dieses Schatzes beschuldigt werden, das geht daraus hervor, daß am Schluß der Schilderung dieser „Zeit des Lichtes" ausdrücklich hervorgehoben wird: „Sie (die Ehsten) bauten feste Schlösser und hohe Schanzen, und ihre heiligen Stätten waren mit Gold und Edelsteinen geschmückt" — und daß nach einem Klageliede, daß „auf den Boden des Kalew-Grabes" sich jetzt „Mauern des Christenglaubens" erheben, unmittelbar des Jahres 1186 gedacht wird, das dieser „Zeit des Lichtes", der Macht und Herrlichkeit ein Ende machte.

Mit derselben Ruhmredigkeit wird von den festen Dörfern und „Städten" der Ehsten gefaselt; da heißt es z. B. unter der Rubrik „Gesetze und Lebensweise":

„Die Ehsten und ihre Brüder, die Liven, lebten nicht wie die Letten in Wäldern und getrennt, sondern sie hatten feste Dörfer und Städte. Heinrich der Lette nennt von diesen mehrere, als: Kuldale, Kettis, Lindanisa, Leale, Sölgesilm, Lonerate, Reinenen, Tuwine, Urele, Wasela, Anispää, Ladise, Loome, Metime, Memeküla u. s. w. Noch bedeutsamer ist aber, daß die Ehsten und Liven schon vor dem Jahre 1226, wo Heinrich der Lette seine Chronik abschloß, feste Schanzen hatten, vor denen sich all die Macht und Tapferkeit der Deutschen lange umsonst abmühte. Die Zahl ihrer sehr festen Schanzen war recht groß. Heinrich der Lette nennt von diesen: Owele, Riole, Holme, Wiliende, Warbola, Agelinde, Kubesele, Toreida, Kukenois, Otepää u. v. a. In diesen Schanzen, die dem Volk zur Kriegszeit auch Stätten der Zuflucht waren, lebten des ehstnischen Volkes Aelteste oder Könige, von denen wir nichts Anderes denken können, als daß sie im Verhältniß zu ihrer Zeit auf einer ziemlich hohen Stufe der Geistesbildung standen. Dieses bezeugen besonders auch ihre im einigen Rath unternommenen Kriegführungen mit anderen Reichen und Völkern."

Es werden hierauf einige sagenhafte Kriegszüge gegen die Schweden berichtet, namentlich gegen den König Ingwar, im Jahre 580, und es wird die Gesandtschaft der Aestii oder Hestii bei dem König Theodorich als eine unzweifelhaft ehstnische festgestellt. Ueber den Verbleib dieser „festen Dörfer und Städte" berichtet C. R. Jakobson:

„Wie war der Ehsten alte Lebenslage? Hat denn das ehstnische Volk gar keine Erinnerungen, die uns von seiner Vergangenheit Nachricht gäben? Unsere Besieger in ihrem leeren Zerstörungseifer vernichteten Alles, was alt war, völlig vom Erdboden, und umsonst fragen wir aus den wenigen Schriften, wie es hier war, bevor es wurde, wie es jetzt ist. Baudenkmäler sind nicht auf unsere Zeit übergegangen, denn die Städte und die Bauarbeiten mußten wohl zuerst und vorzugsweise dem Zerstörungseifer zum Opfer fallen oder den Zwingburgen der Sieger zum Material werden."

Von geſchichtlicher Wahrheit ganz abgeſehen, erſcheint es, daß dieſe Rede in ihren weſentlichen Theilen nicht einmal auf ehrlicher Phantaſie beruht, ſondern nur auf bewußter Gaukelei. Von „Städten“ kann nicht die Rede ſein, denn für dieſe fehlt in der ehſtniſchen Sprache ſogar das Wort. Die feſten und „feſteſten“ Schanzen waren eben nichts, als geſchloſſene Erdwälle, innerhalb deren wohl ein Haufen Krieger ſich vertheidigen konnte, die aber kein bedachtes Gebäude enthielten und daher auch nicht den „Aelteſten“ und „Königen“ zur Wohnung dienen konnten. Sie ſind keineswegs vom Erdboden vertilgt und ihre Beſtandtheile — Erde und zuſammengerollte Steine — konnten kein „Material“ zu den „Zwingburgen der Sieger“ liefern. Einige von dieſen Schanzen ſtehen noch wohlerhalten bei Wattel, bei Michaelis, Warbola und an anderen Orten; ſie heißen noch jetzt „Maa-linnad“ — „Landburge“ — gleichbedeutend mit „Ehſtenburgen“, und das Wort „linn“, Burg, Schanze — wurde ſpäter auf „Stadt“ übertragen.

Dieſer erſte Theil der erſten „vaterländiſchen“ Rede, die „Zeit des Lichts“ der Ehſten umfaſſend, in der das ſagenhafte Götzenbild in Biarma am Weißen Meer, die Zerſtörung von Sigtuna und das „Todtſchlagen“ des Biſchofs Johann von Upſala die hervorragendſten „Lichtpunkte“ bilden, ſchließt mit folgender Apotheoſe und folgendem Stoßſeufzer nach der geraubten Heidenthumsherrlichkeit und Reichsherrlichkeit der Ehſten:

„Sie (die Ehſten) verſtanden fremde Sprachen, denn im Schreiben Theodorichs ſteht, daß er ihnen auch mündliche-Nachrichten nach Hauſe mitgegeben. Sie hatten vielleicht auch ſchon eine eigene Schrift, denn ein alterthümlicher ehſtniſcher Kalender mit wunderlicher Runenſchrift iſt noch vorhanden. Sie bauten feſte Schlöſſer und hohe Schanzen und ihre heiligen Stätten waren mit Gold und Edelſteinen geſchmückt. Das Alles finden wir bei unſerem Volk ſchon nahe an tauſend Jahre zurück, wo noch viele Länder Europas mit Waldesdunkel bedeckt waren und wo in Europa Völker lebten, die nicht viel beſſer als wilde Thiere waren. Wenn wir nun daran denken und uns erinnern, was ſpäter kam, ſo müſſen wir rufen: Wahrlich, **dieſe Zeit** war des ehſtniſchen Volkes **Lichtzeit!**“ Es folgt nun noch ein Lied der „Nachtigall vom Embach“ — „Emajõe ööpik“ — aus dem wir die mittlere Strophe hervorheben:

„Kalew, ſinu haua pinnal
Tõuswad müürid ristiuſul,
Laulujumal, looja lääd.
Sinu lapſed lööga kandwad,
Waenlaste ees kummardawad,
Werd ja häbi nutawad!“

In ungebundener Ueberſetzung:

„Kalew, auf dem Boden deines Grabes
Erſtehen Mauern dem Chriſtenglauben,

Gott des Gesanges, du gehst unter.
Deine Kinder tragen das Joch,
Bücken sich vor den Feinden,
Weinen Blut und Schande!"

Auf eine öffentliche Erinnerung, daß solche offenbar widerchristlichen Lieder einem christlichen Volke nicht vorgesungen werden sollten, haben unsere „Volksmänner" geantwortet, daß auch andere christliche Völker dergleichen hätten, und haben sich auf Schiller's „Mythologisches Klagelied" berufen. Vom poetischen Standpunkte wäre auch dagegen nicht viel einzuwenden, wenn dieses Lied wirklich poetisch wäre, was durchaus nicht der Fall ist, und wenn hier mit den alten Göttern zugleich eine hohe Kunstära verloren gegangen wäre, was noch weniger der Fall ist. Aber das Lied wird ja hier nicht vom poetischen Standpunkt gesungen, sondern vom politischen, soll mithin auch nicht poetische Wirkung üben, sondern politische!

Unmittelbar wollte der Redner den Haß des Volkes gegen die Deutschen erregen, weil diese den mächtigen ehstnischen Culturstaat vernichtet hätten, und der Redner will bei seinen Zuhörern offenbar den Gedanken wecken, daß ohne die Deutschen dieser Staat noch bestände. Wie weit diese Idee mit geschichtlicher Wahrscheinlichkeitsrechnung übereinstimmt, darauf brauchen wir unseren Lesern gegenüber nicht weiter einzugehen; wie wenig sie mit den jungehstnischen Declamationen über ihre Kaiserliebe und Reichstreue übereinstimmt, darauf wollen wir später zurückkommen, wobei wir um geduldiges Ausharren der geneigten Leser bitten. Wir können uns bei diesen oratorischen Leistungen des „großen Volksmannes" nicht kürzer fassen, weil diese der Ausgangspunkt und die Grundlage der „nationalen" Bewegung unter den Ehsten sind.

Hier sei nur noch auf die Unredlichkeit des Pseudo-Nationalisten hingewiesen, mit der er ganze sechs Jahrhunderte überspringt. Angenommen, daß das sagenhafte Götterbild am Weißen Meere stand und die Ehsten damit in Verbindung standen; angenommen, daß die Ehsten eine Gesandtschaft zu Theodorich schickten und auf ihren „lichtvollen" Reckenfahrten im Jahre 580 Sigtuna zerstörten und den Bischof Johann von Upsala todtschlugen, so liegt doch zwischen dieser letzten Heldenthat und der Ankunft des Bischofs Meinhard ein Zeitraum von mehr als sechshundert Jahren, aus dem der Redner kein Lebenszeichen des angeblich so mächtigen und hochentwickelten Ehstenreiches anzuführen weiß. Hat er diese Lücke absichtslos übersehen? Schwerlich! Er zählte nur auf die Kritiklosigkeit seiner Zuhörer und seiner Leser und knüpfte zwei Zeitpunkte zusammen, die durch eine so lange Periode und durch die einschneidendsten Zwischenfälle von einander geschieden waren, um die Deutschen als Zerstörer der den Ehsten vindicirten Herrlichkeit erscheinen zu lassen, einer Herrlichkeit, die lange nicht mehr bestand, wenn sie überhaupt jemals bestanden hat.

Die zweite Abtheilung der ersten Rede, von der „Zeit der Finsterniß", leitet Jakobson mit folgenden Worten ein:

„1186 war das unglückliche Jahr, wo der erste „Apostel des Christenglaubens", Meinhard, in unser Land gelangte. Er war von der Stadt Bremen her, deren Kaufleute schon mehrere Jahre mit Livland gehandelt hatten und von dessen Volkes Reichthum daher viel zu reden wußten. Daß die Deutschen unser Land dann erst entdeckt, das ist ein lächerlicher Gedanke, weil sie so ungebildet doch auch nicht waren, daß sie das in allen nördlichen Reichen berühmte Ehstenvolk nicht gekannt hätten."

Obgleich der Redner aus einem Zeitraum von 600 Jahren kein einziges Lebenszeichen von dem „in allen nordischen Reichen berühmten Ehstenvolk" anzuführen weiß, knüpft er gleichwohl die Ankunft des Bischofs Meinhard unmittelbar an die längstverklungene Sagenzeit und speichert aus dieser Sagenzeit unermeßliche Reichthümer auf, die die Deutschen den Ehsten geraubt hätten. Er schildert die ganze Zeit der Ordensherrschaft als die Zeit völliger Rechtlosigkeit, fortdauernder Peinigung der völlig ausgeraubten und zu Sclaven gemachten Ehsten, führt aber doch zugleich an, daß nur „reiche Bauern" (diese bereits eigenthumslosen Sclaven!) sich durch „große Geschenke" von diesen Peinigungen hätten loskaufen können. Daß darin ein organischer Widerspruch liegt, das kümmerte den Redner nicht, und die durch seine Rede fanatisirten Zuhörer merkten es nicht. — Diesen Theil der Rede, der an sich mit jeder ehrenhaften Geschichtsforschung und in sich mit der einfachsten Logik im schneidendsten Widerspruch steht, der alle Gräuel des Krieges, mögen sie in den ersten Zeiten des Kampfes von den Dänen oder in den letzten Zeiten von den Russen begangen sein, ohne Scrupel den Deutschen aufbürdet, schließt Jakobson mit folgenden bewußten Unwahrheiten:

„Daß **diese Zeit die Zeit der Finsterniß des Ehstenvolkes** gewesen, wer will das zur Lüge machen? Was in unserem Volk vom rechten Christenglauben, der sich in Werken der Liebe ausweist, lebend ist, das hat es Alles von chstnischen Brüdern selbst erhalten (!). Namentlich begann das rechte Feuerchen mit den Brüdergemeinden (Herrnhutern) in unserem Lande zu scheinen. Größtentheils alle Männer, die die Geistesbildung unseres Volkes mit feurigem Geist anstrebten und deren Namen bei unserem Volk berühmt sind, waren dieser Gemeinden Glieder und Vorsteher oder deren Söhne. Darum hat man aber diese Gemeinden überall, so viel wie möglich, verfolgt, weil mit ihnen ja der rechte Geist Christi unter das Volk kam, der da sagt, daß vor Gott ein Mensch so viel gilt als der andere.

„Nimm von unserem Volk, was es vom rechten und lebendigen Christenglauben von der Ehsten eigenen Männern, namentlich auch von manchem Gliede der Brüdergemeinden und ihren Zöglingen erhalten, und Du nimmst von ihm den ganzen Christenglauben. Nimm weg, was auf der russischen Kaiser Befehl vor der neuen Zeit der Morgenröthe für seine Schulen gethan, und es hat von diesen keine einzige. Finsterniß, dichte Finsterniß, etwas Anderes wirst Du in unserem Lande unter dem Ehstenvolk nicht finden."

Jedem fällt wohl die warme Theilnahme Jakobson's für die Brüdergemeinden auf, die, entgegen der Geschichte ihrer Einführung in die baltischen Provinzen, zu ehstnischen Schöpfungen und, entgegen ihrer thatsächlichen Wirksamkeit, zu Trägerinnen des werkthätigen Glaubens und der „Geistesbildung", also gewissermaßen der rationalistischen Richtung, proclamirt werden. Bekanntlich wurden die Brüdergemeinden in den baltischen Provinzen unter persönlicher Einwirkung Zinzendorff's gegründet, und ihre oberen Leiter sind bis auf den heutigen Tag Ausländer gewesen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Brüdergemeinden hier sehr viel Gutes bewirkt haben, indem sie durch geistliche Zucht der Rohheit entgegenarbeiteten, die Kirchlichkeit des Volkes belebten und ein ordentliches, arbeitsames Leben förderten. Eben so wenig kann aber geleugnet werden, daß die Brüdergemeinden, namentlich so weit sie unter nationaler Leitung standen, sich hier besonders stark mit dem Geist des Pietismus der späteren Periode verquickten, der die „Geistesbildung" im Jakobson'schen Sinne ausschließt. Es ist auch kein einziger Name aus den Brüdergemeinden bekannt geworden, dessen Träger sich um die intellectuelle Bildung der Ehsten, und nur diese hat Jakobson immer vertreten, irgendwie Verdienste erworben hätte. Ueberhaupt ist kein Name aus den Brüdergemeinden „berühmt" geworden, außer dem Namen Ballohd's, des ersten Förderers der griechisch-orthodoxen Conversion in den baltischen Provinzen. Das ist bezeichnend für den Endzweck der durch diese Reden angeregten Bewegung unter den Ehsten! Jakobson selbst war zwar aus einer herrnhutischen Familie hervorgegangen; dem Geist der christlichen Zucht, den die Brüdergemeinden immer so stark betont haben, war er aber persönlich so sehr entfremdet, daß er sogar sein eigenes Kind in ungeweihter Erde begraben ließ und durch die zuständigen Behörden genöthigt werden mußte, das Fleckchen Erde nachträglich christlicher Ordnung gemäß weihen zu lassen.

„Verfolgt" sind die Brüdergemeinden hier auch niemals worden, wenigstens nicht von Seiten der aus den Reihen der baltischen Ritterschaft hervorgegangenen Autoritäten, sondern haben vielmehr bei diesen die wärmste Fürsprache gefunden, als ihre engeren Gemeinschaften, mit Recht oder mit Unrecht, vor der Staatsregierung in den Verdacht politischer Conventikel kamen. Namentlich haben die Brüdergemeinden bei dem letzten Gouverneur von Ehstland aus den Reihen ehstländischer Ritterschaft die wärmste Theilnahme und Fürsprache gefunden, und Schreiber dieses hat in seiner Jugend selbst der Einsargung eines ehstländischen Edelmannes aus einem der angesehensten und ältesten Geschlechter beigewohnt, die von einem ehstnischen Vorleser der Brüdergemeinde geleitet wurde. Auch unsere evangelischen Pastoren sind den Brüdergemeinden nie feindlich entgegengetreten, sondern haben in ihnen immer achtbare Gehülfinnen der Förderung christlicher Zucht gefunden und anerkannt. Erst als in einigen Brüdergemeinden sich ein Geist gegen die Aufsicht der Landeskirche, die den Organen dieser Kirche gesetzlich zur Pflicht gemacht war, zu regen begann und als dieser Geist durch

Ballohd und seine Anhänger und Beschützer zum sichtbaren Ausdruck gelangte, erst dann entwickelte sich bei den evangelisch-lutherischen Predigern eine sorgenvolle Verstimmung gegen diese abgesonderte Gemeinschaft in den ordnungsmäßigen Gemeinden der Landeskirche. Aber auch dann haben sich die Pastoren bekümmert darüber ausgesprochen, daß sie nicht wüßten, wie sie in ihren räumlich so sehr ausgedehnten Amtsbezirken ohne Beihülfe der Brüdergemeinden auskommen könnten. Dann erst erstanden aber auch den Brüdergemeinden Fürsprecher außerhalb der evangelischen baltischen Ritterschaft und der evangelischen Geistlichkeit unserer Landeskirche. Zu diesen Fürsprechern gehört auch Jakobson, obgleich er sich bis zu seinem Tode äußerlich zur Gemeinde der evangelisch-lutherischen Kirche bekannte. Als trennender Keil im Körper unserer Landeskirche hatten sich die Brüdergemeinden leider einmal schon gebrauchen lassen und bewährt; darum wurden dieselben von Jakobson zu ehstnischen Stiftungen proclamirt, darum wurden sie von ihm, dem Verächter jeder Kirchlichkeit, zu Trägerinnen des „rechten Christenglaubens“ und der „Geistesbildung“ gestempelt und darum ward für sie ein Martyrium erfunden, das ihnen weder von den weltlichen, noch von den geistlichen Autoritäten des Landes jemals auferlegt worden ist. Der Zweck dieser Reden tritt hier klar und voll vor den Forscher der Bewegung: Trennung des ehstnischen Volkes von der Landeskirche und von seinen bisherigen geistigen und wirthschaftlichen Führern, die mit Gottes Hülfe und unter dem mächtigen Schutz des Kaisers in so kurzer Zeit so Großes geleistet hatten. Es hatten andere Kräfte Lust bekommen, die Führerschaft des ehstnischen Volkes zu übernehmen, darum Trennung von den bisherigen Führern, wenn auch auf dem Wege wissenschaftlicher und sittlicher Corruption, wenn auch auf Kosten der geistigen und wirthschaftlichen Entwickelung des Volkes!

Daß diese Glorificationen des Heidenthums und die Verlästerungen der Verkündiger des Christenthums gegenüber einem kritiklosen Volk eine destructive Macht ausüben müssen und eine sittliche Gefahr enthalten, das dürfte schwer abzuleugnen sein. Die hohle Declamation von der zerstörten Herrlichkeit des Ehstenreiches hat eben wohl auch seine schweren politischen Bedenken, nicht sowohl für das russische Reich, das eventuell stark genug ist, eine Handvoll renitenter Nationalisten niederzudrücken, als vielmehr für das ehstnische Volk. Dem einfachen Volk, das aber nicht ohne Leidenschaftlichkeit und ohne Heldensinn ist, wird hier mit glühenden Farben die Herrlichkeit und Macht eines nationalen Reiches geschildert, das allerdings zunächst von den Deutschen zerstört sein soll, über das aber schon seit Jahrhunderten nicht mehr die Deutschen die verlästerte Fremdherrschaft ausüben, sondern die Kaiser des russischen Reiches. Es wird in dem Volk ein leidenschaftliches Streben nach der verlorenen Selbstherrlichkeit, nach dieser „Zeit des Lichtes“ angeregt. Wenn dieses Streben sich aber einmal praktisch bethätigen soll, gegen wen wird es sich alsdann in letzter Linie richten? Doch wohl gegen den thatsächlichen Inhaber dieser Macht, die der nationalen

Selbstherrlichkeit entgegensteht. Dieser Macht ist es ja selbstverständlich ein Leichtes, mit einem Haufen wahnwitziger Schwärmer fertig zu werden, aber in welchem sittlichen und wirthschaftlichen Zustande würde das arme Volk aus diesem ungleichen Kampfe hervorgehen!

Allerdings, unsere sogenannten „Volksmänner" halten zugleich glänzende Reden von ihrer Kaisertreue und ihrer Russenliebe. Aber giebt es wohl ernsthafte Politiker, die in dem Wort eine nachhaltige Gewähr gegen den Rausch finden, der durch wirkliche oder vorgegaukelte Thatsachen bewirkt wurde? Das bloße Lied von der Kaisertreue und der Reichstreue dürfte kein ausreichendes Gegengewicht wider den angeregten Selbstherrlichkeitsschwindel abgeben, und das um so weniger, wenn dieses Lied seinem Gegenstande, der besungenen Treue, nicht Stützen giebt, die auf historischer Wahrheit beruhen, sondern auf Fälschung historischer Thatsachen. Die Wahrheit ist zwar ausgiebig genug zur Grundlage der Kaisertreue und Reichstreue aller baltischen Stämme und Stände, aber die Wahrheit ist nicht ausgiebig zur Verhetzung der Ehsten gegen die Deutschen, der Bauern gegen die Gutsherren, darum wurde sie in diesen „vaterländischen" Reden, darum wird sie noch jetzt in den pseudo-jungehstnischen Declamationen durch Fälschung unserer Heimathgeschichte, durch die systematische Lüge ersetzt.

Um den Beweis für diese Aufstellung zu führen und zugleich die politische Gefahr hervorzuheben, die in diesen verlogenen Expectorationen liegt, setzen wir den dritten Theil der ersten Rede, die ganze Schilderung der „Zeit der Morgenröthe" hierher. Sie ist sehr kurz und lautet:

„Aber die Finsterniß dauert nicht ewig, schon stieg die **Morgenröthe** im Osten auf und verkündet uns helles Licht: unserer russischen **Kaiserlichen Herren** Gnade war diese Morgenröthe. Darum so viel wie Thautropfen der Morgenröthe entgegenglänzen, so viele Freudenthränen glänzen an ehstnischen Augenlidern zur Ehre unseres **Kaisers,** so viele ehstnische Blutstropfen sind bereit, sich für ihn zu vergießen."

Es folgt noch ein recht albernes Gedicht, in dem viel von der vergangenen „Freiheit", „Macht" u. s. w., nicht aber weiter von der Kaisertreue die Rede ist, und damit ist die Schilderung der „Zeit der Morgerröthe" geschlossen.

Nicht wahr, die Apostrophe an den Kaiser klingt recht loyal? Es fehlt aber in dieser überschwänglichen Declamation jeder sittliche Ernst, wie es diesem Gegenstande angemessen wäre, und darum ist sie in ihrer inneren Wahrheitstreue verdächtig. Sehen wir zu, worauf der Redner seine angebliche Kaisertreue positiv gründet, diese angebliche Kaisertreue, die in so grellem Widerspruch zu den Klageliedern über die verschwundene fabelhafte Ehstenherrlichkeit steht. Der Redner hatte kurz vorher gesagt:

„Nimm weg, was auf der russischen Kaiser Befehl vor der neuen Zeit

der Morgenröthe für ſeine (des ehſtniſchen Volkes) Schulen geſchehen, und es hat von dieſen keine einzige."

Das iſt einfach eine Lüge. Lange vorher, ehe ſich die Staatsregierung der Volksſchulen für das Landvolk annahm, waren ſolche von den baltiſchen Gutsherren aus freieſter eigener Initiative gegründet und aus eigenen Mitteln unterhalten worden, und ſie waren von der evangeliſchen Landeskirche mit Eifer und Geſchick geleitet worden, ohne daß irgend ein Geſetz oder „Befehl" ſie dazu nöthigte, ohne daß ihnen irgend ein perſönlicher Vortheil daraus erwuchs. Wann hat denn auch der Kaiſer irgend einem Gutsherrn „befohlen", eine Schule auf ſeine eigenen Koſten zu gründen? Die Dankbarkeit des Volkes zu dem Kaiſer wird hier alſo für Stiftungen wachgerufen, die von den eben noch verläſterten Gutsherren und Paſtoren gegründet und getragen wurden. Der Name des Kaiſers wird von dem verlogenen Hetzer mißbraucht, um die rege Theilnahme der einzelnen Gutsherren und der ganzen baltiſchen Ritterſchaft, der einzelnen Paſtoren und der ganzen evang.-luth. Geiſtlichkeit für die geiſtige Förderung des Landvolkes zu verdecken. Um Haß zwiſchen den verſchiedenen Stämmen und Ständen der Unterthanen des Kaiſers zu ſtiften, dazu wird der Name des Kaiſers frech ausgetrumpft! Wie lange kann denn dieſe „Treue" halten, die auf Fälſchung der Heimathgeſchichte gegründet wurde, wenn dieſer Grund vor der Forſchung der noch jetzt fortſpielenden Heimathgeſchichte nicht Stand hält? Darin liegt die Perfidie und liegt die politiſche Gefahr der ſogenannten „nationalen" Bewegung in den baltiſchen Provinzen, daß zu ihrer Grundlage und zu ihren Motoren hiſtoriſche Corruption und ſittliche Corruption gebraucht werden, daß ſogar der Name des Kaiſers fort und fort mißbraucht wird, um die Agitation zu verdecken und um Haß gegen die leitenden Stände des Heimathlandes zu erregen.

So geſchieht es in Angelegenheiten der Volksſchule, ſo geſchieht es in Angelegenheiten der Aufhebung der Leibeigenſchaft. Nicht als unter dem mächtigen Schutz des ruſſiſchen Reiches und unter der vertrauenden Gnade und der humanen Leitung des Erlauchten Kaiſerhauſes von der baltiſchen Ritterſchaft in treuer Arbeit und in Opferfreudigkeit vollbrachte ſociale Reformen werden dieſe hiſtoriſchen Thaten dem Volk vorgeführt, ſondern als eine von den „ruſſiſchen Kaiſern" den „Deutſchen" abgejagte Beute, und zwar nicht für das Landvolk und die Bauern, ſondern ſpeciell für die „Ehſten". Nicht auch habe das allgemeine Volkswohl nach dieſen Reden die ruſſiſchen Kaiſer in ihrem edlen Streben geleitet, ſondern das Nationalitätsprincip. — Wie wird es, wenn, wie es nicht anders kommen kann, wenn beſſere Kenntniß der Heimathgeſchichte der künſtlich erregten, mit nationaliſtiſchem und ſocialiſtiſchem Haß verquickten und verunreinigten Begeiſterung den Boden entzieht und bei dem Volk, dem Object des gefährlichen Experiments, nur der erregte Großmachtſchwindel, das Sehnen nach der „Zeit des Lichts", übrig bleibt? —

Darnach fragen die haßerfüllten Hetzer zur planloſen Bewegung nach einem

unbezeichneten Ziele nicht. Sie wollen eben nur die Bewegung, die in dieſer Art weder zur Kaiſertreue, noch zur Reichstreue führen kann. Sie wollen einen Sturmlauf gegen die bisherigen Sympathien des Volkes, gegen die beſtehenden ſittlichen intellectuellen und wirthſchaftlichen Errungenſchaften, bevor das, was werden ſoll und werden kann, auch nur in ſeinen Umriſſen feſtgeſtellt iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Aus alter Zeit.

Zwei Balladen.

Von **Chr. Mickwitz** in Reval.

I.

„Seht Ihr den Kampfplatz winken in bunter Fahnen Zier?
„Geöffnet ſteh'n die Schranken zu blutigem Turnier!
„Heut' gilt es zu erringen den allerreichſten Lohn:
„Die junge Königstochter und Norweg's alten Thron!"
Der Herold hat's gerufen; Ihr Edlen rings im Kreis,
Wagt Keiner denn ſein Leben an ſolchen hohen Preis?
Da reiten in die Schranken der edlen Ritter zwei,
In Stahl gehüllt die Glieder und nur das Antlitz frei.
Der erſte ſchönheitſtrahlend in lichter Locken Gold,
In friſcher Jugend blühend das Antlitz, zart und hold.
Der and're bleich und düſter, umwallt von grauem Haar,
Geſtählt die ſtarken Arme in Kampf und in Gefahr.
Der ſchauet voll Verlangen empor zum leeren Thron:
Den will er ſich erringen mitſammt der güld'nen Kron'.
Der erſte aber blicket zur Jungfrau auf voll Leid,
Dann legt er ein die Lanze und harret kampfbereit.
Da tönt des Herolds Zeichen, ſtill wird es auf dem Plan,
Und nur die Beiden ſtürmen wild durch die weite Bahn.
Ein Dröhnen und ein Krachen, es klirren Schild und Speer,
Hoch bäumen ſich die Roſſe und *Eines* Roß ſteht leer.
Da liegt der blonde Ritter durchbohrt auf blut'gem Grund,
Verloren Lieb' und Ehre, die Bruſt zum Tode wund.
Noch einmal ſucht ſein Auge ihr holdes Angeſicht,
Da ſieht es, wie ſie zittert — und leuchtet auf und bricht. — —

Dem Sieger ward die Krone, — ihn ſenkten ſie in's Grab,
Sie warfen friſche Kränze und Blumen ihm hinab.
Die Braut ſtand bleich daneben, kein Laut ſprach, was ſie litt:
Ihr Leib gehört dem Sieger, ihr Herz begrub man mit.

II.

Es heult und tobt der ſauſende Sturm,
Kurt Holger liegt in dem tiefen Thurm,
Die Schläfen hämmern und pochen.
Durch's ſchmale Fenſter irrſchwankend bricht
Mit Schatten wechſelnd des Mondes Licht, —
Kurt Holger's Augen gewahren's nicht,
Sie ſind ihm beide durchſtochen.

Der beſte Schütze im nordiſchen Land,
So weit ein Arm den Bogen ſpannt,
Der kühnſte von allen Mannen,
Der tapferſte Streiter in jeder Schlacht,
Der ſchnellſte Jäger auf jeder Jagd,
Er liegt jetzt umfangen von ewiger Nacht,
Kann nimmer den Bogen ſpannen.

Schwer hat König Askold ſich gerächt,
Weil Holger, der Kühne, ſich ſtolz erfrecht,
Zu Irmgard die Augen zu heben, —
Zu Irmgard, der ſchönen Grafenmaid,
Der herrlichſten Jungfrau weit und breit,
Der glühend der König ſelbſt geweiht
Sein herbſtlich alterndes Leben.

Und aus dem prächtigen Königsſaal —
Kurt Holger lauſcht in bitterer Qual —
Da tönet Flöten und Geigen.
Da lodern die Fackeln in röthlichem Glanz,
Da ſchlingen die Paare den feſtlichen Tanz,
Da führt König Askold im Myrthenkranz
Schön Irmgard im bräutlichen Reigen.

Und plötzlich verſtummt der Geigen Ton,
Und König Askold beſteigt den Thron
Und winkt ſeinem Waffenträger:

„Hinunter eile in ſchnellem Lauf
„Und ſchließe die Thore des Kerkers auf
„Und führe zum Hohn den Gefang'nen herauf,
„Kurt Holger, den kecken Jäger!"

Und wie der Blinde mit ſchwankem Schritt
Die weite Königshalle betritt,
Erhebt König Askold die Stimme:
„Du ſtolzer Jäger, deß ſchneller Pfeil
„Im Flug überholt des Windes Eil',
„Verſuche doch jetzt Dein Schützenheil,
„Dich zu löſen von meinem Grimme.

„Merk' auf, wie des Waffenträgers Hand
„Den Schild berührt an der fernen Wand,
„Hörſt Du die Wölbung ſchallen?
„So nimm den Bogen und ſpann' ihn mit Kraft,
„Und triffſt Du den Schild mit gefiedertem Schaft,
„Dann magſt Du, ledig der ſchweren Haft,
„Noch heute von dannen wallen!"

Und ſchnell Kurt Holger den Bogen erfaßt
Und ſpannt ihn ſtark mit ſtürmiſcher Haſt,
Erfüllt von frohlockendem Hoffen.
Und eh' noch des Königs Wort verhallt,
Da ſauſt der Pfeil ſchon mit wilder Gewalt
Zum Platz, woher ſeine Stimme geſchallt,
Und hat ihn in's Herz getroffen.

Das Schamanenthum bei den Mongolen.

Von **Heinrich v. Paucker** in Reval.

In den letzten zehn Jahren ſind unſere Kenntniſſe von den mittelaſiatiſchen Ländern, die an die ruſſiſchen Beſitzungen grenzen, bedeutend vermehrt worden. Nachdem ſich die ruſſiſchen Forſcher mit Turkeſtan und den anliegenden Chanaten bekannt gemacht, wandten ſie ihre Aufmerkſamkeit den Gegenden zu, die an den Grenzen Chinas liegen, beſuchten die Mongolei, das weſtliche China, Nord-Tibet, alles Länderſtrecken, in denen bisher noch nie der Fuß eines Europäers, beſonders eines gebildeten, geweſen war. Größtentheils wurden dieſe Expeditionen auf Initiative und mit Unterſtützung ſeitens der Kaiſerlichen ruſſiſchen geographiſchen Geſellſchaft unternommen, welche, wie bekannt, unter anderen Zielen ihrer fruchtbringenden Thätigkeit ſich auch die Erforſchung des mittleren und nördlichen Aſien geſetzt hat. Ihrer Munificenz hat die Wiſſenſchaft die drei bemerkenswerthen Reiſen des Oberſten Przevalſki zu verdanken, und ebenſo iſt die Forſchungsreiſe G. N. Potanin's nach der nordweſtlichen Mongolei in ihrem Auftrage unternommen worden.

Als ein Theil des chineſiſchen Reiches, welches eng an die ruſſiſchen Beſitzungen angrenzt, wurde die Mongolei beſtändig ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wohl beſucht, doch erſt im Beginn des gegenwärtigen treffen wir ausführlichere Nachrichten von den Chalcha-Mongolen und des von ihnen bewohnten Landes in den Werken eines Timkowſki, des Prieſters Hyacinth (отецъ Іоакинѳъ) und Anderer. Im Laufe der Zeit wurden dieſe Nachrichten durch andere Mittheilungen, und zwar der ruſſiſchen Miſſion in Peking, der Conſuln, Kaufleute u. ſ. w., ergänzt. Die Orientaliſten erlernten die mongoliſche Sprache, ſtellten ein Wörterbuch und eine Grammatik zuſammen und ſammelten alles auf die Geſchichte dieſes Volkes Bezügliche, ſo daß man nach den Aufzeichnungen der Reiſenden und den Beobachtungen der Topographen ſich einigermaßen eine Vorſtellung von dem Relief, dem Charakter der Gegend und ihrem Klima machen konnte. Doch waren alle dieſe Daten noch lange nicht genügend zu einem anſchaulichen und feſten Bilde von dieſem breiten Gürtel von Wüſten, Steppen und Tafelländern, die Mittelaſien, von Turkeſtan bis zur Mandſhurei, durch-

ziehen. Dabei betrafen alle diese Nachrichten nur Ost-Mongolien und waren hauptsächlich auf dem schon breit getretenen Wege von Kjachta über Urga bis nach Kalgan gesammelt worden, während die westlichen Gegenden und die Mitte Mongoliens immer noch eine terra incognita blieben. Ausführlichere Daten haben wir erst in den letzten zehn Jahren, dank den Expeditionen von Przevalski, Pjassezki und Potanin. Indem wir diese drei Namen in eine Reihe stellen, sind wir weit entfernt, allen dreien gleiche Verdienste zuzuschreiben oder zu behaupten, daß die Resultate ihrer Forschungsreisen für Geographie und Ethnographie dieselben seien; dessen ungeachtet ist es einem jeden dieser Reisenden vergönnt gewesen, Gegenden zu besuchen, von denen bisher nur sehr mangelhafte Nachrichten existirten, und sind deshalb die von ihnen gesammelten Daten immerhin werthvoll. Die Reisen Przevalski's, besonders die erste, deren Resultate am meisten bearbeitet sind, machten uns mit den physisch-geographischen Bedingungen des östlichen und mittleren Mongolien bekannt und gewährten uns reiche naturwissenschaftliche Schätze und Beobachtungen über das Leben der höheren Thiergattungen. Die Bewohner dieser Landstriche entgingen ebenfalls der Beobachtung des energischen Reisenden nicht, und die von ihm gesammelten Nachrichten über das Leben der Mongolen und Tanguten verdienen alle Aufmerksamkeit. Przevalski besitzt überhaupt das Talent, die am meisten charakteristischen Züge der von ihm besuchten Gegend im Fluge zu erhaschen, seine Eindrücke damit zu combiniren und sie in anziehender, populärer Form wiederzugeben, ohne sich dabei in Kleinigkeiten zu verlieren, aber dabei geizt er sehr mit Details, welche außerhalb seiner persönlichen Erfahrungen liegen. Was das Ethnographische, den Typus, das häusliche und geistige Leben und die Anschauungsweise, die Alterthümer der von ihm besuchten Völker anbetrifft, so beschränkt sich Przevalski meistens nur auf dasjenige, was ein jeder oberflächliche Besucher unmittelbar wahrnehmen kann, der nicht tiefer in die Anschauungsweise eindringt und sich nicht auf eine Untersuchung der Aehnlichkeit und Unterschiede derselben mit anderen Völkern einläßt. Hinsichtlich Pjassezki's wäre zu bemerken, daß die zwei Bände seiner Reisebeschreibung eigentlich nichts Anderes sind, als das Tagebuch eines wißbegierigen Touristen, der alle Begebnisse, die ihm auf der Reise zugestoßen sind, emsig zusammenträgt, ohne jedoch eine genauere Kenntniß des Volkes und des Landes anzustreben. Der Umstand jedoch, daß der Verfasser Lan Tschou am Chuan-che besucht und von dort auf bisher vollkommen unbekannten Wegen über Ssu-Tschou, Chami, Barkal, Gutschen bis zum Ssaigan-Posten vorgedrungen ist, verleiht seinem Werk diejenige Bedeutung, daß es die erste und hinsichtlich einiger Punkte sogar die einzige, wenngleich sehr oberflächliche Quelle für die Kenntniß jener Gegenden ist. Wie Przevalski, so verblieb auch Pjassezki nicht längere Zeit in der Mongolei, sondern Beide durchwanderten sie mehr oder weniger im Fluge und hatten daher auch weder die Muße, noch die Möglichkeit einer genaueren Bekanntschaft, während es dagegen Potanin vergönnt war, anderthalb Jahre auf seinen Besuch der nordwestlichen Mongolei zu verwenden, indem er dabei naturwissenschaftliche Collectionen

ſammeln und phyſikaliſche und ethnographiſche Unterſuchungen und Beobachtungen anſtellen konnte. Nach Potanin hat auch Przevalſki auf ſeiner dritten Reiſe theilweiſe dieſelben Gegenden beſucht, und zwar über Bulun-Togoi, den Fluß Urungu hinauf über die Oaſe Chami. Welche Vorzüge auch das Werk Przevalſki's hat, ſo läßt es doch, was Ethnographie, Alterthümer, die Kenntniß der Handelsverbindungen anbetrifft, dasjenige von Potanin nicht überflüſſig erſcheinen.

In einer Hinſicht jedoch wird das Werk Przevalſki's dasjenige von Potanin immer übertreffen, und der letztere Autor geſteht es ſelbſt zu, daß es nur die nackten topographiſchen und ethnographiſchen Thatſachen enthält und den Leſer nicht anſchaulich genug mit dem ganzen Charakter und den typiſchen Erſcheinungen der Natur bekannt macht. In ſeiner Vorrede ſpricht Potanin von der Nothwendigkeit und dem Nutzen einer mehr populären Behandlung des Gegenſtandes, aber erklärt zugleich, daß er ſeine Kräfte nicht für ausreichend zur Erreichung dieſes Zieles halte, daß dazu vielmehr eine größere Kenntniß des Landes ſelbſt und der einſchlägigen Literatur gehöre, und hofft ſich in der Folge an dieſe Arbeit zu machen, doch vorläufig beſchränke er ſich auf die Herausgabe ſeines „Tagebuches“ und der „Materialien zur Völkerkunde“. Uns ſcheint es jedoch, daß er auch in dieſen ſpeciellen Capiteln mehr allgemeine Bemerkungen und Schlüſſe hätte geben können; doch das betrifft nur die Methode, die ja in jedem wiſſenſchaftlichen Specialwerke nur immer Nebenſache iſt.

Unter der Mongolei verſteht man, wie bekannt, den ungeheuren Strich von Wüſten und Steppen, welcher im Oſten am Chingan-Gebirge, das Mongolien von Mandſhurien trennt, ſich in gewaltiger Ausdehnung nach Südweſten bis zum Fuße des Küen-lün hinzieht. Im Norden und Süden iſt dieſer Strich von Gebirgen begrenzt, die ihn zum Theil auch von Weſten einſchließen und ſo eine natürliche Grenzſcheide für klimatiſche Erſcheinungen bilden und zugleich anzeigen, daß die Erde hier dereinſt ein umfangreiches Waſſerbaſſin oder Meeresboden geweſen iſt. Von Weſten ziehen ſich einige Gebirgsketten, wie der Tannu-Ola, Chingan, Altai und Thian Schan in die Grenzen Mongoliens und rufen eine größere Mannigfaltigkeit hervor, wie im Relief des Landes, ſo auch in ſeiner Bewäſſerung und folglich auch im Charakter der Vegetation und der Fauna. Das zwiſchen hohen Gebirgen eingeſchloſſene Mongolien iſt ſelbſt ſchon ein Hochplateau, deſſen mittlere Höhe gegen 3000′ beträgt, ſich in den Thalkeſſeln bis auf 2000′ ſenkend und auf den Anhöhen bis 5500′ und mehr ſich hebend. Das öſtliche Mongolien oder das Land der Chalcha-Mongolen iſt, wie ſchon geſagt, früher als die übrigen Theile desſelben erforſcht worden. Es beginnt im Norden mit Bergketten, die ſich auf 300 Werſt von Kjachta bis Urga hinziehen und den Charakter der beſſeren Gegenden am Baikal mit reicher Bewäſſerung und Vegetation tragen. Jenſeits Urga's nach Südweſten folgt eine Steppengegend, die ſich auf ungefähr 200 Werſt hinzieht und allmählich in die unfruchtbaren Ebenen der Wüſte Gobi übergeht, welche letztere ſich bis zur Grenze des eigentlichen China, ſtellenweiſe bis hart an die berühmte „chineſiſche

Mauer", ungefähr auf 900 Werst erstreckt. Zuweilen trifft man hier auf Berg- oder Hügelketten, welche sich einige 100' über die umliegenden Ebenen erheben, und deren Thäler und Schluchten von Flüssen eingenommen werden, die übrigens nur im Sommer während großer Regen vorhanden sind. Der Boden der Gobi besteht aus einem grobkörnigen, röthlich hellen Kiessande und kleinem Geröll, mitunter auch aus Flugsand, welcher übrigens in den südlichen Theilen der Wüste, besonders in Ordos längs dem Chuan-che und namentlich noch westlicher in Ala-Schan vorherrschend ist. Die Wüste von Ala-Schan, die den südlichsten Theil der Gobi ausmacht, westlich von dem mittleren Laufe des Chuan-che, ist nach der Meinung Przevalski's der Boden eines dereinstigen Binnenmeeres; auf einige Hunderte von Werften zieht sich nackter Flugsand hin, der nur hin und wieder durch Flächen von salzhaltigem Lehm oder Kiesel unterbrochen ist; die äußerst geringe Vegetation enthält nur einige Arten verkrüppelter Gesträuche und Gräser; auch die Fauna ist eben so kärglich, nur Eidechsen kommen hier in großer Menge vor. Ala-Schan liegt fast unter demselben Meridian wie Urga mit seinen Umgebungen, doch der Landstrich, der beide von einander theilt, ist die wüsteste Gegend der mittleren Gobi.

Die diese Gegenden bewohnenden Völker sind entweder mongolischer Race, wie die Chalchas, Djurbjuten, Baiten, Kobdoschen Urjanchaizen oder Uranga, und Torguten, oder türkisch-tatarischer Race wie die Kirgisen, Tangnu-Urjanchaizen, Sarten und Kotonen, und bekennen sich größtentheils zum Lamaismus, d. h. zu einem reformirten Buddhaismus. Natürlich hat der Lamaismus dem früheren Glauben der Eingeborenen manche Concession machen müssen, und es sind viele Gebräuche aus dem alten Schamanismus in den Lamaitischen Gottesdienst übergegangen. Eine Besonderheit, wie sie sich hier herausgebildet hat, sind die Gygéns, lebende Heilige oder Gottmenschen oder nach Klöden eine Incarnation des Buddha. Klöden nennt sie übrigens alle Chutuchtu und kennt ihrer 16, während nach Potanin der Gattungsname für die männlichen Heiligen Gygén und für die weiblichen Darichu ist und Chutuchtu oder Chuuchun-Chutuchtu nur der in Kobdo residirende Gygén ist. Potanin führt auch noch an, daß derselbe, der Meinung des Volkes nach, an einem Tage ein Mann, am anderen ein Weib sei und sich nur von Branntwein nähre. Ein anderer (Potanin nennt überhaupt 8 Gygéns und 2 Darichus), der Tsagan-Gygén oder „Weiß-Gottmensch", den der russische Offizier Matussowski 1873 besucht hat, hat nach dem Glauben der Torguten die Schlüssel zum Himmel und zur Erde in den Händen. Matussowski beschreibt den damaligen Tsagan-Gygén als einen Mann von etwa 40 Jahren, mittleren Wuchses, kräftiger Gestalt und einem ernsten und intelligenten Gesichte. Er bewies in seiner Unterhaltung viel Witz und Geistesgegenwart.

Neben dem Lamaismus haben sich bei den Mongolen ebenso wie bei den Kirgisen neben dem Islam auch noch Spuren des Schamanismus erhalten. Den Anhängern des Schamanismus ist nach Klöden's Angabe der Himmel die höchste

Gottheit, der alle Geister untergeordnet sind, dann folgt die Erde, dann Sonne, Mond, Sterne, Berge, Flüsse und kurz, alles Ungewöhnliche. Zwischen Himmel und Erde stehen die von ersterem erschaffenen Geister, welche nach Gefallen den Menschen Gutes und Böses zufügen; das Feuer gilt als Symbol des Himmels für besonders heilig. Die auf den Menschen einwirkenden Geister heißen nach Klöden Tengri oder Tegri, nach Potanin Ongod, während bei Klöden eine Gattung niederer Geister so genannt wird; sie wohnen in der Luft, im Wasser, auf den Bergen u. s. w. Es giebt ihrer unzählige, und durch die Seelen verstorbener Schamanen und berühmter Menschen wird ihre Zahl immer größer. Beständig böse Geister sind die Elie, Dämonen in Vogelgestalt, deren Erscheinen Unheil verkündet, Adda, welche Krankheiten versenden und rasende Leidenschaften erwecken, Albin, die den Wanderer in der Steppe irreleiten, und Kyltschin, die durch Annahme gräßlicher Gestalten Schrecken einjagen.

Die Benennung „Schaman" wird aus dem Indischen vom Worte „Sramana" abgeleitet und bedeutet: Büßer, Einsiedler oder auch nach Klöden „Streiter". Bei den mongolisch sprechenden Völkern heißen sie Böö, und die weiblichen Schamanen Utagan oder Utagyn, welcher Name übrigens auch das Sternbild des großen Bären bezeichnet. Die türkisch-tatarischen Altai-Völker nennen sie Cham, und die Kirgisen Baksy. Sie sind, wie gesagt, Priester eines Cultus von Naturgottheiten und stehen nach ihrer Meinung mit denselben durch übernatürliche Kräfte in Verbindung. Durch dieselben erlangen sie auch die Gabe der Weissagung und das Heilen von Krankheiten.

Während des Gottesdienstes, wenn man ihre Beschwörungen und Zauber-Ceremonien so nennen kann, entflieht nach der Ansicht der Kobdoschen Urjanchaizen die Seele des Schamanen auf einem Rosse, welches sinnbildlich durch die Trommel angedeutet wird, in das Geisterreich, und je lauter und geller der Ton derselben ist und je schneller die Trommel gerührt wird, desto schneller geht der Ritt. Die Tangnu-Urjanchaizen glauben dagegen, daß während der Ceremonien die Seele des Schamanen einschlummert und die Geister auf Geisterpferden, d. h. der Trommel, in den Körper einziehen. Außer den Schamanen giebt es bei den Kirgisen und den mongolischen Völkern noch eine niedere Klasse von Zauberern, Duana, Duchana oder Duvana, die Potanin nicht gesehen hat, aber welche Sewertzow in seinem Aufsatze „Erforschung des Tian-Schan's Gebirgssystems 1867" (Deutsch in Petermann's Mittheilungen, Jahrgang 1875) als vollständige Blödsinnige oder Irrsinnige beschreibt, die, in Lumpen gehüllt, unter dem Anschein geistlicher Handlungen allerhand Narrenspossen treiben.

Die Schamanen halten sowohl regelmäßige, öffentliche Gottesdienste, zu denen sie am 9., 19. und 29. eines jeden Monats in ihrer eigenen Jurte verpflichtet sind, als auch private je nach den Bedürfnissen ihrer Stammesgenossen in deren Zelten. Potanin hat den regelmäßigen, öffentlichen Gottesdiensten des Schamanen Tabyn-Sachal in Kobdo und der Schamanin Naidyk bei den Tangnu-Urjanchaizen beigewohnt.

Nach dieſer kurzen Einleitung komme ich jetzt zu den gottesdienſtlichen Gebräuchen der Schamanen, und habe ich dieſelben hauptſächlich dem II. Theile des Werkes von Grigori Nikitiſch Potanin entlehnt.

Das Schamanenthum hat ſich in dem von Potanin beſuchten Nordweſt- (Weſt-) Mongolien am beſten bei den tatariſch ſprechenden Tangnu-Urjanchaizen bewahrt, ebenſo auch bei den Kobdoſchen Urjanchaizen, die die mongoliſche Sprache beibehalten, und Potanin hatte in Kobdo Gelegenheit, einer ſolchen gottesdienſtlichen Feier beizuwohnen. Bei den Chalcha-Mongolen hat der Reiſende keine Schamanen zu Geſicht bekommen und erhielt überall, wo er ſich nach ihnen erkundigte, die Antwort, daß in der ganzen Umgegend keine zu finden ſeien.

Die Trommel oder das Tamburin, bei den Mongolen Bar genannt, iſt elliptiſch und beſteht aus einem Holzreif mit darüber geſpannter Haut, der Reif wird durch zwei ſich kreuzende Holzſtäbe aus einander gehalten, von welchen letzteren der eine etwas länger iſt und als Griff dient. Die Holzſtäbe haben, wie Potanin es ſelbſt in Kobdo geſehen hat, menſchliche Geſtalt und zeigte der längere der beiden Querſtäbe an der Trommel des Tabyn-Sachal in Kobdo am oberen Ende ein menſchliches Geſicht; zwei kleine Blechplättchen waren an Stelle der Augen angebracht, und eine viereckige Kupferplatte verſah die Stelle des Bartes. Zu beiden Seiten des Geſichts hingen zwei Metallſtreifen herab, die Ohrgehänge vorſtellen ſollten, und die Figur hatte außerdem noch eine herzförmige Kupferplatte als Herz auf der Bruſt. An dem kürzeren Querſtabe hingen einige Metallſtücke in der Art der Stricknadeln unſerer Damen und brachten beim Rühren der Trommel einen klingenden Ton hervor. Der Schamane bearbeitete ſeine Trommel mit einem Schlägel, der Maljä oder Peitſche genannt wird, denn die Trommel bedeutet, wie ich ſchon angeführt habe, das Pferd, auf welchem der Prieſter in's Geiſterreich reitet, und der Schlägel die bei allen Mongolen gebräuchliche Peitſche. Zum Gottesdienſte legt der Schamane ein beſonderes Kleid mit Aermeln und eine beſondere Mütze an; von außen ſind am Rocke, der Mandſyk heißt, vorn, hinten und an der Seite eine Menge dünner Streifen aus chineſiſchem Baumwolle- oder Seidenzeug in allen möglichen Farben angenäht, ebenſo auch an den Aermeln von der Schulter bis zum Ellenbogen. Auf den Rücken an den Schulterblättern ſind zwei Kupferplatten von ungefähr 2 Werſchok im Durchmeſſer und einige Bündel eiſerner Nadeln befeſtigt. Seine hohe cylinderartige Mütze nannte der Schaman Abugulda, welche mit einem Stoffe von gelber, d. h. heiliger Farbe überzogen war und am Rande verſchiedene Schmuckgegenſtände, wie: ein Götzenbild, ein rundes Blechſtück mit dem heiligen Drachen in erhabener Arbeit, Kaurimuſcheln, Perlmutterſtücke, Korallen, Münzen und Schellen, hatte. Am hinteren Rande der Mütze hing ein langer Zeuglappen, der mit Eulenfedern beſetzt war, herab; daher machte er auch beim düſteren Scheine des brennenden Wachholderhaufens bei den Tanzbewegungen des Schamanen ganz den Eindruck eines unruhig flatternden Vogels.

Der Schamane in Kobdo, Tabyn-Sachal, machte ſehr ſchnell ſeinen Gottes-

dienst ab. Vor dem Beginn seiner Ceremonien machte er ein mächtiges Feuer aus dürrem Reisig an, schüttete dahin Wachholderbeeren und Zweige und zündete eine Talg-Lampe vor den Burchans oder buddhistischen Götzenbildern an. Unterdessen mußten diejenigen, welche ihr zukünftiges Schicksal erfahren wollten, auf die Trommel ihre Gaben legen, die aus Chadak, d. h. Lappen aus blauem Seidenzeuge oder zerschnittenen Silberstücken bestanden. Die letzteren cursiren unter den Mongolen als Scheidemünze. Dann setzte er sich auf einen Filzteppich an der rechten, d. h. westlichen Seite der Jurte, mit dem Gesicht nach Osten, dem Aufgange der Sonne, und berührte in langsamen Schlägen das Tamburin, wobei er verschiedene Beschwörungsformeln sang. Sein Gesicht konnte man dabei nicht sehen, da er es beständig mit der Trommel verdeckte. Die zweite Hälfte des Gottesdienstes bestand aus tanzförmigen Bewegungen und krampfhaften Verrenkungen der Glieder unter dem beschleunigten Tacte auf dem Tamburin, schon in dem Zelte; beim Tanzen hielt sich der Schamane immer mit dem Gesichte zur Thür des Zeltes, während er dem Feuer den Rücken wendete. In dieser selben Lage setzte er sich darauf vor die Thür des Zeltes und begann zu weissagen. Nach Beendigung der Ceremonien zog Tabyn-Sachal seine Kleidung aus und hing das Tamburin an die rechte Seite des Gitterwerkes im Zelte, neben dem Götzenbilderschrein; über dem Platze der Trommel waren drei runde Blechplättchen, Tengriin Toli, angebracht, die der Priester Burchany oder Götzen nannte.

Länger und mannigfaltiger war der Gottesdienst bei dem weiblichen Schamanen Naidyk in Osindsilik im Lande der Tangnu-Urjanchaizen.

Die Trommel Naidyk's hing ebenfalls an der rechten oder westlichen Seite des Zeltes, rechts von dem reichen Götzenbilderschrein; überhaupt war das Zelt Naidyk's geräumiger und reicher geschmückt, als die Zelte ihrer Stammesgenossen, was wohl zum Beweise dienen kann, daß hier die Schamanen sich bei ihrem Handwerk gut stehen und große Achtung genießen. Links von der Zeltthür hingen verschiedene Lappen von blauem Seidenzeuge (Chadak). Die drei Blechplatten waren hier nicht zu sehen. Die Trommel war rund, aber nicht, wie beim Kobdoschen Schamanen, elliptisch. Der längere Querstab, der zugleich als Griff diente, war in seiner ganzen Ausdehnung mit Schnitzarbeit und einem Bündel Bandstreifen versehen, am kürzeren Querstabe waren eine Menge eiserner Nadeln (Kungurá) angebracht. Der Schlägel hatte die Form einer Schaufel mit einem kurzen Stiele. Die äußere Seite der Schaufel war mit dem Felle vom Altai-Steinbock, die rauhe Seite hinauf, überzogen, während über der Vertiefung der inneren Seite ein Drath mit eisernen Ringen, welche die Stelle von Schellen versahen, gespannt war. Die priesterliche Kleidung der Naidyk bestand aus einem Ueberrocke, einer Mütze und Stiefeln. Der Rock, in der Sprache der Tangnu-Urjanchaizen T e r i g genannt, reichte bis an die Kniee und war mit allerhand bunten Tuchstreifen, die bis über die Kniee reichten, um den Gürtel herum benäht. Unter diesen Streifen, die nach der Meinung der Mongolen Schlangen

bedeuten, ſind eine Menge ſchmaler Riemen aus Rehleder genäht, deren zum Knoten geſchürzte Enden unter den Streifen hervorlugen. Der mittelſte Tuchſtreifen hinten hat am oberen Ende zwei Ausläufer, die die ſechsköpfige Schlange Amyrgá darſtellen ſollen. Auf dem Rücken zwiſchen den Schulterblättern iſt eine Reihe eiſerner Stäbe von der Länge und Dicke eines Fingers angebracht, auf den Schultern befinden ſich Büſchel von Eulenfedern. Die Mütze der Naidyk hatte einen rothen Rand, welcher in zwei Reihen mit Kauri Muſcheln beſetzt war und von welchem einige Bandſtreifen auf das Geſicht und zwei breitere auf die Wangen herabhingen. Der Boden der runden Mütze war von einem Kranze von Eulenfedern umgeben, die ihr das Ausſehen eines Diadems gaben. Außerdem gehörten noch Stiefel aus Rehleder zum Koſtüme, doch zeichneten ſich dieſelben durch nichts Beſonderes aus. Die Ceremonien begann Naidyk ebenſo, wie ihr Genoſſe in Kobdo, mit dem Werfen von Wachholderzweigen in das auf dem Herde brennende Feuer und mit dem Ankleiden. Der gewöhnlich auf dem Herde befindliche Dreifuß, ſowie auch alle eiſernen Geräthe, waren aus dem Zelte entfernt worden. Bevor von der Trommel Gebrauch gemacht wurde, wurde dieſelbe über dem Herdfeuer im dicken Rauche erwärmt, damit ſie einen lauteren Ton gebe. Die Mutter der Schamanin half derſelben ſich anzukleiden, bediente ſie und warf abwechſelnd Wachholder auf das Feuer oder ſpritzte mit einem hölzernen Löffel Milch in's Feuer oder an die Decke des Zeltes. Nachdem das Ankleiden beendet war, nahm Naidyk die Trommel und probirte, ſie über dem Feuer haltend, den Ton; darauf ſtellte ſie ſich an die rechte Seite der Jurte mit dem Rücken zum Feuer und dem Geſichte gegen die ſeidenen Lappen, alſo gegen Nordweſten gerichtet, und fing an das Tamburin zu ſchlagen, indem ſie es in der linken Hand hielt. Von den Schlägen fielen zwei ſchnell nach einander auf den rechten Rand der Trommel, wobei die Schamanin dieſelbe am linken Schenkel hielt; darauf warf ſie das Inſtrument mit einer geſchickten Bewegung auf den rechten Schenkel und ſchlug einmal langſam auf den linken Rand. Zugleich mit den Schlägen bewegte Naidyk im Tacte der Schläge ihren Körper, der ſich drehte und wand wie im Veitstanze, wobei jedoch die Füße unbewegt blieben. Beſonders heftig bewegte die Schamanin den Kopf im Tacte der Schläge, zuweilen ließ ſie ſich wie ermattet nieder und ſang Beſchwörungsformeln. Die Melodien derſelben waren wehmüthig, jedoch nicht unangenehm, und bildeten einen ſchneidenden Contraſt mit dem betäubenden Raſſeln der Trommel und den wilden Bewegungen des Tanzes. Am Ende einer jeden Strophe ſchlug ſie einmal auf das Tamburin. Die Beſchwörungen wurden häufig durch unarticulirte Laute, die die Ankunft der Geiſter andeuten ſollten, unterbrochen. Bald ſchnaubte Naidyk wie ein Pferd, bald ahmte ſie das Wiehern eines Roſſes oder das Geſchrei des Kuckucks nach. Nach einiger Zeit trat die Schamanin in die Thür und ſetzte dort ihre Beſchwörungen fort, darauf ging ſie in's Freie, wo vor der Thür des Zeltes ein Filzteppich ausgebreitet war, und ein Bruder der Schamanin ein weißes Roß am Zügel hielt. Der Kopf des Roſſes war zur Thür gerichtet, und vor

demſelben ſtand ein Dreifuß mit brennendem Wachholder. Zuerſt vollzog Naidyk ihre Ceremonien auf dem Teppich, wobei ſie wieder krampfhaft ſich bewegte und auf einem Fuße ſich in die Runde drehte, ſo daß die Bänder fächerartig um ſie herflogen. Die Schamanen der Djurbuten und Chalchas drehen ſich mit der Sonne, während die Schamanen der Urjanchaizen ſich gegen die Sonne drehen. Darauf näherte ſich Naidyk unter beſtändigem Rühren der Trommel von der linken Seite dem Roſſe, welches dem Anſcheine nach ſchon an dieſes Spiel gewöhnt war, und nur zuweilen ſchnaubte. Während des Zauberns beim Pferde hielt die Mutter der Schamanin demſelben brennenden Wachholder vor das Maul oder beſpritzte es mit Milch, indem ſie nach jedem Beſpritzen auf den Filzteppich vor dem Zelte ſich auf die Knie warf und dem Pferde eine Verbeugung bis zur Erde machte, wobei ſie die Hände an die Stirn legte. Nach Beendigung ihrer Ceremonien ging Naidyk rückwärts wieder in das Zelt und dort, immer mit dem Rücken gegen das Feuer, blieb ſie vor den vorerwähnten Zeuglappen ſtehen, worauf ſie ſich ganz beruhigte. Dann warf ſie den Schlägel dreimal einem jeden der Zuſchauer an die Knie, indem ſie ſich ihnen näherte und ſich bemühte, mit dem Rücken gegen das Feuer zu bleiben. Ein jeder, dem der Schlägel zugeworfen wurde, ſah zuerſt nach, mit welcher Seite derſelbe oben lag, führte ihn dann an ſeine Stirn, wie es die Mongolen mit allen heiligen Geräthſchaften machen, und gab ihn dann der Schamanin zurück. Die herausgebogene Seite gilt als Unglück, während die vertiefte Seite Glück bedeutet. Gemäß dem, wie der Schlägel gefallen war, begann Naidyk jetzt zu weisſagen, indem ſie ihre Prophezeihungen nach einer leiſen klagenden Melodie abſang. Nachdem alle, ſogar ſechs- bis ſiebenjährige Kinder, befriedigt waren, ſtellte ſich die Schamanin wieder vor die Lappenſammlung, und hier begann ihre Mutter langſam das Abnehmen der Prieſterkleidung, wobei Naidyk krampfhaft hin- und herzuckte, ſtöhnte und dann mit immer leiſerer und leiſerer Stimme in ihrem Geſange fortfuhr, bis ihr der letzte Stiefel ausgezogen war.

Potanin giebt in ſeinem Reiſewerke auch die Anfangsworte einiger Beſchwörungsformeln, wie z. B. „Du ſechsköpfige und goldhäuptige Schlange Amyrga, die du das Waſſer an den Quellen der Sturzbäche trinkſt, über die Gipfel der Berge ſchreiteſt“ u. ſ. w. oder: „Mit der Linken faſſe ich den Regenbogen, mit der Rechten halte ich den Himmel, mein Leib iſt gewaltig wie ein Berg, mein Herz iſt ſtark wie eine Säule auf dem Grabmal der Helden“ u. ſ. w. Wie viele frühere Reiſende erzählen, ſollen die Schamanen beim Tanzen auch verſchiedene Taſchenſpielerkunſtſtücke, wie Durchbohren des Körpers mit Meſſern, Feuerfreſſen u. ſ. w., produciren, doch konnte Potanin darüber nicht aus eigener Erfahrung berichten, da er davon wohl gehört, es aber ſelbſt nicht geſehen hat.

Aus der Hauptſtadt.

Wieder einmal die „haute saison“. — Zölle und Bälle. — Die Affaire Sarah Becker. — Ein „Conſiſtorial-Secretär“ vor Gericht. — Die „Creditka“ und der „Staatsſtreich vom 8. Januar“. — Ein Viertelſtündchen im Reiche der Künſte. — Von der akademiſchen Act-Ausſtellung. — Die Bykow'ſche und die Beſzenny'ſche Bilder-Collection. — Makart's „Judith“. — Naumow's „Duell Puſchkin's“. — Ein coloſſales Werk der Malerei. — In der „Leuchtenberg'ſchen Gallerie“. — Das Publicum und ſein Kunſtſinn. — Die Baſilewski'ſche Sammlung von Kunſtalterthümern.

St. Petersburg, Mitte Januar.

Wenn ich dieſe Correſpondenz mit der Mittheilung der überraſchenden Neuigkeit eröffnen wollte, daß nunmehr das Weihnachtsfeſt und die Zeit der Feiertage vorüber iſt, ſo dürfte dieſelbe der Wahrheit nicht ganz entſprechen, und man könnte mich einen „Moltſchanow“ nennen, welcher bewegliche Reiſeapoſtel der „Now. Wremjä“ und dem Herrn Sſuworin attachirte „Beamte für beſondere Aufträge“ ſich bekanntlich durch ungeheure — Leiſtungen auf dem Gebiete der Phantaſie auszeichnet.

Wohl iſt das Weihnachtsfeſt vorüber, und ſchon ſchwirrt auch die bekannte Frage in den Lüften: „wohin geht es im Sommer?“ Desgleichen iſt auch der Neujahrstag glücklich überſtanden, der Herrn A., B., C., D. u. ſ. f. natürlich den längſt verdienten Orden wieder nicht gebracht hat, wohl aber uns Allen eine Epidemie der Trinkgelderpeſt, die bis zur Mitte des Monats faſt ungeſchwächt gewüthet und den Inhalt unſerer Portemonnaies mehr als decimirt hat, ſowie die Ausſicht auf neue Zölle — aber die Feiertage ſind darum noch lange nicht vorüber.

Oh nein! Vielmehr beginnen ſie jetzt erſt recht, um Petersburg für die Dauer einiger Wochen zu einer Stadt zu machen, von der jener reiſende Engländer der bekannten Anekdote in ſeinem Notizbuch bemerken würde: „Petersburg iſt eine Stadt, wo man am Abend 30—40 Bälle giebt und wo die Menſchen nur von Routs und Diners ſprechen.“

Dreißig bis vierzig Bälle, Maskeraden u. ſ. w. allabendlich — das iſt das neueſte Forſchungsreſultat unſerer polizeilichen Statiſtik, die ſomit ihrerſeits auch Illuſtrationen zur «haute saison» liefert.

Zölle und Bälle — das reimt sich gar schlecht, nicht blos nach den Regeln der Poetik, sondern auch nach den Elementen des hauswirthschaftlichen Budgets!

Freilich hat uns das Finanzministerium ganz genau ausgerechnet, daß der neuprojectirte höhere Theezoll nur 1 Rbl. 80 Kop. pro Familie im Jahre ausmachen würde, was aber nichts desto weniger in der „weißmauernen" Theetrinkerstadt par excellence, in der „Zarenstadt" an der Moskwa, gewaltige Schmerzensrufe hat laut werden lassen — doch immerhin jagt jedes neue Zollgespenst Einem Schrecken ein. Und nun gar ein höherer Zoll auf Seide, der so wie so schon bald die Höhe der Notre-Dame Kirche von Lyon erreicht haben dürfte! Ein solcher aber soll uns bekanntlich in diesem neuen Jahr desgleichen beschert werden. Und Fürst Meschtscherski unterhält uns so wie so ja jeden Sonntag in seinem „Graschdanin" von dem Ruin des Adels und verräth uns im „Tagebuch" die Toilettensorgen und Modistinnenmisèren der Damen von Welt. . . Die Thränen, die jetzt in diesen ballfreudigen Wochen, in den von Lizeraye eingerichteten Boudoirs fließen, die Seufzer, die in den von Hofmann oder Stange montirten Arbeitscabineten laut werden mögen — wenn eine gütige Fee sie alle in Goldstücke und Banknoten verwandeln wollte: ja dann! Aber wir leben nicht in einer Märchenwelt, sondern in einer eklig prosaischen, in der Wechsel und Schuldverschreibungen, Rechnungen und Pfandbriefe eine unerträglich zudringliche Rolle spielen.

Nicht Jedermann ist im Stande, wie der Großindustrielle und Kunstmäcen N. M., wie der Fürst Sch., Graf B., der Baron S. und der Rentier K., der König der Getreidebörse O., der Weinhändler J. und einige Andere, zu seinen Bällen die Capelle des Warschauer Strauß spielen zu lassen, des berühmten Pan Lewandowski, der zur Zeit unserer haute saison herübergekommen ist, um einmal die Petersburger nach seiner Pfeife tanzen zu lassen — während sonst gewöhnlich in Warschau nach dem Tone getanzt wird, der in Petersburg angegeben wird — und hierfür sich die Kleinigkeit von 300—500 Rbl. zahlen läßt! . . . Die da sich nach den Klängen seiner berauschenden Walzer und berückenden Mazurkas in den Prachtsälen jener Millionäre wiegen und schmiegen — sie bringen damit in den meisten Fällen nur der Göttin Mode und der Eitelkeit ein schweres, oft gar nicht zu verantwortendes Opfer. . . .

Es ist das alte Lied, das jedes Jahr um diese Zeit wieder erklingt und in das man stets mit derselben gleißnerischen Liebenswürdigkeit und frivolen Nonchalance einstimmt. . . .

Doch ich habe Ihnen bereits vor Jahr und Tag einige Tacte aus demselben vorgesummt und daher heiße es heute — passons là-dessus!

* * *

So wie so lasten ja viele schwere Schulden auch auf meinem Chronistengewissen, und neben dem Allgemeinen verlangt viel Specielles dringend Aufnahme und Berücksichtigung.

Schließlich tanzt man in Petersburg doch nicht nur, man redet auch sehr viel und zwar am Ende doch nicht blos von Bällen und Diners und Routs.

Mit dem Processe Mironowitsch wären wir nun, Gottlob! für's Erste so ziemlich fertig, und Herr Sſuworin, der dieser Sache ca. 30 „Briefe" gewidmet hat, muß sich gedulden, bis die Cassationsverhandlung da ist. Nicht allein Mironowitsch und Besac haben Cassationsgesuche vorgestellt, sondern außerdem hat auch der Procuratorsgehülfe Dynowski gegen das die Sſemenow freisprechende Verdict Protest eingelegt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Petersburger Publicum also noch einmal Gelegenheit haben, sich um die Plätze in dem großen Theatersaal an der Ecke der Liteinaja und der Schpalernaja „reißen" zu können. Aber bis dahin, wie gesagt, wären wir mit der „Affaire Sarah Becker" glücklich fertig.

Es that noth. Gerade vor dem Weihnachtsfeste spielte sich ja bereits eine andere sensationelle «cause» ab, die zur Abwechselung wieder einmal uns einen der Krebsschäden unserer Büreaukratie aufdeckte — nicht zum ersten Mal und nicht zum letzten Mal — nicht den einzigen und nicht den geringsten.

Vielleicht erinnert sich einer der Leser der „Nordischen Rundschau" des Processes Busch, der im Frühjahr 1882 so viel häßlichen, widrigen Staub aufwirbelte. Geheimrath Dr. Busch, der Chef des marineärztlichen Corps, stand damals vor Gericht, angeklagt des Aemterhandels und des Rangklassen- und Ordensschachers. Er hatte aus seiner Kanzlei ein Handels-Comptoir und eine Wechselstube gemacht, und jeder Käufer, der sie betrat, trug außer dem Amtspatent oder Ordensdiplom auch ein Stückchen von der Ehre des Herrn Geheimraths mit sich fort, so daß, als der Laden endlich vernagelt und sein Inhaber vor Gericht gestellt wurde, er von diesem Artikel gar nichts mehr besaß.

Während er nun jetzt in Sibirien von den Renten des einst so einträglichen Geschäftes ein vermuthlich ganz behagliches Leben führt — erlebten wir jetzt hier einen ähnlichen Proceß, der sich im Militärbezirksgericht abwickelte, sich aber zum Proceß Busch verhielt, wie etwa ein kleiner Einacter, der als «lever de rideau» gegeben wird, zur fünfactigen «pièce de résistance». Kein Chef eines bedeutenden Verwaltungszweiges war es, dem hier der Staatsanwalt seine Sünden vorhielt, sondern ein einfacher „Tischvorsteher" in der Ober-Militär-Medicinalverwaltung, der sich aber allerdings auch bereits zum Range eines Wirklichen Staatsraths hinaufgedient hatte. Und Herr Karizki hatte das Geschäft auch nicht als Engrossist betrieben, sondern mehr als Bönhase; er behauptete nur einfach „Dankbarkeitsbezeugungen" entgegengenommen zu haben für seine freundliche „Vermittelung" zwischen den Stellensuchenden und denen, die Posten zu vergeben hatten; er gestand das Thatsächliche der Anklage sofort zu, er vermochte nur nicht, darin ein Schuldmoment zu erblicken — was für unsere Beamtenwelt in gewisser Beziehung besonders charakteristisch erscheinen kann. Aber das Gericht dachte anders, und auch der „Consistorial-Secretär", wie der bissige Volkswitz in einer für die russischen Consistorien so gar wenig

schmeichelhaften Weise Herrn Karizki getauft hat — er muß nun ebenfalls seine Reise nach den Schneegefilden jenseits des Ural antreten. . . .

Damit aber dürfte die Sache noch nicht ihr Ende erreicht haben. Es war eben dieser Proceß nur ein «lever de rideau», der uns den Ausblick auf Größeres eröffnet hat, das noch kommen soll. Die Macht, die Karizki selbst offenbar besaß, einerseits, compromittirende Zeugenaussagen andererseits weisen auch noch auf höher stehende Complicen des Verurtheilten hin, und in der Luft liegt so Etwas, wie ein neuer Monstreproceß, dessen Vorspiel nur der Proceß Karizki gewesen. . . .

Es ist nicht der einzige, der in der Luft schwebt. . . Die Grundlage für einen solchen haben ferner die letzten Ereignisse in unserer städtischen Creditgesellschaft geschaffen.

Unsere „Kreditka" hat böse, gar böse Tage erlebt. Mit Lärm und Spectakel ging für sie das alte Jahr zu Ende; mit Lärm und Spectakel auch begann das Neue.

Viel zu weit würde es mich führen, wollte ich Ihnen die ganze Genesis dieser Scandalosa schildern und darlegen.

Es genüge, wenn ich mittheile, daß das Vertrauen zu diesem Creditverein, resp. seinem Verwaltungskörper, inmitten der Vereinsglieder so gut, wie beim Publicum, von Jahr zu Jahr immer mehr geschwunden war. Weil? . . . nun z. B., weil u. A. im letzten Jahre der Gesellschaft 19 verpfändete und verfallene Immobilien verblieben waren, die keinen Käufer fanden, denn die auf ihnen lastenden Hypotheken waren ganz unverhältnißmäßig große und zudem erwiesen sich die Häuser als so ziemlich gänzlich ruinirt. . . . Wie war das möglich gewesen? „Frag' d e m Pferd!" rief jener jüdische Sonntagsreiter, als er auf dem durchgehenden Thiere an seinem Collegen von der Elle vorüberraste und dieser ihn erstaunt fragte: „Wohin?" . . . „Fragt die Verwaltung!" lautete die Antwort, die den Neugierigen zu Theil wurde, die den Cours der Obligationen rapid fallen sahen und sich nach der Ursache erkundigten.

Inmitten der Gesellschaft aber bildete sich natürlich bald eine Opposition; sie wuchs und wuchs, ward immer kräftiger und eines schönen Tages, da war sie der „Verwaltung" über den Kopf gewachsen und es kam „zum Klappen", ehe der „Krach" da war.

Von beiden Seiten war die Erbitterung groß, als am 28. December in einer Generalversammlung die Sache zur Verhandlung kommen sollte. Aber hierzu kam es nicht, sondern nur zum Scandal. Er setzte sich zusammen aus dem Toben einer fast tausendköpfigen Menge, Unverfrorenheit von der einen, Willkür von der anderen Seite, und das Tohu-bohu erreichte sein Ende erst, dank der tactvollen Intervention der Polizei, deren Vertreter den Präsidirenden dringend ersuchte, die Sitzung zu schließen. Sie sollte Tags darauf fortgesetzt werden. Als man aber am Abend des 29. vor dem prächtigen Palais zusammen kam, das sich die Gesellschaft auf dem Platze des Alexander-Theaters erbaut hat —

da fand man die schön geschnitzten Thürflügel verschlossen, und ein Placat des Stadthauptmanns, das an ihnen affichirt war, belehrte die „Creditler", daß derselbe, unter Hinweis auf die Bestimmungen über den kleinen Belagerungszustand, in dem wir uns ja befinden, die Sitzung verbiete und bis zum 8. Januar vertage.

Das war weise gehandelt. Und ein Uebriges thaten denn noch die 16° Kälte bei Nordost. Nachdem ca. 1½ Stunden lang vor dem Gebäude eine kopfschüttelnde und armfuchtelnde Bewegung geherrscht hatte, ging man aus einander und heim und benutzte die 10 „Respeat-Tage" zu einer erbitterten Zeitungspolemik und zur Sammlung der Kräfte für die Hauptschlacht. Diese ward am 8. c. geliefert und endete mit einem glänzenden Siege der Opposition, deren Hauptführer, Herr Schaumann, in dictatorischer Weise das Präsidium führte und, unterstützt vom Gesetz und einem Polizeioberst, einen „Staatsstreich" inscenirte. Das Ende vom Liede war, daß die ganze Verwaltung, die Mitglieder der Taxationscommission und die als Experten fungirenden Architekten sammt und sonders für abgesetzt erklärt wurden, und gleichzeitig beschloß die Versammlung, alle diese Herren, von denen übrigens die meisten bereits zu Beginn der Sitzung ihren Austritt gemeldet hatten — der Procuratur zu überweisen.

Als die verhältnißmäßig ruhig abgelaufene Sitzung — d. h. es kam nicht zu allzu großen Schimpfreden und auch zu keinem Handgemenge, während in der Versammlung vom 28. December auch die rohe Gewalt in Action getreten war — als die Sitzung also für geschlossen erklärt worden, constituirte sich sofort ein neues, übrigens nur provisorisches Directorium, mit Herrn Schaumann an der Spitze, und am 9. c. hielt dieser an das 150 Köpfe zählende Beamtenpersonal des Vereins eine fulminante Rede voll Abscheu vor der Vergangenheit, voll Würdigung der Bedeutung der Gegenwart, voll Hoffnung für die Zukunft, und damit war für Presse und Gesellschaft, die selbstverständlich diese ganze Angelegenheit mit, je nachdem, nicht mißzuverkennendem skandalsüchtigen Gaudium, oder aber auch begreiflicher Entrüstung, in jedem Fall aber mit großem Interesse verfolgt hatte, war für sie dieser incident für's Erste auch wieder eine „abgethane Sache", und man wandte sich anderen Dingen zu. .

* * *

Das Gleiche thue auch ich jetzt. . . . . Wenden wir uns endlich einmal wieder erfreulicheren Dingen zu: Gar lange schon ist in diesen Briefen von Kunst und bildenden Künstlern nicht die Rede gewesen. Lassen wir das Tagesleben, das über Stock und Stein, durch Schmutz und Wüsten forthastet, für einen Augenblick ohne uns weitersausen: sehen wir uns um in dem Reich des Pinsels, des Meißels, der Töne.

Auch hier giebt's Vielerlei zu berichten, und ich muß mich beeilen, das Versäumte nachzuholen — stehen wir doch hart an der Schwelle der neuen Kunstsaison. Im Februar bereits sollen die Ausstellung in der Akademie der Künste, die der Gesellschaft der „Wanderausstellungen" und die Aquarell Aus-

stellung eröffnet werden — sie, die unserem Kunstleben alljährlich erst den richtigen Stempel aufdrücken.

An Ausstellungen aber hat es auch bisher nicht gefehlt: an Sonderausstellungen so gut, wie an Ausstellungen von Collectionen. Dieselben waren in diesem Winter sogar besonders zahlreiche, und ich muß von vorn herein erklären, daß ich mich ganz außer Stande sehe, Alles, wenn auch nur flüchtig, zu berücksichtigen.

Interessant z. B. waren gewiß die Jahresausstellungen in der Baron Stieglitzschen Zeichenschule, die der verstorbene Krösus bei der Begründung derselben mit einer Million dotirte und der er bei seinem Tode in ziemlich unbegreiflich erscheinender Ermangelung eines besseren Zweckes noch einige Millionen hinterließ — und in der trefflichen Schule der „Gesellschaft zur Förderung der Künste", welche beiden Anstalten aber bei der Ausbildung ihrer Zöglinge in erster Linie doch wohl kunstgewerbliche Zwecke verfolgen; jedoch interessanter noch und bedeutsamer ist gewiß die im November stattfindende Act-Ausstellung in der Akademie der Künste, die uns das Facit der Leistungen ihrer Schüler für ein Jahr vor's Auge führt.

Wie schon oft, so konnte auch dieses Mal, wenn man die lange Reihe von Sälen mit den zahllosen Modellzeichnungen und Actstudien, architektonischen Entwürfen und den Gruppen und Gruppchen, Figuren und Figürchen, Basreliefs und Hautreliefs in Wachs, Gyps, Thon, den landschaftlichen Skizzen in Kreide und Kohle, Tusch und Aquarell und Oel, den Studien zu Compositionen der historischen und Genremalerei u. s. w. durchwandelt hatte, das Urtheil in die Worte zusammenfassen: „wie Vieles und doch — wie wenig!"

Aber man vergesse nur nicht, daß man es hier zumeist mit Schülern zu thun hat, mit werdenden Künstlern, und man sei daher nicht zu strenge. Und man begegnet immerhin auch einigem durchaus Erfreulichen.

Auf dem Gebiete der Sculptur, das bei uns leider stets ein gar stiefmütterlich vertretenes ist — was dem Kunstsinn unseres Publicums gerade kein lobendes Zeugniß ausstellt — haben wir zwei sehr hübsche Leistungen hervorzuheben: des verstorbenen Bildhauers Salemann Sohn hat mit seinem Basrelief, das einen gut componirten „Titanenkampf" darstellt, sich eine kleine goldene Medaille geholt und mit der nächsten, der großen goldenen, eröffnet sich ihm die Aussicht auf einen mehrjährigen Reiseaufenthalt in der Heimath Michel Angelo's und Rafael's. Wenn seine Arbeit viel verspricht, so hat Nikolai Bach's — ebenfalls ein Künstlersohn — „Pythia" früher Versprochenes bereits gehalten. Das Bildwerk, das dem Autor, ohne Ballotement, den Akademiker-Grad eingetragen hat, ist edel gedacht und bei idealer Behandlung voll typischer realer Lebenskraft.

Auch von den Malern seien vornehmlich zwei genannt, die, wenn sie in der eingeschlagenen Richtung verharren und ihr Talent sich auf gleicher Höhe erhält, einmal noch viel von sich reden machen werden und eine „glänzende Zu-

kunst" vor sich haben. So discretem und harmonisch abgetöntem Colorit bei allem Farbenreichthum, wie bei Rostworowski's mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnetem Gemälde „Iwan der Schreckliche empfängt die Gesandten Jermak Timofejew's", begegnen wir auch auf den Bildern manches Koryphäen der modernen russischen Historien- und Genremalerei nicht*). Dabei ist auch hier die Composition eine glückliche und die Plastik einiger der Hauptfiguren eine sehr schöne. Ungemein talentvoll und dabei vielseitig, weil in gleicher Weise zu Hause in der Landschaft, im Genre, wie in der Thier- und Schlachtenmalerei, ist auch der noch gar junge Ssamokisel, dessen Bild „Episode aus der Schlacht bei Maly-Jaroslawez" den Beschauer durch lebensvolle, mächtig bewegte Composition eben so sehr, wie durch vorzügliche Zeichnung und trefflich durchgeführte regendurchtränkte Herbststimmung gefangen nimmt. Der junge Künstler, der für dieses Gemälde die kleine goldene Medaille erhalten hat, kann sich schon jetzt nicht über Mangel an Aufträgen beklagen, und es ist alle Hoffnung vorhanden, daß er dem Künstlervölkchen seines Vaterlandes einmal zur Zierde gereichen wird.

Erwähnen will ich noch der Arbeiten eines Landsmannes von uns, Spörer's, der in Düsseldorf bei Dücker seine Studien gemacht hat und jetzt hier zum ersten Mal eine größere Anzahl von Bildern, meist Motive von der französischen Nord- und Nordwest-Küste, ausgestellt hat, die ihm einen akademischen Grad eingetragen haben. Sie sind sauber und liebevoll gemalt, wiewohl bisweilen etwas nüchtern und trocken. Auch ein anderer Landsmann von uns, der mehrfach erwähnte O. Hoffmann, ist bei diesem Actus nicht leer ausgegangen, indem ihm für seine zahlreichen Studien, Skizzen und Bilder auf der letzten akademischen Ausstellung die Würde eines „freien Ehrenmitgliedes" der Akademie — die ungefähr die Mitte hält zwischen dem Akademiker und dem Professor — verliehen worden ist.

* * *

Der akademischen Act-Ausstellung bringt das Publicum von Alters her großes Interesse entgegen, was gewiß ganz begreiflich erscheint.

Nicht dasselbe läßt sich von ihm bezüglich anderer Ausstellungen behaupten. So sind die in dem Locale der „Gesellschaft zur Förderung der Künste" ausgestellt gewesenen Collectionen Bykow und Beszenny verhältnißmäßig gar wenig besucht worden, und doch durften sie Beide nicht übersehen werden.

Die Bykow'sche, die nur ca. 50 Nummern enthielt, führte uns zurück in die ersten Phasen der Entwickelung der russischen Kunst und unserer Akademie; sie war also zum mindesten von kunsthistorischem Interesse. Wir begegneten hier neben Bildern von Brüllow, Bogoljubow ꝛc Namen, wie denen der Landschafter Ssemen (1745—1804) und Sylvester Schtschedrin (1791—1830), des

*) Das Bild ist in Nr. 2 des laufenden Jahrgangs der „Niwa" in einem Holzschnitt reproducirt worden.

zierlichen Porträtisten Borowikowski (1758—1826), der so recht eigentlich von Katharina II. „entdeckt" wurde, wie ferner des einst so beliebten Porträtmalers Alexander Warnek's (1782—1843), bekannt auch als Conservator der Kaiserlichen Eremitage, wie endlich Alexei Jegorow's (1776—1851) — des Lehrers eines Carl Brüllow — dessen von gläubiger Andacht und kindlich frommem Sinne durchwehte Bilder in gar vielen Kirchen Petersburgs anzutreffen sind.

Was die weit reichhaltigere Beszenny'sche Gallerie betrifft, die gleich der Bykow'schen behufs Verkaufs ausgestellt war, so wies sie namentlich manche Perle der modernen ausländischen Malerei auf: da gab's z. B. herrliche Gemälde von A. Calame und F. Diday, die zu den besten Sachen dieser Meister gehören und auf 2500—5000 Rbl. taxirt waren; da waren zwei treffliche Koekkoek's zu sehen, jedes Bild kaum einen Quadratschuh groß und doch auf 1000 das eine, auf 1500 das andere taxirt; da waren ferner mehrere Meyer v. Bremen, des gemüthvollen Genremalers, van Moer, und andere Werke namhafter Künstler vorhanden. Auch Namen russischer Künstler von gutem Klange begegnete man, wie Neff, Mohrenschildt, Aiwasowski, Bogoljubow, Makowski, Meschtscherski 2c.

Doch wenn diese beiden Ausstellungen auch nicht sehr fleißig besucht wurden — verkauft wurden die meisten Bilder, namentlich aus der Beszenny'schen Gallerie, und hier gerade die theuersten zuerst.

Daß aber vor dem letzten beendigten Gemälde des verstorbenen Wiener Meisters, daß vor Makart's „Judith" immer ein kleines Häuflein andächtiger Bewunderer anzutreffen war — das versteht sich von selbst. Makart war hier stets bekannt und sein Pinsel hochgeschätzt. Und nun wurde seine „Judith", die der Herausgeber der „Niwa", Herr K. Marcks, erworben hatte und in einem der Säle der Akademie dem Publicum zugänglich machte, gar nur wenige Wochen nach dem Tode des Malers ausgestellt, dessen Namen damals in aller Leute Munde war. Auf's Neue konnten seine Freunde hier wieder schwelgen in dem Schmelz Makart'scher Farben, die auf irgend einer märchenhaften Palette gemischt zu sein schienen. . . . Jetzt ist sie trocken und leer, diese Palette! . . Daß manche Leute nichts desto weniger bei diesem in der Auffassung und Durchführung an den Ton einer Heine'schen Romanze erinnernden Gemälde nicht sowohl den Farbenreiz und den tiefen geistigen Gehalt in erster Linie hervorheben konnten, sondern die traditionellen Zeichenfehler des Meisters — das wollen wir den traurigen Krittlern gern nachsehen, denn dadurch wurde das Bild auch nicht um ein Haar schlechter. Wir haben ja auch für den Fuchs, der die zu hoch hängenden Weintrauben für sauer erklärte, höchstens nur ein mitleidiges Achselzucken. . . .

Von Hans Makart zu Herrn A. Naumow — das ist ein gewaltiger Sprung.

Herr Naumow gehört der Schule der jungrussischen Tendenzmalerei an. Vor Jahr und Tag malte er Belinski's, des großen russischen Aesthetikers und

Kritikers, Sterbeſtunde, die auf dem Bilde durch eine ſtaatspolizeiliche Hausſuchung entweiht wird. Das Bild durfte nicht ausgeſtellt werden. Mehr Glück hatte der junge Maler jetzt mit einem zweiten Bilde, das ebenfalls eines Dichters Tod behandelt und das von einem unſerer Großfürſten bereits angekauft iſt. Dieſes Mal führt uns Herr Naumow an einem bitterkalten Januarmorgen des Jahres 1837 in eine ſchwermuthsvolle Winterlandſchaft zwiſchen dem „Forſtcorps“ und „Tſchernaja Retſchka“ und der in den Armen eines Oberſten der Gardeſappeure und eines eleganten Civiliſten von franzöſiſchem Typus auf dem blutbefleckten und zerſtampften Schnee zuſammenbrechende Mann — es iſt Puſchkin, der ſeinem langſam und geſenkten Hauptes davonſchreitenden Gegner Dantès — deſſen verhängnißvolle Piſtolenkugel Rußland ſeines größten Dichters beraubte — einen eben ſo ſchmerzlichen, als ingrimmigen Blick nachſendet. Das Bild hat wohl manche techniſche Mängel aufzuweiſen und iſt auch nicht ganz geſchickt componirt, aber es iſt liebevoll gemalt, und der intereſſante, Jedermann anziehende Vorwurf lockt denn auch gar viele Beſucher in das Local der „Geſellſchaft zur Förderung der Künſte“, wo das „Duell Puſchkin's“ zur Zeit ausgeſtellt iſt. . . .

Und ſoll ich Sie nun noch in das Palais Juſſupow am Newſki führen, wo ein Rieſenbild des verſtorbenen Dittenberger ausgeſtellt iſt? Behalten Sie nur den Pelz an, denn der Saal da oben iſt ungeheizt, und zünden Sie ſich eine Handlampe an, denn es herrſcht dort ein unheimliches Dunkel, und die Petroleumlampen, die das Gemälde beleuchten ſollen, ſind mitleidig genug, das nur in unvollkommener Weiſe zu thun, und vielleicht wäre es auch gut, wenn Sie einen Knüttel mitnähmen: am Ende werden Sie in dem einſamen Raum von irgend Jemandem überfallen, und ein abgeriſſener Hallunke ſtürzt plötzlich aus einer der finſteren Ecken hervor, mit dem Rufe: «la vie — ou achetez le tableau!» Denn verkauft werden ſoll und muß das „coloſſale Werk der Malerei“, wie eine Reclame-Broſchüre die 80 Quadrat-Arſchin große Leinewand benennt, die den „Zar-Befreier inmitten ſeines Volkes“ am Tage der Bauern-Emancipation darſtellen ſoll und auch darſtellt — aber „fragt mich nur nicht, wie?“ Ein Moment von ſo großer hiſtoriſcher und nationaler Bedeutung, wie der von Dittenberger gewählte — iſt hier auf das Allernüchternſte, wiewohl Theatraliſchſte, auf das Banalſte, obſchon Prätenſiöſeſte, auf das Routinenhafteſte und in unſäglich trocken allegoriſcher Manier behandelt worden. Dabei fehlt's an Luft und giebt's Ueberfluß an Licht, das, recht räthſelhaft, von drei, vier verſchiedenen Seiten kommt, ohne daß man wüßte, woher es eigentlich kommt und wohin es geht. Und dieſes Licht fällt auf Verzeichnungen aller Art, auf perſpectiviſche Sonderbarkeiten u. ſ. w. Doch das Beſte habe ich mir bis zuletzt aufgeſpart: Die Erben Dittenberger's beanſpruchen für dieſes „coloſſale Werk der Malerei“, an dem nichts „coloſſal“ iſt außer der Leinewand, und auf deſſen Compoſition näher einzugehen überflüſſig wäre — 30,000 Rbl. und — es kommt immer noch beſſer — die Duma beabſichtigt, es für dieſen Preis an ſich zu

bringen aus Anlaß der im nächsten Jahre bevorstehenden 25jährigen Jubelfeier der Bauernemancipation, um es im Hauptsaale aufzustellen!

Nun — die Duma liebt es bekanntlich, ihre eigenen, oft unerforschlichen Wege zu gehen, und so mag sie auch diese mit 375 Rbl. pro Quadrat-Arschin bezahlte Riesenleinewand — der Rahmen wird mit in den Kauf gegeben — bei sich annageln, aber: „wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen!"

* * *

Machen wir wieder einen Sprung zurück. . . . Sie erschrecken? . . . Es ist dieses Mal kein Sprung rückwärts auf dem Gebiete der Kunst, sondern nur auf dem Gebiete der Zeit. Im Uebrigen aber wollen wir uns gerade von dem letzten Eindruck erholen, denn es ist die Leuchtenberg'sche Gallerie, von der ich Ihnen nunmehr berichten will, in der unsere Kunstfreunde während zweier Monate vor Weihnachten schwärmen konnten.

Die „Leuchtenberg'sche Gallerie" — „wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!"

Daß diese Gallerie in den Nutz- und Nießbrauch der kaiserlichen Akademie der Künste übergegangen ist — das meldete ich Ihnen bereits in der September-Plauderei v. J. Damals auch erzählte ich die Geschichte dieser in ganz Europa berühmten Bildersammlung.

Mitte October ungefähr wurden die mit tiefem Verständniß von dem Großvater des jetzigen Besitzers gesammelten Kunstschätze dem großen Petersburger Publicum zugänglich gemacht und zwar zum ersten Male. Der Besuch dieser Gallerie gewährte nicht blos einen hohen künstlerischen Genuß — er war auch im höchsten Grade lehrreich. Denn sie gab ein recht vollständiges Bild von der Entwickelung der Malerei, angefangen beim Ende des 14. bis hinauf zum ersten Viertel des 19. Jahrhunderts, von einem Antonio da Solario (1382 bis 1455) bis zu Heydeck, Ch. Vernet, Karl Stieler und Andreas Achenbach. So vermag diese Sammlung unsere Eremitage in glänzender Weise zu ergänzen, und kann sie wohl einen großartigen Anschauungscursus der Kunstgeschichte bedeuten. Mit 87 Bildern sind in ihnen die venetianische, toskanische, florentinische, lombardische, römische, bolognesische, genuesische und neapolitanische Schule vertreten. Neun Bilder gehören den spanischen Schulen von Sevilla, Madrid und Valencia an; 68 Holländer und vlämische Maler machen uns mit allen Seiten der niederländischen Kunst bekannt; neben den älteren Franzosen, die mit nur sechs Gemälden vertreten sind, hat man den deutschen Maler des 16. und 17. Jahrhunderts nicht vergessen. Holbein der Aeltere und der Jüngere, Balthasar Denner und Joh. Lingenbach repräsentiren dieselben. Hierzu kommen dann noch einige 80 Werke moderner Maler, wie Fr. Gérard, Andrea Appiani, K. W. v. Heydeck und Albrecht Adam, J. B. Greuze und Marguérite Gérard, Joseph Karl Stieler und Andreas Achenbach — deutsche, französische, holländische und

englische Historien-, Porträt-, Genre-, Thier-, Schlachten- und Landschaftsmaler, Realisten und Classicisten, tiefsinnige Spintisirer und lebenslustige Humanisten. . . . .

Das nenne ich doch einmal eine Ausstellung! Nicht in einem Feuilleton läßt sie sich besprechen: sie beansprucht ein förmliches Werk. . .

Besonders reich ist die Gallerie an Gemälden aus der Blüthezeit der venetianischen Schule im 16. Jahrhundert und an solchen aus der holländischen Schule des 17. Jahrhunderts.

Sollten hier die besten Sachen aufgezählt werden, so müßte die Hälfte aller Bilder genannt werden. Darum sei nur Einiges erwähnt.

Sehr zahlreich sind die älteren italienischen Maler vertreten, die fast ausschließlich biblische Stoffe behandelt haben. An ihnen ging das Publicum meist gleichgiltig vorüber, oder gar witzelnd und spöttisch lächelnd. Für den echten Kunstfreund mußten aber gerade sie von großem Interesse sein: wir haben nicht viel von solchen Bildern in unseren Gallerien; und wie verschieden sind sie alle, diese heiligen Familien, Anbetungen, Madonnen, Christuskinder, Beschneidungen ꝛc. in Colorit, Composition, Auffassung! Wie poetisch und sanft sind die Köpfe auf den Bildern eines Bernardino Luini, wie schön und durchgeistigt die Engel eines Giovanni Moroni, wie lieblich die Kinder und Frauengestalten eines Palma Vecchio! Gewiß begegnet man auf den Bildern der ältesten Schulen gar viel Naivem und großer Unerfahrenheit, ja auch Trockenheit und Nuditäten, aber gleichzeitig auch tiefer Empfindung und oft erstaunlicher Expressivität. Man sieht es den Künstlern an: sie haben Vertrauen zu sich und ihrer Kunst, die sie als eine göttliche Offenbarung betrachten, und sie neigen und beugen sich in gläubiger Demuth und Hingebung vor der göttlichen Erscheinung, die ihr Pinsel auf der Holz- oder Kupferplatte oder auf der Leinewand fixirt. Es ist hiermit etwas ganz Aehnliches, wie bei der ältesten Volkspoesie — der großen Masse unserer modernen Gesellschaft fehlt für diese Art Naivität und Empfindungsvermögen der Maßstab und das richtige Verständniß. Dem modernen Kunstliebhaber müssen glänzende Technik und interessante Sujets meist alles Andere-ersetzen. . . .

Uebrigens wurde in diesem Falle dem Besucher das Verständniß noch erheblich erschwert durch den Umstand, daß ihm nur ein ganz miserabler Katalog geboten wurde, der möglichst kurz gehalten war und von Fehlern, Namensverstümmelungen, Verwechselungen ꝛc. geradezu wimmelte. Um nur Eines anzuführen, so schrieb er ein Bild Raphael fälschlicher Weise zu und ebenso ein anderes Luini, wieder ein anderes Masanio, Bellini ꝛc. Raphael aber und aller Wahrscheinlichkeit nach auch Bellini sind in der Gallerie gar nicht vertreten. Desgleichen nicht Tintoretto und Michel Angelo. Sonst aber fehlt es nicht an berühmten Namen, wie Leonardo da Vinci, Tizian, Correggio, Moretto, Paolo Veronese, Albani, Domenichino (Zampiero), Guido Reni, Carlo Dolce, Palma Vecchio, Salvator Rosa. . . . .

Doch das Publicum, das trotz dieser Namen vielleicht ganz gleichgiltig an den meisten Bildern vorüberging — vor den 9 Gemälden aus den spanischen

Schulen machte es sicher Halt. Mochte auch mancher Kunstkenner das Porträt, das Velasquez zugeschrieben wird, für apokryph halten: es fesselte doch Jedermann ebenso, wie die drei Bilder Ribaltas. Und erst die vier Murillos in ihrer unzweifelhaften Echtheit und dem ganzen berückenden Zauber der Schönheit des gottbegnadeten Meisters von Sevilla! Trunken schweift das Auge von dem „Engel", der den Priester beredet, den Bischofsstuhl anzunehmen, der ihm angeboten worden — zu dem „Christus als Hirtenknaben" und wieder zurück, und dazwischen ruht der Blick auf der „Maria Magdalena" und der „Mutter Gottes mit dem Christkindchen" von demselben Meister: und man kann sich nicht satt sehen an diesem Liebreiz und dieser Sammetweiche und Schöne des Colorits, an dieser keuschen Zartheit und sinnigen Tiefe der Auffassung. Ein geistvoller Aesthetiker führte einmal aus, daß der Ausdruck „das Wasser läuft Einem im Munde zusammen" buchstäblich sehr wohl anzuwenden sei auch gegenüber anderen, als materiellen Genüssen. Vor den Murillo'schen Bildern mag es manchem Beschauer so ergangen sein. . . .

Gewaltig und hoch interessant war der Contrast, wenn man nun von den spanischen Bildern fort und zur Collection der holländischen hintrat, die mit den modernen Gemälden in einem zweiten mächtigen Saale aufgestellt waren. Eben hatte man vor dem farbenzarten, liebreizenden Murillo'schen Christusknaben gestanden, und nun fesselte Einen P. S. Rubens' muskelstrotzendes, saftreiches, lebenüberquellendes Gemälde „David und Goliath". . .

Wenn das Publicum nach der ermüdenden Pilgerfahrt durch die Reihen der italienischen Heiligen- und Kirchenbilder — nur einige Landschaften, Porträts und schüchterne Versuche der Genremalerei brachten ja in dieselbe einige Abwechselung — wenn es nun plötzlich sich so versetzt sah in die Mitte der realistischen, lebensfrohen und lebenskräftigen Holländer und Flamländer, so illustrirte es jedes Mal in Ausdruck und Gebahren in gar ergötzlicher Weise die Worte des erleichtert aufathmenden Schülers an Mephisto:

„Das sieht schon besser aus! Man sieht doch, wo und wie!"

Ich sagte schon erst, daß diese Section der Gallerie vorzüglich besetzt sei. In der That weist sie, und zwar zumeist, prächtige Bilder auf: von P. P. Rubens, A. v. Dyck (vier Porträts), Rembrandt (ein herrliches Selbstporträt), David Teniers (von dem die Eremitage übrigens ca. 40 Bilder besitzt), den beiden Ostade, Ph. P. Wouvermann, mit dem unvermeidlichen Schimmel, P. Sotter, Huysum und P. de Haagh, dem Saint-Brueghel, Jan Steen, Gerhard Dow und Adrian van der Merff, Ruysdael und Hobbema, den beiden größten Landschaftern der Holländer u. s. w. — wer nennt sie Alle!

Mit ihnen waren in demselben Saale auch die modernen Meister aufgestellt: Schlachtenbilder von Heydeck und Adam, den Lehrern unseres alten Professors Willewald, prächtige Porträts von Gliedern der Familie Leuchtenberg, von Stieler, Gérard, Appiani, mit einer Finesse und Eleganz — bei aller Lebendigkeit — gemalt, wie wir sie auf den Porträts unserer heutigen Maler vergebens

ſuchen; mächtig feſſelnde Bilder von Gérard, wie namentlich ſein Beliſar, Winterlandſchaften und Sturmſcenen von Andreas Achenbach und Vanloo, Stillleben von Dael, ein Mädchenbruſtbild von Greuze und vieles andere Sehenswerthe.

Und nun, ehe wir die Gallerie verlaſſen, noch einen Blick in die Sculpturen-Abtheilung: nur fünf Nummern enthält ſie, aber darunter Baſio's „Amor" und Canova's herrliche „büßende Magdalena" und weltbekannte „drei Grazien". . .

* * *

Welch' ein Kunſtreichthum, der hier dem „großen" Publicum endlich erſchloſſen wurde. Aber — wie klein und geringfügig erſchien dieſes „große" Publicum, wenn man es nach dem Billetverkauf (zum Beſten des „Rothen Kreuzes") bei der Ausſtellungskaſſe bemeſſen wollte. Der Gründer dieſer Perle unter den europäiſchen Privat-Gallerien, deſſen von Stieler ſo lebensvoll gemaltes Porträt die beiden langen Säle hinabſchauen konnte — er hätte eine leichte Aufgabe gehabt, wollte er die Beſucher zählen; wenigſtens in den erſten Wochen.

Wo waren ſie denn auf einmal, alle die begeiſterten Kunſtfreunde, die vor einer ſchmutzig nackten „Nana" von Sſuchorowſki faſt bis auf die Treppe hinaus Queue bildeten und die ſich die Rippen quetſchen ließen, um auf ein tendenziöſes Bild jungruſſiſcher Kunſtſchule einen Blick zu werfen?

Wo waren ſie?

Hier gab's ja keine hyperrealiſtiſch und lüſtern gemalte Frauenleiber zu ſehen, ſondern Engel von Murillo, und keinen aus der Verbannung heimkehrenden „politiſchen Verbrecher" von Repin, ſondern Rembrandt's Selbſtporträt, und keine „Selbſtmörderin Kurſſiſtka" von Jaroſchenko, ſondern eine heilige Familie von Luini! Hier war ja nur „alter Plunder" ausgeſtellt, längſt „abgethane" Werke von Künſtlern, deren Namen „abgedroſchen" ſind. . . . Auch viele unſerer Maler hielten es für überflüſſig, der Gallerie die gebührende Aufmerkſamkeit zuzuwenden und ſie gründlich zu ſtudiren. Fürchteten ſie den Vergleich, oder glaubten ſie, daß der Gang ſich nicht lohne, da die Bilder ja nicht verkauft werden und ſie ſomit keine — Concurrenz zu beſorgen haben? Oder iſt's auf den eigenen dürren Lorbeeren und dem Bewußtſein eines guten „Abſatzes" ruhende, empörende Gleichgültigkeit gegenüber unbezahlbaren Kunſtſchätzen? . . .

Uebrigens muß bemerkt werden, daß allmählich der Beſuch, wenigſtens ſeitens des Publicums, ein regerer ward. Man kam offenbar an der Hand beredter Zeitungsartikel zur Beſinnung und ſchämte ſich und ſuchte das Verſäumte dann nachzuholen. . . .

* * *

Das zu thun gelingt aber Ihrem Chroniſten heute doch nicht mehr und ein Theil deſſen, was noch auf dem Programm ſtand, muß doch wieder vertagt und verſchoben werden. Wir bekommen aber nicht alle Jahre eine ſolche Ausſtellung zu ſehen, wie die der „Leuchtenberg'ſchen Gallerie" und daher mußte bei ihr etwas länger verweilt werden.

Es ist eine glückliche Saison, die heurige, für Petersburg als Kunststadt: der Akademie ist die „Leuchtenberg'sche Gallerie" zu Theil geworden und der Eremitage hat Se. Majestät aus der Basilewski'schen Collection von Kunstwerken und Alterthümern aller Art, die einen Werth von 6 Millionen Franken repräsentiren, ein wahrhaft Kaiserliches Geschenk gemacht. Dieser Tage trifft die kostbare Sendung aus Paris hier ein.

Wie für die Leuchtenberg'sche Gallerie in der Akademie, so werden in der Eremitage zur Zeit für die Basilewski'sche Sammlung die entsprechenden Räume hergerichtet.

Nächstens suchen wir sie mal zusammen auf, und nächstens auch erzähle ich Ihnen von unserer Theater- und Concert-Saison, die reich ist an berühmten Gästen, wie das die Namen Lucca und Marie Will und van Zandt, Mierzwinski und Scharwenka und Hans v. Bülow und die Meininger und Ludwig Barnay und Teresina Tua und die Geistinger beweisen.

Für heute aber beurlauben Sie mich wohl . . .

J. Norden.

Vom Büchertiſch.

Dr. Wold. Schultz: Zur häuslichen Erbauung. Tägliche Andachten in Lied, Schrifterklärung und Gebet nach Ordnung des Kirchenjahres. Reval, Emil Prahm. 1884.

A. H. Haller: Tägliche Hausandachten in Schriftbetrachtung und Gebet. Reval, Ferd. Waſſermann. 1884.

Dan. Lemm: Johannes der Wüſtenprediger. Bremen, C. E. Müller. 1884.

Es ſind drei theologiſche Arbeiten aus dem Spätherbſt des abgelaufenen Jahres, alle drei Erbauungszwecken dienend, alle drei von baltiſchen Verfaſſern, die wir der Aufmerkſamkeit unſeres Leſerkreiſes zu empfehlen haben. Daß ein und daſſelbe Jahr uns von zwei Predigern derſelben Stadt tägliche Hausandachten bringen kann, iſt ſicher ein ſprechender, hocherfreulicher Beweis von der in unſeren deutſch-lutheriſchen Gemeinden noch vorhandenen Lebendigkeit des religiöſen Sinnes. Denn haben wir gewiß auch keine Urſache, die offenbaren Schäden, an denen unſer kirchliches Leben krankt, abzuleugnen, frivole Gleichgültigkeit, kaltherziger Egoismus, oberflächliche Genußſucht bei den Einen, plumpes methodiſtiſches Treiben, ſchwächliche pietiſtiſche Gefühlsandächtelei, furchtſame Scheu vor einer kräftigen Mitarbeit an den auf politiſchem, ſocialem, wiſſenſchaftlichem, künſtleriſchem Gebiet zu löſenden Aufgaben bei den Anderen, ſo bleibt es doch ein gutes Zeichen, wenn daneben in weiten Kreiſen ſich das Bedürfniß regt nach einer geſunden Koſt für die Pflege geiſtlichen Lebens in Haus und Familie, die doch immer die Grundpfeiler abgeben für einen ſtarken, widerſtandsfähigen Bau der Kirche. Und einfach kräftiges, ſchmack- und nahrhaftes Hausbrod, kein ſüßliches Schaum- und Naſchwerk, kein pathetiſch aufgeputztes, überflüſſiges Redeconfect iſt's, das aus dem alten und immer neuen Schatz bibliſcher Weisheit hier ausgetheilt wird. Ja, da bewahrheitet ſich wieder der Spruch der Väter, der die heil. Schrift einen Bach nennt, den ſchon Kindlein durchwaten, und einen Strom, in dem Elephanten noch ſchwimmen können. Gottes Brünnlein hat Waſſers die Fülle; wer daraus ſchöpft, der wird es nie ausſchöpfen; in ihm aber wird es ein Brunnen des Waſſers werden, das in das ewige Leben quillt. Kern und Stern aber des Gotteswortes iſt der, der von ſich ſagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

So wird denn die vornehmste Aufgabe eines evangelischen Erbauungsbuches stets die sein, das Band der Gemeinschaft mit Jesu, dem Sohne Gottes, dem Fürsten des Lebens, zu stärken und fester und immer fester zu knüpfen. Das durch den Ernst der Heiligkeit Gottes zu weckende Schuldbewußtsein muß an der sündenvergebenden Gnade des auf Golgatha versöhnten Gottes den Trost der Kindschaft gewinnen und dann solche Kindschaft in denen, die nun lieben können, weil sie geliebt sind, geben können, weil ihnen gegeben, und vergeben, weil ihnen vergeben ist, auch fruchtbar werden zur Heiligung aller Lebensaufgaben, öffentlicher und häuslicher, dem Nächsten zu Nutz und Gott zu Lobe. Und dieser Aufgabe wollen die Verfasser der beiden Andachtsbücher, die wir im Auge haben, dienen. Wo es sich um die Wahl einer Hausbibel handelt, die das Schriftwort in Gebet und Betrachtung für Alt und Jung lebendig mache, da wollen sie Wegweiser, Helfer, Berather, Tröster, Lehrer, Seelsorger sein und die gereiften Erfahrungen, die sie in Amt und Beruf gesammelt, dazu nutzbar machen, daß, will's Gott, in recht viel Herzen das Josuawort, das wir auf dem Titelblatt des einen der Bücher lesen, einen Widerhall finde, das Wort: „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen."

Das seiner Revaler Domgemeinde gewidmete Buch von W o l d. S c h u l t z schließt sich eng der Ordnung des Kirchenjahres an. Jeder Sonntag bringt die auf denselben fallende Perikope, in der Regel die evangelische, nur hin und wieder die epistolische, nach der altkirchlichen oder neueingeführten Reihe. Zuweilen, wie bei dem Gleichniß vom verlorenen Sohn, ist der Text auf die ganze Woche vertheilt; meist bringen die späteren Wochentage einen neuen, doch mit dem sonntäglichen verwandten Schriftabschnitt. Aus dem alten Testament begegnen uns dann vorherrschend Propheten- oder Psalmenworte. Nach Voranstellung zweier treffender Liederverse mit Angabe der Melodie bietet jede Andacht in größerem Druck eine Schriftstelle, knüpft daran eine Besprechung und schließt mit einem kurzen, kernhaften Gebetswort, an das sich das Vaterunser und der aronische Segen reihen. Man fühlt es dem Ernst und der Wärme, dem dringenden und doch schlichten Ton der Sprache ab, daß ein Seelsorger redet, der das Wohl seiner Gemeinde auf dem Herzen trägt, das Gedeihen von Haus und Familie auf Gottes Wort allein fest und dauernd gegründet weiß. Daß zwischendurch auch aus dem Schatz älterer und neuerer Erbauungsliteratur geschöpft ist und Männern wie Valentin Holst, Münkel, Frommel, Thomasius, Burger, Kliefoth, Steinmeyer, Weber, Nitsch, Krummacher u. A., vor Allen Vater Luther das Wort gegeben wird, gereicht dem Buche durchaus zum Vorzug. Schon die Namen bürgen dafür, daß wir uns an der Einheit im Geist in dieser Mannigfaltigkeit der Zungen nur erquicken und stärken können. Zur leichteren Auffindung der behandelten Bibelstellen ist am Schluß ein Register mit beigefügter Seitenzahl gegeben. Druck und Ausstattung machen dem Verleger Ehre. Einige sinnentstellende Druckfehler finden sich auf dem letzten Blatte berichtigt.

Die Hausandachten von H a l l e r lassen sich den bei Auswahl des Schrift-

worts einzuſchlagenden Weg von der Heilsgeſchichte weiſen. Mit dem Worte des Protevangeliums von dem Weibesſamen, der dem Schlangenſamen den Kopf zertreten ſoll, anhebend, das Gott als Ueberſchrift über das große Thor der Menſchheitsgeſchichte geſetzt hat, führt uns der Verfaſſer im Lichte der bibliſchen Zeugniſſe bis an das Morgenthor der Ewigkeit, in der uns der Seher des Neuen Teſtaments den ſchauen läßt, auf welchen alle Weiſſagungen deuten von Anbeginn, wie er auf dem Stuhle ſitzt und ſpricht: „Sieh, ich mache Alles neu.“ Dem Gange des Kirchenjahres ſind die beſprochenen Schriftſtellen in der Weiſe angepaßt, daß ſie in der Regel ein zuſammenhängendes Ganze bilden. So führen uns beiſpielsweiſe die beiden erſten Adventswochen in die moſaiſchen Bücher, die dritte in die Pſalmen, die vierte in die Propheten ein, bis Weihnachten das Neue Teſtament vor uns aufſchlägt. Und nun bringt, um aus dem reichgegliederten Stoff einige Einzelheiten herauszugreifen, die Woche Quaſimodogeniti Sterbetroſt, Miſericordias bibliſche Hirtenworte, Jubilate geiſtliche Hoffnungsfreude, Rogate Abſchiedsverheißungen Jeſu, die Woche Exaudi Cap. 15 und 17 aus dem Johannes-Evangelium, die Pfingſtwoche Schriftſtellen aus der Apoſtelgeſchichte. Die Epiſteln fallen vornehmlich auf die Trinitatiszeit, ſo der Römerbrief auf die 3.—6., der Epheſerbrief auf die 13., der Coloſſerbrief auf die 20. Woche n. Trin., und wieder für eine andere Zeit werden Schriftworte zuſammengeſtellt, die von den letzten Dingen handeln. Der neuteſtamentiſche Parabelſchatz iſt nur wenig ausgebeutet. Bei dem unvergleichlichen Werth, der gerade dieſen Gleichniſſen als claſſiſchen Muſtern heiliger Bildrede zur Seite ſteht, hätten wir eine ſtärkere Berückſichtigung derſelben gern geſehen.

Von dem behandelten Bibelabſchnitt iſt bei Haller jedes Mal nur ein kurzer, leicht einzuprägender Spruch vollſtändig abgedruckt, das übrige ſchon des Zuſammenhanges wegen von dem Leſer nachzuſchlagen. Auch von dem Abdruck ganzer Liederverſe iſt mit Rückſicht auf Raumerſparniß Abſtand genommen, doch für die, welche ſingen können und wollen, am Schluß des Buches eine ausreichende Anzahl von Liedern angegeben, die ſo ziemlich in jedem der in Gebrauch befindlichen Geſangbücher enthalten ſind. Wo in den Andachten ſelbſt uns Liedanklänge begegnen, werden ſie nicht als bloßer zufälliger Zierat empfunden, ſondern, wie es ſein ſoll, als der voll ausklingende Accord einer ſtarken, gehobenen Gemüthsſtimmung. Daß ein tiefer, heiliger Ernſt das Ganze erfüllt, daß ſein Grundton echt evangeliſch immer nur von dem Einen, was noth thut, zeugt, daß die geſammte reiche Gedankenwelt dieſer Betrachtungen und Gebete an der unvergänglichen Wahrheit von Geſetz und Evangelium, auf der unſere lutheriſche Kirche ruht, ihr lebendiges Centrum hat, lehrt uns jedes Blatt vom erſten bis zum letzten. Beſonders hervorheben aber möchten wir noch, wie trefflich der Verfaſſer es verſtanden hat, auch für die tiefſinnigſte Wahrheit einen Ausdruck zu finden, der gleicherweiſe Alt und Jung anſpricht, und ſo ein rechtes Familienkleinod zu ſchaffen, wie wir's brauchen. Iſt die Sprache edel und doch ſchlicht, der Ausdruck prägnant und doch leicht faßlich, ſo iſt der gedrungene Inhalt der

Betrachtungen beziehungsreich, umfassend, gedankenvoll, tiefschöpfend. Den einschneidenden Fragen, die auf Entscheidung dringen, dem Aufruf an die Aufrichtigkeit und den Ernst des eigenen Wollens, dem Anklopfen an die geheimsten Pforten des Herzens wird sich so leicht Niemand entziehen können, der diese Hausandachten benutzt. In der Art, wie der Verfasser an Verstand, Herz und Gewissen seine Fragen stellt, ist etwas von der Weisheit sokratischer Kunst; sie geben wie diese keine Ruhe, bis der rechten Antwort der Sieg verschafft und die göttliche Weisheit gerechtfertigt ist vor ihren Kindern.

Auch erbaulich und durchaus evangelisch gerichtet, aber nach Inhalt und Form wesentlich anders geartet ist Johannes der Wüstenprediger von Daniel Lemm. Vielleicht sind die theologischen Excurse, mit denen dies Buch das Leben des Täufers begleitet, am treffendsten bezeichnet, wenn man sie geistliche Reden im Laienrock nennt. Otto Funcke in Bremen, der ein Vorwort dazu geliefert, meint, das Buch, nach Art und Form seines „Johannes" und „Paulus" gedacht, werde sich schnell Schaaren von Freunden erobern und Alle ansprechen, welche die dort gewählte Art, biblische Geschichte zu behandeln, zu illustriren und zu verwerthen, liebgewonnen hätten. Mit diesem Urtheil ist in der That das besondere Merkmal für die Eigenart der Arbeit unseres Verfassers treffend gekennzeichnet.

Nach einer sinnigen Einleitung, die über Entstehung des Buches und die Motive seiner Abfassung unterrichtet, bietet dasselbe, an die geschichtliche Folge der einschlägigen neutestamentischen Abschnitte sich anlehnend, unter 6 Rubriken in 34 Betrachtungen ein gemüth- und verständnißvolles, lebensfrisches Bild des Wüstenpredigers in der Wende der Zeiten. Der Verfasser nimmt von dem, was uns von Johannes berichtet wird, indem er dessen Persönlichkeit gleichsam in die Beleuchtung unserer Tage, oder besser, indem er unser modernes Leben in die Beleuchtung der Johannesmission hineinrückt, Anlaß, sich über die verschiedensten Dinge, wie sie das tägliche Leben Jedem nahe bringt, auszusprechen: Gebet, Eid, Taufe, Pathenschaft, Namengebung, Fasten, Geselligkeit, Tanz und vieles Andere, nicht in unmittelbar erbaulichem Ton oder in der Sprache gelehrter Forschung, aber auch nicht in der zerstreuenden Manier eines Salonapostels oder der unwissenschaftlichen, formlosen Auslegungswillkür, wie sie etwa Krummacher in seinem dem gleichen Thema gewidmeten Buch sich zu schulden kommen läßt. Die hier gebotenen Betrachtungen wirken sammelnd und vertiefend, geistlich anregend und so, daß sie das religiöse Nachdenken wecken und fördern, ohne daß einer verständigen, gewissenhaften und geschichtstreuen Exegese etwas vergeben wird. Wirklich vorhandene Schwierigkeiten des Textes werden ohne Bemäntelung anerkannt, die Versuche zur Lösung derselben sind umsichtig, gründlich und unbefangen. Mit der alten und neuen Literatur über seinen Gegenstand bis herab zu des Bryennios von Nikomedien „Lehre der zwölf Apostel" zeigt sich der Verfasser wohlvertraut. Zahlreiche Belege und Literaturhinweise zeugen von ausgebreiteter Belesenheit. Unter den geschichtlichen Partien haben die über

Pharisäer und Essener, sowie die hochinteressante von der Johanneslegende die eingehendste Behandlung gefunden. Auch die Forschungsresultate der verschiedenen Palästinareisenden bis in unsere Tage hinein sind, wie billig, verwerthet worden. Die eingestreuten großen und kleinen Erlebnisse aus dem Reiche Gottes, viele darunter selbst erfahren, verleihen dem Buch noch einen ganz besonderen Reiz der Frische. Manche darunter sind so köstlich und originell, daß wir sie am liebsten hersetzten, zögen wir es nicht vor, auf die Lectüre an Ort und Stelle zu verweisen. Oder doch, ein Beispiel mag für die anderen sprechen: In einer Schulklasse wird die Geschichte von dem Schwure Herodis besprochen, der vor versammelter Festgenossenschaft seiner Stieftochter Salome, wenn sie tanze, mit einem Eide zu geben gelobt, was sie auch von ihm bitten werde, bis an die Hälfte seines Königreichs. Auf Anstiften ihrer Mutter Herodias hat das Mägdlein sich das Haupt Johannis des Täufers erbeten, und der König, wiewohl betrübt, fühlt sich durch den geleisteten Eidschwur gebunden und will die schöne Bittstellerin keine Fehlbitte thun lassen. Er schickt also den Henker hin und heißt das Haupt des Gefangenen bringen. War das recht? Konnte, durfte er anders handeln? Ist ein Eidschwur nicht heilig? Mußte dem König das feierlich gegebene Wort nicht über Alles gehen? So die Frage des Lehrers. Die Stimmen der Schüler sind getheilt. Die einen meinen so, die anderen so. Recht klar leuchtet die Sache keinem ein. Da meldet sich ein Bürschchen, Antwort zu geben. „Nun," fragt der Lehrer noch einmal, „war, was Herodes that, recht gehandelt?" „Nein, nicht recht." „Aber was hätte er denn der Salome antworten sollen, wenn die sagte: Aber du hast mir doch geschworen!?" „Er hätte antworten können: „Ja, der Johannes gehört zu der Hälfte des Königreichs, die ich behalten will." Klug geantwortet, für einen Knaben nur zu klug. Doch es sollte noch eine andere Schülerantwort erfolgen. Diesmal meldet sich der eigene kleine Sohn des Lehrers zum Wort, der entscheidet sich dafür, Herodes hätte bekennen müssen: „Joh. ist mir m e h r werth, als mein halbes oder ganzes Königreich," und trifft damit den Kernpunkt der Sache.

Auch nach der philologischen und archaistischen Seite, die ja freilich nur gestreift werden konnte, aber z. B. bei der Besprechung hebräischer Namen und der jüdischen Tempelceremonien und Opferbräuche recht anziehend sich darstellt, bietet das Lemm'sche Buch viel Belehrung und Anregung. Von einigen untergeordneten sachlichen Differenzen und ein paar Druckfehlern, die jeder leicht selbst bemerken wird, Mad. de Gyon st. Guyon, Matthäumsevangelium st. Matthäusev. u. a., dürfen wir hier, mögen ihrer auch noch einige mehr sein, absehen. Im Ganzen empfiehlt sich das Buch auch durch Correctheit des Druckes und gediegene Ausstattung, und, was die Hauptsache, „Johannes der Wüstenprediger" ist, unbeschadet seinem strengen Namen, so durch und durch erquicklich und herzgewinnend, daß er, um noch einmal O. Funcke sprechen zu lassen, ganz der Mann dafür ist, die Dürre der Wüste in einen Lustgarten zu verwandeln.

R e v a l, im Januar 1885. Dr. K. S a l l m a n n.

Rossica et Baltica. Ein neu erscheinendes Verzeichniß der in und über Rußland und die Baltischen Provinzen alljährlich herausgegebenen Schriften in deutscher, französischer und englischer Sprache.

Freudig begrüßen wir ein literärisches Unternehmen, welches dem weiteren lesenden Publicum von Nutzen zu sein verspricht und für alle Freunde unserer russischen und baltischen Landeskunde eine schon längst schmerzlich empfundene Lücke sicher ausfüllen wird. Bisher war man auf ein in der „Russischen Revue" seit 1873 erscheinendes, jedoch recht unvollständiges Verzeichniß der „Russischen Bibliographie" angewiesen, darauf erhielten wir durch die „Nordische Rundschau" seit dem vorigen Jahre einen um Vieles genaueren „Bibliographischen Anzeiger", mitgetheilt von F. v. Szczepanski in Reval. Jetzt hat die Verlags-Firma der „Nord. Rundschau" Lindfors' Erben die Sache in die Hand genommen, und es sind durch F. v. Szczepanski die Rossica und Baltica des Jahres 1884 gesammelt worden. Ohne Zweifel kann hier nur ein Buchhändler das Rechte leisten, der Gelehrte aber nicht, denn er verfügt nicht über die nöthigen bibliographischen Hilfsmittel.

Kaum bedürfte es noch einer weiteren Empfehlung dieses literärischen Unternehmens, doch werden wohl einige Bemerkungen über dasselbe, die wir hier machen, nicht am unrechten Orte stehen.

Für die deutschen Leserkreise bestimmt, welche bisher vergebens sich über die neuen Erscheinungen der baltischen und russischen Literatur zu orientiren suchten, wird das neue Verzeichniß der „Rossica und Baltica" dem lange gefühlten Mangel abhelfen und, wenn es seinen Zweck erfüllt, die baltisch-deutsche Literatur vollständig umfassen. Während die Rossica nur die in deutscher, französischer und englischer Sprache erschienenen Uebersetzungen russischer Schriften, größerentheils Romane, darbieten, stellt sich uns darin die ostseeprovinzielle Literatur (mit Ausschluß der lettischen und ehstnischen Schriften) in ihrer Gesammtheit dar. Seitdem 1878 Winkelmann's große baltische Bibliographie («Bibliotheca Livoniae historica») erschien, entstand ein weiter klaffender Riß in dem Gebäude unseres bibliographischen Wissens, nur zum Theil ausgefüllt durch die höchst verdienstvollen Poelchau'schen Jahresberichte über die baltische Literatur. Die Arbeit von F. v. Szczepanski scheint im Stande zu sein, sich als eine werthvolle Vorarbeit an die eben genannten Berichte und das Winkelmann'sche Werk anzuschließen, und es dürfte bei einiger Unterstützung, die sich wohl finden ließe, auch gelingen, die leider für einige Jahre fehlende baltische Literatur nach den Gesichtspunkten Winkelmann's systematisch zu ordnen und derart eine Fortsetzung Winkelmann's zu ermöglichen.

Für die Landeskunde läßt sich ein solches Verzeichniß um so weniger entbehren, weil die wissenschaftliche historische Bearbeitung der Landeskunde — sei es nun baltische oder russische — in weit höherem Grade der Vollständigkeit älterer Bücherverzeichnisse bedarf, als wie es z. B. in den Naturwissenschaften der Fall ist, bei denen der Forscher nur die jedesmaligen neuesten und wichtigen Erscheinungen, nicht aber die älteren oder weniger bedeutenden zu kennen braucht.

Indem wir das baldige Erscheinen der „Rossica und Baltica 1884“ abwarten, um unser Urtheil dann zu fällen, wünschten wir doch schon im Voraus unseren Leserkreis auf dieses bedeutsame bibliographische Unternehmen aufmerksam zu machen. Die Höhe der Auflage soll über 5000 Exemplare betragen und der das Werk umschließende Inseratentheil wird daher in buchhändlerischer Beziehung allen Interessenten sehr nützliche Dienste leisten können. . . m. . . .

Das Lied von der Heerfahrt Igors, Fürsten von Sseverßk. Aus dem Altrussischen übersetzt und mit einer literarhistorischen Einleitung und Anmerkungen versehen von **Heinrich v. Paucker.** Berlin, A. Deubner. 1884.

Alexei Kolzow: Gedichte. Deutsch von **Friedrich Fiedler.** Leipzig, Philipp Reclam jun. 1885.

—r. Dem Bedürfniß, die in Deutschland herrschende lückenhafte Kenntniß von der russischen Literatur zu erweitern, verdanken zwei neuerdings erschienene Publicationen ihre Entstehung, von denen die eine in die älteste Zeit russischer Dichtung zurückgreift, während die andere die Lieder eines der bekanntesten und beliebtesten russischen Volksdichter der Neuzeit verdolmetscht.

Das Lied vom Heereszuge Igor's ist die einzige Kunstdichtung, die aus dem Altrussischen (XII. Jahrh.) auf unsere Zeit überkommen ist, und hat deshalb nicht nur literarischen, sondern hervorragenden culturhistorischen Werth, so lückenhaft und ungenau auch der Text ist, der den modernen Publicationen zu Grunde liegt. Es existirt kaum ein namhafter russischer Literarhistoriker, der sich nicht mit dem „Liede“ beschäftigt hat, und die hervorragendsten russischen Dichter der Neuzeit haben sich bemüht, den Text in gebundener und ungebundener Rede dem modernen Verständniß durch Uebertragungen in's Großrussische und durch Commentare nahe zu bringen. Die Literatur über das „Lied“ ist zu einer wahren Fluth von mehr oder weniger dickbändigen Werken angeschwollen, die zusammen eine ganze Bibliothek bilden und naturgemäß unter werthvollen und gediegenen Beiträgen auch eine Menge von Maculatur aufweisen. Das bei Weitem Beste, sowohl hinsichtlich der Textkritik, als auch namentlich in Bezug auf die poetische, literarhistorische und culturhistorische Bedeutung der Dichtung, hat der Moskauer Professor Wsewolod Miller in seinem Buche: Взглядъ на Слово о полку Игоревѣ (Ein Blick auf das Lied vom Heereszuge Igor's. Moskau. 1878) geleistet, und es ist ein Verdienst des Uebersetzers Heinrich v. Paucker, daß er die Arbeit Miller's seiner Uebertragung und seinen das „Lied“ begleitenden Bemerkungen zu Grunde gelegt hat. Paucker ist nicht der erste, der es unternommen hat, die Dichtung zu verdeutschen, — er ist aber der erste, der, auf die neuesten Forschungen gestützt, ein klares Bild von der Bedeutung des „Liedes“ entwirft und an der Hand der besten Textemendationen manche Irrthümer seiner Vorgänger vermeidet. Vor Allem ist es wichtig, daß er — Wſ. Miller folgend — die Beurtheilung der Dichtung von all' dem

ſäubert, was nationale Ueberſchwänglichkeit in den Inhalt hineingedeutet und aus ihm herausgeleſen hat, und darauf hinweiſt, wie ſtark der Einfluß bulgariſcher Dichtkunſt und Cultur auf den Verfaſſer geweſen iſt. In der Einleitung wird in prägnanter Kürze zuſammengefaßt, was über die Entſtehung des Poems, den Verfaſſer desſelben, die Auffindung und die Geſchichte des Manuſcripts ꝛc. als muthmaßlich richtig oder als ſicher anzunehmen feſtgeſtellt worden iſt, und zugleich eine Ueberſicht über die Literatur geboten, die, wenn auch bei Weitem nicht vollſtändig, nichts Weſentliches und Wichtiges vermiſſen läßt. Die hiſtoriſche Einführung in die Dichtung erfüllt ihren Zweck vollkommen und die Ueberſetzung des „Liedes“ ſelbſt iſt inhaltlich und formell recht gelungen ausgeführt. Die Anmerkungen erklären theils den Text, theils laſſen ſie ahnen, welche Fundgrube die Dichtung immerhin noch heute für den Literar- und Culturhiſtoriker bildet. Allen denen, die Intereſſe für die ruſſiſche Literatur und ihre Geſchichte haben, darf das Büchlein beſtens zur Lectüre empfohlen werden. — —

Aus der fleißigen Feder unſeres Mitarbeiters Friedrich Fiedler in St. Petersburg liegt in einem Bändchen der bekannten Reclam'ſchen Univerſalbibliothek eine Ueberſetzung ſämmtlicher Gedichte von Alexei Kolzow vor, die äußerſt formgewandt iſt und trotz Bodenſtedt hochwillkommen ſein dürfte, da des Letzteren Uebertragungen ſchon vergeſſen zu ſein ſcheinen. Fiedler hat es ſehr gut verſtanden, die eigenthümliche Färbung der Kolzow'ſchen Lieder wiederzugeben und mit großem Geſchick das Versmaß der Originale im Deutſchen beizubehalten. Unſeren Leſern werden einige Proben der Fiedler'ſchen Uebertragungen, die im Februarheft des erſten Jahrganges der „Nordiſchen Rundſchau“ erſchienen, noch in beſter Erinnerung ſein, weshalb wir auf die Mittheilung einzelner Lieder an dieſer Stelle verzichten. Sehr anzuerkennen iſt, daß der Sammlung eine kurze, aber ungemein treffende Würdigung Kolzow's und ſeiner Stellung in der ruſſiſchen Literatur, ſowie eine biographiſche Skizze aus der Feder des Ueberſetzers vorausgeſchickt iſt; der kleine Eſſay trägt nicht wenig dazu bei, das Verſtändniß für den eigenartigen ruſſiſchen Volksdichter zu wecken und dem Leſer das richtige Urtheil über ihn zu ermöglichen. Wir hoffen, daß das Büchlein recht viele Leſer finden werde; enthält es doch, abgeſehen von dem literarhiſtoriſchen Intereſſe, das es ſelbſtredend erregen muß, manche Perle echter lyriſcher Poeſie in gefälligem deutſchen Gewande.

Geographiſche Rundſchau.

I.

Bei dem hervorragenden Intereſſe, welches die geographiſchen Forſchungen innerhalb der Grenzen des weiten ruſſiſchen Reiches und der angrenzenden Länder nicht nur vom allgemein wiſſenſchaftlichen und nationalökonomiſchen, ſondern auch vom politiſchen Standpunkt für ſich beanſpruchen dürfen, beabſichtigen wir an dieſer Stelle unter obigem Titel Referate über die neueſten Errungenſchaften der geographiſchen Forſchung, ſoweit ſie unſer Vaterland angeht, zu bringen. Natürlich können wir uns dabei nur auf eine Auswahl der wichtigeren Momente beſchränken und ſehen unſer Ziel erreicht, wenn wir die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer auf beſtimmte Punkte gerichtet haben. Seit Alexander v. Humboldt's Reiſen in den Aequinoctial-Gegenden Amerikas traten jene Wunderländer des neuen Welttheils vollkommen in den Vordergrund, und ein Heer von Forſchern bemühte ſich, mit mehr oder weniger Erfolg in die Fußtapfen des großen Reiſenden tretend, über gewiſſe Theile von Süd-Amerika mehr Licht zu verbreiten und uns über dieſelben eine genauere Kenntniß zu ſchaffen, als wir ſie noch heutzutage über einige vernachläſſigte Partien des eigenen Erdtheils beſitzen. Bald trat ein neuer Welttheil an die Stelle Süd Amerikas. Mit ſchweren Opfern wurde jeder Fußbreit Landes im ſchwarzen Erdtheil für die geographiſche Wiſſenſchaft errungen, mit der Zahl der Opfer aber wuchs die Begeiſterung für die Sache. Heutzutage ſind die Augen der ganzen civiliſirten Welt auf die Vorgänge in Afrika gerichtet, und mit der größten Spannung werden auch ſcheinbar geringfügige Ereigniſſe in Betracht gezogen. Eine Congo-Conferenz regelt ſchon jetzt die Beziehungen der europäiſchen Nationen zum neu entdeckten Rieſenſtrom. Sehen wir aber genauer zu, ſo kann uns nicht entgehen, daß hier in letzter Zeit die rein wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, die es auf eine genaue Kenntniß der bis dahin gänzlich unbekannten Gegenden abgeſehen hatten, der politiſchen Conſtellation mehr oder weniger zum Opfer gefallen ſind, in ſo fern die Politik für's Erſte vollſtändig in den Vordergrund gerückt iſt. Die Entdeckung einer Pflanzenſpecies von den Dimenſionen einer Victoria regia am Buſen von Guinea dürfte im Augenblick kaum mehr Intereſſe wachrufen, als eine Negermetzelei ebendaſelbſt, bei welcher einige engliſche Matroſen gefallen

sind. Bei diesem brennenden Interesse, welches der schwarze Welttheil im Augenblick der gesammten gebildeten Welt abzwingt, treten die Resultate, welche inzwischen die geographische Forschung in Asien, insbesondere in Central-Asien zu verzeichnen hat, allerdings ein wenig in den Hintergrund, ohne jedoch dadurch auch das geringste von ihrem wahren Werth und ihrer hohen Bedeutung einzubüßen. Wir können nicht leugnen, daß auch hier in Asien ein großer Theil der inscenirten Forschungsreisen, besonders was die Grenzgebiete Rußlands und Englisch-Indiens betrifft, von der Politik in erster Linie gezeitigt wurden, doch kam dabei immer eine Reihe höchst werthvoller Entdeckungen und Beobachtungen der Wissenschaft zu gute.

In idealstem Lichte erscheinen uns die Forschungsreisen in jenen Gebieten, wo die Gefahren und Mühsale, welchen die Reisenden sich auszusetzen haben, durchaus nicht geringere sind, als in irgend einem anderen schwer zugänglichen Lande und wo es nicht gerade politische Motive in erster Linie waren, welche den betreffenden Reisenden zuvörderst als Richtschnur zu dienen hatten. Wir haben hier vor Allem die Reisen in der Mongolei und in Tibet im Auge. Selbst die verrufensten Gegenden in Central-Afrika mögen dem Reisenden kaum größere Schwierigkeiten bieten, als die stellenweise nahe an die Grenze des ewigen Schnees heranreichenden Hochplateaux von Innerasien, und mit Stolz darf Rußland auf das Contingent von Reisenden blicken, welche hier im Dienste der Wissenschaft ihr Bestes darangesetzt haben und noch daransetzen.

Unter den Reisenden, die sich die Erforschung Central-Asiens gleichsam zur Lebensaufgabe gemacht haben, nimmt unstreitig Przewalsky die erste Stelle ein, und es dürfte sich wohl kaum Jemand finden, der in Bezug auf dieses Gebiet auch nur im entferntesten mit ihm rivalisiren könnte. Im Augenblick sehen wir ihn auf seiner vierten Reise begriffen, und das Interesse, das nicht nur ganz Rußland, sondern die ganze wissenschaftliche Welt an ihm nimmt, ist ein leicht erklärliches. Man darf in der That gespannt sein auf die Resultate dieser seiner Reise. Im Jahre 1839 geboren, befindet er sich in voller Manneskraft, seine außerordentliche Befähigung für wissenschaftliche Reisen hat er zur Genüge in hervorragender Weise bewiesen und auf den drei vorhergehenden Reisen hat er sich eine Kenntniß des Gebietes und eine Erfahrung erworben, welche für die nunmehr auszuführende Expedition die günstigste Prognose berechtigt erscheinen lassen.

Recapituliren wir nun ganz kurz die früheren Reisen, so ergiebt sich Folgendes. Als Vorstudie zu seinen späteren Reisen diente ihm ein zweijähriger Aufenthalt von 1867—1869 im Ussuri-Gebiet.

Auf der nun folgenden ersten Reise drang er über Kiachta und Peking längs des Hoang-ho bis zum Ala-schan-Gebirge vor, ging darauf, um zu überwintern, nach Kalgan (an der chinesischen Mauer) zurück, drang darauf im folgenden Jahre durch die Provinz Kansu bis an den Kuku-noor (den blauen See) vor und erreichte von hier aus den oberen Lauf des blauen Flusses, der hier Murussu heißt. Sein Ziel, die Stadt des Dalai-Lama, Lassa, erreichte er leider

nicht, da er durch die Ungunſt der Verhältniſſe (Winterkälte, Ermattung der Laſtthiere, Geldmangel ꝛc.) gezwungen war umzukehren. Ueber den Ala-ſchan und Urga kehrte er heim.

Auf der zweiten Reiſe 1876 verſuchte Przewalſky es, von Weſten her in Tibet einzudringen. Der Ausgangspunkt der Reiſe war das jetzt wieder den Chineſen abgetretene Kuldſcha. Am Tarim entlang erreichte er den Lobnoor und ſtellte deſſen Lage feſt.

Südlich vom Lobnoor entdeckte er in dem Altyn-tag die letzten öſtlichen Ausläufer des Kün-lün. Krankheit zwang den Reiſenden hier umzukehren; im Juli 1877 langte er wieder in Kuldſcha an. Wohl verſuchte er es zu Ende des Jahres wieder weſtlich vorzurücken, doch nöthigte ihn eine abermalige Erkrankung ſchon in Kutſcha umzukehren.

Die dritte große Reiſe wurde 1879 vom Poſten Saiſan aus unternommen. Bei Barkul wurde der Tian-ſchan überſchritten bis Chami, hierauf die Wüſte Gobi paſſirt bis zur ſchönen Oaſe Sſa-tſchen, die den Reiſenden nach der Wüſtentour in ganz beſonders roſigem Lichte erſchien. Von nun an aber begann die ſchwierigſte Partie der Reiſe; die Lage der aus dreizehn Perſonen beſtehenden Karawane iſt einigermaßen charakteriſirt, wenn wir hören, daß die Reiſenden ſich durchſchnittlich in einer Höhe von 10—15,000 Fuß über dem Meere bewegten. Die Grenze des ewigen Schnees liegt hier über 14,000 Fuß hoch.

Unter unſäglichen Strapazen rückte Przewalſky in ſüdlicher Richtung bis 250 Werſt vor Laſſa vor, mußte aber hier zu ſeinem größten Kummer und Aerger umkehren, ohne das ſo oft vergebens erſehnte Ziel ſeiner Reiſe erreicht zu haben. Der Einzug in das Reich des Dalai-Lama wurde ihm nicht geſtattet, da ſich in Laſſa das Gerücht verbreitet hatte, die Ruſſen ſeien gekommen, um den Dalai-Lama (das war damals ein Knabe von zehn Jahren) zu ſtehlen und gefangen fortzuführen. Gegen den Fanatismus der Bewohner konnte ſelbſtverſtändlich Przewalſky mit Gewalt nichts ausrichten, alle Unterhandlungen führten zu keinem Reſultat, und mit blutendem Herzen mußte der Reiſende wieder abziehen, ohne die heilige Stadt geſehen zu haben, die noch kein Europäer betreten hatte. Die Zeit der Unterhandlungen konnte nur benutzt werden, um Verſchiedenes über den Dalai-Lama und ſeine Reſidenz in Erfahrung zu bringen.

Die Rückkehr erfolgte längs des Ala-ſchan über Urga. Die Ausbeute dieſer Reiſe in geographiſcher, ethnologiſcher, zoologiſcher und botaniſcher Hinſicht war eine äußerſt reiche zu nennen. Beſonders in zoologiſcher und botaniſcher Hinſicht boten die Hochebenen Tibets, die Heimath des wilden Jack, bedeutend mehr, als man erwartet hatte. Die reichen Sammlungen befinden ſich in der Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg.

Im Spätſommer des vorigen Jahres brach Przewalſky abermals zu einer größeren Reiſe nach Tibet von Petersburg auf. Wiederum winkt als Ziel der Reiſe Laſſa, das unerreichbare. Seine Kaiſerliche Hoheit der Großfürſt-Thronfolger beehrte den Reiſenden bei deſſen Abſchiedsaudienz mit dem Auftrage, ihm

von Zeit zu Zeit Berichte über den Verlauf und Erfolg der Reiſe zugehen zu laſſen, und bereits ſind drei Briefe eingetroffen, die im „Ruſſki Inwalid“ veröffentlicht worden ſind.

Der erſte Brief iſt aus Urga den 7. November 1883 datirt. Die Reiſe hatte über Jekaterinenburg, Tomsk und Irkutsk bis Kiachta mehr als anderthalb Monate in Anſpruch genommen. In Kiachta verging ein Monat mit den letzten Vorbereitungen zur Wüſtentour. Beſondere Sorgfalt verwandte Przewalſky auf die Auswahl guter Schützen. Selbſt ein außerordentlich ſicherer Schütze, wußte er zu gut aus Erfahrung, wie ſehr ſicheres und ſchnelles Schießen den von Natur durchaus feigen Aſiaten imponirte. Wie umfangreich das Gepäck der Expedition war, erſehen wir aus der Angabe, daß 56 Kameele und 7 Pferde in Urga angekauft werden mußten. Es ſollte nun der ſchon früher einmal benutzte Weg von Urga durch die Wüſte Gobi über den Ala-ſchan nach dem Kuku-noor eingeſchlagen werden. Von Zaidam aus ſollte die Erforſchung der Quellen des Gelben Fluſſes in Ausſicht genommen werden.

Der zweite Brief, datirt aus Tſchobſen, Provinz Kanſu, den 10. März 1884, ſchildert uns den Zug durch die Wüſte Gobi bis in die chineſiſche Provinz Kanſu. Die Karawane beſtand aus 21 Mann; ein Theil der Leute ritt auf Kameelen, 300 Pud wog das Gepäck und dies darf nicht zu hoch erſcheinen, wenn wir bedenken, daß für einen längeren Aufenthalt auf alles Mögliche Bedacht genommen werden mußte. Während des Marſches wurde die ſtrengſte militäriſche Disciplin eingehalten, da den hinterliſtigen Aſiaten gegenüber die äußerſte Wachſamkeit unerläßlich war.

Die Reiſenden paſſirten die Wüſte Gobi an ihrer breiteſten Stelle. Unſere Vorſtellungen reichen nicht recht aus, wenn wir uns eine ununterbrochene Wüſte von 4000 Werſt Länge vorſtellen ſollen, die ſtellenweiſe mehr als 1000 Werſt breit iſt. Die Wüſte hat ſich unſtreitig als früherer Meeresboden erwieſen, der mittlere Theil beſteht aus völlig nackten mit kleinen runden Kieſelſteinen bedeckten Plateaux, im öſtlichen Theil findet ſich Flugſand und die Reſte von Dünen und Sandbänken des früheren Meeres.

In kurzen Zügen charakteriſirt Przewalſky die Wüſte: „Furchtbare Fröſte im Winter bei völligem Schneemangel, ſchier tropiſche Hitze im Sommer mit namentlich im Frühjahr häufigen Stürmen, Regenmangel und als deren Ergebniß das Fehlen von Seen und Flüſſen und endlich die äußerſte Unfruchtbarkeit.“

Wo ein noch ſo ſpärlicher Graswuchs ſich zeigt, treten nomadiſirende Mongolen auf, die ſich hier vollkommen heimiſch fühlen und deren Heerden im Sommer hier wenigſtens nicht unter Inſecten zu leiden haben. Der Monotonie der Wüſte entſpricht die Armuth der Flora und Fauna.

Die Strapazen, denen die Reiſenden beim Durchmarſch durch die Wüſte ausgeſetzt waren, müſſen ganz außerordentliche geweſen ſein, und wenn man die im höchſten Grade anſpruchsloſe Schreibweiſe Przewalſky's kennt, lernt man dieſelben erſt recht würdigen. Faſt harmlos klingt es, wenn er kurz berichtet,

daß die Nachtfröſte gelegentlich den Gefrierpunkt des Queckſilbers überſchritten oder daß das Queckſilber Nachts in den Zelten bis auf — 26° Celſius ſank.

Durchſchnittlich wurde täglich ein Marſch von 20—25 Werſt gemacht und an irgend einem Brunnen das Nachtlager aufgeſchlagen; falls ſolche nicht zu erwarten waren, wurde vom letzten Nachtlager Eis mitgenommen. Als Feuerungsmittel diente in der vollkommen baumloſen Gegend natürlich überall der Argal (trockener Thiermiſt). An geeigneten Brennmaterialien fehlt es hier wie in Tibet vollſtändig, ſo daß von den Tibitern im Sommer während der Regenzeit, wo der Argal naß iſt, ſogar das Fleiſch roh gegeſſen werden muß.

Selbſt im ſüdlichen Theil der Wüſte, Alaſchan genannt, wo ſich oft 100 Werſt weit nichts als nackter Sand findet, trafen die Reiſenden noch nomadiſirende Mongolen.

Nachdem der Ala-ſchan-Bergrücken, der „gleich einer Mauer die Wüſte von den cultivirten Ufern des Gelben Fluſſes ſcheidet", paſſirt war, wurde im kleinen chineſiſchen Städtchen Dünjuan-in eine Woche geraſtet. Von hier aus ſchickte Przewalſky auf gut Glück einen Bericht über den Verlauf der Expedition über Peking nach St. Petersburg ab. In dem im Städtchen reſidirenden Landesfürſten und ſeinen beiden Brüdern wurden alte Bekannte von früheren Reiſen erkannt, doch beläſtigten dieſe hohen Häupter unſere Reiſenden durch die unverſchämteſten Bettelei en.

Nach Ueberſchreitung des Nan-ſchan, einer Bergkette, die, wie wir oben geſehen, als äußerſte Ausläufer des Kün-Lün zu betrachten iſt, änderte ſich die Scenerie vollkommen. Während die Karawane ſich bis dahin in einer abſoluten Höhe von 3½ bis 5 Tauſend Fuß bewegt hatte, erhob ſie ſich plötzlich auf 9—10,000 Fuß. Reichthum an Waſſer, das in zahlreichen Flüſſen das Land durchſtrömte, veränderte das Landſchaftsbild gänzlich. Nach einer mehrmonatlichen Wüſtenreiſe verbrachten die Reiſenden den Februar und einen Theil des März hier im gebirgigen Gebiet der Provinz Kanſu. Flora und Fauna boten hier des Neuen genug, und eifrig wurde der Jagd in den Wäldern von Kanſu obgelegen.

Nach den Nachrichten, die uns der dritte Brief, datirt aus Oſt-Zaidam vom 8. Auguſt 1884, bringt, befand ſich der Reiſende bereits auf einem der geographiſchen Wiſſenſchaft noch völlig unerſchloſſenen Gebiet. Als wichtigſte Errungenſchaft haben wir die Feſtſtellung der Quellen des Hoangho und des Jang-tſe-kiang, der beiden chineſiſchen Rieſenſtröme, zu verzeichnen. Was ſelbſt den Chineſen trotz zahlreicher Verſuche noch vor Beginn unſerer Aera und wieder im vorigen Jahrhundert nicht gelungen war, hat Przewalſky nunmehr der Wiſſenſchaft erſchloſſen.

Folgen wir jetzt der Karawane auf ihrer ſchwierigen und gefährlichen Tour. In Sining wurden verſchiedene Einkäufe für die Weiterreiſe gemacht. Mitte März wurde das 10,800 Fuß hohe Plateau des Kuku-noor erſtiegen. An Stelle der Wälder von Kanſu traten große Wieſenflächen, die den Nomadenheerden, Antilopen und wilden Eſeln eine gute Weide boten. Beſonders bemerklich machte

sich hier eine Hasenmaus von der Größe eines Eichhorns durch das Aufwühlen des Erdbodens und das Zerstören der Graswurzeln auf weite Strecken hin. Am Kuku-noor barst das Eis erst im ersten Drittel des April. Hier wurde wahrscheinlich nun auch die richtige geographische Lage des Kuku-noor festgestellt. Bekanntlich differirten die Angaben des Grafen Széchényi resp. Kreitner's und die früheren Aufnahmen Przewalsky's betreffs des Ostufers des Kuku-noor um ¾ Grad. Die Ufer des Kuku-noor boten nur eine geringe Entfaltung des Thierlebens, da es hier besonders an geeigneten Nistplätzen für die Vogelwelt fehlt. An den Ufern des Sees leben Tanguten und Mongolen. Ueber die Tanguten hat uns Przewalsky schon früher ausführlich berichtet; nach seiner Meinung dürften dieselben allmählich die Mongolen von Kuku-noor und von Zaidam ganz verdrängen. — Im Kesselthal von Zaidam, welches nur 2900 Fuß hoch liegt, war das Klima milder. Hier gedeiht eine Tamariskenstaude, welche den Mongolen eine an unsere Johannisbeere erinnernde Frucht liefert. Lästig sind hier die von beständigen Winden aufgewirbelten Sandwolken. In Zaidam wurde ein Depot errichtet, sieben Kosaken blieben hier zurück, mit dem Rest von 17 Mann drang Przewalsky südwärts vor. In 3 Tagen wurde der 15,700 Fuß hohe Burchan-Budda überstiegen; hiermit war das 14—15,000 Fuß hohe Plateau von Nord-Tibet erreicht, das die Quellen des Blauen und Gelben Flusses birgt und noch gänzlich unerforscht ist. Das Klima der Hochsteppe wird als ein entsetzliches geschildert, in der zweiten Hälfte des Mai steigerten sich die Nachtfröste bis zu 23 Grad. Die Regenmenge, die im Sommer hier fällt, ist groß, so daß sich die Steppe in einen vollständigen Sumpf verwandelt, worunter besonders die schwerbeladenen Kameele, die an Wärme und Dürre gewöhnt sind, litten. Die Ungastlichkeit dieser Gegenden ist so groß, daß selbst die Nomaden sich nicht hierher wagen; dagegen findet sich ein großer Reichthum an wilden Thieren. Heerden von Jacks, Antilopen und Bergschafen tummeln sich hier, und auffallend war der Reichthum an Bären, von denen einige 30 Exemplare erlegt wurden.

Das Quellgebiet des Hoangho, in der von kleinen Seen erfüllten Steppe von Odontala liegend, ist durch eine Wasserscheide von 14,500 Fuß von dem des Dy-tschju oder Blauen Flusses getrennt. In letzterem ist das Landschaftsbild ein anderes, die Reisenden traten in ein gebirgiges Alpenland, das der Wälder entbehrte, aber reich an Gräsern war. Hier nomadisirten Tanguten mit ihren Jack- und Hammelheerden. Die wilde Strömung des 50—60 Faden breiten Blauen Flusses setzte durch seine Unpassirbarkeit der Karawane ein Ziel, und es wurde zum oberen Laufe des Hoangho zurückgekehrt. Zwei Seen, die dieser Fluß in einer Höhe von 13,500 Fuß bildet, wurden der „Russische" und der „Expeditions"-See benannt.

Auffallend war der Fischreichthum in diesen Seen, doch fanden sich wenig Arten. Wasservögel waren in großer Anzahl vorhanden.

Schon am Blauen Fluß zeigten sich die ersten Feindseligkeiten von Seiten der Tanguten, indem vom entgegengesetzten Ufer Schüsse auf die Karawane ab-

gefeuert wurden. Am 13. Juli erfolgte der erſte größere Ueberfall von Seiten einer 300 Mann ſtarken Reiterſchaar. Es war auf eine Ueberrumpelung in der Frühe des Morgens abgeſehen; doch wurde der Angriff ohne Verluſt auf Seiten der Karawane ſiegreich zurückgeſchlagen und das Tangutenlager geſtürmt und zerſtört.

Hierdurch zur Vorſicht gemahnt, verdoppelte man die Wachſamkeit. Sechs Tage darauf fand ein größeres Gefecht ſtatt, bei welchem über 40 Räuber getödtet, während von der Karawane nur zwei Pferde verwundet wurden. Kaltblütige Sicherheit im Handhaben der Berdan-Gewehre und das Schnellfeuer ſicherten der kleinen Schaar einer Uebermacht von 300 Räubern gegenüber den Sieg.

Am Süd-Abhange des Burchan-Budda trafen die Reiſenden einige 30 friedliche Tanguten, welche ſich mit Goldwäſcherei beſchäftigten. Obwohl das in primitivſter Weiſe geſchah, war der Ertrag ein überraſchend reicher und Przewalſki meint, ſeine Prophezeihung ſei nicht zu gewagt, daß Tibet mit der Zeit ein zweites Kalifornien werden könne und ſich noch reicher an Edelmetallen als dieſes erweiſen werde.

Tauſend Werſt hatte die Karawane unter den ſchwierigen Verhältniſſen auf dem Hochlande von Tibet zurückgelegt. Es erfolgte nun die Rückkehr nach Zaidam, das nach den überſtandenen Strapazen nun wie ein Paradies erſchien.

—n.

Bibliographiſcher Anzeiger.

(Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in Reval.

Vom 1. Januar bis zum 1. Februar n. St. ſind erſchienen:

Abel, Dr. phil. Carl, Groß- und Klein-Ruſſiſch. Vorleſungen über vergleichende Lexikographie. W. Friedrich, Leipzig. 8°. eleg. broch. Mk. 5.

Archiv für ſlaviſche Philologie. Unter Mitwirkung von A. Brückner, A. Leskien, W. Nehring herausgegeben von V. Jagic. Achter Band. Heft 1. Gr. 8°. Weidmann, Berlin. Geh. pro 1—4. Heft Mk. 20.

Bayer, Th. v., Reiſeeindrücke und Skizzen aus Rußland. J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, Stuttgart. Gr. 8°.

Bericht über die Verwaltung der Stadt Reval für das Jahr 1883. Lindfors' Erben, Reval 1884. 4°. 80 S. und 16 Beilagen.

Die ruſſiſchen Eiſenbahnen, von K. Mit einer Karte. Helwing, Hannover. Mk. 1.

Gartenflora. Monatsſchrift für Garten- und Blumenkunde. Unter Mitwirkung von Dr. Eduard Regel, Director der k. botaniſchen Gartens in St. Petersburg, und Prof. A. Engler, Director des k. botaniſchen Gartens in Breslau, herausgegeben von B. Stein, königl. Garteninſpector in Breslau. Mit 24 hochfeinen chromolithogr. und zahlreichen ſchwarzen Tafeln, ſowie Holzſchn. 33. Jahrg. 1. Heft. Gr. 8°. Ferdinand Enke, Stuttgart. Preis pro Jahrgang Mk. 18.

Geſchichte, allgemeine, in Einzeldarſtellungen. Herausg. von W. Oncken. 92. Abth. Gr. 8°. G. Grote'ſche Verlagsbuchh.. Berlin. Subſcr.-Pr. Mk. 3, Einzelpr. Mk. 6. Inhalt: Rußland, Polen und Livland bis in's 17. Jahrhundert von Th. Schiemann. Bog. 20—27.

Gontſcharow, Iwan. Eine alltägliche Geſchichte. Roman. Aus dem Ruſſ. überſetzt von Helene von Exe. Mit einer Einleitung von Wilhelm Henckel. 8°. 280 S. Spemann, Stuttgart. Geb. Mk. 1.

Kolzow, Alexei. Gedichte. Deutſch von Friedrich Fiedler. Univerſalbibliothek Nr. 1961. Reklam, Leipzig. 8°. 20 Pfg.

Kuropatkin, Kritiſche Rückblicke auf den ruſſiſch-türkiſchen Krieg 1877/78. Bearb. von Krahmer. 1. Heft. Vom Beginn des Krieges bis zur Schlacht bei Lowtſcha. Gr. 8°. E. S. Mittler Sohn, Berlin. Mk. 2,25.

Lemm, O. v., Bruchstücke der Sahidischen Bibelübersetzung. Nach Handschriften der kaiserl. öffentl. Bibliothek in St. Petersburg. 4°. Mk. 8.

Liv-, Ehst- u. Kurländisches Urkundenbuch. 8. Band. J. Deubner, Riga. Mk. 20.

Loeschcke, G., Vermuthungen zur griechischen Kunstgeschichte und zur Topographie Athens. 4°. Schnakenburg's Verlag in Dorpat. Mk. 1,20.

Medicinal-Kalender für Rußland. 1885. 16°. N. Kymmel, Riga. Geb. Mk. 4.

Meschtscherskÿ, Wladimir Fürst, Die Frauen der Petersburger Gesellschaft. 3—4 Bände. 8°. à 15—18 Bogen. Schottländer, Breslau. Br. à Mk. 4, geb. à Mk. 5.

Mittheilungen der kaiserl. livländischen gemeinnützigen und ökonomischen Societät. 1884. Nr. 11. 4°. Inhalt: Das Brennerei Gewerbe unter den gegenwärtigen Steuerbestimmungen und die für die Zukunft projectirten Abänderungen derselben in Rußland. Von J. Kestner. Dorpat. Mk. 4.

Ostwald, W., Lehrbuch der allgemeinen Chemie. In zwei Bänden. 1. Bd. 1. Hälfte. (Sign. 1—26 und Figur 1—32 in Holzschn.). Gr. 8°. W. Engelmann, Leipzig. Pro 1. und 2. Hälfte Mk. 20.

Palmén, J. A., Ueber paarige Ausführungsgänge der Geschlechtsorgane bei Insecten. Eine morphologische Untersuchung. Mit 5 Tafeln. Gr. 8°. W. Engelmann, Leipzig. Mk. 5.

Stéphen Sommier. Un' estate in Siberia, fra Ostiacchi, Samoiedi, Siriéni, Tatári, Kirghísi e Beskíri. Con 144 incisioni e 3 carte. Hermann Loescher, Florenz. Preis Mk. 16. In engl. Leinwandband Mk. 18,50.

Taschen-Kalender, St. Petersburger, für 1885. 16°. H. Schmitzdorff, St. Petersburg. Cart. 50 Pf.

Turgenjew, J., Zwei dramatische Dichtungen. Aus dem Russischen übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von E. Zabel. Die Provinzialin, Lustspiel. Natalie, Schauspiel. 8°. A. Deubner, Berlin. Mk. 2,50.

Wörterbuch zu den homerischen Gedichten nach der Reihenfolge der Verse. Für den Schul- und Privatgebrauch herausg. von G. Werkhaupt. 1. Odyssee, Gesang 1—12. J. Deubner, Moskau. Mk. 1,50.

Zabel, E., literarische Streifzüge durch Rußland. 8°. A. Deubner, Berlin. Mk. 3,50; geb. Mk. 4,50.

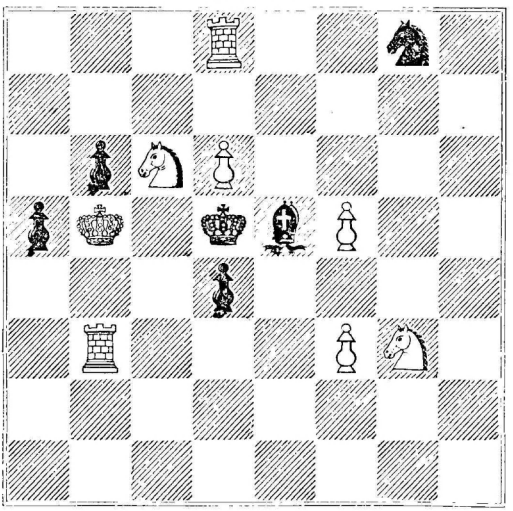
Zieminski, B., experimentelle und klinische Beiträge zur Frage über die Anwendung des Cocaïns in der Ophthalmologie. Gr. 8°. Schnakenburg, Dorpat. Mk 1.

Schach.

Problem Nr. 15.

Von **O. Hoeppener** in Reval.

Schwarz.



Weiss.

Weiss zieht und setzt in 3 Zügen Mat.

Endspiel Nr. 14. In einer am 26. August 1884 zwischen Pastor E. Rathlef (Weiss) und F. Amelung (Schwarz) im Pastorat Klein St. Johannis gespielten Partie ergab sich nachfolgende Stellung:

Weiss: K c1, D e2, T h1 g5, L d3, B a3 b2 c3 d4 f2 f3 h4.

Schwarz: K g7, D b3, T b8 a5, Sp e7, B c7 f7 g6 h5.

Es geschahen die Züge 1. T a5—a3: 2. b2—a3: D b3—c3†. 3. K c1—d1. D c3—a1†. 4. K d1—d2, T b8—b2 †. 5. L d3—c2. D a1—h1: 6. D e2—c7: D h1—f3: und Weiss setzt in 4 Zügen Mat.

Nochmals die dreizügige Preisaufgabe. Bei der Preisaufgabe (St. Bernhard und der Teufel) hat sich eine gewisse kleine Ungenauigkeit in der Fassung der Worte eingeschlichen, indem nach dem Satze: „Weiss . . holte sich einen dritten weissen Läufer auf d8", folgende Worte ausgelassen worden sind: „worauf Schwarz zog und sich die unten angegebene Diagrammstellung Nr. 14 ergab". In Folge dessen muss auch die Bemerkung: „Schwarz ist am Zuge" fortfallen.

Die von beiden Seiten verabredeten Züge (conf. p. 112), in die sich leider auch ein Druckfehler eingeschlichen hatte, sind folgende:

Weiss (St. Bernhard).	Schwarz (der Teufel).
1. e 2—e4	h7—h5
2. L f1—c4	h5—h4
3. D d1—f3	g7—g6
4. L d8—f6:	a7—a6

Weiss zieht und setzt in 3 Zügen Mat.

Den Termin für Einsendung der Lösung, welcher auf den 1. (13.) März festgesetzt war, verlängern wir bis zum 1. (13.) April d. J.

14. Evansgambit.

Gespielt den 18. November 1869 im „Café Dominique" in St. Petersburg.

Beskrowny	**H. Clemenz.**	**Beskrowny.**	**H. Clemenz.**
Weiss	Schwarz	Weiss	Schwarz
1. e2—e4	e7—e5	16. Sp f3—e5: [1]	Sp c6—e5:
2. S g1—f3	S b8—c6	17. T e1—e5: [2]	0—0
3. L f1—c4	L f8—c5	18. T e5—e7:	L c8—g4
4. b2—b4	L c5—b4:	19. T d1—e1	T a8—d8
5. c2—c3	L b4—a5	20. T e7—c7:	T d8—d2
6. d2—d4	e5—d4:	21. L a3—c5 [3]	T d2—b2 [4]
7. 0—0	d7—d6	22. D b3—a4	c3—c2
8. D d1—b3	D d8—f6	23. L c5—e3	T b2—b1
9. e4—e5	d6—e5:	24. T e1—c1	D f6—d6
10. T f1—e1	h7—h6	25. L c4—f7 ‡	T f8—f7:
11. Sp b1—d2	L a5—c3:	26. D a4—c4	T b1—c1†
12. Sp d2—e4	D f6—e7	27. L e3—c1	D d6—d1:
13. Sp e4—c3:	d4—c3:	28. D c4—f1	L g4—e2
14. L c1—a3	D e7—f6	Weiss giebt auf.	
15. T a1—d1	Sp g8—e7		

Anmerkung. [1]) Sehr richtig gespielt. — [2]) Wenn 17. D e5:, so folgt durch 18. L f7 ‡ in 2 Zügen Mat — [3]) Hier ging 21. T f7: mit scheinbarem Damengewinn nicht an wegen T f7: 22. L f7 ‡ D f7: 23. T e8† K h7. 24. D f7:, aber nun — — T d1† Mat. — [4]) Wer sollte denken, dass Schwarz von hier aus den Sieg zu erzwingen vermochte, und doch findet sich für Weiss kein Entrinnen, keine Rettung mehr! — [5]) Ein Versuch, aber ein vergeblicher — weder T f7: noch D c2: half etwas.

Diese interessante Partie unseres baltischen Landsmannes H. Clemenz, der seit 1864 in Dorpat und wohl auch in ganz Russland der stärkste Spieler war, mag als eine Probe seiner Spielweise dienen. H. Clemenz hat im Winter 1869 auf 1870 in Petersburg mit verschiedenen Gegnern über fünfhundert Partien gewechselt und nicht eine einzige verloren. Ferner führte er damals zu mehreren Malen bis zu sechs gleichzeitige Blindlingsspiele siegreich und wurde auch vom Grossfürsten Constantin Nikolajewitsch in's Palais beschieden, um dort zu spielen. Etwa bis 1880 war er ein ebenbürtiger Gegner von Tschigorin, Ascharin, Schieffers und Schumow, seitdem hat er sich leider fast gänzlich von jeder Spielpraxis zurückgezogen.

Auflösung des Problems Nr. 12 (November-Heft 1884):

1. L g4—e2, K d4. 2. D f4†, B d3, 3. L f1.
Bei K b5. 2. D c6†, K a6. 3. D a4.
„ sonst wie 2. D c6, K d4. 3. D c3.

Richtig gelöst von O. Hoeppener, R. Grünwald, R. Scheibe und N. von Glehn in Reval.

Auflösung des Problems Nr. 13 (December-Heft 1884):

1. b5–b6. K d7. 2. L a6, K e8 (oder c8). 3. L c8.

Richtig gelöst von Chr. Grohmann, W. Böthling und N. v. Glehn in Reval.

Lösung des Endspiels Nr 11 (November-Heft 1884): 1. L g7‡, L g7: 2. S f3, D e1†. 3. T he1: L f6. 4. D f6: Bel. 5. D g5† Mat.

Mit w. Bauer c2 und s. Springer g8.

1. S f3!! L e7. 2. g4, S f6. 3. S g3 und gewinnt, z. B. e4: 4. S f5†. 5. S e7‡. 6. S f5†. 7. S e5†. 8. S f7‡. 9. S e5†. 10. h4†. 11. D d8—d4 u. gew. Bei 2. L f6. 3. L a1—b2 (einziger Zug!!) g5. 4. L f6: L h5: 5. D g8: D e1†. 6. Th e1: Bel. 7. D g7† Mat. — Bei L e7, 2. g4, L d8: (a, b). 3. L g7‡ K g6 4. e f5‡ Mat.

a) f g4: 3. h g4: L d8: 4. L g7: etc. b) c3. 3. D d2†, c d2: 4. L g7‡ etc.

Eine richtige Lösung ging nur ein von F. Amelung und eine partiell richtige von Chr. Grohmann.

Lösung des Endspiels Nr. 12 (December-Heft 1884): 1. L e7† K g7. 2. S d5—e3. D zieht beliebig. 3. W gewinnt die Dame oder sagt S f5† Mat.

Bei 2 K h6. 3. L f8†, L g7. 4. S g4† Mat.

Richtig gelöst von Chr. Grohmann in Reval und Stud. G. Hauffe in Dorpat.

До волено цензурою. — Ревель, 4-го Февраля 1885 г.
Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Aus dem Geleiſe.

Novelle von **Guſtav Pipirs** in Riga.

(Schluß.)

5. Capitel.

Die rechte Löſung.

Wieder war es Frühling geworden auf der Erde! Weit aus dem heißen Afrika über das blaue Mittelmeer hin hatte der Storch ſeinen Weg gefunden bis nach adelig Schlobitten und dem großen Radkranz auf der Getreideſcheuer, wo er Jahr aus Jahr ein mit der Frau Gemahlin reſidirte und an dem alten Neſt flickte und beſſerte. Wenn er mit majeſtätiſchem Schwung langſam über die ſaftigen Wieſen kreiſte, um ſich einen quakenden Froſch zu holen, dann liefen ihm die kleinen, flachshaarigen Knechtskinder jubelnd nach und jauchzten: der Adebar, der Adebar! Auf dem Felde ſtampften die ſchwerfälligen Stiere unter dem eiſernen Pfluge langſam einher, nur ſelten durch ein kräftiges Hü und Hott des Knechtes oder durch einen Peitſchenknall in lebhaftere Bewegung gebracht. In Haſt war faſt nur der noch immer unverheirathete Verwalter, Herr Gläſer, der in bunt carrirten Hoſen und einem müllergrauen Rock auf ſeinem kleinen, grauen Pony von einer Arbeitergruppe zur anderen ſprengte, ſchon von Weitem mit Händen und Füßen geſticulirend und mit gewöhnlich heiſerer Stimme überall hin Befehle austheilend. „Ein putziges Kerlchen!“ meinten die aus ihrem oſtpreußiſchen Phlegma aufgerüttelten Knechte, und die drallen Dirnen mit den bis zum Ellbogen aufgeſtreiften bauſchigen Hemdsärmeln ſchlugen ihm lachend ein Schnippchen — natürlich, wenn er ſchon wieder anders wohin ſprengte, denn ſie gehorchten Alle dem kleinen Mecklenburger, der ſeine Sache aus dem Grunde verſtand. Selbſt dem langen Matthes imponirte das, der es doch mit zehn Gläſers aufgenommen hätte — „was das Zwingen ſo anbetrifft,“ ſagte er, indem er ſich vielſagend in die ſchwieligen Fäuſte ſpuckte, „denn mit dem Verſtand iſt er mir über; hat doch ſchon die Mutter ſelig immer geſagt: Matthes, Du biſt noch dümmer als ein Ochs!“ „Das ſtimmt,“ rief luſtig die kleine, zierliche Lieſe, die in der Küche beim Leuteeſſen helfen mußte, von der anderen Seite des langen, weißen Geſindetiſches her-

über, wo alle Mägde ſaßen, „ich glaub', Du verſtehſt nicht 'mal um ein Mädchen zu freien.“ Der alſo Gekränkte ſchaute die kecke, vorlaute Dirne mit einem unſäglich verachtungsvollen Blick an; „Dich krieg' ich auch ungefreit!“ brachte er endlich mühſam hervor, während er noch mit vollen Backen an ſeinen grauen Erbſen kaute. Jetzt lachte Alles über Lieſe. „Der Matthes hat einen Witz gemacht,“ ging's nachher noch auf dem Felde von Mund zu Mund, als die Glocke ſchon längſt zu neuer Arbeit gerufen hatte.

Auch in dem herrſchaftlichen Park war der Gärtner mit ſeinen Burſchen in vollſter Thätigkeit, eifriger noch als jedes andere Jahr, denn die junge gnädige Frau, die den Herrn Schubert geheirathet, war bei ihren Eltern zu Beſuch und nahm ſich des Gartens mit einem Feuereifer an, der den alten Mann völlig jung machte und ihm ſo ſinnreiche Einfälle eingab, wie er ſie vor vierzig Jahren gehabt, als er in Bonn gelernt und ſich dabei ſterblich in die brennenden Augen der ſchönen Meiſterstochter verliebt hatte, die er aber trotzdem nicht bekam, weil er damals ſo arm war wie eine Kirchenmaus. Wenn er ſchon in früher Morgenſtunde die junge gnädige Frau auf den ſauberen Kieswegen in der balſamiſchen, würzigen Frühlingsluft dahinſchreiten ſah, den ſeidenen Sonnenſchirm leicht in der Hand wiegend, dann nahm er ſchon von Weitem das Käppchen ab und dienerte und zwinkerte mit den kleinen, grauen Aeuglein, bis ihn die Frau Oberlehrer, wie er ſie eigentlich immer tituliren ſollte, herangerufen und ſich von ihm die fortgeſchrittenen Arbeiten zeigen ließ. „Längs des grauen, verwitterten Steingemäuers ſollte an Spalieren wilder Wein gezogen werden, damit unſer düſteres Schloß doch ein freundliches, einladendes Kleid bekommt!“ hatte Margaretha einmal gemeint und die Baronin dem lächelnd zugeſtimmt. Das theilte die junge Frau dem Gärtner mit, der neben ihr im Garten hinſchritt, aber immer ſechs Fuß zurück, ſo daß Margaretha den Kopf umwenden mußte, wollte ſie mit dem alten Berg ſprechen.

„Aber Alter, warum bleibt Ihr denn immer ſo zurück?“ fragte ſie endlich ein wenig ungeduldig; „ich gehe doch langſam genug!“

„O gnädige Frau Oberlehrer, es iſt nicht von wegen der Schnelligkeit, daß ich zurückbleibe, es geſchieht man blos wegen der Devotion, und über die Höflichkeit geht mich Nichts.“

„Berg, Ihr ſeid doch ein wunderlicher Kauz,“ lachte Margaretha wirklich amüſirt, „ſorgt, daß die Veilchen zum Kranz bald in mein Zimmer gebracht werden, ich will jetzt nach Margarethens Ruh.“

Der Alte ſchob die Hornbrille bis hoch auf die runzelige Stirn. „Viel Ehre für mich . . . viel Ehre,“ ſchmunzelte er geſchmeichelt, „daß dieſer Ort ſolchen Beifall gefunden; ich werde Alles beſorgen,“ — und er ging, um die Arbeiter aus dem hinterſten Theil des Parkes an andere Plätze hin zu dirigiren, denn er hatte es wohl gemerkt, daß der jungen, lieben, gnädigen Frau am wohlſten war, wenn ſie dort auf der Bank ſitzen konnte und nirgends ein Geräuſch der arbeitenden Hacke ſie ſtörte. Tiefe Stille mußte rings um ſie walten, wenn

Margaretha in ihrem geliebten „Margarethens Ruh“ weilte. Es war aber auch ein wunderſchönes, lauſchiges Plätzchen, wie geſchaffen zum ſüßen Träumen für das Menſchenherz. Eine kleine Anhöhe, einige Fuß breit, einige Fuß lang, auf ihr eine alte, viel hundertjährige Eiche mit der ſtolzen, zum Himmel ragenden Krone und dem knorrigen, wetterfeſten Stamm, in deſſen tauſendfältigen Ritzen und Ritzchen hie und da eine geſchäftige Ameiſe herumkrabbelte. Und um den Baum ſummten die Käfer und auf den breiten Aeſten zwitſcherten die Vögel. Da ſaß denn Margaretha unter ihm auf der kleinen, einfachen Holzbank und lehnte das flechtenſchwere, junge Haupt an den alten Stamm und ſchaute, die Augen halb geſchloſſen, zu dem die Anhöhe umſpielenden, dunklen Teich, der durch die vielen Erlen rings herum noch dunkler wurde. Kaum, daß ihn ein wenig zur Mittagszeit die ſenkrechte Sonne erhellte, die mit ihrem glitzernden Strahl durch die goldig gefärbten Blätter brach und den unheimlichen Geſellen in hellſter Lebensfreude grüßte. Zwei zahme Schwäne durchfurchten langſam die Fluth, einen lichteren Streifen hinter ſich laſſend. Margaretha brachte ihnen immer Weißbrod mit, das die durchſichtig weiße Hand in ſchwungvollen Bogen in das Waſſer zu werfen verſtand. Dann tauchten die weißen Vögel mit ihren langen, dünnen Hälſen hinunter in die unheimliche Tiefe und brachten ihren Leckerbiſſen immer richtig an das Tageslicht, wenn auch der regungsloſe Teich gar ſo dunkel war.

Es koſtete Margaretha förmlich eine Art Ueberwindung, von dieſem ſtillen Ort zu ſcheiden, und wenn auf den Schlangenwindungen, welche durch das Gewirr der rauſchenden Bäume zum Schloß führten, die Anhöhe mit der ſie beherrſchenden ſtattlichen Eiche noch einmal ſichtbar ward, flog ein ſehnſüchtiger, trauriger Blick zurück. „Wenn der Mond ſcheint, kehre ich wieder,“ verhieß er dem ſtummen Freunde. Die ſchönen Schultern in ein wollenes Umſchlagetuch gehüllt, ſaß dann Frau Schubert dort und zeichnete mit dem zierlichen Schirm, den ſie aus Gewohnheit mit ſich ſpazieren führte, allerlei ſeltſame Figuren in den Sand, die einem verſchlungen M. und E. zum Verwechſeln ähnlich waren. Zuweilen durfte ſie die Baronin dorthin begleiten, die ſich dann fröſtelnd an ihre junge, warmherzige Margaretha ſchmiegte.

„Kind, Kind,“ klagte ſie leiſe, „dieſe Einöde hier iſt ſo unheimlich; wie kann ſie Dir nur ſo gefallen?“

Um Margarethens Lippen zuckte es ſchmerzlich: „Ich bin überall allein!“ und die zarte Hand umſpannte feſter den Elfenbeingriff des Schirmes.

Die Baronin deckte die Hand über die Augen. „Es wird noch Alles gut werden, Margaretha!“

„Ja, das hoffe ich auch,“ erwiderte dieſe ſchlicht und einfach; „Ernſt muß einſehen, daß ich ihm nicht der Fluch ſeines Lebens geworden; lebte er nicht in mir, dieſer felſenfeſte, beſeligende Glaube — ich läge lieber hier unten in dem ſtillen, tiefen Teiche.“

Wie im plötzlichen Schrecken, als müſſe ſie die Tochter wirklich ſchon von

dieſem verzweifelten Schritte zurückhalten, ſchlang die Baronin ihre Arme um ſie: „Margaretha, könnteſt Du wirklich Deinen Eltern dieſen Schmerz anthun?“

„Mama, ich weiß nicht,“ murmelte ſie kleinlaut, „ich fühle nur, daß ich ohne Ernſt nicht leben kann für immer, für alle Zeit; mein Herz iſt unauflöslich gebunden.“

Unauflöslich gebunden — und Schubert läßt ſie fahren wie ein werthloſes Gut! Dieſer Gedanke trieb die Baronin oft noch in ſpäter Abendſtunde zu ihrem Gatten, der in ſeinem Arbeitszimmer die ewig dampfende Pfeife zwiſchen den Zähnen hielt und vor ſich das patriotiſche Buch von den „Freiheitskriegen“ hatte. Ob aber der Baron auch wirklich darin ſtudirte, dies zu beantworten, iſt eine der heikelſten Gewiſſensfragen. Feſt ſteht jedenfalls nur das Eine, daß das aufgeſchlagene Buch Wochen lang eine und dieſelbe Seite wies, ſo viele Stunden des Tages der alte Offizier auch ſeiner Lectüre widmete.

„Soll ich die Pfeife weglegen?“ begrüßte er zaghaft die Gattin.

„Nein, nein, lieber Edgar, behalte ſie nur; dieſer geringe Rauch ſtört mich gar nicht!“

„Lucie, Du biſt doch ein Prachtweib,“ ſagte der glückliche Baron aufathmend und tippte etwas kräftig auf die ſchmalen Schultern ſeiner Gattin und drückte einen ſchallenden Kuß auf die bleichen Wangen, die dabei noch eben ſo ſchamhaft errötheten, wie vor dreißig Jahren, als Lucie von Kleiſt Frau von Armfeldt wurde.

„Ich glaube, Edgar,“ begann ſie dem Gatten das übervolle Herz auszuſchütten, „ich habe ſchweres Unrecht gethan damals, als ich Schubert ſo leidenſchaftlich beredete, ſeiner Braut untreu zu werden — und nun werde ich dafür geſtraft, denn unſere Sünde wird heimgeſucht bis in's dritte und vierte Glied an unſeren Kindern.“

Der alte Herr legte die runzelvolle Stirn in die gedankenſchwerſten Falten und dampfte dazu die mächtigſten Rauchwolken. „Unrecht — ſchweres Unrecht,“ nickte er beſtätigend, „aber geſchehene Dinge laſſen ſich einmal nicht ungeſchehen machen, ſei darum mein gutes, verſtändiges Weib und hoffe das Beſte!“

Ob es die Tiefe der Philoſophie war, die ſich hinter dieſe kurz reſolvirten Worte verſteckte, oder nur der herzliche Klang der lieben, guten Stimme, Thatſache war, daß die Baronin nach einer jeden ſolchen Ausſprache geſtärkt zu ihrer Tochter zurückkehrte, in deren Innerem tagtäglich eine neue Wandlung vor ſich ging, daß oft die Mutter mit faſt ſcheuem Blick auf die hohe, ſtattliche Frauengeſtalt mit den tiefernſten, ſinnenden Augen ſchaute. War das noch ihr altes, eigenwilliges Kind von damals mit dem unbekümmerten in den Tag Hineinleben, wie's gerade die Laune gebot?

„Ich will mich nützlich machen auf Eurem Gute, Mama,“ ſagte Margaretha eines ſchönen Tages, und das ſo einfach und beſtimmt, ohne jeden Anflug von koketter Wichtigthuerei, daß die feinſinnige Baronin es ſofort herausfühlte, hier liege ein wirkliches Herzensbedürfniß vor, das plötzlich erwacht ſei; ſie fragte

daher auch nur ſtatt aller Einrede und Verwunderung: „Aber wie, mein liebes Kind?“

„Ja, das weiß ich eben ſelbſt noch nicht ganz genau,“ erklärte Margaretha nachdenklich, „Du mußt mir helfen, etwas Paſſendes ausfindig zu machen, mein gutes, herziges Mamming Du! Weißt Du,“ rief ſie plötzlich mit vor freudiger Erregung blitzenden Augen, „ich richte für unſere Mädchen aus dem Dorfe Handarbeitsſtunden ein! Nähen und ſtricken kann ich, häkeln auch, beim Sticken hilft die Liſette — das wird herrlich gehen.“ Und gedämpft fügte ſie nach einer Weile hinzu: „Dann werde ich auch eine wirkliche Frau Oberlehrer ſein.“

Gerührt küßte die Baronin die weiße, unſchuldige Stirn ihres Kindes und ſagte herzlich: „Dieſe Beſchäftigung wird Dich recht zerſtreuen!“

So gab denn Margaretha Schubert zweimal in der Woche Handarbeitsſtunden in einem großen, luftigen Zimmer, das die Baronin dazu beſonders hatte herrichten laſſen, einfach aber geſchmackvoll. Um einen großen, runden Tiſch ſaßen ſieben bis acht kleine Gören, abgeſtuft wie die Orgelpfeifen, und betrachteten mit großen, weit aufgeriſſenen Augen die bunte Tiſchdecke, auf der es eine ganze Jagd mit Hunden und Hirſchen und Jägern zu ſehen gab. In der erſten Stunde waren ſie etwas zag und verſchüchtert und wagten kaum auf einem Eckchen der feinen Stühle zu balanciren; ein kleines Gör fiel bei dieſem Verſuche ſogar zu Boden und ſah dann noch verlegener mit den großen, blauen Kinderaugen, die ſich jetzt mit ſchweren Thränen füllten, zu der jungen gnädigen Frau, die erſchreckt aufgeſprungen und weich und zärtlich fragte: „Thut's Dir weh, kleine Käthe?“

In den folgenden Tagen aber ging's ſchon beſſer; die Frau Oberlehrer war aber auch ſo lieb und zutraulich zu ihnen, daß die Kinder total vergaßen, was ihnen die Mutter doch ſo ſtreng eingeſchärft: „daß Ihr mir ja den nöthigen Reſpect vor der Herrſchaft zeigt und immer hübſch demüthig ſeid!“ Sie lachten über's ganze Geſicht, wenn einmal die feine, zarte Hand der jungen Schloßherrin das krauſe Haar aus den Augen ſtrich, und dann wieder erglühten ſie über's ganze Geſicht, wenn es ſanft ſcheltend hieß: „Aber Jette, wie ſehen Deine Patſchen aus! ein Mädchen muß ſtets ſauber und rein ſein“ — „und auch nicht ſo krumme und ſchiefe Nähte machen, wie Sie geſtern ſagten, gnä' Frau,“ fiel der ganze Chor jubelnd ein. Arbeiteten die kleinen Bälge zur Zufriedenheit Margarethens, dann ergriff ſie einen Band der Grimm'ſchen Märchen und las mit ihrer glockenhellen Stimme eine der köſtlichen Geſchichten von „Hanſel und Grethel“ ihrer kleinen Gemeinde vor, die ſo andächtig lauſchte, wie noch nie jemals den Worten eines Prälaten gelauſcht worden. Ja, die Kinder nahmen aus dieſen zwei Stunden in der Woche ein großes, reiches Stück Himmel mit in die kleinen, ärmlichen Hütten ihrer Eltern, und ein Theil davon blieb auch in dem Herzen Margarethens zurück, die Eines immer mehr kennen und ſchätzen lernte — den Segen der Arbeit. Auch den Tagelöhnern im Dorfe trat ſie näher durch ihr Wohlthun an den Kindern. Das waren nicht bloße Grüße aus lauter er-

sterbendem Respect, wenn sie einmal ihren Spaziergang bis zum Dorf ausdehnte; es athmete in ihnen so viel Liebe und Dankbarkeit, daß die junge Frau manchmal ganz gerührt wieder grüßte. Wodurch hatte sie sich diese Anhänglichkeit verdient?

Vor Allem drängte es sie, endlich einmal nach ihrem Christkinde zu sehen, ihrem geschenkten Wilderer, der nun in der stattlichen grünen Waidmannstracht lustig durch Feld und Flur pürschte. Margaretha traf die ganze Familie beim Mittagsmahl im einfachen Waldwärterhäuschen. Der Mann hatte den Rock ausgezogen und löffelte mit aufgekrempelten Hemdsärmeln die dicke, köstliche Milch; sein Sohn, der kleine Knirps von nicht ganz fünf Jahren, der dem Erzeuger wie aus dem Gesicht geschnitten war, ahmte getreulich das väterliche Beispiel nach und lümmelte sich gleichfalls ohne Rock behaglich auf dem Stuhle. Nur die Mutter war mitten von dem Essen aufgestanden — ihr Löffel steckte noch in der dicken Milch — und hatte sich zu der Wiege ihres „Zweiten" gesetzt, um ihm glückselig lächelnd die volle, weiße Brust zu reichen. Der Eintritt Margarethens brachte das ganze kleine Haus in Aufruhr. „Wenn Ihr Euch nicht gleich wieder hinsetzt und weiter eßt," erklärte sie aber entschieden, „so gehe ich sofort." Das wirkte.

Aber auf einen blanken, weißen Holzstuhl, den der Waldwärter noch eigens abwischte, mußte sich die junge gnädige Frau doch setzen, und die Mutter, die jetzt mit dem Stillen ihres Kindes fertig geworden, sah sie so bittend an, daß Margaretha lächelnd nickte und die flinke Frau rasch aus dem kleinen Wandschrank einen Fayence-Teller und einen blinkenden neuen Blechlöffel hervorholte. „Das ist unser Staatsgeschirr," erklärte sie stolz.

„Nun, geht's Euch gut, Baumann?" fragte Margaretha freundlich, während sie einige Löffel von der kalten dicken Milch nahm, die nach dem weiten Spaziergang wirklich ganz vortrefflich mundete.

„Wir leben wie im Himmel, gnädiges Fräulein, — gnädige Frau wollte ich meinen," verbesserte sich Baumann und schlug mit der großen Hand kräftig auf den Mund, was ihm aber nicht allzu wehe that, da der mächtige Vollbart, der es zum reinen Räthsel machte, wie Baumann seinen Mund überhaupt noch zum Essen finden konnte, den Schlag gar nicht bis dahin gelangen ließ.

„Ja, ja," fiel jetzt sein Weib gerührt ein und wischte sich mit der Schürze die Augen, „der Herr Baron hat es uns gesagt, daß Sie unser lieber, guter Engel gewesen, ohne den wir hätten umkommen können."

„Nicht mir, Herrn Schubert müßt Ihr danken," wehrte Margaretha sanft ab und erhob sich zum Fortgehen.

„Wir wollen Ihnen Allen danken und für Sie beten," schallte es ihr dreistimmig nach, wie sie durch den dunklen, grünen Wald schritt, die Hand auf das stürmisch wogende Herz gepreßt. Ja, das Glück dieser Menschen hatte ihr Ernst begründet und hatte sie theilnehmen lassen an dieser guten That. O glückselige, ferne Zeit! Immer langsamer ging die junge Frau dahin durch das stille,

einſame Revier, durch das ſie ſo manches Mal mit Schubert gewandelt. Die Aeſte wiegten langſam hin und her, vom Winde gekoſt, ab und zu ein ſchwirrender Amſelruf, und inmitten dieſer tiefen Waldeinſamkeit, dieſer tiefen Ruhe erbrauſte noch einmal der Sturm an ihr vorüber, den ſie gebändigt, als ſie allein in das Elternhaus zurückkehrte. Wie wallte da der heißblütige, graue Krieger auf, um Rechenſchaft zu fordern von dem Manne, dem er ſein einziges Kind gegeben, aber Margaretha faßte des Tobenden Hand und ſagte mit klarer, feſter Stimme: „Zwiſchen meinen Gatten und mich darf Niemand treten — Niemand, hörſt Du, Papa?“ Und der Baron fügte ſich dieſem Blick voll eiſerner Entſchloſſenheit und ward ruhig und wartete. Auch Margaretha that's von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, aber ſie bedurfte ihres vollen Vertrauens in der Liebe Allmacht, der Nichts widerſteht, auch ein Kieſelherz nicht, um nicht zu unterliegen unter der Laſt des Wartens.

Wenn nicht zuweilen ein kurzer Brief von Erdmann gekommen, der immer getreulich ſchrieb, was ihm der Medicinalrath von ſeinem lieben, böſen Schubert berichtete, „zu dem ich aber immer noch nicht gehe,“ — Margaretha hätte es nicht ausgehalten vor Sehnſucht. Sie wäre gelaufen, bis die müden Füße ſie nicht mehr weiter tragen konnten, und dann hätte ſie ſich an den Rand des Weges niedergeſetzt und wäre dann wieder gelaufen, immer gelaufen, bis ſie des Gatten Haus gefunden und ihm um den Hals gefallen und den böſen, harten Mund geküßt, bis er verſprach, nie, nie mehr etwas ſo Furchtbares auszuſprechen. Und einmal war ſie doch nach Königsberg gefahren und hatte den Gatten aus der Ferne geſchaut. Erdmann hatte ihr mitgetheilt, daß Schubert jetzt ſehr angeſtrengt zu arbeiten ſcheine und vor einem ſtets zahlreichen Publicum in dem großen Saal des Junkerhofes zündende Geſchichtsvorträge halte, „die ich aber auch noch nicht beſucht habe,“ ſchloß der Brief. Dann hatte ſie auch in der Zeitung rühmende Kritiken geleſen, welche die markige, edel-populäre Darſtellungsweiſe des jungen Gelehrten nicht genug preiſen konnten. Darüber pochte ihr Herz ungeſtüm vor Entzücken und vor Weh. Sie wußte es wohl, welche Ueberwindung es dem Gatten gekoſtet, vor die ſchauluſtige, vielköpfige Menge zu treten und ihr ſein Beſtes zu bieten, das er ſich in ſtillen, weihevollen Stunden erarbeitet, und ſie wußte auch, warum er dieſe Vorträge hielt, der ſtolze, etwas ſcheue Gelehrte; er wollte unabhängig, ganz unabhängig daſtehen, auf eigenen Füßen.

Tief verſchleiert ſaß Margaretha in dem hinterſten Winkel des großen Saales, der ſich allmählich mit der lachenden, ſchwatzenden Menge füllte; ſie achtete nicht der glühenden Hitze, nicht des dicken, ſchweren Schleiers, der ihr faſt den Athem benahm, ſie ſchaute nur unverwandt auf den hohen, ſtattlichen Mann, der, die Arme über der Bruſt verſchränkt, ſo ruhig ſicher auf der Rednerbühne ſtand und das Adlerauge über die wogende Verſammlung gleiten ließ, ſo daß Margaretha bang erbebte. Ihr war's, als ſuche ein jeder dieſer Alles durchdringenden Blicke nur ſie, als würde er ſie finden trotz des dunklen Winkels und der noch dunkleren Vermummung. Und nun ſprach er. Ohne die geringſte Unter-

brechung reihte ſich Wort an Wort, ein jedes ſo ſchlicht, ſo einfach und doch in der Zuſammenſtellung ſo harmoniſch und die Seele packend. Die volle, klangreiche Stimme füllte jede Niſche des Saales — o, das war Seligkeit, ihr zu lauſchen! Er erzählte von Eliſabeth von England, von der Fürſtin trauriger Jugend, wie ſie auf dem Thron durch die zwingende Gewalt der Verhältniſſe zum Schirmherrn des Proteſtantismus herangebildet wurde, wie ſie neuen, ſtrömenden Lebensinhalt goß in die Adern ihres Inſelvolkes. Und vor ihren Blicken bauten ſich Straßen, wurde auf den Schiffswerften gezimmert und gehämmert, daß ſie ſich hätte die Ohren zuhalten mögen. Der britiſche Geiſt verſuchte frei und entfeſſelt ſeine kühnen Schwingen, und über ſie alle flog hinaus der Genius eines William Shakeſpeare, würdig einer Eliſabeth. Und dann ſprach er zum Schluß von der jungfräulichen Königin und ihrem liebebedürftigen Herzen, das der Hauch glühendſter Leidenſchaft verſengte. Wie er zu ſeciren verſtand und in die Untiefen einer großen Frauenſeele zu führen! Ja, das war ein Vortrag, einzig in ſeiner Art, und ſie war die Frau eines bedeutenden Menſchen, der ſie den Fluch ſeines Lebens genannt und der Nichts von ihr wiſſen wollte. Noch viele, viele Tage gedachte ſie der Worte im Junkerhofe, aber noch einmal hin und den Gatten hören, das konnte ſie nicht; es hatte ihr doch zu wehe gethan.

In das Stillleben auf dem Lande fiel wie ein Donnerſchlag die Nachricht, daß es wohl zum Kriege mit Frankreich kommen werde. König Wilhelm ſei von dem franzöſiſchen Geſandten in Ems gröblich beleidigt und bereits nach Berlin zurückgekehrt. Die Leute auf den Feldern ſteckten flüſternd die Köpfe zuſammen, der kleine Inſpector ſprengte noch toller über die Felder, ohne aber heute zur Arbeit anzutreiben. „Wir gehen Alle nach Frankreich!“ brüllte er weithin mit wahrer Stentorſtimme und ſchwenkte dabei kühn die Mütze in die Luft; er war ja Reſerve-Unteroffizier bei der reitenden Artillerie. Und wirklich trug bereits am Abend des 16. Juli der Landgensdarm mit wichtig ernſter Miene die Einberufungs-Ordre von Haus zu Haus. Die kleine, zierliche Lieſe ſtand hinter dem Küchenherd und trocknete ſich verſtohlen die Augen. Der Matthes, der ſo dumm war wie ein Ochs und den ſie darum doch nicht weniger liebte, mußte auch mit, und ihn trafen gewiß die franzöſiſchen Kugeln am erſten, denn er war ja ſo groß, daß er ſie Alle überragte. Der Matthes ging auch ſtill einher und ſpuckte viel aus. „Die ſollen es von mir bekommen,“ meinte er nur mit grimmigem Blick und ſchüttelte zum Abſchied der Lieſe faſt die Hand aus dem Gelenk. „Adjes! behüt' Dich Gott. Wenn ich wiederkomme, wollen wir uns heirathen.“

Am 20. Juli ſtand es ſchwarz auf weiß in den Zeitungen zu leſen, daß die franzöſiſche Kriegserklärung in aller Form eingetroffen. Da litt es den alten Baron nicht mehr auf ſeinem Schloſſe. „Wenn ich auch zu alt bin, um meinem König noch im Felde zu dienen, tüchtige, erfahrene Offiziere kann er jetzt immer brauchen.“ Er drehte den militäriſchen Schnurrbart noch militäriſcher und fuhr unter ſolchen Monologen zu dem Militär-Commando nach Königsberg. Am

nächſten Tage ſah man ihn bereits eifrig wie den jüngſten Lieutenant auf dem ſtaubigen Exercierplatze umhertrampeln. „Ruhig Blut . . . beſſer zielen . . . eins, zwei . . . drei.“ Und die Schüſſe knallten luſtig in die blaue Luft. Der alte Herr lachte über's ganze Geſicht, wenn immer einer nach dem anderen in das Schwarze treffen lernte. „Nur ruhig Blut, Kinder, ich ſagte es Euch ja; in vierzehn Tagen ſteht Ihr vor dem Feinde, und ich ſchicke Euch bald neuen Succurs.“

„Hoch unſer Herr Major, hoch, hoch!“ ertönte es aus den dreihundert oſtpreußiſchen Bauerkehlen, und dieſer ſalutirte geſchmeichelt mit dem Degen. „Wenn ich mir's recht überlege,“ murmelte er in ſich hinein, „bin ich noch gar ſo alt nicht; mein König iſt noch viel älter, aber freilich der hat auch Knochen von Stahl und Eiſen.“

Ja, es galt den Krieg gegen den Erbfeind. Das ſah man in dem Gewoge auf Straßen und Gaſſen. Wer es zuerſt geſungen, das alte Lied von der Wacht am Rhein? — es war auf einmal da, die Capellen ſpielten es in den Gärten, über Nacht war's in das Repertoir der Leierkaſten aufgenommen, und wo man ging und ſtand, erbrauſte es: „Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein — feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein.“

Aber all das Geſumm und Geſchwirr drang nicht in Schubert's abgelegenes Studirzimmer, der ſich immer tiefer eingrub in den Groll und Hader mit ſich ſelbſt um ſein zerſtörtes Leben, wenn er nicht an ſeinen Geſchichtsvorträgen arbeiten mußte, um auf eigenen Füßen zu ſtehen. Margaretha war und blieb fort; er durchirrte umſonſt die Fluth der Gemächer, er ſaß umſonſt in ihrem blaßblauen Boudoir und lehnte verzweiflungsvoll den Kopf in die Sophaecke; ſie kam nicht und ſchmiegte ſich nicht an ihn weich und innig, wie einſt. Das war vorbei; er hatte ein Weib gehabt. Er erinnerte ſich nicht mehr deutlich, was er in jener unheilvollen Stunde zu ihr geſprochen, ob ſie ſein, ob er ihr Fluch geworden, er fühlte nur den brennenden Abſchiedskuß auf ſeinen trockenen Lippen, und ſein vereinſamtes Herz flehte und bat unabläſſig: „Geh', geh', Du ſtolzer Mann, und erkämpfe Dir wieder Dein Weib, das Du in thörichter Selbſtverblendung von Dir geſtoßen; geh', o geh', noch kannſt Du glücklich werden.“ Aber er ging nicht und ging auch nicht aus dem Hauſe, das ja eigentlich ſeiner Gattin gehörte, ob er auch in Gütergemeinſchaft mit ihr lebte. Das von den Miethern einlaufende Geld häufte ſich unberührt in dem Secretär ſeines Weibes — er lebte von ſeinen Vorträgen. Er wußte es nicht, was mit dem Gelde dort in der Schublade werden ſollte — vielleicht kam einmal ein Bevollmächtigter ſeiner Frau und ſetzte ſich mit ihm aus einander, vielleicht auch nicht. Er konnte ſich nicht von den Räumen trennen, durch die vor nicht gar langer Zeit Margarethens ſilberhelles Lachen erklungen; er lebte nur noch in der Erinnerung. Nein, nein, es war nicht wahr, Margaretha war ihm niemals untreu geweſen; ihm, nur ihm allein gehörte jeder Schlag des Herzens, jedes üppige Wogen des ſchwellenden Buſens. Jetzt klammerte er ſich daran mit der ganzen Zähigkeit

ſeines Weſens, weil er wußte, er würde wahnſinnig werden, wenn er nun zweifeln wollte, wo ſein Weib fort von ihm, fern von ſeiner Hut. Und ſo wollte er doch nicht enden, ſo nicht! Aber wie? Das wußte Niemand, auch er ſelbſt nicht. Er konnte jetzt ruhig und ohne Aufregung an Zirkwitz denken, der zuweilen ihn aufſuchte, ob auch die ganze übrige Geſellſchaft das verödete Haus floh.

Das Abendgold der ſcheidenden Sonne grüßte durch das hohe Bogenfenſter in Schubert's Schreibzimmer, wo die beiden Männer vor der entkorkten Weinflaſche ſaßen. „Gehen Sie gern nach Heidelberg, Herr v. Zirkwitz?“

Der Angeredete fuhr aus tiefen Träumen empor. „Gern? gewiß, gewiß. Die Profeſſur, wenn's auch nur eine außerordentliche iſt, bringt doch vermehrte Arbeitslaſt mit ſich, und die Arbeit verſcheucht ja am beſten die unnützen Gedanken und die thörichten Wünſche, die manchmal uns den Schlaf ſtören. Nicht wahr, Herr Oberlehrer, Sie bitten Ihre liebe Frau Gemahlin, mir ein freundliches Andenken zu bewahren?“ Die blauen, treuherzigen Augen des nunmehrigen außerordentlichen Profeſſors blickten dabei ſo traurig und entſagungsvoll, daß Schubert nur kräftig die Hand ſeines Gaſtes drückte; ſprechen konnte er Nichts. Endlich mußte geſchieden ſein.

„Sie holen doch bald Frau Margaretha von dem Beſuch bei den Eltern heim?“ fragte Zirkwitz mit ſeiner ſonoren Stimme an der Thür noch einmal und nickte Schubert liebevoll eindringlich zu — dann hatten ſich die beiden Männer getrennt, vorausſichtlich für immer.

Ja, Schubert hätte ſeine Margaretha heimgeholt, wenn ſie nur nicht in Schlobitten geweſen! Aber ſie war dort, und er mußte dorthin und mußte den vorwurfsvollen Blick der Baronin und des alten ritterlichen Offiziers ertragen, daß er Elend gebracht über ihr einziges Kind, er, der keine Pflicht im Leben zu erfüllen verſtanden, keine, keine! Ja, wenn nicht ein Wunder geſchah, dann war ihm ſein Weib verloren, verloren auf immer — dorthin konnte er nicht. Und in dem Gedanken an ein mögliches Wunder krümmten ſich die Lippen des glaubensloſen Mannes in herzzerreißendem Spott — verloren alſo — verloren! Darüber ging die Elaſticität ſeines Geiſtes in die Brüche, und wenn er zu den Vorträgen im Junkerhof mit der gewohnten hinreißenden Kraft ſprechen wollte, dann ſtürzte er zuvor ein Glas feurigen Ungars nach dem anderen hinunter, daß glühendes Feuer in ſeinen Adern rollte und das dunkle Auge noch flammender blitzte. „Ein intereſſanter Mann, ein echter Künſtlerkopf,“ ſeufzte der ſiebzehnjährige Backfiſch ſchwärmeriſch und ſpielte dabei kokett mit den hellgrauen Glacés, während der Redner ein farbenreiches Bild der zerrotteten Zuſtände vor der franzöſiſchen Revolution entrollte.

Jetzt hatte ſich Schubert ſchon drei Tage nicht aus dem Zimmer gerührt und auch keine Zeitung zur Hand gehabt; angeſpannt ſtudirte er Lange's Geſchichte des Materialismus, um darüber in nächſter Zeit zu ſprechen. Ein Klopfen ließ ihn vom Buch in die Höhe fahren. „Herein!“ rief er ungeduldig über die vorausſichtliche Störung. Der Portier und ſein Diener ſtanden vor ihm.

„Verzeihung, Herr Oberlehrer, daß wir ſtören, aber wir möchten um Auszahlung unſeres Lohnes bitten; wir ſind zur Fahne einberufen.“

„Zur Fahne einberufen?“ wiederholte Schubert in vollſtem Erſtaunen und ſtrich ſich mit der Hand das wirre Haar aus der Stirn, „warum? was giebt's denn?“

Die beiden Diener glotzten ihren Herrn ganz verblüfft an. „Aber Herr Oberlehrer,“ ſtotterte endlich der redegewandtere Portier, „Sie wiſſen doch, daß der Napolium uns den Rhein nehmen will mit ſeinen Zuaven und Turkos.“

„Kein Wort weiß ich; gebt mir die Zeitungen her,“ herrſchte Schubert auf's Höchſte erregt. Es war richtig, es war Krieg im Lande, und er ſaß ruhig in ſeinem Zimmer und kümmerte ſich um die ganze Welt nicht, die auch ohne ihn weiter ging, die nicht daran dachte, ihn zu Etwas zu gebrauchen. Alle rief man zur Fahne, nur ihn nicht; war er doch ſchon vor drei Jahren wegen ſchwacher Bruſt für völlig untauglich zum Militärdienſt von den Aerzten erklärt worden. Er drückte den Hut in die Augen und ſchritt auf die belebte Straße hinaus, über die das hellſte Sonnenlicht golden fluthete. Ein Trupp Landwehrleute kam ihm entgegen, feldmarſchmäßig ausgerüſtet, obwohl ſie noch nicht in Reih' und Glied marſchirten. In den Armen manches bärtigen Landwehrmannes hing ein ſchluchzendes Weib und beide kamen nur gar langſam vorwärts zu dem nahen Bahnhof; die bejahrten Offiziere, von denen ſchon der jüngſte Lieutenant ſeinen Vollbart trug, und die im gewöhnlichen Leben Gutsbeſitzer, Advocaten, Kaufleute waren, ſchritten auf den Trottoirs daneben und blickten gleichfalls ernſt, recht ernſt. Auch ihren Geſichtern ſah man an, daß der Abſchiedsſchmerz von Weib und Kind noch nicht verwunden. Jetzt war der Zug auf dem Bahnhofe angelangt, Schubert mitten darunter, von der drängenden, ſtoßenden Menge vorwärts getrieben. Der Schlot der Locomotive rauchte gewaltig, und manches Geſicht wurde noch blaſſer. „In Sectionen angetreten — marſch — marſch!“ commandirte der Obriſt Lieutenant mit weittönender Stimme. Aber es ging heute nicht vorwärts. Die Frauen hielten ihre Männer und dieſe wieder ihre Weiber umfaßt. Da wirbelte auf einen Wink des Commandirenden der preußiſche Generalmarſch durch die Luft — und die Disciplin ſiegte. Zug um Zug, den Offizier an der Spitze, ging's in die Waggons, die Schaffner ſchloſſen die Thüren, an die Fenſter drängte ſich Kopf an Kopf, um noch einen Abſchiedsblick von den Lieben zu erhaſchen. „Haltet das Haus brav in Ordnung,“ ſchallte es heraus; „behüt' Euch Gott,“ tönte es weinend zurück, und da ertönte auch ſchon der grelle Pfiff der Locomotive, und der Zug ſetzte ſich langſam in Bewegung. Da zogen ſie hin von Weib und Kind, und wie viele ihrer kehrten wieder! Auf den blutigen Schlachtfeldern ſtarben ſie, weil es nicht Hände genug gab, die ihren verſtümmelten Gliedern Hülfe, ihren lechzenden Lippen den Labetrunk bringen konnten.

In eilender Haſt ſtürzte Schubert nach der Stadt zurück in's Militär-Lazareth. Er ſtand bald vor dem Oberſtabsarzt. „Was wünſchen Sie?“ fragte

der alte Herr kurz, aber nicht unfreundlich. Mit beredten Worten theilte ihm Schubert ſein Vorhaben mit, als Krankenpfleger nach dem Schlachtfelde geſchickt zu werden. „Ich habe auch lange Zeit intimen Umgang mit einem jungen Arzt gehabt, von dem ich Manches gelernt," ſchloß er ſeine Bitte. Der Oberſtabsarzt nickte. „So iſt's recht! bitte, kommen Sie jeden Nachmittag um vier Uhr hierher, da werden Sie mit einigen Geſinnungsgenoſſen noch ein paar mediciniſche Inſtructionsſtunden bekommen, und in ſechs bis ſieben Tagen ſchicken wir Sie als Führer einer kleinen Abtheilung nach dem Kriegsſchauplatz. Auch Sie werden dort nöthig ſein. Paſſen Sie auf, es werden Ströme von Blut fließen, aber ſiegen werden wir."

So hatte Schubert denn das rothe Kreuz genommen, und ſieben Tage ſpäter ſtieg er auch richtig in das Coupé, begleitet von dem jungen Dr. Lehmann, der erſt vorgeſtern das Diplom bekommen, und vier untergeordneten Krankenpflegern. Der junge Mediciner plauderte höchſt animirt von den kühnſten Operationen, die er zum Heile der Menſchheit ausüben würde, die Leute paffften ihre Cigarre, die ihnen zum Abſchied eine liebende Hand fürſorglich in die Taſchen hineinpracticirt hatte, und waren bald ſanft entſchlummert trotz der harten Holzbänke und der harten Wandbekleidung des Coupés. Der lebensluſtige Doctor, der es bald ſatt bekommen hatte, den ſchweigſamen Gefährten zum Sprechen zu bringen, pfiff ein heiteres Liedchen und amputirte in Gedanken Arme und Beine. Wie der Zug an einer Station nach der anderen vorüberbrauſte, er Wieſen und Felder, Dörfer und Städte hinter ſich ließ, weilten Schubert's Gedanken bei Margaretha, von der er geſchieden war ohne ein Wort des Abſchiedes, einen Liebesgruß. Aber ſchreiben konnte er ihr doch nicht nach dem, was vorgefallen, und vor ſie treten, Auge in Auge, das konnte er erſt recht nicht. So hatte er denn die Verwaltung ſeines Hauſes einfach einem Rechtsanwalt übertragen und ihn beauftragt, die einlaufenden Gelder an Frau Margaretha Schubert, zur Zeit in Schlobitten, zu ſchicken.

Das deutſche Heer hatte bei Weißenburg und Wörth, bei Mars la Tour und Gravelotte ſeine Feuertaufe erhalten. Blutiger noch, als je ein Menſch geahnt, geſtaltete ſich das furchtbare Ringen, aber die Deutſchen ſchoben ſich unaufhaltſam vorwärts, mit derſelben ehernen Nothwendigkeit, wie der Felsblock den Bergesabhang hinunterrollen muß, wenn er einmal in Bewegung gekommen. Da iſt an kein Halten zu denken. Die kleine Abtheilung, welche Schubert commandirte, war bislang in vom Schlachtfelde entfernten Lazarethen beſchäftigt geweſen — zur Uebung. Bei Sedan kam ſie zum erſten Mal in's eigentliche Feuer. Die Kanonenkugeln pfiffen über den weiten Plan, in der Luft ſchwirrte und ſummte es — das waren die Flintenkugeln — und dazwiſchen gingen die Träger des rothen Kreuzes, das ihnen heute mitten im Gefecht nicht den geringſten Schutz gewähren konnte, todesmuthig vor und brachten die Verwundeten in Sicherheit, der Erſten einer immer Schubert, der keine Furcht zu kennen ſchien. Nur, als nicht ganz zehn Schritt von ihm eine Granate in den Boden ſchlug

und die aufgewühlte Erde ihn umflog, erbleichte auch er ein wenig und biß die Zähne feſter auf einander. Als die Schlacht ſchon lange ausgetobt, war auch er noch unter den hundert anderen beſchäftigt, die mit der Laterne in der Hand nach den Verwundeten ſuchten. Gänzlich erſchöpft warf er ſich endlich in ſeiner kleinen Kammer auf den Strohſack, neben und über ſich das Geſtöhn und Gewimmer der Sterbenden. So gefahrvoll hatte er ſich den Samariterdienſt nicht gedacht; das war ja ſchlimmer noch als der Kampf in offener Feldſchlacht. Es konnte gar leicht der Würfel fallen, daß ihn eine feindliche Kugel niederſtreckte und er dahinging ohne Liebe, ohne Verſöhnung mit ſeinem geliebten Weibe. Aber der barmherzige Schlaf ſchloß diesmal raſch die Augen des todtmüden Mannes, der ſich mit ſolchen Vorſtellungen quälte.

Bald ging es weiter, dem Süden zu. Auch Schubert ſollte mit ſeiner kleinen Schaar dem Trupp folgen, dem die Aufgabe zugewieſen war, das Gebiet zwiſchen Dijon und Chalons ſur Saone in Schach zu halten. Der Sturz des Kaiſerthums und die Proclamirung der Republik hatten nicht den gewünſchten Frieden geſchaffen; ein grauenvoller Volkskrieg, in deſſen Schrecken hüben und drüben die Gemüther verwilderten, hatte begonnen. Unheimliche Spukgeſtalten, wuchſen die Franctireurs Pilzen gleich aus dem Boden empor; wo nur ein kleiner Trupp Preußen ſeines Weges zog, konnte man ſicher ſein, aus Buſch und Hecken das ominöſe Knattern der Chaſſepots zu vernehmen. Was Wunder da, daß die biederen Landwehrleute, denen aus tückiſchem Hinterhalt ſchon mancher Brave erſchoſſen, mit wahrer Berſerkerwuth gegen Alles ſich erfüllten, was wälſchte. Die Offiziere ſahen ſich gezwungen, ein Auge zuzudrücken, denn ſie ſtanden hier an der Grenze ihrer Autorität. Beim Einzuge in ein Dorf, dem in dem umgrenzenden Walde eine kleine Feuertaufe vorausgegangen, ſtießen einſt die einrückenden Soldaten auf einen alten Bauer, der, wie er die preußiſchen Uniformen erblickt, ſich ſcheu die Häuſer entlang hindrückte. Ihn erblicken, ihm nach, ihn zu Boden werfen und eine Flintenkugel in die Stirn jagen, das war für die beiden Soldaten an der Spitze des Zuges das Werk eines Augenblicks. Als Schubert athemlos hinzuſtürzte, kehrten die Mörder bereits gleichmüthig zu den Ihren zurück, ohne auf die empörte Rede des Samariters zu achten. „Das iſt der Krieg," ſagte der commandirende Offizier, dem Schubert den Vorfall meldete, und zuckte die Achſeln; „der Mann war wohl auch ein Spion." Die kleinen Gefechte zwiſchen Preußen und Franctireurs, die auf den Gang des Krieges natürlich nicht den mindeſten Einfluß üben konnten, wollten kein Ende nehmen. Die bereits eingerichteten Lazarethe füllten ſich ſo ſehr mit Verwundeten, daß Schubert den Auftrag erhielt, das kleine Schlößchen „Belle-Ville" zur Aufnahme von etwa ſechzig Mann in Stand zu ſetzen.

„Seien Sie ja vorſichtig!" mahnte der junge Lieutenant, der mit einer kleinen Abtheilung den Verwundeten-Transport begleitet hatte; „wir können Ihnen augenblicklich keine Truppen zum Schutze hier laſſen, die nächſten Ulanen ſtehen eine halbe Meile von hier, in Chagny, wo ſich auch ein großes Hauptlazareth

befindet; da könnte am Ende ein Ueberfall versucht werden." „Nun, wir wollen schon vorsichtig sein," dankte Schubert für die Warnung, „wir sind ja doch mit dem Doctor sechs Mann und schon seit längerer Zeit mit Revolvern ausgerüstet." „Ich will Ihnen für den Nothfall auch noch drei Raketen zum Signal da lassen," sagte der Offizier sich verabschiedend, „aber hoffentlich brauchen Sie dieselben nicht in die Luft zu puffen; unsere Soldaten streifen jetzt überall, so daß die Bauern eine heillose Angst bekommen haben." Damit zog der Lieutenant auf der Straße nach Chagny weiter.

Schubert und der Doctor leiteten diensteifrig das Unterbringen der Blessirten; sie legten selbst mit Hand an, wenn die vier Träger nicht schnell genug mit dem Transport eines besonders schwer Verwundeten fertig werden konnten.

„Herr Woldemar v. Armfeldt!" rief plötzlich, auf's Höchste überrascht, Schubert aus.

„Ja, ja, ich bin's," stöhnte ein junger, todtenbleicher Offizier aus seinem Leiterwagen hervor, in dem er in Stroh gebettet lag, „aber nur halb; die Schurken haben mir das ganze Bein zerschossen; ich glaube, man wird's mir abnehmen."

„Nun, das kann man noch gar nicht wissen," tröstete der Doctor, „meine, ich wollte sagen, die ärztliche Kunst kann viel, vermag Alles."

Damit wurde denn auch der Lieutenant vorsorglich in den großen, luftigen Saal zu ebener Erde gebracht, der alle Verwundete aufnehmen sollte. Schubert leitete selbst das Betten des Kranken. „Wie gut Sie sind!" lächelte der Verwundete matt, „ich habe das gar nicht um Sie verdient." Ja, so eine schwere Verwundung, die uns den Tod ganz dicht vor die Augen rückt, macht immer weichmüthig, sogar einen adeligen, überstolzen rothen Husaren-Lieutenant.

Endlich waren die sechzig Mann gebettet, und der geschäftige Doctor flog von einem zum anderen, die Wunden zu waschen und zu verbinden. Schubert konnte hierbei weniger helfen. Eine seltsame Unruhe, die Vorahnung einer großen Gefahr, hatte sich plötzlich beklemmend auf sein Herz gelegt. Er winkte dem ältesten der Krankenträger, den er als einen verständigen Mann kennen gelernt. „Hören Sie, Vogel, ich glaube, wir werden heute Nacht einen Ueberfall zu bestehen haben."

„Da können Sie wohl Recht haben, Herr Oberlehrer," flüsterte dieser gepreßt, „auch mir ist heute so sonderlich zu Muthe; das bedeutet sicher nichts Gutes."

Und die Männer setzten alle ihre Waffen in Stand und kauerten sich inmitten der Verwundeten am Boden nieder. Sie wollten Alle in einem Raum bleiben, dann konnten sie hoffen, sich, wenn nöthig, länger zu halten. Als es dunkelte, wurden auf Schubert's Anordnung die Fensterladen geschlossen, die zum Glück nach innen gingen, und ein kümmerliches Talglicht angezündet, deren man sechs beim Durchstöbern des Kellers gefunden hatte. Mit vereinten Kräften

wurde ein ſchwerer, eichener Eckſchrank unmittelbar vor die Zimmerthür geſchoben, ſo daß dieſe jeden Augenblick verbarrikadirt werden konnte. Das Treffen aller dieſer Vorſichtsmaßregeln erweckte in den Leuten ein halb bängliches, halb beruhigendes Gefühl, welch' letzteres allmählich die Oberhand zu gewinnen anfing, als die mitternächtliche Stunde begann und ſich nirgends etwas Verdächtiges regte auf dem kleinen, einſamen Schlößchen, das wie weltverloren, nur von einigen kleinen Wirthſchaftsgebäuden umgeben, ein paar hundert Schritt vom Walde lag. Auch Schubert wollte ein wenig ſchlummern; er ſcharrte ſich etwas Heu zuſammen, legte das Felleiſen als Kopfkiſſen unter und breitete den Mantel über ſich. Aber er hatte nicht lange in einem unerquicklichen, durch böſe Träume beunruhigten Schlaf gelegen, als ihn ein eigenthümliches Kniſtern und Praſſeln weckte. Er ſprang entſetzt mit einem halblauten Schrei auf und ſtürzte zum Fenſter; aber ſchnell ſich faſſend, öffnete er dort nur ein klein wenig den Laden und lugte durch die Ritze vorſichtig hinaus. Richtig, die Schurken von Franctireurs hatten das Haus an allen Ecken und Enden angezündet, der Dachſtuhl brannte bereits lichterloh, und um die Ställe herum drückten ſich zu Dutzenden ſchwarze, unheimliche Geſtalten, über deren Rücken die blanken Flintenläufe glänzten. Jetzt wurde ſein Oeffnen des Ladens bemerkt. «A bas les Prussiens!» tönte ein wildes Freudengeſchrei aus hundert Kehlen durch die mitternächtliche Ruhe, vergleichbar nur dem Triumphgeheul der Indianer auf einſamer Prairie, wenn ſie den überwundenen Feind an den Marterpfahl binden. Da wurde Alles wach in dem großen Saale, Verwundete und Unverwundete.

„Die Schurken haben das Haus angezündet," erklärte Schubert mit eiſiger Ruhe, „ſie wollen uns verbrennen, und wenn wir hinausſtürzen, ſchießen ſie uns ſofort nieder, es ſind ihrer zu Viele — wir wollen daher hier bleiben; vielleicht haben die Reiter in Chagny das Feuer bemerkt und bringen Hülfe."

„Wenn wir dann nicht ſchon längſt verkohlt ſind," tönte ihm ein dumpfes Gemurmel entgegen, aber die Männer wollten nicht weibiſch winſeln, ſondern, wenn's ſein mußte, als rechte Helden ſterben. Eine Todtenſtille herrſchte im Saale; ſelbſt die Verwundeten unterdrückten ihr Stöhnen, draußen aber heulte es immer lauter und wilder: «A bas les Prussiens, à bas les maudits cannibales!»

„Ich habe ja auch die Raketen!" rief Schubert plötzlich und ſtürzte zum Zimmer hinaus; „brechen ſie die Hausthür auf, ehe ich zurückkomme, ſo verbarrikadirt Euch ſofort und überlaßt mich meinem Schickſal." Damit flog er die Stiege hinauf auf den Dachboden und ließ in raſcher Aufeinanderfolge die Raketen aus einer Luke in die Luft ſteigen. Erſt beim Aufblitzen der zweiten bemerkten die Bauern, deren haßerfüllte Blicke auf den Saal zu ebener Erde gerichtet waren, ſein tollkühnes Beginnen; ein Theil von ihnen rannte in ſinnloſer Wuth gegen die eichene Hausthür, obwohl ſie weder Aexte noch Brecheiſen zur Hand hatten, andere ſchoſſen, ohne viel zu zielen, die Flinten in die Höhe. Die Kugeln ſauſten wie Hagelkörner um Schubert's Haupt, eine ſtreifte leicht ſein Ohrläppchen, er aber ließ raſch noch die dritte Rakete zum Nachthimmel

aufziſchen und ſtürmte dann hinunter zu den Seinen, die ihn freudeleuchtenden Blickes empfingen. „Jetzt ſterben wir Alle zuſammen,“ tönte es ihm begeiſtert entgegen.

„Aber verbrennen laſſen wollen wir uns nicht,“ rief der im hitzigſten Wundfieber liegende Lieutenant von Armfeldt, „wir haben ja Waffen, wir tödten uns ſelbſt.“

„Ja, Sie haben Recht,“ erwiderte Schubert düſter, „aber dazu haben wir noch Zeit, noch können wir vielleicht gerettet werden,“ und er beugte ſich lauſchend gegen den Fenſterladen; aber Nichts war zu vernehmen, als das Geheul der rachedurſtenden Franctireurs. Die Gluth im Gemache wurde immer drückender, durch die Fenſterladen blitzte es tageshell, die Flamme leckte bereits an den Seitenwänden des Hauſes.

„Jetzt aber iſt's Zeit, die Waffen her!“ donnerte der verwundete Offizier mit der letzten Kraftanſtrengung ſeiner Stimme.

Schubert nickte trüb mit dem Kopf. Doch horch, was iſt das? Iſt's eine Sinnestäuſchung der bis zum Wahnſinn erregten Nerven? Eine bange halbe Minute vergeht, in der keine Menſchenſeele zu athmen wagt; nein, nein, es iſt keine Täuſchung, die Rettung naht. Immer näher und näher dröhnt der Hufſchlag der im Galopp einherſprengenden Ulanen, jetzt erklingt der helle, ſchmetternde Ton der preußiſchen Trompete, der die Roſſe zu noch ſchnellerem Laufe ſpornt und denen da drinnen durch Mark und Bein rieſelt. Noch eine Minute, und in das deutſche donnernde Hurrah knallen der Ulanen Carabinerſchüſſe luſtig hinein, denen die Chaſſepots in unregelmäßigem Schnellfeuer antworten, das aber von Secunde zu Secunde ſchwächer wird und ſich von dem Schloſſe fort nach dem Walde hinzieht.

„Nun tragt die Verwundeten hinaus, die nicht ſelbſt noch kriechen können!“ ruft Schubert laut und gebieteriſch den Krankenträgern zu, die der Trieb der Selbſterhaltung nach der Thür gedrängt, und er blickt dabei nur auf das rothe Kreuz am Aermel, daß die Männer ſchamroth an die Betten treten und einen nach dem anderen in's Freie tragen. Und Alle kehren ſie wieder, denn der ſtolze, düſtere Mann ſteht, die Arme verſchränkt, erhobenen Hauptes in dem bereits brennenden Gemach und will ſich nicht eher rühren, als bis der Letzte der Braven gerettet, die für's Vaterland geblutet. In ſtummer Bewunderung blickte der Lieutenant zu ihm auf, der jetzt eben hinausgetragen wurde. Und Schubert ſtand auf ſeinem Poſten, ob auch die Gluth ihm faſt den Athem verſengte. Er dachte jetzt nicht an's Sterben, wie er es einſt in ſentimentaler Anwandlung erſehnt, als er dem Lieutenant von Armfeldt mit der Piſtole gegenüber ſtand; jetzt dachte er nur das Eine, daß er eine Pflicht zu erfüllen, daß er ſeine Leute durch ſein Beiſpiel anfeuern müſſe, das Leben zu wagen für die Verwundeten, und dieſe Pflicht fürwahr, die wollte er erfüllen, der im Leben noch keine erfüllt. Jetzt war nur noch ein Schwerverwundeter übrig, den die endlich flüchtenden Träger im Stich gelaſſen. Er lud den Stöhnenden auf die Schulter und eilte dem

Ausgang zu; dichter Qualm und Rauch drangen ihm entgegen, die Augen füllten ſich mit Thränen, daß er Nichts mehr erblicken konnte, aber er tappte durch das Dunkel dem friſcheren Luftzug zu; nun mußte er bald im Freien ſein; er ſtolperte über die Hausthürſchwelle; da ſchwankte er unter ſeiner leblos gewordenen Laſt und ſtürzte zu Boden, und neben ihm ſauſte krachend ein ſchwerer brennender Balken hernieder. —

In dem großen Kriegslazareth von Chagny ſchlich der junge Dr. Lehmann recht verdüſterten Antlitzes einher. Mit ſeiner Selbſtändigkeit war's wohl für dieſen Krieg aus, denn er war dem Leiter des Lazarethes, dem Stabsarzt Dr. Erdmann, als Aſſiſtent beigegeben, und dieſer führte nicht allein alle ſchwierigeren Operationen ſelbſt aus, ſondern ſah auch ſtreng darauf, daß der junge, ſelbſtbewußte College ſich bei der Leitung ſeiner kleinen Unterabtheilung die nöthigen Rathſchläge des Vorgeſetzten einholte. Zu ſeinem größten Aerger mußte dem Herrn Dr. Lehmann noch das Pech paſſiren, gerade unter den Augen ſeines „Collegen" — er konnte doch den arroganten Erdmann unmöglich als Vorgeſetzten behandeln — zwei arge Fehlſchüſſe zu thun. Trotz ſeiner ärztlichen Kunſt, die viel, die Alles vermochte, hatte er dem Herrn von Armfeldt das zerſchoſſene Bein amputiren wollen und ſich mit geringſchätzigem Achſelzucken abgewandt, als Erdmann dies für wahrſcheinlich unnöthig erklärte. Nun mußte es der Teufel wollen, daß unter des Stabsarztes einſichtsvoller Behandlung das ſchon den unterirdiſchen Göttern geweihte Bein ſich zuſehends beſſerte und vielleicht nicht einmal ſteif blieb. Und dann zweitens das ſchier wunderbare Ereigniß, daß Schubert immer noch nicht geſtorben! Derſelbe war in den wirrſten Fieberträumen nach Chagny transportirt worden; ein hitziges Nervenfieber raſte durch ſeine Adern, daß ihn manchmal zwei ſtarke Männer kaum im Bett zu halten vermochten; um ihn praſſelte und glühte die Lohe, und dazwiſchen rief er mit lechzenden Lippen herzzerreißend nach Margaretha und dann wieder nach Anna, daß ſie kommen und den Fluch von ihm nehmen möge. Da hatte er den Kranken aufgegeben, tief betrübt zwar, aber doch ein wenig getröſtet durch ſeine unfehlbare ärztliche Prognoſe. Erdmann aber hatte dazu nur den Kopf geſchüttelt und die Hand der Schweſter Anna ergriffen, die mit dem Abzeichen des rothen Kreuzes weinend am Fußende des Bettes ſtand. „So lange noch Athem in ihm, dürfen wir auch noch hoffen," verſicherte er leiſe, aber eindringlich.

Nun waren Tage und Wochen vergangen, und der Kranke lebte noch und ward auch allmählich ruhiger. Ihm war's manchmal, als ob um ihn Anna ſchwebe und zuweilen ihre kleine, kühlende Hand auf ſeine fiebernde Stirn lege, dann war auch Erdmann da und prüfte den jagenden Puls — und einmal fühlte er einen heißen, ſtürmiſchen Kuß — das mußte Margaretha ſein; ſo konnte nur ſie küſſen. Er verſuchte die Augen zu öffnen, aber die Lider drückten noch ſchwer wie Blei; ſo lag er denn ſtill und ruhig weiter und träumte. Er fühlte, wie man ihm Bouillon und feurigen Wein einflößte; er hörte zuweilen eine Stimme flüſtern, ſo ſüß, ſo anheimelnd, wie ſie Niemand auf der Erde

beſaß, als ſein angetrautes Weib, ſeine ferne Margaretha. Mit gewaltſamem Ruck richtete er den Oberkörper ein wenig in die Höhe und riß die Augen auf. Ja, da ſaß ſie bei ihm, ſeine Margaretha, bleich, ſehr bleich zwar die Wangen von den vielen, böſen Nachtwachen, aber im Auge ſelige Himmelsfreude, als des Gatten Blick ſie erkannte. Er wollte ſprechen, aber ſein Weib legte bittend den Finger auf den Mund und reichte ihm nur die ſchmale Rechte, die er liebkoſend zwiſchen ſeinen ſchwachen, abgezehrten Händen hielt, ſtill wie ein Kind, das einſchläft, wenn die Mutter an dem kleinen Bettchen ſitzt Da trat auch Anna herein und brachte ihm die Bouillon, die er immer geſchmeckt hatte trotz ſeiner Fieberphantaſien. Wieder wollte er reden, aber in dem freundlichen Blick, mit dem ihre Augen ihn grüßten, lag doch zugleich eine ſo ernſte, eindringliche Bitte, daß er ſtumm blieb; er begriff, er ſollte an der Vergangenheit nie wieder rühren, die ſollte eingeſargt werden für immer. So begnügte er ſich denn damit, die liebe, arbeitſame Hand, die ſich einſt in die ſeine legen wollte zum Bunde für's Leben, im wortloſen Flehen um Verzeihung an ſeine Lippen zu führen mit langem, heißem Kuſſe. Aus ſeinem Auge tropfte eine Thräne darauf, ſo daß Anna über und über erglühend ihre Hand zurückzog und Nichts weiter ſtammelte als: „O, Herr Schubert.“

„Nun aber iſt's genug der Rührung,“ fuhr die wohlbekannte Stimme des Dr. Erdmann dazwiſchen, „Du haſt uns ſchwere Sorge gemacht, alter Knabe, und biſt noch immer nicht über alle Berge, weißt Du wohl?“ Der Geneſende nickte nur; zu Worten war ſein Herz noch zu voll. Die allgemeine Weichheit, die förmlich in der Luft zu liegen ſchien, meiſterte plötzlich auch Erdmann, daß er ſich am liebſten mit der Hand über die Augen gefahren wäre; aber der Herr Stabsarzt mit dem gebräunten männlichen Geſicht und den blinkenden Knöpfen auf dem Offiziersrock durfte ſich ſolcher Sentimentalität doch nicht ſchuldig machen; er wandte ſich kurz auf dem Abſatz um und ſprudelte noch im Gehen heraus: „Sorge dafür, daß Du bald zu Kräften kommſt, die Rückreiſe nach Königsberg anzutreten; Deine Frau will Weihnachten wieder in Eurem Hauſe feiern.“ Anna folgte dem Hinauseilenden bald mit der dampfenden Terrine, von der Schubert kaum ein paar Löffel gekoſtet.

Die beiden Ehegatten waren allein.

„Haſt Du mir verziehen, Margaretha?“ klang es leiſe durch das Zimmer.

Da beugte ſie ſich zu ihm hernieder, küßte ſeinen Mund und ſchmiegte ihre weiche Wange an die ſeine, wie in den erſten Tagen ihres kurzen Eheglückes. „Wir werden ſehr glücklich werden mit einander,“ hauchte ſie feuchten Blickes.

„Ja, das werden wir!“ ſagte er tiefernſt, „wenn ich auch unverdient durch Deine Liebe zu dem Glück begnadigt bin, das ich verſcherzt. O mein Weib, es iſt ſchrecklich, aus dem alten Geleiſe zu kommen und das neue nicht finden zu können. Nicht wahr, Margaretha,“ fuhr er nach einer Weile fort, „Du glaubſt es doch, daß ich Dir treu ſein werde für alle Zeit, wenn“ . . . . und eine

fliegende Röthe jagte über die eingefallenen Wangen, „wenn ich auch die erſte Treue brach?“

„O Ernſt,“ rief ſie erſchüttert, „das war ja damals die rechte Liebe nicht, was Dich für Anna erfüllte; es war Sehnſucht nach dem Glück, und da haſchteſt Du nach dem erſten Sonnenſtrahl, der an Dir vorüberſpielte, glaub' mir, der war nicht für Dich!“

„Nein, nein,“ murmelte er erſchöpft, „mein Sonne ſteht glänzender und höher, aber ſie hat mich auch verſengt und beinahe getödtet.“

„Wie kamſt Du hierher?“ fragte er dann wieder.

Sie mußte ihm ausführlich berichten, wie ſie Anna's langes Telegramm bekommen, das ſie an die Seite ihres todtkranken Gatten rief. „Da hielt mich Nichts,“ ſagte ſie einfach, „und Niemand wollte mich auch halten. Papa, der gerade aus Königsberg auf ein Stündchen gekommen war, ſah mir nur ernſt in's Auge, wie ich meinen Koffer packte, dann ſtand er auf und gab mir ein Dutzend ſeiner feinſten Cigarren, die ich Dir mitbringen ſollte, und dann legte mir die Mutter zum Abſchiede die Hände auf's Haupt und ich reiſte, reiſte Tag und Nacht, bis ich an Deinem Bette ſaß und Deinen wilden Fieberträumen lauſchte. Unterwegs mußte ich immer an unſere arme Lieſe denken, der die Franzoſen ihren langen Matthes bei Weißenburg todtgeſchoſſen haben; den ſieht ſie nun nie wieder; vielleicht ging's auch mir ſo. O, Du lieber, böſer Mann, welche Schmerzen haſt Du mir da gemacht!“

„Ja, ja,“ nickte Schubert mit dem Kopfe, „ich habe Vieles gut zu machen im Leben. Und weißt Du, Margaretha,“ fuhr er fort, „wenn ich wieder ganz geſund bin, dann gehe ich energiſch auf den Privatdocenten los, und dazwiſchen halte ich auch wieder einen Vortrag; das bringt Geld ein, viel Geld!“

Margaretha ſchaute ihn nur freudig lächelnd an; ſie verſtand ihren ſtolzen Ernſt jetzt. „Hörſt Du,“ rief ſie auf einmal mit der alten Lebhaftigkeit, „ein Billet zu Deinen Vorleſungen mußt Du mir aber immer ſchenken; dann ſitze ich ſtolz in der erſten Reihe, ganz nahe an der Tribüne, gerade Dir gegenüber, nicht ſo wie einmal . . . doch das weißt Du ja Alles noch gar nicht. Das erzähle ich Dir ſpäter, wenn wir in Königsberg ſind.“

„Und unſere Geſellſchaften geben wir dann auch wieder, nicht wahr, Kind?“

„Wenn Du es ſo willſt,“ antwortete ſie bang und doch ſo glücklich.

Als Schubert das erſte Mal auf ſeinem Lehnſtuhl ſaß und mit wonniger Freude die warme Herbſtluft einathmete, die mild durch das offene Fenſter zu ihm drang, zu ſeinen Füßen auf einem hölzernen Schemel ſeine Margaretha, trat ein königlicher Adjutant in's Zimmer. „Dem Helden von „Belle-Ville“ von unſerem König,“ ſagte er einfach und heftete ihm das kleine eiſerne Kreuz auf die Bruſt. Jubelnd ſchlang Margaretha trotz der Anweſenheit des hohen, fremden Offiziers, der lächelnd dieſe kleine Scene betrachtete, die Arme um den

Hals des Geliebten. „O, wie wird ſich Papa darüber freuen!“ rief ſie nur ein über das andere Mal. „Jetzt aber reiſen wir auch bald.“

In der Küche war Schweſter Anna eifrig damit beſchäftigt, ein kleines, feſtliches Mahl zu Ehren des Decorirten herzurichten. Ueber ihrem Hantiren mit allerhand Fleiſchwaaren ſteckte Dr. Lehmann den Kopf durch die zögernd geöffnete Thür und rief: „Schweſter Anna, College Erdmann läßt Sie zu ſich bitten.“

„Ich komme ſofort,“ antwortete das junge Mädchen, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken, und der junge Arzt zog ſich verdrießlich zurück. „Da hätte ich mich auch nicht zur Beſtellung zu drängen brauchen,“ brummte er vor ſich hin, „ſondern das zweifelhafte Glück dreiſt dem Vogel überlaſſen können. O Königsberg mit Deinen hübſchen, unzugänglichen Damen, wann werde ich dich wiederſehen?“

Ohne Etwas von dieſem Stoßſeufzer zu ahnen, flog Anna den Corridor hinunter zu dem letzten Zimmer, das Hugo Erdmann zum Verbandslocal eingerichtet hatte, wo er ſich für gewöhnlich aufhielt.

„Nun, Herr Stabsarzt, welchen Auftrag haben Sie für mich?“ ſagte das junge Mädchen und knixte ſcherzend.

„Keinen, liebe Anna,“ verſetzte dieſer in ungewöhnlicher Bewegung; „ich ließ Sie zu mir bitten, weil wir nur hier ungeſtört ſprechen können. — Ich weiß nicht, Anna,“ fuhr er fort, ſich in's Fenſter lehnend, „ob Sie es gemerkt haben, daß ich Sie geliebt vom erſten Augenblicke faſt, da ich Sie ſah . . . Sie wurden meines Freundes Braut, und ich ſchwieg und wurde mit mir fertig, was man ſo fertig werden nennt. Schubert aber wandte ſeine Liebe einer Anderen zu, und ich ſchwieg wieder, denn Sie waren noch nicht fertig und ſind's vielleicht auch noch heute nicht. Aber, Anna,“ fügte er düſter hinzu, „ich weiß nur das Eine, daß wir Beide nicht zu Grunde gehen wollen, nicht zu Grunde gehen dürfen im einſamen Leben. O, auch ich habe ſchwer gerungen, wenn's mir auch Niemand dankt,“ zuckte die feine Oberlippe. „Es war immer mein Traum, eine erſte Liebe zu gewinnen, und nun begnüge ich mich mit den Broſamen, die mir der Freund übrig gelaſſen. Und doch, Anna . . . doch . . . doch lieber damit zufrieden ſein, als eine verpfuſchte Exiſtenz führen! Nicht wahr, Anna,“ und er faßte die kleine Hand, die eiskalt im Schooße ruhte, „wir wollen nicht zu Grunde gehen, wir wollen es nicht! Wenn der Krieg zu Ende und wir frei ſind von unſerer Pflicht, dann treten wir zu Mutter Luiſe, und ich ſage ihr, daß Du mein Weib werden willſt!“

Das junge Mädchen athmete bang und ſchwer. „Ich will's verſuchen,“ flüſterte ſie endlich ganz leiſe.

Da drückte er einen einzigen, flüchtigen Kuß auf die blauen Augen und verließ raſch das Zimmer. Anna aber ſaß noch lange Zeit in dem Seſſel, die Finger in einander geſchlungen. Endlich löſten ſich dieſe, und ein feſter, entſchloſſener Zug lagerte ſich um den kleinen Mund „Ich will ihm ein treues

Weib werden; er verdient's!" Dann huſchte ſie flink in Schubert's und Margarethens Zimmer und ſtieß über und über erglühend hervor: „Wenn der Krieg zu Ende iſt, habe ich Dr. Erdmann verſprochen, ſein Weib zu werden."

Mit einem ſtürmiſchen Jubelruf fiel ihr Margaretha um den Hals. „O, das iſt die rechte Löſung!"

Wie von einem Alp befreit, athmete auch Schubert auf. Anna ſah es, und da verklärte das erſte ſelig-wehmüthige Lächeln ihre ſanften Züge, wie er zu ihr trat, ihre Hand ergriff und weich und innig ſagte: „Möchten auch Sie glücklich werden, ganz glücklich!"

Selbsterlebtes und Nacherzähltes
aus der Entwickelungsgeſchichte Ehſtlands und der Ehſten.

Von **W. F. Eichhorn** in Baltiſchport.

III.

(Fortſetzung.)

Nachdem der Geiſt der „Drei vaterländiſchen Reden“ von C. R. Jakobſon bei der erſten Rede einigermaßen charakteriſirt worden, können wir über die beiden folgenden kürzer hinweggehen. — Die zweite Rede hat zur Ueberſchrift „Wõitlemiſed Eesti waimupõllul“ — „Kämpfe auf dem ehſtniſchen Geiſtesfelde“. In dieſer Rede werden den Zuhörern aber keineswegs die Kämpfe vorgeführt, die die Förderer des ehſtniſchen Volkes und der ehſtniſchen Sprache gegen die Indolenz des Volkes und gegen die Unvollkommenheit der Sprache zu führen hatten, ſondern es wird ein angeblicher Kampf des ehſtniſchen Geiſtes gegen den deutſchen Geiſt geſchildert, oder es wird den Zuhörern vorgegaukelt, daß das Volk ſelbſt zur Bildung geſtrebt habe, von den höheren Ständen aber darin behindert worden ſei. Der Redner ſpricht von den „vielen“ und den „mächtigen Feinden“, die das ehſtniſche Volk gegen ſeine Eigenart und ſeine Sprache immer gehabt habe, weiß aber nur einen einzigen anzuführen, den vormaligen Oberlehrer am Revaler Gouvernements-Gymnaſium Eduard Meyer, der indeß thatſächlich nichts Anderes gethan hat, als daß er an der Bildungsfähigkeit der ehſtniſchen Sprache zweifelte und ſie daher zur Vermittlerin höherer, wiſſenſchaftlicher Cultur für unzureichend erklärte. Redner geſteht zwar zu, daß auch dieſer Zweifler in dem Biſchof Dr. Ulmann ſofort einen Gegner und warmen Fürſprecher der ehſtniſchen Sprache fand, läßt ſich aber dadurch in ſeinen Inſinuationen nicht beirren. Von den Männern, die mit ganzer Hingebung an der ehſtniſchen Sprache und Literatur gearbeitet, wird eine ganze Reihe aufgezählt; unter dieſen ſind nur zwei geborene Ehſten, Dr. Faehlmann und Dr. Kreutzwald, und auch dieſe ſind Zöglinge der deutſchen Schulen und der deutſchen Univerſität des Landes; von Mitgliedern, Vorſtehern und Zöglingen der Brüdergemeinden,

die den „rechten Christenglauben“ und die „Geistesbildung“ der Ehsten mit „feurigem Geist“ gefördert, wird keiner angeführt, trotz der „Berühmtheit“, in der sie angeblich bei „unserem Volk“ ständen. Dagegen finden wir etwas, was schlecht zur Kaisertreue und Reichstreue des Redners paßt, was mit seiner vorherigen Eintheilung der Zeit in die des „Lichts“, der „Finsterniß“ und der „Morgenröthe“ nicht stimmt, und was den meisten Bürgern unseres Heimathlandes eben so neu als fraglich sein dürfte. Es heißt in dieser Rede von der ehstnischen Literatur:

„Eine solche Zeit erster Entstehung, im Allgemeinen die Zeit der Morgenröthe ehstnischer Literatur, war im siebzehnten Jahrhundert, wo die polnische Oberherrschaft in Livland zu Ende ging und unser Volk völlig unter die väterliche schwedische Regierung kam. Die Hauptsorge dieser Regierung waren ehstnische Schulen, Kirchen und politische Rechte. Sobald aber diese da waren, begann auch neues Leben auf dem Felde ehstnischer Literatur. Ein Theil der Männer, die dort arbeiteten, waren wohl Schweden und Deutsche, denen aber ein unausgesprochenes inneres Gefühl offenbarte, daß es nur in ehstnischer Sprache möglich ist, mit den Ehsten eines Sinnes zu sein, und daß derjenige, der im Ehstenlande sich ein Heimathland wünscht, ein Ehste werden muß.“

Soll das Kaisertreue und Reichstreue, soll das Geschichte unseres Heimathlandes, soll das jungehstnisches Programm sein? — Der Redner betheuert in der ersten Rede, daß der russischen Kaiser Gnade die Morgenröthe des ehstnischen Volkes sei, in der folgenden Rede spricht er aber schon von der „Väterlichkeit“ der verdrängten schwedischen Regierung, die „ehstnische Schulen“ gegründet und der Ehsten „politische Rechte“ angestrebt habe! — Die verbürgte Geschichte weiß zwar von der Gründung des deutschen Revaler Gymnasiums durch Gustav Adolph, und sie weiß von der Gründung der Universität Dorpat durch denselben König, „zum Besten beider Nationen“, sie weiß auch von einer Art von Regulirung der Verhältnisse zwischen den Gutsherren und den hörigen Bauern durch den König Karl XI., aber von einer Gründung „ehstnischer Schulen“ und von Anordnungen in Beziehung auf „politische Rechte“ der Ehsten weiß sie durchaus Nichts. Wäre es so, wie der Redner hier seinen Zuhörern mittheilt, so wurde ja mit dem Anschluß Ehstlands und Livlands an das russische Reich die „Morgenröthe“ des ehstnischen Volkes zurückgedrängt, nicht hervorgebracht. Das stimmt schlecht zu den Betheuerungen der Reichstreue, mit der die jungehstnischen Declamatoren prunken. Wieder ein Beleg, daß es dem von Jakobson geweckten Geist der Bewegung weder um die Wahrheit, noch um eine bestimmte Richtung zu thun ist, sondern eben nur um die Bewegung. — Die verbürgte Geschichte weiß auch um eine Uebersetzung des lutherischen Katechismus, der deutschen Kirchenlieder und schließlich der ganzen heiligen Schrift in's Ehstnische durch lutherische Pastoren deutschen Stammes, sie weiß aber von keiner „ehstnischen Literatur“ aus der Zeit der Schwedenherrschaft, und sie weiß von keinen Schweden, die den deutschen Männern bei dieser Arbeit halfen, eben so wenig von dem anderen

„Theil“ dieſer Männer, die weder deutſch noch ſchwediſch, alſo wohl Ehſten geweſen ſein ſollen. Die Geſchichte weiß auch Nichts davon, daß dieſe Männer ihre Nationalität aufgegeben hätten und „Ehſten“ geworden ſeien. Aber da ſieht man die „Duldung“ dieſer Männer der „Freiheit“, wie Jakobſon und ſeine Genoſſen und Nachtreter. Sie klagen über gewaltſame „Germaniſirung“ der Ehſten, die wohl von einzelnen Männern akademiſch behandelt ſein mag, nie aber praktiſch angeſtrebt wurde, und verlangen zugleich, daß Alle, die im „Ehſtenlande“ ein „Heimathland“ wünſchen, „Ehſten“ werden ſollen. Das iſt alſo die jungehſtniſche Reichstreue und jungehſtniſche Freiheit! — Es iſt eine unzuverläſſige und gewaltthätige Sippe, und nicht allein akademiſch, ſondern auch praktiſch, wie wir nachmals an Jungehſten geſehen haben, denen ihr und des ganzen Landes böſes Geſchick etwas Gewalt in die Hände ſpielte. — Weiter finden wir in dieſer zweiten Rede:

„Ein ſolches fröhliches Leben hatte alſo zu der Zeit auf dem Felde der ehſtniſchen Literatur begonnen und wäre gewiß in dieſem Zuge weiter gegangen, wenn neue unruhige Zeiten der Politik ſie nicht erſtickt hätten. Auch hatte das Volk ſchon damals unendlich viele Feinde, wie in unſerer Zeit auch, ſo daß mit den jungen politiſchen Rechten der Ehſten bald auch ihrer Literatur ein Ende gemacht wurde.“

Schon wieder weiß der Redner etwas von der Entziehung der „politiſchen Rechte“ der Ehſten zu der Zeit zu berichten, die er in der erſten Rede als die „Zeit der Morgenröthe“ bezeichnete. Von der thatſächlichen Urſache der Stockung und des Rückganges, der völligen Verwüſtung und Entvölkerung des Landes durch Krieg, Hungersnoth und Peſt weiß er in ſeiner kindlichen Unſchuld Nichts. Wieder weiß er von „unendlich vielen Feinden“ ehſtniſcher Entwickelung zu berichten, ohne einen einzigen dieſer Feinde nennen zu können, ohne angeben zu können, wie und worin ſie ihre Feindſchaft bethätigten, während er auf der vorigen Seite 32 deutſche, darunter mehrere Namen aus den Reihen baltiſcher Ritterſchaft, anführte, deren Träger ſich vorzugsweiſe um die Förderung der ehſtniſchen Sprache und Literatur verdient gemacht hatten. Es iſt überhaupt eine Eigenthümlichkeit dieſer „vaterländiſchen“ Reden, daß die angeführten Thatſachen und die angeſtrebten Effecte im ſchreiendſten Widerſpruch zu einander ſtehen. Handelt es ſich um die Förderer des ehſtniſchen Volkes, ſo ſteht dem Redner eine Menge deutſcher Namen zu Gebote. Handelt es ſich um des Redners angebliche Kaiſertreue und Reichstreue, oder handelt es ſich um die „unendlich vielen Feinde“ des ehſtniſchen Volkes und ſeiner Förderung, ſo tritt die hohle Phraſe ein, die freilich äußerlich in die glänzendſten Farben getüncht iſt, welche des Redners „reichstreues“ und „nationales“ Herz auftreiben kann. Darin dürfte wohl der Beweis liegen, daß der Redner ſelbſt nicht an ſeine Rede glaubte, ſondern nur auf die kritikloſe Leichtgläubigkeit und die aufgeſtachelten böſen Triebe ſeiner Zuhörer zählte.

Die dritte „vaterländiſche“ Rede handelt vom „Hexenglauben“ und von „Hexen-

proceſſen", und der Redner ſucht den Nachweis zu führen, daß dieſer Glaube und dieſe Proceſſe eine ſpecifiſche Eigenthümlichkeit der „Deutſchen" ſeien und daß die deutſchen Verkündiger des Chriſtenthums zu den vorher ſo reinen und hochgebildeten Ehſten Nichts gebracht hätten, als eben dieſen Hexenglauben und dieſe Hexenproceſſe. Es wird in dieſer Rede eine ausreichende Collection dieſer ſchaurigen Verhandlungen vorgeführt, und die lange Rede wird mit folgenden Ausführungen geſchloſſen:

„Die Ehſten hatten wohl auch vor der Ankunft der Deutſchen ihren Aberglauben, aber dieſer war nicht ſo ſchmutzig und ſo häßlich, als bei den Deutſchen. Die Ehſten glaubten an mächtige Männer und an Zauberer, und ihr Aberglaube ſtand mehr auf dem Boden der Geheimniſſe und der Tiefen der Natur. Dieſes bezeugen beſonders unſere Sagen, an denen wir gleich erkennen, was der Ehſten eigenes Erbe und was mit fremden Gaben gemiſcht iſt. Unſere Sagen offenbaren eine Schönheit der Natur und einen ſo tiefen Geiſt der Poeſie und des Geſanges, daß wir ſie bewundern müſſen. Dergleichen gräuliche Sachen, wie bei der Deutſchen Hexendienſt bei den Feſten des Satans, kommen hier nirgend vor. Dieſe Sachen bringen eines unverdorbenen Ehſten Herz zur Anwiderung. Die häßlichſten Vorfälle, die in unſeren Sagen vorkommen, ſind in Wehrwölfe und in andere Thiere verwandelte Menſchen und ihre darin verübten Thaten. Aber gerade dieſe Sachen ſind nicht das eigene Erbe unſeres Volkes, wie wir geſehen haben, ſondern aus Deutſchland hierher gebrachte Dinge.

„In unſeren Tagen giebt es der Förderer dieſes ausländiſchen Aberglaubens in unſerem Lande wohl nicht mehr ſo viele, wie wir es in der Vergangenheit finden, denn die Klöſter mit ihren Mönchen und Hexenpatern ſind von hier verſchwunden, und unſer Volk hat nach dem, als es durch des Kaiſers Gnade die Freiheit erhielt, für die Erleuchtung ſeines Geiſtes mit großem Eifer Sorge zu tragen angefangen; auch finden wir hinſichtlich des Aberglaubens dieſen mehr bei den Deutſchen unſeres Landes, als bei den Ehſten. Dennoch iſt noch viel nachgebliebenes Gerümpel auch von unſerem Volk auszukehren. Ich ſage, die Hexenpater ſind aus unſerem Lande verſchwunden, die für guten Preis allerlei Worte gegen die Hexerei verkauften, oder Mittel gegen Krankheiten, die durch Verhexung bewirkt ſein ſollten, — der von dieſen Leuten unter unſer Volk geſtreute Same trägt aber immer noch ekelhafte Frucht. Wer unter uns kennte nicht Worte, wie: „Abracadabrae" gegen das kalte Fieber, „Strigiles u. ſ. w." gegen Zahnſchmerz, „Carspar fert u. ſ. w." gegen Fallſucht, oder „Roſa u. ſ. w." gegen die Roſe*)? Dieſe größtentheils lateiniſchen Worte, von denen einige ſchon in ſehr alter Zeit im Gebrauch waren, ſind alle unſere Erinnerungen aus den Händen dieſer Pater, mit denen unſer Volk ſich auch jetzt noch häufig betrügt und betrügen läßt. Sehen wir nicht auch jetzt noch oft Kreuze an der Thür oder an den Wänden der Stube, die die Pater in alter Zeit, mächtige Worte ſprechend,

*) Schreiber dieſes kennt ſie nicht.

für Geld machten, um der Hexen Macht von dieſem Hauſe fern zu halten, und die das Volk noch immer weiter macht, aber ohne daß es weiß, wozu! Viel iſt noch zu reinigen, bevor aller Miſt wird ausgeräumt ſein. Des Geiſtes Licht und des Verſtandes Klarheit ſind allein Hülfe gegen dieſe Dinge, und unſere Schulmeiſter mögen nicht müde werden, unſer Volk auch in der Naturwiſſenſchaft zu unterrichten — das iſt ein mächtiges Mittel, gegen das der Aberglaube keinen Beſtand hat."

Der Eindruck dieſer Reden auf den gebildeten und zugleich ehrenhaften Theil des Publicums unſeres Heimathlandes war ein verblüffender. Wir hatten es nicht für möglich gehalten, daß die Frechheit es wagen würde, von dem gläubigen und kirchlichen Ehſtenvolk die Verkündiger des Chriſtenthums mit ſolcher boshaften Verlogenheit zu verläſtern, das Heidenthum zur „Zeit des Lichts", das Chriſtenthum zur „Zeit der Finſterniß" zu ſtempeln und alle hiſtoriſchen Thatſachen keck auf den Kopf zu ſtellen. Wer hätte auch denken können, daß Jemand darauf käme, den „rechten Chriſtenglauben" gleichſam zur Erfindung der „eigenen Männer der Ehſten" zu proclamiren, die Achtung gegen die Autorität in Widerſpruch mit der Kaiſertreue und Reichstreue zu ſetzen, alle die ſichtbaren großen Erfolge in der ſittlichen, intellectuellen und wirthſchaftlichen Entwickelung im Volksleben einfach zu negiren und die Zeit ſelig zu preiſen, wo der Ehſtengott im überkoſtbaren Rock im fabelhaften Biarmalande am Weißen Meere ſaß, wo die Ehſten in den Krieg zogen, ohne Veranlaſſung, gleichſam als zur alltäglichen Arbeit, wo ſie Städte zerſtörten und Biſchöfe todtſchlugen! Nach allen bisherigen Erfahrungen hätten wir vorausſetzen müſſen, daß der letzte Mann mit Entrüſtung den Redeſaal verließ und der Redner allgemeiner Verachtung verfiel. Aber die Sache kam anders, vermuthlich war ein Theil der Zuhörerſchaft ſchon vorher bearbeitet und für die Sache gewonnen, um den Uebrigen mit dem böſen Beiſpiel des Dableibens vorzuleuchten und die Wirkungen der deſtructiven Reden durch ihren Beifall zu unterſtützen.

Die Reden wurden nicht allein ungeſtört gehalten, ſondern ſie wurden auch in St. Petersburg gedruckt, und die Unbildung, die Halbbildung und die Scandalſucht, der Pöbel in allen ſeinen Schattirungen jauchzte. Und in der Folgezeit empfahlen rohe Kräfte dieſes Werk des Haſſes, der Verlogenheit und Verläſterung als Schulbuch; die ſentimentale „ehſtniſche" Jungfrau Lilli Suburg ſetzte es in einer überalbernen Novelle auf den Leſetiſch jedes „gebildeten" Ehſten, und der „Eesti Kirjameeste Selts" — „Ehſtniſche literäriſche Geſellſchaft", die Jakobſon von allen namhaften Gelehrten und echten Freunden des Volkes „geſäubert" und mit Krügern und anderen zweideutigen Exiſtenzen gefüllt hatte, um zum Präſidenten gewählt zu werden, hat davon im Jahre des Herrn 1882 eine neue Ausgabe veranſtaltet, in der freilich einige beſonders markante Stellen ausgelaſſen ſind.

Bald darauf gründete Jakobſon ſeine berüchtigte „Sakala", in der namentlich die evangeliſchen Paſtoren angegriffen und mit Schmutz beworfen wurden und

der „Fortſchritt“, der Unglaube offen gepredigt ward. Die nächſte Folge war eine unglaubliche Verwilderung der ehſtniſchen Literatur. Von Jakobſon war es ausgeſprochen und von ſeinen Anhängern wurde es in allen Tonarten weiter geſungen, daß nur das dem ehſtniſchen Volk recht und dienlich ſei, was von „ehſtniſchen Brüdern“ ſelbſt herrührte, und ſo drängte ſich denn auch Alles, was einigermaßen die Feder führen konnte, auf den entweihten ehſtniſchen Parnaß, denn er war ja ein Ehſte und darum ein großer Mann und auch ein Schriftſteller par excellence. Man theilte die Literatur ein in „Eesti meeline“ oder „rahwuslik“ — „ehſtenſinnig“ oder „volksthümlich“ und „nicht-Eesti meeline“ oder „nicht-rahwuslik“. Die mit dem erſten Prädicat belegten Werke wurden auf's Wärmſte empfohlen und wurden von dem „Kirjameeste Selts“ edirt, wenn ſie ſonſt auch ethiſch und äſthetiſch keine Probe aushielten, alle übrigen wurden unbedingt verdammt. Das erſte Prädicat konnte aber nur erlangt werden, wenn das Werk politiſche Hetzerei trieb, wenn darin auf die „Deutſchen“ und Paſtoren losgeſchimpft und von der Noth und Sclaverei des „Volkes“, d. h. der Ehſten, die wildeſten Phantaſien als hiſtoriſche Thatſachen hingeſtellt waren, mochte es auch noch ſo ſehr von der Wahrheit und der Geſchichte abweichen. Das Werk hieß dann „tubli rahwuslik töö“ — „tüchtige volksthümliche Arbeit“, und wehe dem, der es zu kritiſiren oder die Editionen des „Kirjameeste Selts“ irgend wie anzugreifen wagte; er hieß ſofort „Volksfeind“ und „Zerſtörer ehſtniſcher Vereine“ und ehſtniſcher Anſtrebungen. Unter dieſen Verhältniſſen ſchoß denn auch das giftige literäriſche Unkraut mächtig empor, und es wurden Früchte gezeitigt, wie die berüchtigten „Tönisſon'ſchen Kalender“, die Jahr für Jahr wiederkehren, der „Eesti laulutooja“ — „Ehſtniſcher Liederbringer“ von M. Sohberg in fortgeſetzten Lieferungen und unzählige andere, die nach dem eigenartigen befruchtenden Regen aus den „Drei vaterländiſchen Reden“ und unter dem Schutz der corrumpirten und corrumpirenden jungehſtniſchen Preſſe wie Giftpilze aus der Erde ſchoſſen. Greifen wir Einiges aus dieſen „volksthümlichen“ Productionen zum Belege unſerer Angaben heraus. Da iſt in dem Kalender von Mats Tönisſon für das Jahr 1882 ein Artikel unter dem Titel „Wõerad elukad“ — „Fremde Thiere“:

„Die Sonne ſchien im glänzenden Silberlicht, der Mond glänzte in voller Schönheit und die Sterne ſtrahlten in ſchimmernder Klarheit; das Korn reifte auf den Feldern, ſchönes Gras wuchs auf den Wieſen; großes, ſchönes, friſches Vieh weidete auf dem Dorfplatz und im Walde; die Menſchen lebten in Wohlhabenheit und Reichthum: ihre Speicher waren voll von Korn, Kleidern, Gold, Silber und allem anderen Gut; Hunger und Mangel waren faſt unbekannte Dinge; lüderliches Leben, Schmutz und Unrecht fand man ſehr wenig, denn ſie ſtanden immer unter der mächtigen Herrſchaft des Rechtes, der Wiſſenſchaft, der Reinheit und der Sorgfalt; die Freudengeſänge und das Jauchzen der Arbeiter, der Hirten und nächtlichen Viehhüter erklangen mit dem Vogelgeſang um die Wette u. ſ. w.

Aber plötzlich und unvermuthet änderte ſich das Wetter; ſchwarze Wolken ballten ſich unter dem Himmel zuſammen und deckten das Licht der Sonne, des Mondes und der Sterne zu! Der Staub wirbelte in häßlicher Art auf den Wegen und zum großen Unglück blies der weſtliche böſe Sturm die Sclaverei in unſer Land! — —

Zuletzt erbarmte ſich der Himmel über unſer Land und Volk, verkündete durch ſeinen „guten Engel“ ihnen Freiheit und verwandelte ihr Seufzen in Jauchzen. Da konnte unſer Volk wohl wieder anfangen, freier zu leben und zu gedeihen, aber es war nicht mehr das, was es früher geweſen. Die frühere Einigkeit, Geiſtesfeſtigkeit, Muth, Tapferkeit und Geſchicklichkeit waren zum Theil unter den Schmutz der langen Gefangenſchaftszeit getreten. Statt dieſer keimten aber die Samenkörner der fremden Thiere und wuchſen ſchädliche Triebe. Langſam und mit der Zeit begann die Sonne der Weisheit wieder wärmer zu ſcheinen und freier zu erleuchten. Da zeigte auch das Geiſtesfeld ein ſchöneres Geſicht, denn der „gute Same“ begann bald beſſer zu keimen und raſcher zu wachſen, was von Zeit zu Zeit die Macht des „Unkrautes“ verminderte, deſſen Wachſen feſſelte und des Edens frühere Schönheit zum neuen Leben ſchmeichelte.

Aber noch ſind die genannten niedrigen Triebe und ſchädlichen Schöſſe nicht verſchwunden, ſondern wurzeln an manchen Orten noch muthig. In neuerer Zeit hat man ſolchen ſchlechten Thieren und dem von ihnen geſäeten Unkraut natürliche Namen zu geben angefangen, wie: Dohlen, Amphibien, Wachholder-Deutſche, Vagabunden, Balten u. ſ. w.

a. **„Dohlen“** ſind mit ſchwarzen Federn bedeckte Vögel und ſind widerlich wegen ihres Gekrächzes und ihres Geſchreies; kein Freund der Natur will ihr Geſchrei anhören.

(b. und d. ſind irrelevant.)

c. **„Balten“**. Einmal hielten Dohlen, Habichte, Möven, Amphibien, Wachholder-Deutſche, Vagabunden und noch viele andere dieſer niedrigen Thiere eine große Zuſammenkunft, wo viele wie aus einem Munde klagten, daß das Volk zu klug werde und überall das von ihnen geſäete „Unkraut“ erkenne und deſſen Wachſen hindere. Da habe man denn manche liſtigen Pläne und Rathſchläge ausgedacht, womit man des Volkes Augen dumpf und (des Volkes) Verſtand unklar machen könne. So habe man denn für den beſten Rath gehalten, dem Volke den Namen „Balten“ anzupreiſen und zu empfehlen und habe deſſen bleibende Einführung gleich beſchloſſen.

Da das Volk aber den liſtigen Betrug erkannte und den Namen „Balten“ nicht annahm, ſondern den Anbietern zurückſchenkte, darum nennt man jetzt alle oben genannten ſchlechten Thiere mit dem allgemeinen Namen „B a l t e n“.“

Die hier geſchilderte idylliſche Zeit iſt die des Heidenthums vor der deutſchen Invaſion, die ſo weit von den Schilderungen anderer Schäferidyllen abweicht, daß das unverdorbene Ehſtenvolk, das gleichwohl von ſeinem „Eden“ aus nach Jakobſon's „Drei vaterländiſchen Reden“ Raubzüge unternimmt, fremde

Städte zerſtört und fremde Biſchöfe todtſchlägt, in ſeinem idylliſchen Schäferſtaat auch „Wiſſenſchaft“ treibt.

Unter den „Dohlen“, deren Gekrächze und Geſchrei kein „Naturfreund“ anhören wolle, ſind die Paſtoren verſtanden, die das beliebteſte und ausgiebigſte Angriffsobject unſerer neuen „Lichtfreunde“ bilden. Es iſt unglaublich, mit welcher frechen Verlogenheit Jakobſon und ſeine Jünger die Paſtoren mit dem erdenklichſten Schmutz beworfen haben. „Krantſid“, Hunde mit weißem Halsringe, war eine ſehr beliebte Bezeichnung der „Sakala“ für die geiſtlichen und geiſtigen Leiter des Volkes. Mit widerlich-weinerlichen Redensarten hat man gegen die Naturalleiſtungen zum Beſten der geiſtlichen Diener unſerer Landeskirche gehetzt. Da hieß es, daß der „arme Bauer“ ſich und ſeinen Kindern die beſten Biſſen entziehen müſſe, um den Paſtor damit zu füttern, obgleich dieſe Naturalleiſtungen nicht auf dem „armen Bauer“ laſten, ſondern von ihm mit der Pacht- oder Erbſtelle als Reallaſt übernommen wurden, und obgleich der „arme Bauer“ dieſe „beſten Biſſen“, z. B. die Hühner, nie als ſolche angeſehen hat, ſondern immer einfach als Marktwaare. — Selbſtverſtändlich hat Niemand den Ehſten zugemuthet, ihren neuerdings erſt angenommenen oder ihnen zum Bewußtſein gelangten Volksnamen gegen „Balten“ zu vertauſchen, wie es ja auch unſeren Heimathgenoſſen deutſchen Stammes nie eingefallen iſt, dieſen Namen einzutauſchen. Es iſt nur in Anregung gebracht, die verſchiedenen Volksſtämme des Landes unter dieſer Collectivbezeichnung, bei Beibehaltung ihres Sondernamens und ihrer Eigenart, als Heimathbürger zu erkennen und zu befreunden, wie wir ja dem Auslande gegenüber Alle Ruſſen heißen und gern heißen wollen. Aber dieſes Erkennen und Befreunden war gegen alle Pläne der „Volksmänner“, darum wurde eifrig colportirt, die Deutſchen wollten damit den Volksnamen erſetzen und unterdrücken, und darum wurde dieſe Collectivbezeichnung den Ehſten möglichſt verdächtigt und von der jungehſtniſchen Partei in einen Schimpfnamen verwandelt. Trotzdem klagt aber Jakobſon in ſeiner „Sakala“, daß die Ehſten den Deutſchen ſo oft die „Hand zur Verſöhnung“ geboten, aber immer zurückgewieſen ſeien.

Aus dem mannigfaltigen ethiſchen und äſthetiſchen Schmutz im Kalender dieſes „Licht“- und „Naturfreundes“ führen wir noch folgende Wetterprophezeihungen an:

„**September.** Zweite Woche. Stürmiſch. Von Seiten der „Schwarzen“ ſteigen ſchwere Wolken auf! Wenn ein natürlicher Wind ſie nicht bei Seite bläſt, ſo regnet es Schwefel und Pech.“

„**October.** Zweite Woche. Die Dohlen ärgern ſich, daß man ſie Krächzer nennt und drohen jeden Rufer in eine Theertonne zu ſtecken. Die Drohung erfüllt ſich nicht. Die Sonne lächelt. Schönes Wetter.“

Bekanntlich wurde die Aufmerkſamkeit der Regierung auf dieſes Elaborat der ſchmutzigen Muſe gelenkt und der Kalender wurde nachträglich unterdrückt. Ein Sturm der Entrüſtung erhob ſich in der „volksfreundlichen“ Preſſe. Doch war man zu vorſichtig, um dieſes Machwerk ſelbſt zu loben und zu empfehlen; da-

gegen wurden aber die Gegner dieser „volksthümlichen" Geistesnahrung mit Schmähungen und schalem Spott überschüttet, wozu ein Uebersetzungsfehler in der „Neuen Dörptschen Zeitung" den erwünschten Grund gab, auf dem sich die „Volksmänner" noch lange mit Wohlbehagen tummelten. — Mats Tönissoo aber, dem inzwischen allerdings seine Hetzereien etwas Gefängnißhaft eingetragen hatten, giebt jetzt drei verschiedene Kalender gleichen Geistes heraus, aus denen auch schon die christlich-ehstnischen Taufnamen zum größten Theil ausge-„lichtet" sind, um durch folgende, „volksthümlich" sein sollenden Neuschöpfungen ersetzt zu werden:

Männliche: „Tõsidus" — Wahrheit, „Põlew" — Brennend, „Widewik" — Dämmerung, „Lendes" — Fliegend, „Töttus" — Streben, „Saatus" — Schicksal, „Kuuldus" — Gerücht (soll wohl „Berühmtheit" heißen), „Nõuuleid" — Rathfund, „Wõitlus" — Kampf, „Rüit" — Staat, „Wahwus" — Tapferkeit, „Auuleid" — Ehrenfund, „Näitlus" — Schauspiel, „Juhtus" — Zufall, „Armuleid" — Liebfund, „Koit" — Morgenroth, „Allgus" — Anfang, „Abileid" — Hilffund, „Õieleid" — Blumenfund, „Kalew" — Riese, „Kiirus" — Eile, „Heitlus" — Ringkampf. „Wabadus" — Freiheit, „Nutuleid" — Raschfund, „Laululeid" — Liedfund, „Wõit" — Sieg, „Halgus" — Beginn, „Annileid" — Gabenfund, „Säraw" — Glitzernd, Glänzend, „Hind" — Preis (einer Waare), „Waluleid" — Schmerzpfund, „Ootus" — Erwartung, „Hoolus" — Sorgfalt, „Okas" — Dorn, „Eluleid" — Lebenfund, „Tugewus" — Stärke, „Seadlus" — Verordnung, Anordnung, „Kindlus" — Festigkeit, „Soow" — Wunsch, „Tõeleid" — Wahrheitfund u. s. w.

So lächerlich die den altchristlichen Männernamen substituirten Benennungen verschiedener Dinge und Begriffe mitunter auch sind, so konnten sie doch in der Nominativform in ihre neue Bestimmung eingeführt werden und die Sache ging einigermaßen. Anders steht es mit den neucreirten Frauennamen. Da in der ehstnischen Sprache das Genus fehlt, der eifrige Neuerer seine neuen Frauennamen aber doch mit einem Vocal hat abschließen wollen, um sie dem weiblichen Geschlecht usancemäßig anzupassen, so hat er die dazu ausersehenen Worte größtentheils in den Genitiv gesetzt, wodurch die armen Jungehstinnen, die die neuen Namen zu tragen haben, gleichsam den Dingen und Begriffen zu eigen verschrieben werden, denen ihre Namen entlehnt wurden, was ihnen mitunter recht zweideutige Eigenschaften giebt, z. B.: „Õnne" — des Glückes, „Õie" — der Blume, „Wilja" — des Kornes, „Soowi" — des Wunsches, „Lehe" — des Blattes, „Kääne" — der Drehung, „Ranna" — des Strandes, „Salgu" — der Truppe (eigen!), „Ilma" — der Welt, des Wetters, „Koidu" — der Morgenröthe, „Pilgu" — des Augenblicks, „Tungi" — der Bedrängung, „Wile" — die Flöte, die Behende, „Warju" — des Schattens, „Weere" — des Rollens, der Abfall (einer Bergwand), „Lõige" — der Schnitt, „Pilwe" — die Wolke, „Paiste" — der Schein, „Külle" — der Seite, „Lusti" der Lust, „Kirja" — der Schrift, „Õuna" — des Apfels, „Sooja" — der Wärme, „Soowi" — des Wunsches, „Helga" — der Menge (eigen!) u. s. w.

Trotz des äſthetiſch und ethiſch Bedenklichen dieſer neugeſchaffenen Namen iſt das jungehſtniſche Blatt „Eesti Postimees“ gleichwohl für ſie eingetreten, als ihre Zuläſſigkeit von conſervativer Seite angezweifelt wurde. Sie ſind doch immer jungehſtniſch und bedeuten eine Abkehr von der bisherigen kirchlichen Richtung; ſie bedeuten Eigenart und „Freiheit“ im jungehſtniſchen Sinn, und darum handelt es ſich bei dieſem lindiſchen Großmannsſchwindel; Vernunft und Zucht, Ethik und Aeſthetik ſind Nebendinge!

Sehen wir uns die neu entſtandenen ehſtniſchen „Gedichte“ dieſer unglücklichen „Bewegungs“-Periode an, ſo finden wir neben den Producten einer pietätloſen und idealloſen Glaubensfeindlichkeit politiſche Aufſtachelungen und Ergüſſe ausgeprägteſter Rohheit. Da empfahl die „Sakala“ die Lieder des „hochbegabten Dichters“ Reinwaldt und führte als Beleg von deſſen beſonderer „Geiſtestiefe“ an:

„Uſk ja teadus.“

„Mis ustakse, seda ei teata mitte,
Mis teatakse, seda ei usta mitte.
Kuidas käsid sa mind uskuda, kui ma juba tean?
Kuidas wõid sa teada, kui sa usud?
Tahad sa uskuda, siis ära tea midagi,
Tahad sa teada, siis ära usu midagi!“

„Glaube und Wiſſenſchaft.“

„Was man glaubt, das weiß man nicht,
Was man weiß, das glaubt man nicht.
Was heißeſt du mich glauben, wenn ich ſchon weiß?
Wie kannſt du wiſſen, wenn du glaubſt?
Willſt du glauben, ſo wiſſe nichts,
Willſt du wiſſen, ſo glaube nichts!“

Es kann ja immerhin ſein, daß dieſe Lebensregel in Bezug auf die Gegenſtände der ſpeculativen Philoſophie ihre Berechtigung hat und daß der moderne Idealismus ſo weit des Glaubens entbehren kann, als es ſich um Innehaltung der geſetzlichen und geſellſchaftlichen Formen handelt; aber man vergeſſe nicht, daß weder dieſe „Gedichte“, noch das Blatt, das ſie empfahl, für hochgelehrte Kreiſe beſtimmt waren, ſondern für das einfache Volk, deſſen einziger Halt im Glauben liegt, das auch nicht im Stande iſt, die Gegenſtände des Glaubens und des Wiſſens zu ſcheiden und die hier enthaltene verkehrte Anwendung zurückzuſtoßen. — Im ſchneidendſten Widerſpruch zu dieſer vollſtändigen Ausſchließung des Glaubens ſteht übrigens ein von der „Sakala“ aufgenommener Artikel, den der „große Volksheld“ gleichfalls als tiefe Weisheit empfiehlt und als glänzenden Beleg dafür anführt, wie weit mehr die Zöglinge in den Schulen gefördert werden, die „unter der Krone“, d. h. nicht unter der Leitung der Prediger unſerer Landeskirche ſtehen, denn der geiſtreiche Producent dieſes Artikels ſei ein Zögling der „griechiſch-rechtgläubigen“ Schule Das eigenthümliche Elaborat trägt die Ueberſchrift: „Teadus, usk ja cbausk“ — „Wiſſenſchaft, Glaube und

Aberglaube" — und leitet allen Fortschritt und sogar alle Erfindungen im Gebiete der Technik vom Glauben her. Was aber der „Glaube" und was die „Wissenschaft" nach seiner Ansicht sind, das möge sich der Leser aus folgenden Ausführungen zurechtlegen:

„— — — An die Sachen des Glaubens, die in verschiedener Art erklärt werden, glaubt ein Jeder so, wie es am besten mit seinem gesammelten Wissen zusammenpaßt. Da nun der Menschen Bildungsgrad und die Größe der Menge ihres Wissens sehr verschieden sind, so folgt daraus auch, daß von mancher Sache des Glaubens der Eine so und der Andere anders denkt. Daher kann des Menschen Glaube sich auch ändern, wie die Menge seines Wissens wächst.

„Daß ohne den Glauben das Menschengeschlecht in seine frühere Dummheit zurückversänke, das wird sicher jeder Verständige als Wahrheit anerkennen. Wer einzig das Wissen all' seiner Arbeit zur Grundlage macht, der nimmt einzig die Dinge vor, die er schon früher gethan, — thut sie einzig in derselben Art wie früher. Daß aber bedeutende Dinge und die größten Wunder durch den Glauben gethan sind, das kann Niemand leugnen. Aller größerer der neueren Zeit eigenen Kunstarbeiten: Dampfmaschinen, Telegraphen, Telephone und Mikrophone Ausdenker konnten nicht genau wissen, in wie großem Maße ihre Vornahmen gelingen würden, und in welcher Art das kommende Geschlecht diese Dinge noch vervollständigen würde; daher waren ihre Vornahmen — Vornahmen auf den Glauben. — — —

„Auf den Glauben müssen wir die in Schriften niedergelegten Gedanken der Gelehrten aufnehmen und sie später zu beurtheilen und zu begründen suchen. Die Forscher legen die Resultate ihrer Forschungen in Schriften nieder. Wer sie liest und ihnen nicht glaubt, der kann auch nicht ihr Wissender werden. Rechter Glaube ist der, welcher sich auf die Wissenschaft gründet oder auf dem Wege der Forschung zur Wissenschaft wird. — In dieser Art hilft der Glaube das Wissen anderer Menschen sich zu eigen machen und dadurch mit geringerer Mühe und in kürzerer Zeit die Menge des Wissens vermehren, oder in geschwinderem Schritt den Weg zur Weisheit vorwärts gehen. So ist der rechte Glaube."

Was „Aberglaube" sei, das hat der jungehstnische Philosoph nicht weiter erklärt. Wahrscheinlich soll eben Alles in den Begriff des Aberglaubens zusammenfallen, was nicht in diesen vorgezeichneten Rahmen des „rechten Glaubens" hineinpaßt, durch den Dampfmaschinen, Telegraphen, Telephone, Mikrophone erfunden und andere „Wunder" verrichtet wurden! Noch mehr, wenigstens häufiger als Glaube und Philosophie, wird die Heimathsgeschichte von den Jungehsten mißhandelt. Wie schon früher bemerkt, geht das Streben jungehstnischer Historiker nur darauf hinaus, eine goldene Zeit ehstnischer Selbstherrlichkeit auszumalen, die von den Deutschen zerstört sei, ohne die diese Zeit der Selbstherrlichkeit noch fortbestände, und die Aufhebung der Leibeigenschaft als eine durch die russischen Kaiser den Ritterschaften abgejagte Beute hinzustellen. Als vor einigen Jahren vom Grafen Keyserling der Vorschlag gemacht wurde, einen Leitfaden der Heimaths-

geſchichte zum Gebrauch in den Kirchſpielsſchulen zuſammenzuſtellen, da fiel Jakobſon in ſeiner „Sakala“ mit einer Fluth von Schmähungen und Verdächtigungen über dieſen Vorſchlag her. Eine authentiſche Geſchichte des Heimathlandes paßt eben durchaus nicht in den Plan der politiſchen Hetzer, denn dadurch würde ihren Wühlereien der Boden entzogen. Dieſe ſyſtematiſche Verlogenheit hat ſich auch in einem Dankeshymnus ausgeſprochen, der im Jahre 1882 als „Eesti Keisrilaul“ — „Ehſtniſches Kaiſerlied“, zum Andenken an den Hochſeligen Kaiſer Alexander II. gedichtet und für vier Männerſtimmen componirt wurde. Zur Probe möge der Anfang dieſes politiſchen Gedichtes hier aufbewahrt werden:

„Kuldſeſt ajaſt köitis rüütli käſi
Eesti rahwa orjakütkesſe:
Waewas walgus walus ſilmaweſi
Tuimaks jäänud tumma palgele:
Polnud pöörmiſt ſeitsmel aastaſajal,
Polnud pääſtjat rüütli Rootſi ajal!
Sääl lendas Wene kotkas wõidu tiiwul —
Ja Peeter keelis ſõda põlemaſt.
Weel aastaſada weeres hädawiiwul —
Sääl hüüdis Aleſander wägewaſt:
„Prii olgu rahwas wabal Eesti pinnal!“
Ja röömu wärin haljus Eesti rinnal.
Priiuſe nime
Kiitis ju keel —
Orjuſe pime
Walitſes weel!
Sääl päris wanemate trooni
Ja pani pähä keisri krooni
Aleksander Tõine.
Hääl hüüdis kõrge Iſa huulis
Ja rahwas Keisri käsku kuulis:
Uus ſeadus Eesti maale anti
Ja orja ahel hauda kanti!“ u. ſ. w.

„Aus gold'ner Zeit band der Ritter Hand
Das Ehſtenvolk in Sclavenſtricke:
In Noth glänzte bitteres Thränenwaſſer
An der fühllos gewordenen Wange des Stummen:
Es war keine Umkehr in ſieben Jahrhunderten,
Es war kein Retter zur Zeit der Schwedenritter!
Da flog der Ruſſenadler mit Siegesſchwingen —
Und Peter verbot das Brennen des Krieges.
Noch verging ein Jahrhundert in Nothesſäumen —
Da rief Alexander mächtig:

„Frei ſei das Volk auf freiem Ehſtenboden!“
Und der Freude Zittern ging durch die Ehſtenbruſt.
Der Freiheit Namen
Rühmte ſchon die Zunge —
Der Sclaverei Finſterniß
Herrſchte noch!
Da erbte der Eltern Thron
Und ſetzte ſich auf die Kaiſerkrone
Alexander der Zweite.
Die Stimme rief von des hohen Vaters Lippen,
Und das Volk gehorchte des Kaiſers Befehl:
Ein neues Geſetz wurde dem Ehſtenlande gegeben
Und die Sclavenkette wurde in's Grab getragen!“ u. ſ. w.

Das Lied iſt von einem Studenten der Theologie ehſtniſcher Nationalität gedichtet. Er iſt jetzt Paſtor an einer ehſtniſchen Gemeinde Livlands geworden; ob er ſeinen Jugendirrthum erkannt und abgelegt hat, das wiſſen wir nicht; daß ihm aber ſchwere Kämpfe gegen den Geiſt bevorſtehen, den er ſelbſt erſtarken half, das ſteht zu erwarten. Es ſtände traurig mit der Kaiſertreue der Ehſten, wenn man ihr keine feſtere Grundlage zu geben hätte, als ſchlau gefälſchte Heimathsgeſchichte; aber Gott ſei Dank, es giebt feſtere Grundlagen, und dem beſſeren Theil gebildeter Ehſten ſind dieſe nicht unbekannt. Damals hatten die Jungehſten den Plan, dieſes Gedicht Sr. Majeſtät überreichen zu laſſen. Ob ſie trotz einer ergangenen Warnung dieſen Plan ausgeführt, das iſt dem Schreiber dieſes unbekannt; ein bekannter ehſtniſcher Kirchſpielslehrer aber, dem ein Exemplar des Werkes gewidmet war, ſchickte es mit der Bemerkung an den Redacteur des „Tallinna Söber“, daß er es ſeinem Sängerchor nicht einüben werde, weil es mit ſeiner Ueberzeugung nicht übereinſtimme. Andere Chorführer ſind freilich nicht ſo verſtändig geweſen, und das Lied erklingt in vielen Vereinen bei jedem Feſt, eine Begeiſterung erweckend, die mit tendenziöſer Hetzpolitik genährt und unterhalten wird.

Wenden wir uns von der didactiſchen und epiſchen Poeſie der Jungehſten zu ihrer Lyrik, ſo finden wir leider nur zu oft Rohheit und ſittlichen Schmutz. Bei dem früheren jungehſtniſchen Drucker und Buchhändler Brandt in Reval, der jetzt im Verdachte wiederholter Brandſtiftung ſteht, erſchien „Eesti Laulutooja“ — „Ehſtniſcher Liederbringer“ — von M. Sohberg, in fortlaufenden Lieferungen. Da ſteht unter anderen das Frühlingslied „Ilus elada“ — „Schön zu leben“, deſſen erſte und letzte Strophe hier Platz finden mögen:

„Wii ap ſap ſaadi rallalla!
Küll ſiin on ilus elada:
Siin metſad kenaſt lehkawad,
Ja nurmed aaſad õitſewad.

Siin ööpik — kägu laulawad,
Ja neiud kõrwu kõndiwad."
— — — — — —
„Poig pruudi äärel laua peal
Ja rõõmſaſt kõlab laula hääl!
Mets kaaſik wastu kõlab ju
Ja päraſt iha tuleb öö.
Oh ſüda rõõmu tunne ſa,
Arm lepib kokku armuga."
„Wii ap ſap ſadis rallalla!
Wohl iſt hier ſchön zu leben:
Hier duften ſchön die Wälder
Und Fluren und Wieſen blühen.
Hier ſingen Nachtigall — Kuckuck,
Und gehen Jungfrauen neben einander."
— — — — — — — — —
„Der Bräutigam an der Seite der Braut auf dem Tiſch
Und fröhlich ſchallt der Ton des Geſanges!
Der Wald und Birkenbuſch hallen ja wider
Und nach der Abendröthe*) kommt die Nacht.
O Herz, empfinde die Freude,
Die Liebe verträgt ſich mit Liebe."

Da rühmt eine glückliche Braut ihren Geliebten und rühmt ſich ihm gegenüber:

„Könnib mooga kõrwu häſti,
Seſt mu ſüda tunneb luſti!
Ta on kena keerutama,
Laame kõnet kõerutama."
— — — — — —
„Ma loodan kindlaſt ſinu peal,
Ja könnin üsna õigel teel;
Ei ſeltſi mina teistega,
Ei mängi küla poistega."
„Er geht gut an meiner Seite,
Daher empfindet mein Herz Luſt!
Er iſt ſchön im Drehen,
Verſtändig im Singen der Rede**)."
„Ich hoffe feſt auf Dich,
Ich gehe ganz auf rechtem Wege;

*) Kann auch heißen: „Nach dem Begehren".

**) „Kõerutama" heißt ſpeciell das Singen der Hühner. An ſolchen Tugenden des „Mannes" ſoll alſo die ehſtniſche Jungfrau ihre „Luſt" haben!

Ich geselle mich nicht mit Anderen,
Spiele nicht mit Dorfjungen."

Das sind jungehstnische männliche und weibliche Ideale! Die Jungfrau freut sich über das „Drehen" und über den huhnartigen Gesang des Mannes und rechnet es sich schon zur Tugend an, daß sie sich nicht mit Anderen „gesellt" und nicht mit „Dorfjungen" spielt. — Aber der „Dichter" kennt auch Jungfrauen anderen Schlages. Da führt er eine „etwas leichtfertige" Braut — „kerglane pruut" — vor seine Leser:

„Läheb kõrwu kõndimaie,
Lusti teeda luusimaie;
Astub sammu, astub kaksi,
Ütleb öissa! püksi raksi."
„Geht an der Seite (sc. anderer Männer) wandeln,
Sich auf dem Wege der Lust zu treiben;
Tritt einen Schritt, tritt zwei,
Ruft öissa! Hosenkrachen!"

Mit solchem und ähnlichem ethischen und ästhetischen Schmutz ist zur Zeit der ehstnische Büchermarkt überfüllt, und sobald „ehstnisch" über solche Erbärmlichkeiten geschrieben ist, da darf sich keine Kritik daran wagen, wenn der Kritiker nicht als „Ehstenfeind" dem Anathema der jungehstnischen Meute verfallen will. Speciell diese „Gedichte" des M. Sohberg, der übrigens, wie es scheint, seinen ehstnischen Namen durch deutsche Schreibart verhängt hat (er heißt wahrscheinlich Sooberg), speciell diese „Gedichte" wagte der „Tallinna Sõber" abfällig zu beurtheilen, und wagte sogar ein Mahnwort an die Verleger, Drucker und Verbreiter ehstnischer Bücher zu richten, daß sie nicht jeden literärischen Schund verlegen, drucken und verbreiten sollten. Da kam das Blatt aber schlecht an. Zunächst erschien ein unverschämtes Schreiben des Druckers Brandt mit dem Ansinnen, dieses Schreiben aufzunehmen, das selbstverständlich zurückgewiesen wurde. Dann trat der „Eesti Postimees" für den „Eesti Laulutooja" ein, denuncirte den „Tallinna Sõber" in beliebter Art als Zerstörer ehstnischer Literatur und behauptete, daß auch Goethe's „Brautnacht" nicht sittlicher sei, als das verurtheilte „Ilus elada".

In derselben Art corrumpirte sich auch die ehstnische Prosa mehr und mehr, wie sie mehr und mehr in die Hände unwissender, roher und böswilliger Scribler überging, und selbst Leute von mehr Begabung fanden sich veranlaßt, in ihren belletristischen Versuchen immer etwas Hetzpolitik zu treiben, um sich eine Empfehlung der jungehstnischen Blätter zu verdienen und um wo möglich ihre Werke unter die Editionen des ehstnischen literärischen Vereins „Kirjameeste Selts" aufgenommen zu sehen, was um keinen geringeren und überhaupt um keinen anderen Preis zu haben war. — Dieser Verein war zur Förderung ehstnischer Literatur gegründet, stand unter Leitung des bekannten idealistisch-jungehstnischen Pastors J. Hurt und zählte namhafte Gelehrte, wie den Akademiker Dr. Wiede-

mann und andere, zu ihren Mitgliedern. Wie aber C. R. Jakobson immer mehr Anhang gewann und wie durch seinen mittelbaren und unmittelbaren Einfluß sich Alles, was ehstnisch-öffentlich war, mit einem feindlich-politischen Geiste durchsetzte, so sollte auch der „Kirjameeste Selts" diesem Schicksal nicht entgehen. Zu wiederholten Malen hatte Jakobson den Versuch gemacht, das Präsidium in diesem Verein an sich zu bringen, namentlich zu der Zeit, wo Pastor Hurt nach St. Petersburg übersiedelte und von der Leitung des Vereins zurücktreten wollte, auf dringende Bitten der Freunde des Friedens sich aber zum Bleiben bestimmen ließ, um die angedeutete Gefahr abzuwenden. Da wendete Jakobson das in der großen Politik unter dem Namen Pairsschub bekannte Mittel an. Unter dem Vorwande, die pecuniären Mittel des „Kirjameeste Selts" zu verstärken, erschien in der „Sakala" ein Aufruf, daß Alle, die die „nationale Sache" fördern wollten, Glieder dieses Vereins werden sollten. Der Aufruf that seine Wirkung. Es schmeichelte dem Dünkel kleiner Geister, mit Gelehrten und Herren in einem Verein zu sitzen und mit ihnen stimmberechtigte Glieder dieses Vereins zu sein. Alles, was das Mitgliedsgeld zahlen konnte oder dem dieses gestundet wurde, meldete sich zur Mitgliedschaft eines literärischen Vereins, wo man keine literärische Qualification zur Bedingung der Aufnahme machte, sondern eben nur die Zahlung des Mitgliedsgeldes, das übrigens, wie bemerkt, auch vielfach gestundet und zum Theil später gar nicht entrichtet worden ist, wie sich aus öffentlichen Mahnungen an Vereinsglieder wegen rückständiger Zahlung ergiebt. Durch die Ansammlung ganzer Heerden von urtheilslosen Personen in einem zu literärischen Zwecken gegründeten Verein war Streit und Hader in diesen Verein hineingetragen worden, als zum 28. August 1881 eine Generalversammlung ausgeschrieben war, und es ist bezeichnend für den Geschäftsgang, daß noch in dieser Versammlung 49 neue Mitglieder aufgenommen und zu den gleich bevorstehenden Wahlen mit voller Stimmberechtigung ausgestattet wurden. — Diese Vorgänge im „Eesti Kirjameeste Selts" sind in so fern von historischem Interesse, als sich hier zuerst der gewaltthätige Geist öffentlich manifestirte, der der ganzen jungehstnischen Bewegung, die sich so gern die „liberale" nennt, kennzeichnet. Darum müssen wir etwas länger hier verweilen. Der bisherige Vorstand trat zurück, mit Ausnahme von C. R. Jakobson und Dr. M. Weske, und erließ folgende Bekanntmachung:

„Nachfolgende Erklärung wollte der bisherige Vorstand des „Eesti Kirjameeste Selts" auf der Sitzung am 28. August 1881 dem Verein vorlegen, die man auch von Seiten des Vereins zu hören wünschte. Dieses machte aber ein Theil der Vereinsglieder durch Schreien und Trampeln unmöglich. So sind wir gezwungen, diese Erklärung in der Zeitung zu veröffentlichen.

„Geehrte Mitglieder des Eesti Kirjameeste Selts! Gegen 10 Jahre hat der Eesti Kirjameeste Selts mit Verständniß und mit Segen zum Nutzen des ehstnischen Volkes gearbeitet. Der Präsident Pastor J. Hurt, dieses Zeugniß müssen wir ihm geben, hat den Verein in heißer Bruderliebe geleitet, und unter seiner Leitung haben die Glieder des jetzigen Vereinsvorstandes nach Kräften und mit allem

Rath und herzlicher Liebe die Angelegenheiten des Vereins gefördert. Nun ist die Sache anders geworden. Wo früher die Liebe regierte, ist jetzt der Haß an die Stelle getreten; wo früher brüderliche Gemeinschaft war, da ist die Trennung an die Stelle getreten; wo früher Vertrauen Aller gegen Alle war, da ist jetzt unendliches Mißtrauen zu sehen. Heimliche Verfolgung säet in erbarmungsloser Weise jetzt Mißtrauen gegen den Vorstand des Kirjameeste Selts und Halsstarrigkeit, öfter häßliche und rohe Parteileidenschaft macht eine ruhige literärische Arbeit unmöglich und drängt sich gewaltsam an die Ehre der einzelnen Glieder des Vereinsvorstandes*). Wir dürfen hier nicht allzu zart sein, sondern müssen öffentlich und auf dem Grunde der Wahrheit bezeugen, daß eine solche häßliche Parteileidenschaft, häßliche Trennung der Brüder, die Zerstörnng des Vereines und die „Vernichtungs"-Bestrebungen gegen einzelne Glieder des Vereins von C. R. Jakobson's „Sakala" ausgingen, noch jetzt ausgehen und mit aller Kraft und mit allen Mitteln von ihm und den von ihm geleiteten Genossen großgezogen werden. Viele Anzeichen liegen vor uns, wo die „Sakala" völlig grundlos die Glieder des jetzigen Vereinsvorstandes vor dem Volk und aller Welt zu verleumden, zu beschimpfen und zu verdächtigen trachtet. Wir wissen wohl und sehen es von allen Seiten, daß des Volkes rechtschaffenes Herz dieses Treiben einzelner Männer schmerzlich empfindet und verurtheilt und diesen fremdartigen schädlichen Geist gewiß aus seiner Mitte ausstößt. Wir haben geduldet, gewartet und gehofft — aber Alles ist vergeblich gewesen. Durch das Hetzen von ein paar Männern sind in unseren früher allseitig geehrten Verein so viele Hinderer und Gegner ernsthafter literärischer Arbeit gedrungen, daß uns eine ruhige Arbeit und die Vertretung des Vereins unmöglich gemacht ist. Wegen alledem legen wir, der ganze Vorstand — ohne Dr. Weske und C. R. Jakobson — unser verantwortliches Vorstandsamt nieder. Dennoch wollen wir Glieder des Vereins bleiben und in früherer ruhiger Weise die aufbauende Arbeit weiter verrichten. Wählt aber der Verein einen derartigen neuen Vorstand, von dessen Leitung wir für die Zukunft unseres herzlich geliebten Stammvolkes keinen Nutzen erhoffen, sondern Schaden befürchten, unter dem brüderliche Einigkeit und förderſame Arbeit nicht zu erwarten ist, so sind wir und mit uns gewiß viele ehrenhafte und thätige Glieder gezwungen, aus dem Eesti Kirjameeste Selts ganz auszutreten, wenn es unseren Herzen auch unendlichen Schmerz bereitet. — Allen Denjenigen, die in ehrenhafter Arbeit und in ehrlichem Streben auf dem Grunde christlicher Volksliebe uns zur

*) Bei diesen Worten erhob sich großer Lärm. J. Tülk, L. Hesse und Hugo Treffner schrien: „Das ist unverschämt! Damit wird der ganze Verein entehrt!" Ihre Partei schrie im Chor dazu: „Zurücknehmen! Stillschweigen! Nicht weiter! Entehrung! Verleumdung!" Neben den Worten wurde gepfiffen und getrampelt mit den Füßen der Schreier und mit Stühlen, so daß der Vorstand seine Rede nicht beenden und begründen konnte und der Redner J. Kapp von der Rednerbühne abtreten mußte.

Hilfe geweſen ſind und uns Vertrauen geſchenkt haben, danken wir von ganzem Herzen.

„J. Hurt. M. Jürmann. J. Kapp. H. Wühner. Jaan Bergmann. B. Stern. Paul Undritz. R. Kallas. M. Lipp. G. Blumberg.“

„Der Eesti Kirjameeste Selts hat C. R. Jakobſon zum Präſidenten gewählt, M. Weske wurde erſter Vice-Präſident. Unter der Leitung dieſer Männer können wir keine ernſthafte Arbeit der Volksbildung thun. Darum ſcheiden wir alle vorgenannten Männer aus dem Eesti Kirjameeste Selts aus. Bis hierher hat der Kirjameeste Selts nahe an 70 Bücher (46 Nummern) edirt. Von dieſen haben die Glieder, die jetzt aus dem Verein geſchieden, über 50 geſchrieben. Solche ernſthafte, volksbildende, aufbauende, ruhige Arbeit werden wir ſelbſtverſtändlich jetzt wie vorher mit unwandelbarem Sinn und um ſo größerem Eifer weiter thun, je mehr ſie zu jetziger Zeit dringend nothwendig iſt.

Dieſelben.“

Damit war denn die lange vorbereitete politiſche Arbeit Jakobſons gelungen: der ehſtniſche literäriſche Verein, damals zugleich der einzige anerkannte ehſtniſche Verein, war von ſeinem geſetzlichen Boden gerückt, war in einen politiſchen Club verwandelt und zur Expanſion roher Kräfte eingerichtet! Das iſt das Bemerkenswerthe an dieſer gewaltſamen That Jakobſon's. Wo früher ſich die geiſtigen Kräfte des Volkes zur Pflege der Literatur vereinigt hatten, da tummelten ſich jetzt Krüger, ländliche Händler und allerlei Exiſtenzen, die in keiner Beziehung zur Literatur ſtanden. Betrachten wir aber die „Erklärung“ des abtretenden Vorſtandes mit Aufmerkſamkeit, ſo finden wir unableugbare Zeichen, daß deſſen Glieder auch nicht frei von dem Geiſt waren, der den Bruch herbeiführte, herbeiführen mußte. Jedenfalls iſt es auffallend, daß in dieſer Erklärung der ſchriftgemäßen „chriſtlichen Nächſtenliebe“ oder Menſchenliebe eine „chriſtliche Volksliebe“ ſubſtituirt iſt, von der die heilige Schrift nichts weiß, auf die aber doch Alles zurückgeführt werden muß, dem das Prädicat „chriſtlich“ gegeben wird. Die zurückgetretenen Vorſtandsglieder waren eben auch Jungehſten; der Geiſt des Jungehſtenthums iſt ein Geiſt der Trennung, und dieſer Geiſt hatte ſich jetzt trennend zwiſchen ſeine eigenen Träger geworfen. Dieſer Geiſt hatte den ehſtniſchen literäriſchen Verein geſprengt, wie es ſpäter auch in anderen jungehſtniſchen Vereinen und Inſtitutionen geſchehen iſt, und wie dieſer Geiſt das ganze Ehſtenvolk ſprengen und zerſtören muß, zerſtören wird, wenn man ihn nicht von Innen heraus dämpft und bändigt. — Wie nicht anders erwartet werden konnte, traten jetzt alle namhaften Glieder des Vereins aus. Dr. Kreutzwald legte das Ehrenpräſidium nieder, Akademiker Dr. Wiedemann und J. W. Jannſen ſchickten ihre Ehrenmitglieder-Diplome zurück; ebenſo traten die meiſten thätigen Mitglieder aus. Die Lücken füllten ſich aber raſch mit anderen Elementen, die Zahl der Mitglieder wuchs rapid, und Jakobſon und ſeine Genoſſen konnten mit der vermehrten Zahl der Mitglieder, mit der Quantität prunken, die doch wohl ein ſehr fraglicher Erſatz der Qualität in einem literäriſchen Verein iſt, wo es ſich wirklich

um literärische Zwecke handelt. Daß dem hier nicht so war, das bewies eben mit auch die laut hervorgehobene Genugthuung über die angeschwollene Zahl der Glieder des literärischen Vereins nach dem Austritt der Literaten.

Bemerkenswerth ist noch, daß so mancher Jungehste, der damals, als Jakobson Präsident des Kirjameeste Selts wurde, mit Ostentation aus diesem Verein trat, später, als Jakobson gestorben war, sein glühendster Verehrer wurde und am lautesten in den wüsten Chorus einstimmte, der unter den gehässigsten Hetzreden von der von Jakobson verfolgten evangelisch-lutherischen Kirche für den gestorbenen „Volkshelden" eine Ehrenbezeugung verlangte, die nur verstorbenen Mitgliedern des Kaiserhauses erwiesen worden ist: ein allgemeines Trauergeläute! Damals, in ihrer simulirten Trauer und in ihrem simulirten Zorn haben sich diese Leute betragen wie eine Bande Wahnwitziger. Es fehlte nicht an Insinuationen, die Jakobson's Tod als einen unnatürlichen ausgeben und aus ihm einen Volksmärtyrer machen wollten, und der örtliche Kirchspielsarzt wurde mit einer Fluth gehässigster Verdächtigungen überschüttet, obgleich nicht er, sondern der jungehstnische Dr. Köler Jakobson's Hausarzt war, der ihn auch behandelt und später bei den Verdächtigungen eine sehr zweideutige Rolle gespielt hat. Jakobson's Grabeshügel wurde später noch lange von den machtgierigen Volksmännern zur Schanze gemacht, hinter die sie sich versteckten, um ihre giftigen Pfeile gegen die Landeskirche, die höheren Stände und die autoritativen Institutionen des Landes abzuschießen, wobei ihnen der „Rishski Westnik" und ähnliche „Freunde der Ehsten" treulich secundirten. Es war ein häßlicher, pietätloser Hexentanz, der auf dem frischen Grabe aufgeführt wurde. Die Stimmführer der in sich selbst zerfallenen Jungehsten und die es werden wollten, suchten durch Ovationen für den im Leben bekämpften Todten, durch sich überbietende Verlästerung und Verdächtigung derer, die er verlästert und verdächtigt hatte, sich in die Erbschaft der ihm entfallenen Führerschaft einzusetzen. Rohen Haß hatte er zu stiften gesucht, Rohheit und Haß tummelten sich entweihend auf seinem Grabe. Es war der erste Act eines Gerichtes! Doch davon später.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Lage der Fabrik- und der Hausindustrie in Rußland.

Von Prof. **Wilh. Stieda** in Rostock.

Fabrikzustände im Gouvernement Moskau. — Kinder- und Frauenarbeit in russischen Fabriken. — Die Commission zur Besichtigung von Fabriken in der Stadt Moskau. — Die Hausindustrie im Gouvernement Moskau, in Wladimir und im Kaukasus. — Die Artell-Frage. — Der Bericht über die Moskauer Industrie-Ausstellung und der Abriß der gewerblichen Thätigkeit Rußlands.

In den letzten Jahren hat das Interesse für die Ermittelung des Zustandes, in welchem sich die gewerbliche Thätigkeit im russischen Reiche befindet, außerordentlich zugenommen. Commissionen und einzelne Männer bemühen sich, die für Gesetzgebungszwecke erforderliche Klarheit zu beschaffen, und die Literatur über diesen Gegenstand schwillt zu einer bändereichen an. Wir haben jüngst eines der Bücher, das sich mit der Geschichte der Gewerbe-Gesetzgebung befaßte, in dieser Zeitschrift eingehend erörtert. Es sei heute gestattet, aus den hauptsächlichsten der mittlerweile erschienenen Quellenwerke Einiges zu erzählen, was die gegenwärtige Situation der Industrie charakterisirt.

Viel neues Material bietet Professor Janshul. Für den Moskauer Industriebezirk zum Fabrikinspector ernannt, hat er über die in der Zeit vom 22. September 1882 bis 22. September 1883 seiner Aufsicht empfohlenen Fabriken einen außerordentlich interessanten Bericht erstattet*). Das Gesetz zum Schutze der in Fabriken und Manufacturen arbeitenden Kinder vom 1. Juni 1882 war damals freilich noch nicht in Kraft. Gleichwohl verfügte das Finanzministerium, daß die Inspection ihre Thätigkeit beginnen sollte, allerdings nicht in dem Sinne einer Ueberwachung der Fabriken, sondern mit dem Zwecke, gewisse statistische Daten einzusammeln. Man wünschte sich über den Umfang der Kinderarbeit, den Schulbesuch minderjähriger Fabrikarbeiter, die Höhe des Lohnes, die Arbeitsdauer in Fabriken u. dgl. m. zu unterrichten, und in allen diesen Beziehungen kann nun

*) Фабричный бытъ Московской губерніи. Отчетъ фабричнаго инспектора Московскаго округа. С.-Петербургъ, 1884.

Prof. Janshul sehr bemerkenswerthe Thatsachen mittheilen. Er hat insbesondere größere Fabriken besucht und geschildert, deren Einrichtungen und Verhältnisse gewissermaßen als typisch für die russischen Fabrikzustände angesehen werden dürfen. Im Ganzen sind es 174 Fabriken, die er in Augenschein genommen hat, aber nur 158 derselben beschreibt er, da unter 16 Fabriken jede einen anderen Productionszweig darstellte, so daß für die allgemeine Beurtheilung der Zustände daraus sich nichts folgern ließ.

Die Abfassung dieses Berichts ist dem Herrn Inspector nicht leicht gemacht worden. Die großen Entfernungen, die Ungunst des Klimas, die örtliche Vertheilung der Fabriken, die nicht alle an Eisenbahnen liegen, mangelhafte Wegeverbindungen, unbequeme Fahrgelegenheiten, wenig erfreuliche Nachtquartiere — Alles vereinigt sich, um die Fabrikinspection in Rußland als eine höchst dornenvolle Beschäftigung erscheinen zu lassen. Dazu kommt, daß die Fabrikbesitzer oft gar nicht freundlich dareinschauen, wenn ein Regierungsbeamter die „Interna" ihrer Anstalten beleuchten und untersuchen will, ob ihre Einrichtungen mit den projectirten Gesetzen im Widerspruch stehen. Im Allgemeinen hat Prof. Janshul zwar unter mißgünstigem Empfang nicht viel zu leiden gehabt. Auf Mißverständnisse, Vorurtheile, hier und da auch Uebelwollen ist er indeß doch gestoßen. So traf er z. B. in Kolomna auf einen Fabrikanten, der das Circular des Ministeriums, welches den Besuch des Inspectors ankündigte, wohl erhalten, aber innerhalb dreier Wochen keine Zeit gefunden hatte, sich um den Inhalt desselben zu kümmern. Ein anderer Fabrikant hatte das Circular vollständig vergessen, mehrere hatten gar keine Ahnung von demselben. Mannigfach wies man dem Inspector die Steuerzettel und Gildenscheine vor oder brachte ihm die Pässe und Legitimationspapiere der Arbeiter — kurz, bewies, daß man für die Absichten einer die sanitären und socialen Verhältnisse in's Auge fassenden Fabrikbesichtigung wenig Verständniß besaß. Je öfter sich derartige Inspectionen nunmehr wiederholen, desto glatter wird dieselbe wohl vor sich gehen.

Die 158 Fabriken, welche Prof. Janshul beschreibt, umfassen 24 verschiedene Arbeitsgebiete und beschäftigen 84,606 Arbeiter, so daß durchschnittlich jede Anstalt über 535 Personen verfügt. Es ist mithin ganz gewiß eine Großindustrie, über deren Zustände wir unterrichtet werden.

Nur Einiges kann aus derselben hier mitgetheilt werden. Interessant ist vor allen Dingen die Ausdehnung der Kinderarbeit, auf welche die Gesetzgebung neuerdings besonders ihr Augenmerk gerichtet hat. Die Zahl der regelmäßig in Fabriken thätigen Kinder belief sich auf 8112, so daß also 9,6 Procent aller Arbeiter minderjährig waren. Relativ die meisten Kinder werden in den Tapetenfabriken beschäftigt, in welchen 38 Procent aller Arbeiter weniger als 15 Jahre alt sind. Dann folgen die Möbel- und Piano-Fabriken mit 27 Proc., Glashütten mit 25½ Proc., Tabaksfabriken mit 24½ Proc., Stellmachereien und Drechslereien mit 21¾ Proc., Mattenwebereien mit 21 Proc. Die geringste Zahl Minderjähriger findet sich in Nägel-Fabriken — 4⅛ Proc. aller Arbeiter.

Eben ſo viel machen die Minderjährigen in Bier- und Methbrauereien aus, in Zuckerraffinerien noch nicht ganz 2 Proc.

Das neue Geſetz zum Schutze der Kinderarbeit, welches am 1. Juli 1884 in Kraft treten ſollte, verbietet 1) die Verwendung von unter 10 Jahr alten Kindern, geſtattet 2) die Verwendung 10—12jähriger Kinder ausnahmsweiſe da, wo das Finanzminiſterium ſie zuläßt, und beſchränkt 3) die Arbeitszeit der 12—15jährigen auf 8 Stunden täglich. Gruppirt man nun die Minderjährigen nach dem Alter in 3 den vorſtehenden Beſtimmungen entſprechende Klaſſen, ſo bekommt man über die vorausſichtliche Wirkung des Geſetzes folgende Vorſtellung. Im Allgemeinen wird das Geſetz nur dort drücken, wo die Zahl der Minderjährigen, auf die es ſich bezieht, 1 Proc. der Geſammtzahl aller Arbeiter überſteigt. Im Einzelnen hat die erſte Beſtimmung des Geſetzes — die ſofortige Entlaſſung aller Kinder unter 10 Jahren — nur für 4 Fabrikationszweige ernſtere Bedeutung, für die Mattenweberei, die Glashütten, die Tapeten- und die Tabaksfabriken, die unter ihrem Perſonal je 1,4 bis 8,6 Proc. weniger als 10 Jahr alte Kinder haben. Mehr Bedeutung gewinnt die zweite Anordnung des Geſetzes, die für 16 Productionszweige verhängnißvoll iſt, den größten Einfluß auf die 4 genannten, ferner auf die Möbel- und Piano-Fabriken und Buchdruckereien ausüben wird. Die dritte Verfügung endlich erlangt größere oder geringere Bedeutung für alle 24 Fabrikationszweige, da bei allen die Zahl der minderjährigen Arbeiter im Alter von 12—15 Jahren über 1 Proc. der Geſammtzahl der Arbeiter beträgt. Für fünf derſelben, nämlich Tapeten-, Möbel-, Piano-, Tabak-Fabriken, Stellmachereien, Drechslereien und Glashütten wird ſie beſonders empfindlich ſein, da dieſelben mehr als 10 Proc. im Alter von 12—15 Jahren befindliche Kinder unter der Geſammtzahl ihrer Arbeiter aufweiſen.

In Hinſicht auf die Arbeitszeit pflegen 5 Fabrikationszweige Tag und Nacht zu arbeiten, nämlich die Baumwollen-Induſtrie, die Mattenweberei, die Lichtziehereien, die Zuckerraffinerien und die Schreibpapierfabriken. Bei 16 anderen Zweigen herrſcht ausſchließlich Tagesarbeit, beim Reſt iſt die Arbeitsdauer nicht gleichmäßig geordnet, indem einige Fabriken nur am Tage, andere derſelben Art Tag und Nacht arbeiten. Durchſchnittlich dauert die Arbeit 12½ Stunden, d. h. die Arbeitszeit iſt in Rußland länger bemeſſen, als in der Mehrzahl weſteuropäiſcher Staaten. Als ein Vorurtheil ſtellt der Inſpector die Behauptung hin, daß durch zu häufige Feiertage die Arbeitszeit ſtark beeinträchtigt werde.

Bei 44 Fabriken, die er in Bezug auf Einhaltung von Feiertagen controliren konnte, hat er durchſchnittlich 27,6 Feiertage, abgeſehen vom Sonntag, beobachtet. Eine einzige feierte allerdings 38, zwei andere 41 Tage im Jahr, 19 Fabriken brachten es bis auf 37 Feiertage; aber die anderen Fabriken feierten dagegen nur 21—22 Tage. Mit den engliſchen Arbeitern verglichen, arbeitet der ruſſiſche 4½ Tage im Jahre mehr, wozu noch kommt, daß die Sonntage in Rußland nicht ſo ſtreng gefeiert werden, wie in England.

Die materielle Vergütung ſolcher ausgedehnter Leiſtungen bleibt hinter den

Erwartungen weit zurück. Die mühselig erlangten, zum ersten Mal veröffentlichten Daten sind interessant genug, um mitgetheilt zu werden.

Der Arbeitslohn der männlichen Arbeiter betrug monatlich in Rubeln:

1. in Nägelfabriken	30¼
2. Maschinenfabriken	29
3. Glashütten	29
4. Fabriken für Gold- und Silberwaaren	24½
5. Seidenfabriken	20
6. Wollenwebereien	19½
7. Tabaksfabriken	16½
8. Baumwollspinnereien	16
9. Porzellan- und Fayence-Fabriken	15¾
10. Tuchfabriken	15½
11. Zitzfabriken	15½
12. Schreibpapierfabriken	15¼
13. Baumwollwebereien	14½
14. Färbereien	13¾
15. Wollespinnereien	13
16. Fabriken für gemischte Gewebe und Teppiche	12½

Der Arbeitslohn der Arbeiterinnen betrug monatlich in Rubeln:

1. Seidenfabriken	13
2. Tabaksfabriken	11½
3. Baumwollwebereien	10¾
4. Glashütten	10½
5. Wollenwebereien	9½
6. Baumwollspinnereien	9½
7. Tuchfabriken	9
8. Wollespinnereien	8
9. Fabriken für gemischte Gewebe und Teppiche	8
10. Zitzfabriken	7
11. Schreibpapierfabriken	7
12. Färbereien	6¾
13. Porzellan- und Fayence-Fabriken	5

Der Arbeitslohn minderjähriger Arbeiter betrug monatlich in Rubeln:

1. Nägelfabriken	10½
2. Tabaksfabriken	10
3. Maschinenfabriken	8
4. Färbereien	7¼
5. Baumwollspinnereien	7
6. Wollespinnereien	6½
7. Tuchfabriken	6¼
8. Wollenwebereien	6¼

9. Glashütten	5½
10. Zitzfabriken	5
11. Porzellan- und Fayence-Fabriken	4
12. Fabriken für gemischte Gewebe und Teppiche	4
13. Seidenfabriken	3½
14. Schreibpapierfabriken	3½
15. Baumwollwebereien	3½

Im Endresultat stellt sich der durchschnittliche Lohn der erwachsenen Arbeiter auf 18¾ Rbl., der der Arbeiterinnen auf 9 Rbl. und der der minderjährigen Arbeiter auf 6 Rbl. monatlich. Der Lohn der männlichen Arbeiter ist also noch einmal so groß wie der der weiblichen und drei Mal so hoch wie der der Kinder. Dieser Arbeitslohn, verglichen mit den aus 10 Arbeitszweigen für die Vereinigten Staaten von Nordamerika und England bekannten, erscheint sehr niedrig und entkräftet eins der Argumente der Schutzzöllner, welche den Protectionismus mit dem höheren Arbeitslohn als in westeuropäischen Ländern vertheidigen. Die männlichen Arbeiter erhalten monatlich in Amerika 64½, in England 46½ und in Rußland 15 Rbl.; die Arbeiterinnen aber verdienen in Amerika monatlich 35, in England 23½ und in Rußland 9½ Rbl. Auf einigen Gebieten, auf denen der Vergleich weiter geführt werden kann, wie in der Textil- und Tabakindustrie, constatirt Prof. Janshul, daß der amerikanische Arbeitslohn den russischen um 400 pCt., der englische den russischen um 300 pCt. übertrifft, während der Lebensunterhalt in England allerdings 30—100 pCt. theurer ist als in Rußland, in Amerika aber nur um 30 pCt.

In einer anderen bemerkenswerthen Arbeit, die im «Вѣстникъ Промышленности» im April vorigen Jahres abgedruckt war*), schildert Prof. Janshul die Verwendung der Frauenarbeit in russischen Fabriken. In den von ihm untersuchten Etablissements stellte sich das folgende Zahlenverhältniß der weiblichen Arbeiter zu allen heraus:

Productionszweige	Von 100 Arbeitern waren weiblichen Geschlechts
Baumwoll-Weberei	52,5
Schreibpapier-Fabrikation	46,5
Baumwoll-Spinnerei und -Weberei	45,3
Baumwoll-Spinnerei	43
Matten-Fabrikation	42
Tabaks-Fabrikation	40
Fabrikation baumw. Waaren überhaupt	38
Seide-Fabrikation	38
Confect- und Chokoladen-Fabrikate	35,6
Wolle-Spinnereien	30

*) Женскій фабричный трудъ.

Productionszweige	Von 100 Arbeitern waren weiblichen Geſchlechts
Tuch-Fabrikation	29
Wollen-Weberei	27,4
Zitz-Fabrikation	25,8
Fabrikation gemiſchter Stoffe	24
Zündhölzchen-Fabrikation	24
Licht- und Seifen-Fabrikation	22
Färberei	18,5
Porzellan- und Fayence-Fabriken	16,8
Glas-Fabrikation	8
Buchdruckereien	1,6
Parfümerie-Fabrikation	1,5
Zuckerraffinerie	1
Fabrikat von Gold- und Silberſachen	0,9
Tapeten-Fabrikation	0,6
Tiſchlerei	0,6
Bier- und Methbrauerei	0,4

In einer Reihe von Induſtrien iſt, wie hieraus erſichtlich, Frauenarbeit gar nicht ſo hoch, ſo z. B. in der Nagelſchmiederei, dem Maſchinenbau u. e. a. m. Im Allgemeinen ſcheint die induſtrielle Beſchäftigung der Frau auf den ruſſiſchen Fabriken denſelben Weg einzuſchlagen, wie auf weſteuropäiſchen, nur daß ſie noch nicht denſelben Umfang erreicht hat wie dort.

Erfahrungen über die Folgen der Beſchäftigung von Frauen in den Fabriken hat man erſt wenig geſammelt. Jedoch weiſen Dr. Erismann's Unterſuchungen über die Kinderſterblichkeit im Moskauſchen Kreiſe darauf hin, daß dieſelbe für das Volkswohl nicht ohne Gefahr iſt. Ueberall, wo Baumwollſpinnereien ſich im Moskauſchen Kreiſe finden, iſt die Kinderſterblichkeit bedeutend größer als in den Gegenden, wo die Frauen nicht in den Fabriken zu arbeiten gewöhnt ſind. Speciell eine Woloſt dieſes Kreiſes, die Mjutiſchtſchenſkiſche, in welcher 30 pCt. der weiblichen Bevölkerung in Fabriken thätig ſind, macht ſich durch eine ſehr bedeutende Kinderſterblichkeit bemerklich.

Gleichfalls die Erforſchung der Fabrikzuſtände hat ſich die vom Moskauer General-Gouverneur Fürſten Dolgoruki eingeſetzte Commiſſion zu ihrer Aufgabe gemacht. Eines der Mitglieder, Dr. Peſkow, hat die Textilinduſtrie der Stadt Moskau unterſucht und legt uns gegenwärtig die Früchte ſeines Fleißes in zwei ſtarken Bänden vor*). Eine umfangreiche mühſelige Arbeit erſcheint in denſelben

*) Труды коммиссіи, учрежденной г. Московскимъ генер.-губернаторомъ княземъ Долгоруковымъ для осмотра фабрикъ и заводовъ въ г. Москвѣ. Санитарное изслѣдованіе фабрикъ по обработкѣ волокнистыхъ веществъ въ г. Москвѣ. Выпускъ первый, Москва 1882. Выпускъ второй, Москва 1884.

mit größter Sorgfalt und treuer Hingebung an den Gegenstand ausgeführt. Dr. Peskow wendet sich nicht nur an Fachmänner und Gelehrte, indem er ihnen Rohmaterial, d. h. seine Beobachtungen in Form tabellarischer Zusammenstellungen bietet, sondern er rechnet auch auf andere Interessenten. Daher knüpft er Betrachtungen und allgemeine Schlußfolgerungen an die von ihm ermittelten Thatsachen, vergleicht seine Ergebnisse mit denen von anderen Männern in anderen Gegenden festgestellten und liefert auf diese Weise eine, wenn auch hier und da durch breite Auseinandersetzung ermüdende, gleichwohl sehr belehrende Darstellung der Fabrikverhältnisse der einschlägigen Industriebranche. Somit steht sein Werk hinter den anerkannt tüchtigen Leistungen von Erismann und Pogoshew nicht zurück und ist ein schätzenswerther Beitrag mehr zur Lösung der brennenden Fabrikgesetz-Frage.

Dr. Peskow hat 78 Fabriken in Augenschein genommen, unter denen 24 Wollenwebereien, 13 Baumwollwebereien, 11 Seidenwebereien, 8 Tuchfabriken, 8 Färbereien und Bleichereien, 6 Appreturanstalten, 4 Druckereien, 2 Spinnereien und 2 Gummiwebereien sind. Dieselben beschäftigten zusammen 14,548 Arbeiter oder jede durchnittlich 186 Personen. Die durchschnittlich beschäftigte Zahl von Arbeitern stellte sich in den einzelnen Gruppen, wie folgt:

bei den	Druckereien	auf	559 Köpfe,
„ „	Tuchfabriken	„	393 „
„ „	Baumwollwebereien	„	237 „
„ „	Wollenspinnereien	„	208 „
„ „	Seidenwebereien	„	134 „
„ „	Wollenwebereien	„	130 „
„ „	Gummi-Webereien	„	118 „
„ „	Färbereien und Bleichereien . .	„	60 „
„ „	Appreturanstalten	„	46 „

Ueber die gesammte Arbeiterzahl ist Dr. Peskow nicht in der Lage, Auskunft zu ertheilen. Körpermessungen — bezüglich des Wuchses und Brustumfanges — wurden bei 12,008 Arbeitern vorgenommen, und diese werden ausführlicher geschildert. Dem Geschlecht nach vertheilen sich dieselben auf 9432 Personen männlichen und 2576 weiblichen Geschlechts. Es stellen somit die ersteren 78,6 Proc., die letzteren 21,4 Proc. der Gesammtzahl, was recht gut zu den von Erismann ermittelten Verhältnißzahlen stimmt, die 65 und 35 Procent waren. Der Unterschied liegt darin begründet, daß Erismann alle gewerblichen Etablissements des Moskauschen Kreises einer Besichtigung unterworfen hatte und unter denselben namentlich Baumwollspinnereien sich befanden, während diese bei den von Peskow geschilderten wenig vertreten sind. Gerade sie sind es aber, welche die Frauenhand gern verwenden. Geht man auf die Vertheilung der Geschlechter bei den einzelnen Fabriken ein, so zeigt sich diese Thatsache, die auch schon Janshul's Abhandlung nachwies, ebenfalls. Es waren nämlich von je 100 Arbeitern:

bei den einzelnen Fabriken	männlichen Geschlechts	weiblichen Geschlechts
Spinnereien	53,1	46,9
Tuchfabriken	69,5	30,5
Gummi-Webereien	73,9	26,1
Färbereien, Bleichereien . . .	75,4	24,6
Seidenwebereien	80,—	20,—
Baumwollwebereien	81,2	18,8
Druckereien	82,6	17,4
Wollenwebereien	88,8	11,2
Appreturanstalten	95,2	4,8

In Bezug auf die Ausnutzung der Arbeitskraft minderjähriger Personen stellt sich die Moskauer städtische Textilindustrie sonderbarer Weise günstiger als die Industrie in den Kreisen des Gouvernements. Unter 12,008 Arbeitern fand Peskow 7 Kinder unter 8 Jahren, 320 im Alter von 8—12 Jahren, 620 im Alter von 12—14 Jahren und 1662 Halberwachsene, d. h. im Alter von 14 bis 18 Jahren. Vergleicht man diese Zahlen mit den von Erismann und Pogoshew veröffentlichten*), so ergiebt sich folgende bemerkenswerthe Tabelle:

Bezirk.	Zahl der Arbeiter überhaupt	Kinder unter 14 Jahren	Halberwachsene, 14 bis 18 Jahr	Die Kinder in pCt. aller Arbeiter	D. Halberwachsenen in pCt. aller Arbeiter
1.	2.	3.	4.	5.	6.
Stadt Moskau . . .	12,008	947	1,662	7,9	13,8
Kreis Moskau . . .	20,980	1,486	3,363	7,1	16,—
Kreise Wereish, Ruhsk .	4,910	643	960	13,—	19,5
Kreise Wolokolomsk, Moshaisk, Swenigorod .	3,355	578	911	17,2	27,1

Den russischen Fabrikarbeitern klebt vielfach noch das Bauernthum an, d. h. sie arbeiten nicht beständig in den Fabriken, sondern ziehen sich zeitweilig in ihre Heimathsdörfer zurück, um landwirthschaftlicher Beschäftigung nachzugehen. Ob diese Combination der Berufsarten vorhanden, hat Dr. Peskow bei 6128 männlichen Fabrikarbeitern über 17 Jahre festzustellen vermocht. Unter diesen waren nun 2287, welche für immer mit dem Ackerbau gebrochen hatten. Indeß waren nicht alle diese vom Pfluge in die Fabriken gestürzt, vielmehr hatten 533 noch eine Zwischenstufe erklommen, ehe sie sich der Industrie zuwandten. Sie waren vorher Soldaten gewesen oder „Meschtschane" geworden. Die Zahl der eigentlichen Fabrikarbeiter betrug somit nur 1754, d. h. also etwa nur der vierte

*) Санитарное изслѣдованіе фабр. заведеній Московскаго уѣзда. 2 Bände. 1882. id. фабр. завед. Можайскаго, Волоколомскаго и Звенигородскаго уѣздовъ. 1. Bd. 1882. id. фаб. завед. Верейскаго и Рузскаго уѣзда 1. Bd. 1882. Alle 4 Bücher als 4 „Выпуска" auch unter dem Titel „Сборникъ Статистическ. свѣдѣн. по Московск. губерн. Отдѣлъ Санитарный. Изданіе Московск. губернскаго земства.

Theil — 28,6 pCt. aller in den Fabriken Beschäftigten — ist mit den Fabriken völlig verwachsen. Es läßt sich denken, daß ein derartiges Verhältniß die Geschicklichkeit der Arbeiter etwas beeinträchtigen muß. Die an die grobe landwirthschaftliche Thätigkeit gewöhnte Hand wird nicht leicht zu der feineren Beschäftigung innerhalb der Fabrik sich verstehen können. Günstiger stellt sich die Sache, wenn im Interesse dieser Thätigkeit darauf Gewicht gelegt wird, ob die in Fabriken Beschäftigten von solchen Eltern stammen, die gleichfalls an derartige Arbeiten gewöhnt waren. Bei 4391 Arbeitern hat Dr. Peskow dieses Verhältniß ermittelt und gefunden, daß 1887 — also 42,8 pCt. — ihren Beruf geerbt hatten. Er zieht daraus den Schluß*), daß man in Rußland von dem Fabrikproletariat nicht allzu weit mehr entfernt sei. Erwägt man indeß, daß diese Fabrikarbeitersväter sich ja vielleicht auch in der Doppelstellung befunden haben mögen, was nicht klar auseinandergehalten ist, so braucht man dieser Folgerung nicht so ohne Weiteres zuzustimmen. Fraglich aber erscheint mir überhaupt, ob diese Verbindung zweier Berufe, die auch in der Hausindustrie auftritt, wirklich so wohlthätig wirkt, wie gern angenommen wird. Es müßten erst einmal Forschungen darüber angestellt werden, wie die gesundheitlichen Verhältnisse sich bei den Einen, die sich der Abwechselung erfreuen, und bei den Anderen, die sie entbehren, gestalten. Die Gefahr liegt nahe, daß die Monate hindurch Ackergeräthe bewegende Hand für die Anforderungen der Fabrik zu schwerfällig wird. Etwas Anderes ist es, wenn der regelmäßig in Fabriken arbeitende Mann im Nebenberufe ein Stückchen Land bebaut, das er gleichsam zu seiner Erholung in den Abendstunden oder Feiertagen pflegen kann! Gerade diese Combination pflegt unter westeuropäischen Verhältnissen im Ganzen selten zu sein.

Eingehend sind die Lohnverhältnisse von Peskow behandelt, dessen Nachweise in Bezug auf die harten Arbeitsbedingungen, als da sind strenge Fabrikordnungen, Strafen für ungenügend befundene Arbeit u. dgl. m., mir besonders lehrreich erscheinen. Eine Vorstellung von der Höhe der Löhne kann die nachstehende Zusammenstellung geben.

Der mittlere Lohn eines Handwebers betrug im Monat in Rubeln und Kopeken:

Art der Fabriken	Durchschnittlich	Höchstens	Mindestens
11 Seidenwebereien . .	20,98	32,71	14,68
12 Baumwollwebereien .	13,82	20,62	6
20 Wollewebereien . .	19,60	30,29	12
8 Tuchfabriken . . .	21,45	25,9	14,25
Durchschnittlich	18,96	—	—

Die Seiden- und die Tuchweber ständen hiernach also am besten. Ob sie gut stehen, wird man besser beurtheilen können, wenn man auch die Dauer der Arbeitszeit in Betracht zieht. Peskow kommt hier leider zu demselben Ergebniß,

*) Bd. I, S. 141.

das ſchon Erismann feſtgehalten hat, daß je länger die Arbeitszeit dauert, deſto geringer der Lohn iſt. Er findet nämlich bei Zuſammenſtellung der Fabriken mit gleicher Arbeitszeit folgende Monatslöhne im Durchſchnitt bei den Webern (ohne Unterſcheidung der Art des Gewebes):

bei	15ſtündiger	Arbeitszeit	in	10	Fabriken	16	Rbl.	16	Kop.
„	14	„	„	13	„	17	„	89	„
„	13	„	„	14	„	20	„	11	„
„	11-12	„	„	8	„	21	„	66	„

Indeß darf doch nicht überſehen werden, daß die Kunſtfertigkeit in der betreffenden Branche ein weſentlicher Grund für die Beſtimmung der Lohnhöhe ſein muß und, um daher dieſe peſſimiſtiſche Schlußfolgerung unterſchreiben zu können, man nothwendiger Weiſe nur Fabriken einer Art vergleichen ſollte.

Abweichend von den auf weſteuropäiſchen gewöhnlichen Gebräuchen iſt die Verköſtigungsweiſe der ruſſiſchen Fabrikarbeiter. Bei dieſer kommt wieder einmal das Artell zur Geltung. Nur ſelten ſorgt eine Familie für die Nahrung der zu ihr Gehörenden oder ein einzelner Arbeiter für ſich ſelbſt. Die Beköſtigung durch den Fabrikbeſitzer, die vor noch nicht ſehr langer Zeit die Regel war, hat jetzt ganz aufgehört oder kommt nur bei einigen ganz kleinen Etabliſſements vor. Zu dieſen Artellen finden ſich die Berufsgenoſſen zuſammen oder die Empfänger gleich hohen Lohnes. Seltener bilden ſich die Verbände nach Geſchlecht und Alter getrennt. Frauen und Kinder nehmen in der Regel am Artell Antheil, vereinigen ſich jedoch auf größeren Fabriken auch zu eigenen Artellen. Die Führung der Geſchäfte iſt einem aus der Mitte der Theilnehmer von dieſen gewählten Aelteſten anvertraut, der für Erfüllung dieſer Obliegenheiten mit einem Gehalte von 1—5 Kop. wöchentlich pro Mitglied entſchädigt wird. Dieſe Staroſte ſpielen eine wichtige Rolle im Leben der Fabrikarbeiter. Sie ſind nicht ſelten die rechte Hand des Fabrikanten, denn wie oft auch behauptet wird, daß die Wahl eine unabhängige iſt, thatſächlich kann nur der die Geſchäfte eines Staroſten übernehmen, welchen der Fabrikant gutheißt. Ferner aber ſind ſie die Geldvermittler. Da auf ſehr vielen Fabriken der Lohn nur 5 Mal im Jahre ausgezahlt wird, ſind die Arbeiter nicht ſelten in Verlegenheit und haben kein Geld zur Befriedigung kleiner Bedürfniſſe. Dieſe Sümmchen ſchießt der Staroſt vor und läßt ſie ſich mit 10, oft mit 15 und 20 Kopeken für den geliehenen Rubel zurückerſtatten, was, da das Darlehen von einem Lohnzahlungstermine oder bald nach demſelben bis zum anderen läuft, 40—50 pCt. für's Jahr, oft noch mehr ausmacht.

Ausführlich erörtert Peſkow die Nahrungsweiſe ſelbſt (Bd. 2, S. 93—128), zu welcher Auseinanderſetzung er das Material aus den Rechnungsbüchern der Staroſte hat entnehmen können. Wiederum bietet er darin ein Stück ſchönſten Gelehrtenfleißes, denn aus dieſen Büchern, die von Männern geführt werden, welche mit dem Schriftweſen auf geſpanntem Fuße ſtehen, und die in häufig ungenauen Maßen — wie окоренки, обрѣзы, ушаты u. ſ. w. — die Angaben über die Menge der verbrauchten Gegenſtände enthalten, die nöthigen Auszüge

zu machen, war keine leichte Unternehmung. Im Ganzen hat er 97 Artelle mit 11,596 Mitgliedern untersucht.

Als Schlußergebniß stellt sich aus den umfangreichen Tabellen die nachstehende Durchschnittsberechnung heraus. Die tägliche Portion an Lebensmitteln betrug im Mittel der Ausgaben aus allen Artellen in Grammen und in Procenten des gesammten Nahrungsquantums:

Nahrungsmittel	In allen Artellen		In den Artellen der Männer		In den Artellen der Weiber		In d. Artellen d. Minderjährigen	
	Quantum		Quantum		Quantum		Quantum	
	in Grammen	in Proc. der Gesammtmenge	in Grammen	in Proc. der Gesammtmenge	in Grammen	in Proc. der Gesammtmenge	in Grammen	in Proc. der Gesammtmenge
Rindfleisch .	192,2	9,8	224,9	12,—	102,2	7,1	61,3	4 2
Fett . . .	61,3	3,1	73,6	3,9	40,9	2,8	36,8	2,4
Brod . . .	1,051,1	54,—	940,7	50,1	752,5	52,3	789,4	55,1
Buchw.-Grütze	290,4	15,1	290,4	15,3	249,5	17,3	306,7	21,4
Kohl . . .	216,7	11,—	200,4	10,1	188,1	13,1	155,4	10,8
Fastenöl . .	69,5	3,5	73,6	3,9	53,2	3,7	49,1	3,4
Salz . . .	24,5	1,2	24,5	1,3	24,5	1,71	16,3	1,1
Sſnjätki*) .	32,7	1,6	28,6	1,5	12,3	0,85	12,3	0,86
Mehl**) . .	16,3	0,8	12,3	0,6	12,3	0,85	4,1	0,28

Rindfleisch, Fett und Sſnjätki bilden also durchschnittlich 14½ Proc. der Nahrung***), während der Rest aus Vegetabilien besteht, unter denen Brod, Buchweizengrütze und Kohl allein 80 Proc. ausmachen. Wenn es richtig ist, daß zum Ersatz des Kräfteverbrauches eines gewöhnlichen Arbeiters die Nahrungsweise desselben zum vierten Theile aus animalischen Bestandtheilen bestehen soll, so bleibt die allgemeine Ernährung des russischen Fabrikarbeiters stark hinter diesem Normalmaße zurück. Uebrigens ernähren die Artelle für Männer ihre Mitglieder besser, und am schlechtesten sind die der Minderjährigen gestellt. Hinzugefügt muß noch werden, daß Peskow bei seinen Durchschnittsberechnungen die Festtage außer Ansatz läßt. Die durchschnittlich täglich verzehrte Fleischportion vermindert sich stark, wenn man auch die magere Kost der Festtage heranzieht. Beispielsweise entfallen auf den männlichen Arbeiter dann statt der 224,9 Gramm nur 108 Gramm, und ähnlich reducirt sich der Consum auch der anderen Gegenstände. Es macht mir somit den Eindruck, daß der russische Fabrikarbeiter im Ganzen recht schlecht ernährt ist.

In einem Schlußcapitel wird von der Einrichtung der Schulen und der Lazarethe bei den Fabriken gesprochen, sowie des Einflusses der Beschäftigung

*) Снятки.

**) Муки подправочной.

***) Dr. Peskow hat sich hier in den Procentzahlen für Salz, Snjätki und Mehl um eine Decimalstelle verrechnet.

auf Wuchs und Brustumfang und der Gesundheit überhaupt gedacht (Bd. 2, S. 149 ff.). Peskow findet die körperliche Entwickelung der Bewohner des Moskauschen Gouvernements viel schwächer als die der Bewohner Kalugas, Smolensks, Rjäsans, Tulas, Wladimirs und erklärt diese Erscheinung damit, daß in ersterem relativ mehr Fabriken vorhanden sind, als in letzteren. Der geringe Brustumfang der Moskauer läßt ihn fürchten, daß in nicht ferner Zukunft das Gouvernement außer Stande sein wird, geeignete Rekruten für den Militärdienst zu stellen (S. 181).

Auch die Kenntniß von der russischen Hausindustrie ist durch mehrere neuere Schriften gefördert worden*). In dem 7. Bande des von der Statistischen Abtheilung der Moskauer Semstwo herausgegebenen Sammelwerkes**) findet man eine Abhandlung über die Hausweberei im Gouvernement Moskau von Werner, Nachrichten über die außerlandwirthschaftlichen Beschäftigungen der Bauern von Director Orlow, eine Darstellung der gewerblichen Thätigkeit der Kreisstädte im Moskauer Gouvernement von Bogoljepow.

Orlow's Mittheilungen sind in 2 ausführlichen Tabellen gegeben, von denen die erste die einzelnen Beschäftigungen sehr eingehend nach verschiedenen Gesichtspunkten für das Gouvernement im Ganzen schildert, während die zweite die Zahl der mit örtlichen und mit Wander-Gewerben beschäftigten Bauern in den einzelnen Kreisen des Gouvernements zusammenstellt. Beide Tabellen stützen sich auf die in den Jahren 1877—1882 eingesammelten Daten und bieten eine beinahe erschöpfende Darstellung der außerlandwirthschaftlichen Thätigkeit der Bauern. Einige weniger bedeutende Berufe oder Berufe, die mit den namhaft gemachten nichts Gemeinsames haben, sind unberücksichtigt geblieben, wie die gewerbsmäßige Bettelei, der gewerbsmäßige Aufzug von Kindern aus dem Erziehungshause u. s. w.

Die Zahl der Familien, die sich mit örtlichen Hausindustrien befassen, beziffert sich hiernach auf 60,000, d. h. auf 30 pCt. aller ländlichen Hauswirthe (домохозяевъ) des Moskauer Gouvernements, deren Gesammtzahl auf 200,000 angenommen ist. Meistens treiben die Mitglieder einer Familie dasselbe Handwerk, doch kommt es auch vor, daß der Mann Tischler und die Frau Strumpfwirkerin ist. Die Zahl der gewerblichen Einheiten, d. h. der selbständigen Betriebe, ist daher größer als die der Familien und wird auf 62,164 festgestellt. Die Zahl der Arbeitenden in denselben erstreckt sich auf 141,329, unter welchen 4 pCt. auf Kinder, 57 pCt. auf Frauen und der Rest auf erwachsene Personen männlichen Geschlechts entfallen. Gewisse Gewerbe werden indeß fast ausschließlich von Männern geübt, so die sog. Schwarzarbeiten (чернорабочіе промыслы), das Fuhr- und Handelsgewerbe und persönliche Dienstleistungen. Die Zahl der Bauern männlichen Geschlechts, die mit Hausindustrie, Wandergewerbe oder Fabrikarbeit beschäftigt sind, beträgt

*) Ueber die frühere Literatur cf. Russische Revue, Bd. 22, Jahrg. 1883. S. 195—230.

**) Сборникъ статистическихъ свѣдѣній по Московской губерніи. Отдѣлъ хозяйственной статистики. Томъ VII. Выпускъ 3. Москва 1883.

210,000, während die Zahl aller männlichen Arbeiter im Alter von 18—60 Jahren sich auf 279,000 beläuft. Somit sind fast 80 pCt. der Bauern zeitweilig oder beständig mit einer nicht landwirthschaftlichen Arbeit beschäftigt.

Der Werth der von der Hausindustrie erzeugten Gegenstände ist auf rund 38 Mill. Rubel angegeben, der Verdienst der in derselben thätigen Personen auf 7½ Mill. Rubel, d. h. pro Kopf der Hausindustriellen 53 Rubel. Der Verdienst derjenigen Berufe, die keine Producte herstellen (Schwarzarbeiter, Fuhrleute u. s. w.) beläuft sich auf 2,3 Mill., der der Fabrikarbeiter auf 1,042,000 Rubel. So liefern also zum Gesammtverdienst der nicht landwirthschaftlichen Thätigkeit im Betrage von 10,865,540 Rbl. die Hausindustrie 69 pCt, die körperlichen Leistungen bieten dem Berufe 22 pCt., die Fabrikarbeit 9 pCt. Da 174,199 Personen sich an diesem Verdienst betheiligen, so entfällt auf jeden durchschnittlich 62½ Rbl.

Lohnender erscheint das Betreiben der Wandergewerbe. Mit denselben befassen sich 110,399 Individuen und verdienen 12,108,410 Rbl., d. h. jeder durchschnittlich 109 Rbl. Von den zum Wandergewerbe gezählten Arbeitern sind 35 pCt. in solchen Berufen thätig, die Producte herstellen; 37 pCt. bieten körperliche Dienstleistungen und 28 pCt. arbeiten in Fabriken.

Der Gesammtgewinn, welchen die Bauern aus der nicht landwirthschaftlichen Thätigkeit ziehen, beträgt somit 23 Mill. Rubel, d. h. durchschnittlich 116 Rbl. pro Bauernhof. Die Einnahmen aus der landwirthschaftlichen Arbeit dagegen beziffern sich auf nur 19 Mill. Rubel, d. h. 95 Rbl. und 30 Kop. pro Bauernhof. So liefern mithin zum Unterhalte der Bauern die Landwirthschaft 45 pCt., die Hausindustrie und andere örtliche Beschäftigungen 23 pCt., die Wandergewerbe 19 pCt., die Fabrikarbeit 13 pCt.

Werner's Arbeit gestattet, in die Organisation einer weit verbreiteten gewerblichen Thätigkeit Einblick zu nehmen, die etwa 10 pCt. der ganzen Arbeiterbevölkerung des Gouvernements Moskau Beschäftigung gewährt und Fabrikate im Werthe von 20 Mill. Rubel hervorbringt. Er schildert sie in 4 Abschnitten, nämlich 1) die örtliche Vertheilung derselben, 2) die Geschichte des Gewerbes, 3) die Technik desselben und 4) die Organisation der Industrie.

Es giebt kaum eine Wolost im ganzen Gouvernement, wo die Weberei gar nicht gewerbsmäßig betrieben würde. Nicht weniger als 45,595 Webstühle sind in 940 Dörfern nachgewiesen worden, denen gegenüber stehen 260 fabrikmäßige Handwebereien, welche 11,987 Webstühle beschäftigen. Unter den letzteren sind 64 Comptoirs, welche Bauern in deren eigenen Häuschen mit Anfertigung von Geweben betrauen, so daß also die 11,987 Webstühle in 196 Fabriken aufgestellt sind, durchschnittlich 61 in jeder. Demgemäß liefern zu dem auf Handwebstühlen producirten Gesammtquantum an Geweben die Hausindustrie 80 pCt., die Fabrikindustrie 20 pCt.

Zerlegt war das Gouvernement in 2 Theile durch eine Linie, welche von den westlichen Grenzen der Kreise Serpuchow, Podolsk, Moskau und Dmitrow

gebildet wird, ſo kommen auf die öſtliche Hälfte 84,7 pCt., auf die weſtliche 15,3 pCt. aller Webſtühle. Es hängt dies mit dem Umſtande zuſammen, daß die Bewohner derjenigen Gegenden namentlich, wo die Landwirthſchaft zum Unterhalt nicht genug abwirft, ſich der Weberei zugewandt haben. So kommen z. B. in den Kreiſen mit viel Weberei auf einen Arbeiter durchſchnittlich: in Kolomenſk 4,3, in Bogorodſk 4,1, in Bronnitzki 3,9 Deſſätinen Land, während in den Kreiſen mit geringer Verbreitung der Weberei, in Klinſk 5,7, in Wereja 6,3, in Moſhaiſk 6,8 Deſſätinen Land pro Kopf gerechnet werden. Daß gerade die Weberei diejenige induſtrielle Thätigkeit wurde, welche die Bauern gerne ergriffen, ſcheint nicht auf bloßem Zufall zu beruhen, ſondern durch die große Zahl von fabrikmäßig betriebenen Webereien bedingt. Wenigſtens ſind eben in den Kreiſen, in welchen die Hausweberei beſonders blüht, auch abſolut und relativ eine größere Zahl von Fabrikwebereien vorhanden als in den Kreiſen, in welchen die Hausweberei weniger entwickelt iſt.

Uebrigens iſt die Form, in der die Hausweberei betrieben wird, nicht überall im Gouvernement die gleiche. In einigen Kreiſen überwiegt die in der einfachen Bauernhütte ausgeübte Weberei, in anderen die in einer kleinen Werkſtatt, der ſog. „свѣтелки“, vor ſich gehende. In der Regel iſt in den Gegenden, wo verhältnißmäßig feine Gewebe angefertigt werden, die letztere üblich, während in den anderen das häusliche Syſtem vorherrſcht. Gewöhnlich ſind es die wohlhabenderen Bauern, welche Beſitzer von Sſwetolkas ſind und von den Großinduſtriellen oder Kaufleuten die Aufträge übernehmen, für deren Ausführung ſie dann die Verantwortlichkeit übernehmen. Wie verſchieden in den Kreiſen ſich die diesbezüglichen Verhältniſſe geſtalten, zeigt die folgende kleine Ueberſicht:

Kreiſe:	In einer Swetolka befinden ſich Webſtühle:	Auf 100 Webſtühle in Bauerhäuſern kommen Webſtühle in der Swetolka:
1. Bogorodſk	8,5	50
2. Bronnitzki	11,6	4
3. Kolomenſk	14	14
4. Dmitrowſk	11,2	50
5. Wolokolamſk . . .	11,9	96
6. Serpuchow	15	39
7. Klinſk	10,9	88
8. Wereja	16	140
9. Moskau	5,7	67
10. Swenigorod . . .	18	70
11. Moſhaiſk	8	23
12. Podolſk	9	200
13. Rahſk	12,5	500

Aus der Geſchichte dieſes Induſtriezweiges iſt der intereſſante Nachweis hervorzuheben, wie im Laufe von 30 Jahren derſelbe in ſo fern eine ganz andere

Phyſiognomie annimmt, als neuerdings weſentlich andere Stoffe producirt werden als früher. Die Hanfwebereien haben ganz aufgehört, die Tuchfabriken ſich vermindert, die Wollen-, Seiden- und Baumwoll-Webereien dagegen ſtark zugenommen

Zahl der	1843	1855	1871
Tuchfabriken . . .	39	38	29
Hanfwebereien . .	14	6	—
Wollenwebereien . .	4	11	95
Seidenwebereien . .	82	80	125
Baumwollwebereien .	216	195	725

Der Gewinn, welchen die Hausinduſtriellen aus ihrer Unternehmung ziehen, iſt ein geringer. Es hängt, wie Werner auseinanderſetzt, damit zuſammen, daß einerſeits zwiſchen dem Producenten der Waare und dem ſchließlichen Verkäufer derſelben eine Reihe von Vermittlern ſtehen, die den Verdienſt des Webers unter ſich theilen, andererſeits den Hausinduſtriellen billiger Credit, der ihnen geſtatten würde, das Rohmaterial aus erſter Hand einzukaufen, nicht zugänglich iſt.

Eine Erörterung über Weſen und Bedürfniſſe giebt Iſſajew in der Abhandlung „Zur Frage der Hausinduſtrie in Rußland“ *). Er wirft die 3 Fragen auf: 1) Was iſt Hausinduſtrie? 2) Worin liegt ihre Bedeutung für Rußland? und 3) Was kann zu ihrer Vervollkommnung geſchehen? Die Hausinduſtrie definirt der Verfaſſer nach ſorgfältiger Erwägung und Beſprechung der vor ihm von anderen Seiten gegebenen Erklärung als die örtliche gewerbliche Thätigkeit der Bauernlandwirthe, welche für den Abſatz auf unbekannten Märkten (d. h. für den Abſatz außerhalb des Productionsortes) arbeitet: «Кустарною промышленностью мы называемъ всѣ отрасли мѣстной обработывающей промышленности крестьянъ-земледѣльцевъ, производящія для неизвѣстныхъ потребителей».

Die Auffaſſung ſcheint mir eine durchaus richtige, wie ich denn auch, noch bevor ich Iſſajew's Arbeit einzuſehen Gelegenheit hatte, eine ähnliche Definition, die principiell von der eben mitgetheilten nicht abweicht, in der „Ruſſiſchen Revue“ **) in meinem Aufſatze über die neueſten Forſchungen bezüglich der Hausinduſtrie in Rußland ausgeſprochen habe. Ich habe daſelbſt in Bekämpfung der von Prileſhajew gegebenen Erklärung, deſſen Buch Iſſajew noch nicht gekannt zu haben ſcheint, geſagt: „Unter Hausinduſtrie in Rußland würde ich verſtehen diejenige gewerbliche Thätigkeit, welche von einer Perſon, die zugleich der Landwirthſchaft obliegt, nicht auf Beſtellung von Kunden am Ort und für den localen Abſatz, ſondern

*) Къ вопросу о кустарной промышленности въ Россіи. Herr Iſſajew hatte die Güte, mir einen Separatabzug zu überſenden; leider kann ich aus demſelben nicht entnehmen, in welcher Monatsſchrift der Artikel gedruckt iſt.

**) B. 22, S. 193.

für ein Geschäft oder für den Export, überhaupt für den Vertrieb im Großen ausgeübt wird" *).

Die Bedeutung der Hausindustrie für Rußland sieht Issajew darin, daß sie eine gute Nebenbeschäftigung für die Bauern in Gegenden mit ungünstigen Bodenverhältnissen sei, welche den Bauer seiner Familie nicht entzieht und seine Gesundheit durch die Abwechselung mit den landwirthschaftlichen Arbeiten nicht gefährdet. Sie sei für den Bauer eine wichtige Einnahmequelle und fülle in bester Weise seine winterliche Mußezeit aus.

In Hinsicht auf die Frage, ob und was geschehen soll, die Hausindustrie zu unterstützen, räth Issajew entschieden davon ab, die Hausindustriellen ganz sich selbst zu überlassen. Das würde unvermeidlich zum Verfall führen. Vielmehr sollte man so viel wie möglich für sie thun und vor allen Dingen ihre Abhängigkeit von den Zwischenhändlern (скупщики) zu vermindern suchen. Landschaft und Staat seien die zu diesem Erlösungswerke berufenen Organe. Technische Schulen, Museen und Musterlager, Ausbildung geschickter Meister, das sei es, worauf das Augenmerk gerichtet werden müsse. Diese Mittel seien besonders bei den Gewerben zu empfehlen, welche auf dem Markte die Concurrenz der städtischen oder ausländischen Industrieerzeugnisse auszuhalten haben. Namentlich befürwortet er aber die Errichtung von Rohstoffgenossenschaften, welche den billigen Bezug des zu verarbeitenden Rohmaterials ermöglichen sollen. Ein Beispiel statt vieler mag die Zweckmäßigkeit dieses Vorschlages erhärten. Im Jaroslawschen Kreise verdient ein Schmied 170 Rbl. jährlich, ein Schlosser 80 Rbl., der Skupschtschik dagegen 190 Rbl. allein davon, daß er das Eisen den Hausindustriellen zu 2 Rbl. 80 Kop. pro Pud liefert, während er selbst nur 2 Rbl. in Jaroslaw dafür bezahlt. Der Händler macht mithin mühelos einen Gewinn, der mehr als $^2/_3$ des Lohnes beider Hausindustriellen beträgt!

Eine gleichzeitig auf die Erforschung des Gemeindebesitzes, der Landwirthschaft und der Hausindustrie gerichtete Untersuchung liefert Prugawin in seiner Schilderung des Kreises Jurjew im Gouvernement Wladimir**). Dieselbe schließt sich an die in Veranlassung der Moskauer Industrie-Ausstellung unternommene Beschreibung der Hausindustrien im Gouvernement Wladimir an, die bis jetzt die Verhältnisse in den Kreisen Alexandrow und Pokrow klargestellt hat. Prugawin schildert nicht den ganzen Kreis Jurjew, sondern charakterisirt denselben, indem er, gleichsam als Typen, einige Wolosts herausgreift und eingehend darstellt. Für den schwarzerdig-lehmigen Theil des Kreises hat er die 3 Wolosts Iljin, Glumow und Spassk, die erste als die mit durchschnittlicher Fruchtbarkeit ausgestattete, die zweite als eine sehr fruchtbare, die dritte als eine minder fruchtbare, gewählt. Als Repräsentantin des sandigen Theiles des Kreises dient die Wolost Anjkow. In jeder dieser Wolosts hielt sich der Verfasser 1—2 Monate auf und

*) S. 224 a. a. O.

**) Земская община, кустарные промыслы и земледѣльческое хозяйство Юрьевскаго уѣзда, Владимірской губерніи. Москва 1884. Изданіе Асафа Баранова

vermag somit das wirthschaftliche Treiben dieser in originellem Gemeindebesitz lebenden Bauern aus eigener Anschauung zu schildern.

Durch die Moskauer Industrie-Ausstellung ist die Skizze der Hausindustrien des nördlichen Kaukasus veranlaßt, die O. W. Marggraf unter Benutzung der von A. W. Solotarew gesammelten Materialien gezeichnet hat*). Unter dem nördlichen Kaukasus sind in diesem Buche verstanden die Terek-Kuban Daghestan-Gebiete und das Gouvernement Stawropol. Die Mannigfaltigkeit der hier innerhalb einer Bevölkerung von mehr als 2 Millionen betriebenen Gewerbe ist eine große und erstreckt sich sowohl auf die Verarbeitung thierischer Producte, insbesondere der Erzeugnisse der Schaf-, Seiden- und Bienenzucht, als auch von Holz und Metall, von vegetabilischen Textilstoffen (Torf) und von Lehm. Der Gesammtwerth der Production wird auf gegen 6 Millionen Rbl. geschätzt. Besonders die Tuch-Weberei, die Anfertigung der Filzmäntel (бурка) und der bunten Filz-Teppiche beschäftigen die Bevölkerung.

In einer Broschüre „Mißverständnisse zur Frage der Artelle"**) wendet sich Professor Issajew gegen eine seinem Buche über die Artelle***) zu Theil gewordene Kritik Sfasonow's. Die Entgegnung sollte ursprünglich in derselben Zeitschrift gedruckt werden, welche den Angriff gebracht hatte, nämlich in der «Русская Мысль». Doch veranlaßte die seitens der Redaction beobachtete Verzögerung des Abdrucks ihn, sein Manuscript zurückzuziehen und es als selbständige Schrift zu veröffentlichen.

Sehr beachtenswerth sind die unter der Leitung des Akademikers Besobrasow veröffentlichten Protokolle der Experten-Commissionen der Moskauer Industrie-Ausstellung†). Dieselben bieten sowohl in ihrer Gesammtheit, wie auch in den einzelnen Theilen ein wichtiges Material zur theoretischen und praktischen Kenntniß der verschiedenen Industriezweige. Mit großer Behutsamkeit und eingehendster Genauigkeit werden in ihnen die Vorzüge und Schattenseiten der auf der Ausstellung vorhandenen Gegenstände und der Geschäfte, die sie lieferten, gegeben, und nicht selten enthalten sie einen vollständigen Abriß des zeitweiligen Entwickelungsstandes der betreffenden Industrie. Besonders gelungen sind in dieser Art die Berichte über die Bergwerks- und Salz-Production (Gruppe 8), die Herstellung von Maschinen und Geräthen, Eisenbahnzubehör und Schiffsbaumaterialien (Gruppe 9), sowie über die Verarbeitung von Metall (Gruppe 6). In den 3 Bänden haben mit Ausnahme der Berichte über die Gruppen I, X, XI, XIII

*) Очеркъ кустарныхъ промысловъ сѣвернаго Кавказа съ описаніемъ техники производства. Москва 1882 Изданіе Лепешкина.

**) Недоразумѣнія по вопросу объ артеляхъ; отвѣтъ на рецензію Г-на Сазонова. Ярославль 1883.

***) Ueber dasselbe cf. m. Aufsatz in Hildebrand's und Conrad's Jahrbücher für Nationalökonomie. N. F. Band 6, S. 193—230.

†) Отчетъ о всероссійской художественно-промышленной выставкѣ 1882 года въ Москвѣ. Работы экспертныхъ коммиссій. Bd. 1—3. St. Petersburg 1883. Als Theile des „Отчетъ" mit Bd. 2—4 bezeichnet.

und XIV, sowie über die finnländische, polnische, kaukasische und turkestanische Abtheilung die Berichte über die anderen Gruppen alle Aufnahme gefunden*). Die Schätzung der in diesen Gruppen zur Ausstellung gelangenden Gegenstände und die innerhalb derselben zur Vertheilung kommenden Belohnungen fielen theilweise nicht in den Rahmen der Grundsätze, nach denen die allgemeine Expertise verfuhr. So unterlag die Gruppe I, Kunstgegenstände, überhaupt nicht der Expertise, die Gruppen X und XI — Garten- und Gemüsebau, sowie Hausthiere — der Expertise auf Grundlage besonderer Regeln, die theils von der Gesellschaft der Gartenfreunde, theils von der Kaiserlichen Gestütsverwaltung und dem landwirthschaftlichen Ministerium aufgestellt waren. Die in den Gruppen XIII, Kriegsheer und Flotte, und XIV, Rettungswesen, sowie in den Collectiv-Ausstellungen Polens, Finnlands, Turkestans und des Kaukasus enthaltenen Gegenstände wurden in den Abtheilungen beurtheilt und berücksichtigt, in welche sie entfielen.

Aus dem historisch-statistischen Abriß der Gewerbethätigkeit in Rußland, der schon im ersten Abschnitt dieses Berichts erwähnt wurde, verdient hier noch Erwähnung die Schilderung der Entwickelung des Maschinen- und Equipagenbaues in Rußland von N. F. Labsin und K. K. Nellis**). Dieselbe ist ein Beweis mehr für die Erfahrungsthatsache, daß durch verständig angesetzte Schutzzölle eine Industrie zur Blüthe gebracht werden kann. Während im Jahre 1850 der Productionswerth der im Inlande fabricirten Maschinen, Apparate u. s. w. sich auf 423,390 Rbl. belief, der Werth der Einfuhr solcher Gegenstände sich auf 2,315,105 Rbl. bezifferte, stieg der erstere bis 1880 auf 58,800,000 Rbl., die letztere auf 67,300,000 Rbl. Ist also auch die einheimische Fabrikation nicht völlig dem Bedarfe entsprechend, so hat sie doch wenigstens einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen. Nicht auf allen Gebieten der Maschinenindustrie herrscht übrigens die gleiche Leistungsfähigkeit. In der Construction von Locomotiven, Waggons und Eisenbahnzubehör, im Bau von Dampfschiffen, sowohl für Kriegs-, wie für Handelszwecke und in der Anfertigung von landwirthschaftlichen Maschinen kann sich das russische Gewerbe mit dem ausländischen messen. Maschinen dagegen, wie sie die Fabriken überhaupt, namentlich die Baumwollen- und die ganze Textilindustrie, die polygraphischen Gewerbe, die zahlreichen Bierbrauereien, Branntweinbrennereien und Zuckerfabriken brauchen, werden noch verhältnißmäßig selten in Rußland angefertigt. Die ersteren sind in der Mehrzahl der Fälle so complicirt und schwierig herzustellen, daß sie auch im Auslande nur an relativ wenigen Plätzen fabricirt werden. Daher haben Diejenigen, welche sonst einen Maschinenzoll gern sehen, ihn auf diesem Gebiete nicht für wünschenswerth

*) Der Bericht über Gruppe XII — Hausindustrie — ist nicht in den 3 Bänden; doch spricht die Einleitung zu Band I, S. IV von ihm, und ist derselbe vermuthlich später erschienen, mir aber leider nicht zugegangen.

**) Историко-статистическій обзоръ промышленности Россіи. Группа IX. машины, аппараты и экипажи. Ich weiß leider nicht, ob mehr erschienen ist.

gehalten. Die kupfernen Apparate, welche die Brennereien nöthig haben, beginnen dagegen namentlich in den letzten Jahren mehr und mehr auch in Rußland producirt zu werden. Sehr leiſtungsfähig erſcheint die Equipagen-Induſtrie. Herr Nellis berechnet den Werth der einheimiſchen Production auf 1,722,270 Rbl. im Jahre 1878 und 2,970,660 Rbl. im Jahre 1879, während in letzterem Jahre für etwa 145,000 Rbl., im Jahre 1880 für 213,000 Rbl. Wagen importirt wurden. Ein zweiſitziges Coupé, das man beim Bezuge aus Paris mit 2070 Rbl. etwa bezahlen muß, kann man in derſelben Güte, aus ausländiſchen Materialien gearbeitet, von einem Petersburger Meiſter für 1300 Rbl. kaufen. Herr Nellis iſt ſelbſt Eigenthümer einer Wagenfabrik und ſomit in der Lage, derartige Angaben mit Sicherheit zu machen. Die in Moskau ausgeſtellten zweiſitzigen Kaleſchen und Kutſchen — alſo auch die von ſeiner Firma — waren aber alle, mit Ausnahme der von Bräutigam in Petersburg ausgeſtellten Kutſche, im Preiſe höher als mit 1300 Rbl. angeſetzt*).

*) Отчетъ о всероссійск. худ. пром выставкѣ 1882 года. Работы эксп. комм. классъ 13-ый S. 244.

Helvia.

Drama in einem Act.

Von **Wladyslaw Okonski (Al. Swietochowski).**

Aus dem Polnischen übersetzt von **Raphael Löwenfeld** in Breslau.

Personen:

Helvia, eine junge Römerin.
Crispina, ihre Mutter.
Scipio, ihr Bruder.
Licinius, ihr Verlobter.
Mira, ihre Amme.

Erste Scene.

Ein vornehmes römisches Boudoir.

Helvia und Mira.

Helvia (hereinstürzend zu Mira, welche das Zimmer aufräumt). O, liebe Mira! . .

Mira (dienstfertig). Was wünschst Du, Helvia.

Helvia (furchtsam umherblickend). Sind wir hier ganz ohne Zeugen?

Mira. Ohne Zeugen.

Helvia. Verschließe die Thür, verhänge die Fenster und laß kein Spältchen offen, durch das ein einziger Aufschrei meiner übervollen Brust entschlüpfen könnte, ein einziger Strahl dieser Gluth in meinen Augen, welche den Feuerschein der Scham auf meiner Stirne spiegelt. (Mira verhängt die Fenster.) Verlösche alle Strahlen des Tageslichts, daß keiner mich hier erblicke und verrathe. (Sie sinkt ermattet auf einen Stuhl.) Wie wohl es mir thut — dieses Zwielicht. . . Ist's hier ganz finster?

Mira (kniet zu ihren Füßen nieder). Was ist Dir, mein Liebchen?

Helvia. Ist's finster hier?

Mira. Wie in meinem Hirn.

Helvia. Mira, Du lügſt! Aus meinen Wimpern fühl' ich Funken ſprühen, meine Lippen brennen lichterloh, wie eine Feuerſäule ſtrahl' ich in dieſer Finſterniß. (Sie ſpringt auf und umfaßt eine naheſtehende Bildſäule.) Wie gut, daß dieſe Marmorbilder ſo kalt . . (Sie ſpringt auf.) Schaudern macht er — mit der eiſigen Kälte ſeines Zorns im Grabe — mein Vater! Geliebte Mira! Schaffe ſie fort, dieſe Geſtalten meines Vaters und der Götter, ſchrecklich ſind ihre Blicke. Rufe den kälteſten Nordwind herbei, daß er meine Schläfen kühle! (Sie ſetzt ſich. Mira fächelt ihr Kühlung zu.) Ja, ſo — ſo, gute Mira. . . (In Träumen verſunken.) Die Veſtalinnen mußten dem Gelübde ihrer Keuſchheit fluchen, da ſein ſtechender Blick ſie traf. . .

Mira (liebevoll). Sei gut, mein Täubchen, geh' zur Ruh'.

Helvia (mit matter träumeriſcher Stimme). Wie ſchön er war, von Siegesruhm umringt, als ihn die Menge begeiſtert grüßte. . . Der Himmel hatte ſich in ſeine ganze Majeſtät gekleidet, ihn zu empfangen, die Erde ſtrahlte in dem reizendſten Lächeln der Wolluſt, die Göttinnen warfen ihm aus den Wolken Liebesblicke zu, der Lorbeer, der die ſtolze Stirn umſpielte, labte ſich an ihren Küſſen und zitterte, von ihrem ſüßen Duft berauſcht. . . Er glich dem Kriegsgott, der ſich in Menſchengeſtalt gehüllt, und die Blitze ſeiner Augen, vor denen der helle Blick der Sonne dunkelte, färbten unſer Antlitz mit dem Purpurglanz des Glückes — ſo fuhr er ſtolz in den Tempel, und theilte langſam die Volksmenge, die ſeinen Siegeswagen umwogte. Als er hinter den Mauern des Capitols verſchwunden war, ſchien mir's, als wäre die Luft ihm auf dem Fuß gefolgt. . . Und als er wieder erſchien. . . (aufſpringend) Mira, wandle Deine Hände in Eis und lege ſie auf dieſen Buſen!

Mira. Geliebtes Leben, ſag', was iſt Dir geſchehen?

Helvia. Haſt Du ihn nicht geſehen?

Mira. Wen?

Helvia. Wen hat heute die ganze Schöpfung geſehen, wer war der einzige Gedanke des ganzen Volkes?

Mira. Wer, mein Kind?

Helvia. Caeſar! . . (Pauſe). Und Du vergehſt nicht vor Gram, daß Du ihn nicht anſchauen konnteſt? Verzeih' dem Schickſal alle Widerwärtigkeit, das verzeih' ihm nie!

Mira. Caeſar? Wohl hab' ich gehört, daß er heut' im Triumphe einziehen ſoll; aber ich konnte nicht hingehen, ich mußte Deine Wachteln füttern.

Helvia. Du hätteſt ſie würgen ſollen! Wenn mich der heutige Tag den Reſt meines Lebens koſten ſollte, ich zögerte nicht, denſelben ihm zu reichen. O meine Pflegemutter, Kind der Mühſal und der feigen Furcht, Du weißt nicht, daß das Herz eines Weibes, leidenſchaftlich von Natur und vom Leben nicht gealtert, bei dem Anblick eines Helden ſo mächtig pochen kann, daß alle ſeine vergangenen und künftigen Pulſe verſchwinden vor dieſer einen Erſchütterung. Man ſagt, der Norden habe Dich zur Welt gebracht. Aber die eiſige Kälte der Milch

die ich aus Deinen Brüſten geſogen, vermochte nicht die Gluth meines Blutes zu dämpfen, das nie beſänftigt in meinen Adern ſiedend aufwallt. O Caeſar! . . (Sie ſtützt ſich auf Mira's Arme).

Mira. Hat er mit Dir geſprochen, Helvia?

Helvia. Noch zittert das Echo ſeiner Stimme in den zarteſten Saiten meiner Seele nach. Nachdem er dem Jupiter geopfert, trat er aus dem Tempel. Er ließ den Blick über die Volksmenge ſchweifen, bis er haften blieb auf mir. Der Athem glühte auf meinen Lippen, und als er, den Blick unverwandt auf mich geheftet, mit dem Gefolge dem Ort ſich näherte, wo ich ſtand, da ſchüttelte ein Schauer ſinnloſer Wolluſt mein ganz Empfinden. Kaum hatte ich die Kraft, die Augenlider zu ſchließen. Ich fühlte nur, daß er vorüberging, ich hörte, wie er, zu mir gekehrt, die Worte ſagte: „In dieſem Meer von Menſchen hab' ich wie ein Taucher ſchnell die ſchönſte Perle herausgefunden. Ach, ſollte mir ein gütiger Gott gewähren, mit ihr den Lorbeer meines Triumphs zu ſchmücken! Sie hat ihn mir ja prophezeiht. Ich grüß' Dich, Helvia." . . Mira, ich habe meinen Namen liebgewonnen, ſeit Caeſar ihn ſo liebevoll gehaucht. . .

Mira. Hüte Dich, ihn zu lieben.

Helvia. Du ſchwatzeſt, Strohkopf.

Mira. Bei uns im Lande ſagen die Leute, den erſten Zauber muß man ſchnell beſprechen.

Helvia (lächelnd). Beruhige Dich, das war der erſte nicht.

Mira. Kennſt Du Caeſar ſchon länger?

Helvia. Vor zwei Jahren ſah ich ihn beim Begräbniß meines Vaters. Da er mich verweint ſah, trat er zu mir heran und ſagte liebevoll: „Die Erde hat ſich lange mit Deinem Vater gefreut, Helvia; mag ſich jetzt der Himmel mit ihm freuen. Weine nicht, er bittet die Götter, daß ſie uns Dich erhalten." Jedes dieſer Worte prägte ſich mir tief in's Gedächtniß, obgleich ich Caeſar ſeither nur einmal wiederſah, als er in den Krieg zog. „In Trauer gehſt Du fort und im Triumph kehrſt Du wieder!" So nahm ich von ihm Abſchied in der Volksmenge. Er wandte ſich um und ſandte mir mit dem Blick ſo herzlichen Dank. . . Mira, ich kann nicht mehr.

Mira (nimmt nach einer kleinen Pauſe den Vorhang vom Fenſter). Iſt Dir beſſer, Aermſte?

Helvia (auffahrend). Aermſte? Warum nennſt Du mich ſo?

Mira. Ich dachte an Licinius, Du mußt ihn doch heirathen. . .

Helvia. Sprich mir jetzt nicht von ihm! Mag ihn die Mutter heirathen, wenn er ihr ſo gut gefällt.

Mira. Helvia, ſagteſt Du nicht ſelbſt noch chegeſtern, daß Du in ganz Rom nur ihn allein lieben könnteſt?

Helvia. Damals war Caeſar nicht in Rom. Und dann — die Liebe der Frau zu einem Helden darf keine Beleidigung für ihren Gatten ſein. Wenn ich auch die Gattin des Licinius werde, ſteht es mir doch frei, Caeſar zu lieben.

Mira. Iſt es wahr, was die Leute ſagen, daß Caeſar nur ſiegen kann?

Helvia. Sonſt wäre er kein Gott.

Mira (mit hervorbrechendem Schmerz). Helvia, Kind meiner Brüſte, er wird Dich erobern!

Helvia. Anſtatt zu fürchten, wünſche mir, daß er das zu thun begehre!

Mira. Wie eine Löwin ſchlag' ich mein Gebiß in ſeinen Nacken, wenn er es wagt.

Helvia (zornig). Schweig', Sclavin, öffne den Mund auch nicht dem Athem, eh' ich's erlaube.

(Pauſe. Helvia geht aufgeregt auf und nieder, Mira weint, das Geſicht mit den Händen bedeckend.)

Helvia (Mira aufhebend). Verzeih mir, Mütterchen, o verzeih. . . Wenn Deine Milch für mich gefloſſen, ſo dürfen es doch Deine Thränen nicht.

Mira (gerührt). Biſt Du mir nicht böſe, mein Täubchen?

Helvia. Du fragſt, als könnte ich Dir böſe ſein. Nicht Zorn — nein, Leid nur ſpricht durch meinen Mund.

Mira. Was ſchmerzt Dich, Kind?

Helvia. Caeſar begehre ich zu ſehen.

Mira. Wann?

Helvia. Heut', ſofort, wenn's möglich iſt, eh' ich den Seufzer ausſtoße, eh' ich dem Wunſche Worte leihe.

Mira. Heute feiert er gewiß ſeinen Triumph durch ein Gaſtmahl, aber morgen wird Dein Bruder . . .

Helvia. Daß Dir die Zunge zu Stein würde, wenn ſie ſich nicht enthalten kann, in einem Athem Caeſar's Namen mit dem meines Bruders, meiner Mutter oder des Licinius auszuſprechen! Für ſie iſt Caeſar der Mörder der Republik, den ſie mit Flüchen erdolchen, da ihn ihr Eiſen nicht erreicht.

Mira. Vielleicht weiß er das nicht und kommt?

Helvia. Dann wäre er längſt gekommen und hätte ſich nicht beklagt, daß er mich heute nicht ſehen könne.

Mira. Wenn Du Dich alſo heute Abend hier befändeſt. . .

Helvia (ungeſtüm). Reize mich nicht mit dieſer Hoffnung, Du müßteſt ſie ſonſt erfüllen, ob es gleich Dein Leben koſtete! Mira, was haſt Du geſagt! Wenn er — ſagſt Du — Götter, hört, wie mein Herz . . .!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Criſpina.

Criſpina (erſchrocken eintretend). O Fluch dem Tage, an dem aus Roma's Schoße dieſer ihr Mörder hervorging!

Helvia. Wer, Mutter?

Criſpina. Caeſar!

Helvia (in Verwirrung). Caeſar . . . Was hat er verſchuldet? . . .

Criſpina. Die Tochter eines Stammes, deſſen Hälfte ihr Blut auf dem Altar der Freiheit geopfert, fragt nach Caeſars Schuld? Biſt Du eine Römerin? Fürchterlich haben die Götter uns geſtraft, wenn ſie erlauben, daß in den reinſten Neſtern Gewürm ſich niſtet, das fühllos iſt für das Wohl des Vaterlandes. Zittere Rom, die Peſt hat ſchon deine Weiber befallen, und meine eigene Tochter fragt verwundert, was Caeſar verſchuldet!

Helvia (auf die Mutter zueilend). Sag' mir's, Mutter — ich weiß es nicht.

Criſpina. Du weißt, daß er ſich mit den Köpfen der Bürger den Weg zum Throne gepflaſtert, und nun erfahre, daß heute die Reihe an Deinen Bruder gekommen.

Helvia (in Verzweiflung). Scipio lebt nicht mehr?!

Criſpina. Noch lebt er — im Kerker (ſie ſinkt in einen Seſſel).

Helvia. Seit wann? wofür?!

Criſpina. Für eine lumpige Satire, die ihm der edle Hohn gegen Caeſar eingegeben, hat man ihn heute vor Gericht gefordert, vor ein Gericht, das dem Imperator mit derſelben kriechenden Sorgfalt ſeine Gegner aus dem Wege räumt, mit der es den Kehricht vor ſeinem Siegeswagen fortgefegt. Vor einem Jahre durften noch die Poſſenreißer im Circus Caeſar's buckeligen Rücken zur Zielſcheibe ihres Witzes machen; heute darf der Bürger nicht lachen, wenn er ſieht, wie Caeſar in ſeinem Stolz die Rücken der Senatoren krumm tritt. Dieſe Kriecherſeelen beeifern ſich um die Wette, die Füße ihres Herrn zu belecken, als wäre Roms Senat die Meute des Dictators und die Nation ſein Wild. O Schutzgott Roms, verſchütte ihre ſchamloſen Augen mit der Aſche der großen Söhne unſeres Vaterlandes; mögen ſie nicht ungeſtraft ihr Andenken ſchänden durch käufliche Unterwürfigkeit! Herrſche, Caeſar, wenn ſich nicht *eine* Hand findet, die Dir Deine — durch Lug erworbene Krone — vom Haupte reißt. Aber erſt ermorde mir den Sohn, daß ich ihn nicht mit mütterlichen Händen wie einen Donnerkeil auf Dich herabſchleudere.

Helvia. Mutter, ich werde zu ihm gehen; ich werde Caeſar anflehen, daß er Scipio befreie.

Criſpina. Fort von mir, Beſeſſene! Willſt Du dem Unglück Deines Bruders noch die eigene Schmach hinzufügen? Wen die Mutter verflucht, den kann die Tochter nicht bitten. Ich ſelbſt werde vor Gericht hintreten und meinen Sohn fordern. Wenn Licinius kommt, mag er mir ſchleunig folgen. Du bleib' hier in Demuth bei den Göttern, und flehe *ſie* um Mitleid an! (Ab.)

Dritte Scene.

Helvia und Mira.

Helvia (wie erſtarrt). Wär's möglich, daß dieſes Herz, aus dem das Bild des Bruders nie gewichen, ſich arglos öffnete für ſeinen Mörder? Kann es,

ohne zu zerſpringen, Scipio und Caeſar umfangen? Oder habe ich zwei Herzen? Ihr Götter, warum habt ihr unſerer Seele nicht die Kraft gegeben, mit der ſie wie das Thier unbewußt das Gift erkennt! Nicht möglich, die Mutter irrt . . . denn Helden rächen ſich an Schwachen nicht. Wenn Caeſar ſich wirklich in den Purpur hüllen will, ſo wird er ſeinen Königsmantel nicht im Blute baden, im Blute ſolcher Lämmer wie Scipio. . . Er weiß nichts von ſeiner Einkerkerung, ſonſt würde er ihn ſicher bald befreien. . . . Ja, Mira, heute m u ß ich Caeſar ſehen, nicht mehr für mich, doch um des Bruders willen. Ihn öffentlich zu ſehen, iſt mir verboten, ſo werden wir uns im Geheimen treffen, und koſtete es mich auch . . . Was könnte es koſten . . . außer der Aufrichtigkeit vor der Welt und der Ruhe vor ſeinem Verdacht? Mira, wandle Dich in Luft, werde zur glatteſten Schlange, aber ſchleiche Dich zu Caeſar und ſage ihm, daß ich ihn heute Abend hier im Garten um Gnade flehen will.

Mira. Theure Helvia, bedenke: verlangſt Du nicht mehr, als ſelbſt die trügeriſchſte Hoffnung vorſpiegeln kann? Wenn Caeſar Deine Einladung mit Verachtung . . .

Helvia. Was? Hat er mich nicht ſelbſt heute darum gebeten. Wenn ich in den Spiegel des trübſten Waſſer ſchaute, um es zu fragen, untrüglich würde es ſagen, daß es keinen Sterblichen giebt, der eine ſolche Aufforderung von mir mit Verachtung entgegennähme.

Mira. Schon wahr — gewiß; allein wenn je das wachſame Ohr Deiner Mutter oder Deines Bruders ein einziges verrätheriſches Wörtchen des Geheimniſſes erlauſchte . . . o, ich verdürbe in den tiefſten Kerkern dieſes Hauſes, und Du . . .

Helvia. So verdirb, und ich mit Dir, doch geh'!

Mira. Verſchieb' es wenigſtens bis morgen . . .

Helvia. Raſende, wer hat Dir geſagt, daß die Verzweiflung ſich verſchieben läßt. Rühre nicht mehr mit einem Wörtchen an mein Leid und kehre nicht lebendig wieder ohne günſtige Nachricht.

Mira. Ich ſtehe ſchon zu Deinen Dienſten, Helvia. Mögen mich die Götter das ganze Leben lang verlaſſen, wenn ſie mir heute nur helfen wollten! . . . Still! (ſie horcht.) Licinius kommt . . . ich kenne ſeinen Gang . . .

Helvia. Eile und nimm ihn mit Dir, wenn Du kannſt. Jetzt wünſche ich am wenigſten ihn zu ſehen. (Mira ab.)

Vierte Scene.

Helvia und Licinius.

Licinius (hinter der Bühne). Sag' mir kurz: iſt Deine Herrin zu Hauſe oder nicht?

Mira. Nun ja, ſie iſt zu Hauſe.

Licinius (eintretend). Einen fröhlichen Tag, Helvia.

Helvia. Meinen Dank.

Licinius. Nicht umſonſt grüß' ich Dich mit dieſem Wunſch, ich ſehe, Du biſt traurig.

Helvia. Ein wenig, zur Abwechſelung nach beſtändiger Luſtigkeit.

Licinius. Und zu dieſer Abwechſelung wählſt Du gerade die Zeit meines Beſuches.

Helvia. Die Wahl iſt nicht weniger zufällig, als Deine Anweſenheit.

Licinius. Die doch keineswegs zufällig ſein kann, da ſie ſich ſeit einem Jahr täglich um dieſelbe Stunde wiederholt.

Helvia. Heute hatte ich ſie ganz vergeſſen.

Licinius. Gewiß nicht ohne Urſache. Wenn Du aufrichtig ſein wollteſt. . .

Helvia. Wenn ich könnte . . .

Licinius. Was hindert Dich? Kein Wort Deiner Aufrichtigkeit wird den Himmel einſtürzen, keines das Gleichgewicht der Erde ſtören oder einem Wüthenden das Racheſchwert in die Hand drücken und ich . . .

Helvia. Du biſt ein Sohn der Wahrheit, ich weiß es wohl, und ſcheueſt Dich nicht, ihr in's Antlitz zu blicken.

Licinius. Nun denn, ſo ſprich. Oder hör' mich an. Als ich aus dem Hauſe trat, ſah ich einen Wahrſager. Er ging an mir vorüber, und obwohl er mich nicht kannte, lachte er mich ſpöttiſch an. Ich rufe nicht gern ſolche Eindrücke hervor auf den Geſichtern von Menſchen, deren Handwerk es iſt, herumzuſchnüffeln und fremde Geheimniſſe zu kennen. Deshalb ſag' mir, Helvia, was Du denkſt; hatte jener Wahrſager Grund mich zu verlachen, da er wußte, daß ich zu Dir gehe?

Helvia. Sollte Dir ſogar etwas Unerwartetes hier begegnen, ſo glaube ich doch, daß Du in keinem Falle lächerlich biſt.

Licinius. Wohl aber neugierig, das wirſt Du mir erlauben.

Helvia. Wenn ohne Zudringlichkeit, darfſt Du es ſelbſt ohne meine Erlaubniß ſein.

Licinius. Warum hat Deine Sclavin gelogen, daß Du krank biſt, und warum lügſt Du, daß ich Dich nicht ſtöre?

Helvia. Hab' ich das geſagt? Nur meine Sclavin hat gelogen — ich nicht.

Licinius. Du fängſt an aufrichtig zu ſein — gut. Darf ich auch noch erfahren, weshalb mein Beſuch unzeitig iſt?

Helvia. Du vergißt die Bedingung, in der Neugier nicht zudringlich zu ſein. Das Recht zu allen Fragen wirſt Du erſt dann haben, wenn Du mein Gatte ſein wirſt.

Licinius. Aber darnach darf ich auch wohl heute fragen: wozu Du vor einer Stunde den Rädern des Siegeswagens unter der Menge nachliefſt.

Helvia. Ich wollte den ſehen und begrüßen, dem Rom ſeinen Ruhm verdankt.

Licinius. Romas Ruhm iſt älter als das erſte Atom des Samens, dem

dieſer triumphirende Gaukler entſprungen; er braucht ihn nicht zu ſchaffen. Nicht der Vater unſerer Größe reizte alſo Deine Neugier, Helvia, ihr Taſchenſpieler war's, der mehr Intriguen angezettelt, als er Schlachten gewonnen.

Helvia. Ich bin wenig erfahren in der Beurtheilung von Staatsgeſchäften; doch will es mich bedünken, daß der, welcher die römiſchen Adler auf der Spitze des Schwertes in die fernſten Länder getragen, das größte Anrecht hat auf die Verehrung ſeines Volkes.

Licinius. Aber der nicht, der zugleich mit den Krallen dieſer Adler die Bruſt ſeiner Brüder zerfleiſcht.

Helvia. Sei wenigſtens ſo gerecht gegen ihn, Licinius, als er heldenmüthig iſt.

Licinius. Wer, Caeſar? Wahrhaftig heldenmüthig! mähte er doch mit den Händen unſerer tapferen Krieger Tauſenden von Feinden die Köpfe nieder. Auch ein Haſe könnte bei ſolcher Hülfe die Welt erobern. Ja, er iſt wirklich ein Held, aber nicht, wo das Schwert frei und offen, nein, wo es meuchlings treffen ſoll. Lobe ihn für echten Muth. . .

Helvia. Sei Du nur ſo klein, ſo unfähig wie er, und ich ſchwöre Dir, daß ſelbſt in der Aſche meines Leichnams unverlöſchliche Funken der Liebe für Dich glühen werden.

Licinius. Liebe ihn, wenn Du magſt, aber reize mich nicht mit ſeiner Größe. Mag er in den Krieg hinausziehen als der Diener der Republik und wiederkehren als ihr Herr; mag er Rom mit der Rache ſeiner empörten Krieger bedrohen; mag er ſich von käuflichen Verehrern auf dem Forum die Krone anbieten laſſen und ſie großmüthig zurückweiſen; mag er auf den ſchlüpfrigſten Wegen der Beſtechlichkeit das Anrecht auf ein Scepter erſchachern; mag er ſelbſt mit den Tugenden gnädiger Römerinnen kuppeln — ich neid' ihm keinen dieſer Triumphe. Er kann blutdürſtig ſein wie ein Fuchs und wie ein Bettler ſchamlos, aber nie wird er ſein, was das Vaterland zu fordern ein Recht hat: Roms uneigennütziger Sohn.

Helvia. Keinen mehr hat es, der ihm ähnlich iſt. Thut es ihm gleich an Kraft, ſo giebt er Euch einen gleichen Theil an Macht. Er kann nicht ſo genügſam ſein wie Ihr, denn er iſt größer. Die Götter, die ihm den Genius gaben, gaben ihm zugleich das Recht der Herrſchaft über Andere. Ich — ich möchte lieber von den Füßen eines Helden zertreten werden, denn getragen auf den Händen eines Schwächlings.

Licinius. Wer iſt ein Schwächling in Rom?

Helvia. Viele.

Licinius. Nun, ſo kröne doch für dieſe Vielen Deinen Caeſar zum König und werde ſelbſt ſeine Sclavin, aber beleidige nicht leichtfertig Diejenigen, deren König zu ſein Niemand würdig genug iſt. Mögen dieſe Läſterworte zwiſchen dieſen Mauern verwehen, denn — ſollten mir Caeſar's Lippen ihr Echo entgegentragen, bei allen Göttern ſchwör' ich, er ſtünde morgen hier. . .

Helvia (erschrocken). Licinius, ich bitte Dich . . .

Licinius. Unnütze Mühe! Er ist zu klug, um offen zu fordern, was Du ihm so laut gewährst, und wenn er es fordern wird, fleh' ihn nicht vergebens an, denn damit hältst Du den Racheſtreich nicht auf. Leb' wohl, vielleicht auf immer; denn eh' ich Dein Bräutigam geworden, war ich Roma's Bürger, und ich will lieber der Sohn eines freien Vaterlandes sein, als der Gatte einer königlichen Magd. Ich habe Dich heiß geliebt, aber heißer lieb' ich mein Vaterland; für dieſes muß ich Dich hingeben. Vielleicht lohnt es mir einſt mit der Hand einer anderen, echten unter ſeinen Töchtern. Du werde glücklich, mit wem Du willſt. (Will ab.)

Helvia. Licinius!

Licinius. Was haſt Du noch?

Helvia. Klage mich nicht an vor meiner Familie.

Licinius. Du klagſt Dich ſelber an.

Helvia. Die Mutter hat gebeten, daß Du ihr folgen ſollſt.

Licinius. Wohin?

Helvia. Vor's Gericht.

Licinius. Vor's Gericht?

Helvia. Scipio iſt verhaftet für eine Satire gegen . . .

Licinius. Was? Der Bruder ſchmachtet wegen Caeſar's im Kerker, und die Schweſter bringt dieſem Caeſar ihre Gefühle zum Opfer! Ha, ha, ha — das iſt erhaben. O Helvia! (Ab.)

Fünfte Scene.

Helvia allein, etwas ſpäter Mira.

Helvia. Iſt auch bei Euch, Ihr Götter, ein Verbrechen, was auf der Erde eins iſt? Wenn es ſo iſt, weshalb ſendet Ihr uns Eure Auserwählten, die uns bezaubern und die wir doch nicht lieben dürfen? Ach, ſtatt des Herzens fühle ich nur Leiden (ſie ſetzt ſich. Mira tritt leiſe vor ſie hin. Helvia ſpringt auf). Mira! Haſt Du Caeſar nicht geſprochen?!

Mira (leiſe). Ich traf ihn vor dem Eingang des Senats.

Helvia (ausbrechend). Was hat er Dir geſagt?! Warum ſchreiſt Du nicht?!

Mira. Er verbot mir zu ſprechen.

Helvia. Wie?

Mira. Zu ſprechen verbot er.

Helvia. Wem — mir?

Mira. Helvia, er iſt fürchterlich! Sein Auge ſticht, ſeine Stimme durchbohrt, und jedes ſeiner Worte iſt gebieteriſch, als ob ein Donner es verkündigte, oder mild, als ob es ein Zephyr trüge. Sein Wille müßte Götter erzittern machen und Göttinnen in ſeine Arme herabziehen.

Helvia (entzückt). Und Ihr wundert Euch, daß ich ihn lieben kann. O blinde Augen und taube Ohren!

Mira. Zitternd theilte ich ihm Deinen Wunſch mit. „Mögen Deine Lippen auf ewig zuſammenwachſen" — ſagte er leiſe — „wenn Du Deiner Herrin meine Worte wiederholt haſt. Abends bin ich bei ihr . . ."

Helvia. Caeſar kommt — heut?! O meine Schutzgeiſter, nehmt mein Leben in Eure Obhut bis zu dieſem glücklichen Augenblicke.

Mira. „Tröſte Deine Herrin" — ſprach er weiter — „im Schmerz um ihren Bruder. Für jetzt kann ich nur ſo viel thun, daß ihm das Gericht vor dem Urtheil zu ihr zurückzukehren geſtattet."

Helvia. Und Ihr werfet ihm Grauſamkeit vor! Ruhm Dir, großmüthiger Caeſar!

Mira. „Aber ſage Helvia" — fügte er leiſer hinzu — „daß Scipio und noch Einer aus dem Wege müſſen, damit er für uns frei ſei."

Helvia (erſchrocken). Was ſoll das heißen?

Mira. Ich weiß es nicht.

Helvia. Haſt Du ihn gut verſtanden?

Mira. Ganz genau.

Helvia. Erinn're Dich, vielleicht hat Dein Gedächtniß Dich verlaſſen.

Mira. Nein, Helvia. Laß mir gleich den Kopf öffnen, und Du findeſt darin jeden Laut von Caeſar's Rede eingeprägt.

Helvia (in Gedanken verſunken). Das iſt nicht möglich. Er hat etwas Anderes . . .

Sechste Scene.

Helvia und Scipio.

Scipio (luſtig hereinſtürzend). „O klaget nicht länger" . . .

Helvia (ihm entgegeneilend). Du Theurer!

Scipio. Nur aus dem Loch ſoll man kommen, man wird gleich anders empfangen.

Helvia. Biſt Du ſchon frei?

Scipio. Wie der Hahn auf dem Hofe, bevor man ihn in den Topf ſteckt, wie der Sperling, den man am Schnürchen auf's Dach flattern läßt, wie . . Hör', meine Liebe, wenn ich ſprechen ſoll, ſchick' die Alte fort, damit ſie mich in meinen Vergleichungen nicht ſtöre, denn man ſagt, daß ſie bisweilen dem Caeſar ein Stelldichein gewährt. (Mira ab.) Die Gegenwart dieſer Hexe hat mich auch gehindert, Dir von der Schwelle aus das jüngſte Erzeugniß meiner Muſe vorzutragen, dem ich es verdanke, daß das Gericht jetzt mit mir beſchäftigt iſt, und das ſpurlos untergehen kann, wenn Du es nicht der Nachwelt überlieferſt. Da aber auch dem Hahn, der dem Magen zum Opfer fallen ſoll, noch vor dem Tode zu krähen erlaubt iſt, will auch ich mich hören laſſen:

„O klaget nicht länger" . . .

Helvia. Sage mir erſt, ob Du freigeſprochen biſt.

Scipio. Was geht das mich an? Ich weiß nur ſo viel, daß Caeſar heute mehr als je der Schopf dampft, und das zeigt immer ein Gewitter an für ſolche Freunde, wie ich einer bin. Willſt Du hören, was die Muſe mir eingegeben?

Helvia (die Hände ringend). Lieber würde ich in der Arena den Angriff des Tigers erwarten!

Scipio.
O klaget nicht länger,
Daß Caeſar ſich enger
Die Leiter ſchon anſtellt zum Throne;
Daß römiſche Frauen
Ihn lieblicher ſchauen,
Behutet den Kahlkopf die Krone.
Leicht ſpottet die Schöne
Des Leu'n ohne Mähne,
Und ihm iſt die Hoffnung benommen;
Und Rom muß erzittern,
Trotz all' ſeinen Rittern,
Wenn Caeſar von Sinnen gekommen.

Hab' ich nicht recht? Geliebte Schweſter, ich ſehe aus Deinen Zügen, daß Du den Anſichten meiner Muſe beiſtimmſt; wenn Du zu Gericht ſäßeſt, Du würdeſt mich mit dem Lorbeer kränzen, anſtatt zu beſtrafen. Zum Unglück werden die feilen Diener Caeſar's meine Verſe mit anderen Augen betrachten.

Helvia. Iſt es möglich, daß man Dich für ein ſcherzhaftes Liedchen ſtrafe?

Scipio. Erſtens iſt es möglich, weil das hochlöbliche Gericht fähig wäre, eine Mücke vom tarpejiſchen Felſen herabzuſtürzen, die es wagte, in Caeſar's Nähe zu ſummen; und zweitens beſchränkt ſich meine Schuld nicht auf dieſes eine Liedchen, welches Du das Vergnügen hatteſt zu hören; ſie beruht auf hundert anderen, welche die Senatoren das Vergnügen hatten einzufangen und gründlich zu ſtudiren. Und da jeder ſeine Fratze darin wiederfand . . .

Helvia. Caeſar wird Dich ſchützen!

Scipio. Ha, ha, ha, das nenne ich Einfalt.

Helvia. Du biſt gegen ihn eingenommen.

Scipio. Mein Kind, trotz aller Liebe, die ich für Dich hege, muß ich Dir geſtehen, daß ich mit dem Plebs und mit Frauen nie ernſt über Caeſar ſpreche. Das Volk iſt ihm dankbar, weil er bei ihm Gunſt kauft, und Ihr, weil er Euch die ſeine wohlfeil verkauft. Es mag Dich alſo nicht beleidigen, geliebtes Schweſterchen, wenn ich mir heute mit Deiner Caeſaromanie die üble Laune vertreibe. Vor Allem bedauere mit mir, daß Du ihn heute beim Triumph nicht geſehen haſt. Man erzählt, daß die Menge entlaſſener und neu ernannter — Geliebter ihm faſt den Siegeswagen überſchwemmte. Er — um die Eiferſucht der einen anzuſtacheln und die Liebe der anderen zu erregen, habe, ſo gut es ging, die

ſteifen Schultern gereckt, damit nur der Himmel ſeinen kahlen Schädel bewundere. Die entzückten Römerinnen, die ſeine Jahre an den Runzeln abzählen, wie man den Baum nach ſeinen Ringen ſchätzt, hatten ihre Freude an den zwei Fältchen ſeiner Stirn und waren überzeugt, daß ſie einen zwanzigjährigen Jüngling küſſen werden. Nur die Götter wiſſen, wie viele unter dieſen Entzückten ſeine eigenen Töchter waren, die in ihrem Vater den Geliebten begrüßten.

Helvia. Scipio, um Gottes willen, läſtere nicht!

Scipio. Und Du ſei nicht ſo gerührt, Schweſterchen; das iſt eine luſtige Geſchichte. Man erzählte mir, daß unſer Triumphator, als er durch die Reihen der Wucherer fuhr, die ihn nicht minder freundlich grüßten, ſeinen triumphirenden Blick habe ſinken laſſen. Als er aber zu ſeiner Sippe vordrang, die auf Rechnung ſeiner Freigebigkeit ſchon ſeit einer Woche Saufgelage hält, da gewann er ſeinen ganzen Stolz wieder. Ein ausgemergeltes Dichterchen, an der Spitze von Hungerleidern ſeines Gelichters, declamirte dem Sieger ein Lobgedicht, ungehindert von dem Kothe, den die Gaſſenbuben auf ihn warfen. O Themis, er hat gewiß ein Aemtlein dafür bekommen, und mich, uneigennützigen Dichter, ſteckt man für meine Lieder in's Loch.

Helvia. Es ſcheint Dir wenig Sorge zu machen, wenn Du ſo luſtig ſein kannſt.

Scipio. Luſtig ſein iſt mir nicht nur Bedürfniß; es iſt die Folge eines Gelübdes, das ich den Göttern gethan. Ich gelobte ihnen, ſo lange jeden Kummer zu unterdrücken, als ich noch einen einzigen Republikaner in Rom finden werde, dem ich mein Lobgedicht auf Caeſar vorleſen kann, ohne zu fürchten, daß er mich denuncirt.

Helvia. Höre auf mit dieſem Hohn, denn Dein Scherz verwirrt meine Gedanken. Du weißt nicht, was mich quält, was ich erwarte, was mich mit Entſetzen erfüllt.

Scipio. Iſt's etwas außer dem Schickſal Deines Bruders?

Helvia. Ja. Ich könnte es Dir nicht ſagen, kann ich doch ſelbſt nicht ganz begreifen, was ich wünſche und was ich fürchte. Rette mich oder fluche Deiner Schweſter. O, daß ein Blitz mein Hirn träfe, wenn er es nur erleuchten wollte.

Scipio (tritt ihr näher. — Ernſt). Warum ſprichſt Du ſo? Hat Dich ein Unglück betroffen?

Helvia. Kein Unglück. Nein, mein theurer . . .

Scipio (ihr zuredend). Verhehle mir's nicht, mein Liebchen, wenn Dich etwas quält, was Du mit meiner Hülfe ändern könnteſt. Bedenke, daß ich vielleicht morgen nicht mehr frei ſein werde.

Helvia. Caeſar . . .

Scipio. Ach, nenne wenigſtens in dieſem Augenblick dieſen verhängnißvollen Namen nicht. Oder — wenn wir durchaus von ihm ſprechen ſollen, ſo höre, was man mir ſoeben erzählt. Unſer zukünftiger König zahlt — wie Allen be-

kannt — der Venus keinen geringeren Tribut, als dem Mars. Trotz seiner Vierzig und darüber verzehrt er täglich ein junges Frauenherz; es ist das seine Lieblingsspeise, wie er selbst gestanden. Da er nun zurückgekehrt voll Sehnsucht nach diesem Leibgericht, das ihm die römischen Matronen am besten zuzubereiten verstehen, beschloß er, bei dem Triumphzuge, der seinem Zauber neuen Reiz gegeben, die in ihn vernarrten Goldfischchen in das große Netz seiner Liebesgunst zu locken. Bei seinem Zuge durch die Stadt entging ihm auch kein einziges schönes Lärvchen, jedem sandte er ein freundliches Lächeln zu. Als die Festlichkeit beendet war und er nach Hause ging, begegnete er Julien, der Nichte des Licinius, und flüsterte ihr leise zu: „In diesem Meer von Menschen habe ich wie ein Taucher . . ."

Helvia (auffahrend). Julia? So sagt sie eine Lüge.

Scipio. Weder Julia, noch Lüge. Licinius war's, der ihr von Weitem folgte, der Caesar erst darüber belehrte, wo seine Gattin wohnt, und dann mir und vielen Anderen das Ereigniß erzählte.

Helvia (ihre Entrüstung unterdrückend). Das wäre schändlich.

Scipio. Schändlich für wen? für Caesar keineswegs. Aber erkläre mir gütigst, warum das D i c h so aufregt?

Helvia (heftig auf und niedergehend). So fürchterlich hat mich mein Herz nicht täuschen können. . . . Vielleicht hat Bosheit seine Worte aufgefangen, um diese Verleumdung in Umlauf zu setzen . . . (Ausbrechend) O Wahrheit, Wahrheit, die Ungewißheit tödtet mich!

Scipio. Wenn Du, liebe Helvia, ein Orakel wärest und ich Dein Priester, ich könnte keinen Sinn in Deine geheimnißvollen Ausrufe hineinlegen. (Für sich hinsprechend:)

Daß römische Frauen
Ihn lieblicher schauen
Behütet den Kahlkopf . . .

Helvia (voll Verzweiflung). Wahrheit!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Crispina.

Crispina (aufgeregt eintretend). O mein Sohn — und nicht mehr mein Sohn!

Helvia (sinkt kraftlos in einen Sessel). Ich hab's geahnt . . .

Scipio (nähert sich der Mutter. Ernst). Woher kommst Du, Mutter?

Crispina. Vom Gericht, wo die Gewalt schamlos der Gerechtigkeit Hohn spricht, wo e i n Wille unbemerkt das ganze Rom erschüttert, wo man die Freiheit mordet und Fesseln schmiedet für des Vaterlandes echte Söhne.

Scipio. Und wo man mich in die Verbannung schickt — wohin?

Crispina. Nach Thracien.

Scipio. Ha, diese Nattern, ich habe gehofft — nicht so weit.

Criſpina. Der gütige, der großmüthige Triumphator hat Dir dieſen Ort angewieſen. Einige von den Richtern waren für eine mildere Strafe; er aber, wie ich dann erfahren, nahm ſie auf die Seite und ſprach: „Wenn Scipio nur mein Feind wäre, genügte es vollkommen, daß er nicht unter einem Dache mit mir wohnte; aber er iſt ein Feind der ganzen Republik, und deshalb muß er an deren äußerſte Grenze geſchickt werden.“

Scipio. Der Niederträchtige, mich durch Verleumdung zu erniedrigen.

Criſpina. Und durch Schändung!

Scipio. Schändung, Mutter?

Criſpina. Als ich im Gericht ſtand, das Ende der Verhandlung erwartend, trat ein Mann zu mir und flüſterte mir mit boshaftem Lächeln in's Ohr: „Von Caeſar hat noch nie die Mutter ihren Sohn erbeten, oft aber die Schweſter ihren Bruder. Eile nach Haus, Criſpina, und ſchicke die ſchöne Helvia hierher.“

Scipio (erſchrocken). Sollte ſie das gewußt haben, oder . . . Helvia!?

Helvia (heftig). Verſucht nichts zu errathen, ehe ich's Euch ſelber ſage.

Achte Scene.

Die Vorigen, Licinius, dann Mira.

Licinius (zu Scipio). Nun gräm' Dich nicht, Du wirſt wenigſtens einen Reiſegenoſſen haben. Auch ich gehe in die Verbannung.

Scipio. Wofür?

Licinius. Unſere Verbindung, welche die Aufgabe hatte, den Königsfalter nicht auskriechen zu laſſen, iſt entdeckt. Dreißig Andere ſoll man ſchon in die Verbannung geſchickt haben, aber nicht ſo weit fort wie uns, denn ſie hatten nicht, wie wir Beide, ſchöne Schweſtern, deren Brüder Caeſar zu entfernen brauchte. Er fürchtet uns weniger in der Politik, als in ſeinen Liebesmühen. Jeder Hahn kräht ſchon das Geheimniß von ſeinem Miſthaufen aus, ſo darf auch ich es laut wiederholen. (Zu Helvia.) Lebe wohl, Helvia, es iſt das letzte Mal. Wenn Du je Deinem vergötterten Helden begegneſt, ſage ihm, daß er durch meine Verbannung nur den Bruder der ſchönen Julia und den Republikaner aus Rom verbannt, nicht Deinen Bräutigam.

Criſpina. Götter, was hör' ich!?

Scipio (ergreift die Hand der weinenden Helvia). Helvia, Du verhehlſt etwas!..

Helvia (nach einer Pauſe, in der ſie mit ihrem Schmerze ringt). Es iſt vorbei. Ich will Euch mein Herz in Demuth öffnen, Ihr mögt es ſchließen mit Verdammung. Ja, den ganzen heutigen Tag hab' ich Caeſar vergöttert. Betäubt von ſeinem Ruhme, von dem Anblick des Triumphes, von der leidenſchaftlichen Verehrung ſeiner Anbeter und von den Worten verführeriſcher Liebe, vergaß ich Euch, vergaß ich Alles, was mich von dieſem Wahn zurückhielt; und als ich von Deiner Verhaftung hörte, als mir die Mutter verbot, mich mit einer Bitte zu Caeſar zu begeben, lud ich ihn zu einem nächtlichen Stelldichein in den Garten. Ihr habt

mir, nichts ahnend, das tückiſche Herz des Tyrannen entſchleiert und die mörderiſche Schlinge gezeigt, in die ich mich freiwillig verſtricken wollte. Wie Ihr auch meine zärtliche Zuneigung erwidern möget, ich liebe Euch wie nie bisher, und unſere gemeinſame Schmach will ich heute Abend an Caeſar mit dem Dolche rächen!

Licinius. Wag' es nicht, Du würdeſt mehr zerſtören, als Du retten kannſt. Dieſer Todesſtreich iſt nicht Deiner Hand beſchieden, eine andere wird ihn in naher Zukunft führen.

Helvia (heftig ausbrechend). Liebſt Du mich wieder, daß Du mir zu befehlen wagſt? (Flehentlich.) Ach, liebe mich, denn ich verlange nach Deiner Liebe, ſonſt hör' ich auf Deine Drohung nicht.

Licinius. Hier nicht — dort, wohin mich Dein Eintagsgeliebter ſchickt, magſt Du mich darum fragen und bitten. Den Weg in die Verbannung will ich mit Flüchen für Caeſar's Verbrechen bezeichnen: auf dieſer Spur trage mir, wenn Du magſt, Deine Liebe nach, und Du ſollſt die meine wieder empfangen. (Zu Criſpina.) Lebe wohl und ſei ohne Sorge um unſer Schickſal, edle Matrone.

Scipio (Criſpina umarmend). Mutter! Helvia! Wenn nicht Caeſar, umarme uns. (Zu Mira, die eingetreten und ihm zu Füßen gefallen.) Leb' wohl, Alte! (Ab mit Licinius.)

Criſpina (ſchluchzend). Götter, gebt mir Worte. . .

Helvia (zu Mira, die ſich furchtſam nähert). Weißt Du, wie Caeſar Liebe lohnt?

Aus der Hauptstadt.

Das Ende der „haute saison“. — Eine interessante Bilderauction und der „Rubel“ als Patriot. — „Le prince Demidow“. — „Carnevals-Klänge“. — „Goulet for ever!“ — Ein „Kampf um's Souper“. — Auf unseren Maskenbällen. — Concurrenten des Carnevalprogrammes: einige Worte über die „Semstwo“, den Proceß Mironowitsch und den Brand der „Kreditka“. — Aus den Concertsälen. — Etwas Theater-Statistik. — Der „Incident Gorew“. — Die Privattheater.

St. Petersburg, Mitte Februar.

Mitte Februar! Und schon liegt die Zeit der haute saison seit vierzehn Tagen hinter uns. Gar kurz war sie heuer bemessen: zu kurz für die jungen Mädchen, denen sie dieses Mal den Eintritt in die große Welt mit ihren Ballfreuden und ihrer Carnevalsluft bedeutete; zu kurz auch für die fashionablen Modistinnen, die Schneider à la mode und jenes Heer von Fournisseuren und Lieferanten aller Art, die zumeist von dem Amusement der Beaumonde lebt.

Gerade nur den Januarmonat währte in diesem Jahr die Periode, wo das Leben der Wintersaison seinen Höhepunkt erreicht, und nicht blos die glänzende Seite desselben, sondern auch die mit ihr verbundene Rechnungsmisère der Herren Väter und Gatten.

„Kaum gedacht, kaum gedacht —
Ward der Lust ein End' gemacht“

— so klagen die Vertreterinnen des schönen Geschlechts, indessen die sogenannten Herren der Welt mit nicht mißzuverkennendem Galgenhumor gleich dem tapferen Schill unisono ausrufen:

„Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!“

Ja — die Saison ist vorüber und der Modeschneider und der fashionable Restaurateur, der Juwelier und der Galanteriewaarenhändler haben wieder einmal für einige Zeit ihre Rolle ausgespielt und machen nunmehr dem Gerichtsexecutor, dem Wechselreiter und sonstigen officiellen und unofficiellen „Manichäern“ Platz.

Es ist die alte Noth: wir haben noch immer nicht Geld genug, trotz Schutzzollpolitik und vortheilhaften Anleihen. Und nicht Jeder ist ein Baron

Stieglitz, oder ein Fürst San Donato, der auch wieder so die Kleinigkeit von einigen 30 Millionen hinterlassen hat.

* * *

Auch mit diesem Millionär, dem sogar eine Juliette Adam in ihrer „Revue" einen warmen und geistsprühenden Nekrolog gewidmet hat, beschäftigte man sich hier recht viel, wiewohl weniger, als mit Baron Stieglitz, der ja allerdings fünf Mal mehr Mammon besaß, als der Urenkel jenes Demidow, der zur Zeit Peter's des Großen einfacher Hufschmied in Tula war.

Der Interessantere der beiden Millionäre war aber jedenfalls der Jüngere. Er hat allezeit viel von sich reden gemacht — als Politiker, als Zeitungsherausgeber, als Großindustrieller, als Lebemann und Grandseigneur, als Kunstmäcen und als Philanthrop. Auf manchem Gebiet war er freilich nur Dilettant, so namentlich als Publicist und Mäcen. Seine Zeitung „Rossia" war nur von kurzer Dauer, und seine Flugschrift über die Judenfrage hatte keine zündende und durchschlagende Wirkung. Als Kunstmäcen sammelte er Kunstwerke und förderte er Künstler ziemlich planlos und systemlos, und oft genug gab der point d'honneur dabei den Ausschlag.

Ich erinnere mich noch sehr gut einer höchst interessanten Auction, die vor 5 Jahren hier allgemeines Aufsehen erregte.

Es war im Besobrasowschen Palais an der Fontanka und versteigert wurde die erste große indische Bilderreihe Wassili Wereschtschagin's.

„Meine Herren! Nr. 57! Der Haupttempel des Tassiding-Klosters! 12 Werschok breit, 8 Werschok hoch! Eine schöne Säulenhalle im Vordergrunde, ein prächtig blauer Himmel, üppigste Vegetation! Eine ausgezeichnete Arbeit! 1200 Rbl.! wer bietet mehr?" . . . .

„рубль!"
„Cent roubles!"
„рубль!"
„mille cinq cents!"
„рубль!"
„mille huit cents!"
„рубль!"
„deux mille!"
„рубль!"
„deux mille cinq cents!"
„рубль!"
„deux mille huit cents!"
„рубль!"
„Quatre mille!"
„рубль!"

Und das einsilbige hartnäckige „rup" — wie der echte Russe das Wort „рубль" gemeinhin ausspricht — es siegte, bei diesem Bilde, wie auch bei vielen anderen.

„Le rouble — c'est le patriotisme russe" hätte wohl ein französischer Feuilletonist gesagt und dabei hier den Nagel so ziemlich auf den Kopf getroffen. Denn dieser eigensinnige, eintönige „Rubel" hat es bewirkt, daß damals der größte Theil der Wereschtschaginschen Bilder und gerade der besseren, zusammen und in Rußland blieb. Der ihn bot, das war Herr Tretjakow, einer unserer bekanntesten, in Moskau lebenden Kunstmäcene, wie auch Sfoldatenkow, Botkin, Masurin, lauter Namen, die in den Ateliers einen eben so guten Klang haben, als an der Börse und im Disconto-Bureau. Sein Hauptgegner aber — der französisch Bietende, das war Paul Demidow, Fürst von San Donato, der an der Spitze einer anderen Coterie von Kaufliebhabern stand, wie Naryschkin, Fürst Wassiltschikow, Fürst Woronzow, Fürst Mentschikow.

Es war ein höchst interessanter Kampf — dieser Kampf aristokratischer Selbstsucht mit gutbürgerlichem Patriotismus um die Errungenschaft russischer Kunst. Ein Antagonismus war zwischen beiden Parteien sichtlich bemerkbar und insbesondere platzten die Geister auf einander los, sobald es sich um eines der werthvollsten Gemälde handelte, wo beide Theile nicht nachgeben wollten. Der „italienisch-russische Monte-Christo", wie der verstorbene Demidow wohl auch genannt wurde, der in Nichts einen „Bojaren" verrieth und eigentlich auch von einem „principe" gar wenig an sich hatte, sondern weit mehr an einen reichen, behäbigen und stutzerhaften Bologneser Fabrikherrn erinnerte, er konnte noch so aufgeregt seine immer um Hunderte steigenden, französischen Gebote ausrufen — unausstehlich hartnäckig und ruhig erschallte, wie eine Vorbedeutung des Hammerschlages, jedes Mal das einförmige „rup!" des Moskauer „Kupez", der seinerseits mit der hageren Gestalt und dem von einem blonden Barte eingerahmten, von krankhafter Röthe angeflogenen Gesichte, in dem meist ein feines Lächeln spielte, auch nichts weniger als einem Moskowischen Kaufmann, sondern weit eher einem Gelehrten glich, wofür auch die gebückte Haltung und die eingefallene Brust zu sprechen schienen.

Und das russische Wörtchen „рубль" triumphirte schließlich über das französische „mille cinq cents", und die Ausdauer des bourgeois trug einen glänzenden Sieg davon über den point d'honneur des blauen Blutes, und Jener bewies dabei mehr Kunstverständniß und Patriotismus, als dieses.

Eben darum war das Resultat ein so erfreuliches. Demidow kannte ja eigentlich nur Laune und Caprice als bestimmende Momente in seinem Mäcenatenthum.

Um dieselbe Zeit, als er jene Auction Wereschtschagin'scher Bilder mitmachte, klopfte der Hammer des Auctionators auch in den Marmorsälen San Donato's, der herrlichen Besitzung, die ihm sein Oheim Anatole hinterlassen. Derselbe hatte kurz vor seinem Tode die berühmte Kunstsammlung des Lustschlosses verkauft. Als nun Paul Demidow den Besitz derselben antrat, beschloß er das Museum wieder herzustellen. Mit ungeheuren Mühen und Kosten gelang ihm das auch wirklich, und nach wenigen Jahren schon, 1880, da brachte er die Schätze auf's Neue unter den Hammer und versilberte San Donato, um das historisch merk-

würdige Protalino zu erstehen, die prächtige Sommerresidenz der Medici bei Florenz, um aus ihr etwas ganz Originelles zu schaffen .... „Ah bah! ça m'ennuyait!" sagte er seinen Freunden zur Erklärung des sonderbaren Entschlusses. Nun vielleicht hätte ihn die Wereschtschagin'sche Collection nach Jahr und Tag auch „ennuyirt" und sie wäre zersplittert worden hierhin und dorthin, während sie jetzt einen passenden Platz gefunden in der Tretjakow'schen Gallerie, im Herzen Rußlands. Und darum wollen wir uns freuen, daß damals der „rup" als Sieger die Arena behauptete.

Und wie als Kunstmäcen war er auch als Politiker und Publicist unbeständig und schwankte er aus einem Lager in's andere. Aber gern gesehen war er überall, der „prince Demidow", wie er sich am Liebsten nennen hörte, denn im Wohlleben war er nicht Dilettant und als Bonvivant und Grandseigneur war er stets beständig und gehörte immer zu den Leuten, die da nicht nur leben, sondern auch „leben lassen".

Auch auf diesem letzteren Gebiete war er kein Dilettant. Millionäre sind überhaupt selten, und bei uns zu Lande werden sie bekanntermaßen insbesondere immer seltener. Noch seltener aber sind Millionäre, die gleichzeitig Philanthropen im großen Maßstabe genannt werden können. Ein solcher aber war Paul Demidow, Fürst von San Donato.

Davon wissen nicht nur die 15,000 Arbeiter zu erzählen, die er in 11 Hüttenwerken und Fabriken in Nishnitagilsk beschäftigte und denen er Hospitäler und Schulen und Sparkassen und Kirchen baute und errichtete, sondern unzählige Arme in Kiew, Moskau, Petersburg. Ueber 200,000 Rbl. jährlich verausgabte er für Unterstützungszwecke in der Stadt, in der er gerade lebte, und er mußte hier sogar so eine Art „Bittschriften-Kanzlei" unterhalten zur Regelung seiner philanthropischen Thätigkeit, die in seinem Leben sicher den schönsten Zug bildet. ....

* * *

Doch ich kehre zurück, wovon ich ausging: zur „haute saison", in die mitten hinein der Tod Demidow's fiel, manche aristokratische Kreise in tiefe Trauer versetzend und sie ausschließend von dem vergnügungsstrudelnden Leben der Zeit zwischen Weihnachten und der ersten Fastenwoche, die mit ihrem ernsten „rien ne va plus" ein Ende macht dem tollen „Va banque"-Rufen der „schirokaja Massljaniza".

Sie kennen die Physiognomie unseres Carnevals, die ich Ihnen einmal bereits mit einigen Strichen gezeichnet; Sie kennen sie schon, en face, en profil und auch von ihrer Reversseite und die heurige Butterwoche unterschied sich von der vorjährigen nur dadurch, daß das Thermometer noch mehr Grade unter Null zeigte, als damals. Im Uebrigen aber war es ganz dasselbe Abhaspeln eines bekannten Vergnügungsprogrammes auf dem Marsfelde so gut, wie in den Clubsälen und in den Theatern und in den Salons. . . „Toujours perdrix" und „allzeit Sauerkohl" — je nachdem! . . .

Doch nein — unsere jeunesse dorée ward von einer Revolution überrascht.

Ihr Lieblingstrank und Liebestrank „Pommery sec“ ist verdrängt worden durch „Goulet très-sec“, wie jener einst dem „Roederer“ und der „Veuve Cliquot“ das Terrain streitig machte. Und ein Wechsel in der Champagner-Marke — das ist ein „Ereigniß“ für die „goldene Jugend“ Petersburgs, auch für diejenigen unter ihr, die für alle Marken in gleicher Weise schuldig bleiben.

Aber nicht blos darum erwähne ich des für andere Sterbliche so unwichtigen Umstandes. Es ist interessant namentlich des „Chics“ und des Reclameverständnisses wegen, mit denen die betreffenden Agenten den Staatsstreich im Reiche des Bacchus inscenirt haben. In allen Restaurants der fashionablen Welt wurde der neue Wein einige Zeit hindurch gratis verschenkt; in den Wintergärten auf den Inseln und an den Newa-Armen wurden mit dem Verkaufe des „sehr trockenen“ Schaumweines junge Damen betraut, die nichts weniger als trocken waren, und vor Allem war der Goulet'sche der einzige Champagner, der auf dem großen Wohlthätigkeitsfest der französischen Colonie zu haben war, das dieses Mal den hochtrabenden Titel: „La France tintamarresque au XX siècle et les jardins de Versailles“ führte und am 26. v. M. großartig, geschmackvoll und pomphaft, wie immer, im „Großen Theater“ inscenirt wurde, dessen riesige Räume von 6—7000 Personen angefüllt waren, alle von dem einen Gedanken beherrscht: — „wenn ich doch meine Nachbarn in's Land schicken könnte, wo der Pfeffer wächst, um etwas Luft zu bekommen in dem furchtbaren Gedränge!“ . . . Hinten aber, in einem lauschigen Winkel des Foyer, in dessen Sälen eine „kulinarische Ausstellung“ dazu bestimmt war, das Sprichwort Lügen zu strafen: „grattez le russe et vous verrez le tartare!“ — denn die Souperanweisung, die jedes mit 7 Rbl. bezahlte Entréebillet bedeutete, sie verwandelte fast das gesammte durchaus internationale Publicum in den Stunden von ½2 nach Mitternacht bis ¼4 Uhr Morgens in eine Art tatarische Horde, als es galt, das pompös aufgebaute Buffet stürmen, das, wie gesagt, quasigratis Jedermann zur Disposition stand — in einem lauschigen Winkel also jener Arena des „Kampfes um's Souper“, da waren gegen 100 Flaschen Goulet fein kalt gestellt für die „Herren von der Presse“, und Tags darauf sprang Einem die bis dahin ganz unbekannte Marke aus den Spalten aller unserer sogenannten „Boulevard“-Blätter in's Auge. Und „Goulet hier — Goulet da!“ heißt's seitdem und die populären und in gewissen Kreisen so wohlbekannten fuchsrothen mächtigen Bartcoteletten des Agenten für „Pommery sec“, die sonst von sich sagen konnten: „Die rechte weiß nicht, wohin die linke schaut“ — so weit und stolz gespreizt standen sie aus einander — jetzt nähern sie sich schüchtern einander und schielen sich an, besorgt und gedrückt.

Mit jenem großen „Buffetsturme“ im „Großen Theater“ wurde „Masslja-niza“ in durchaus entsprechender Weise eingeleitet. Doch muß hier zweierlei bemerkt werden: Erstens war das „Tatarische“, das sich producirte, zumeist eher humoristischer als scandalöser Natur, und dann trifft die Arrangeure und das Festcomité kein Vorwurf. Wenn viel zu wenig Teller, Messer, Gabeln und

Gläser vorhanden waren, so ist dafür nur der Buffetier des Großen Theaters verantwortlich zu machen, der dieselben zu liefern hatte, und im Uebrigen trug die Unvernunft der großen Masse daran Schuld, daß so gar — sonderbare Scenen originellster Art der Befriedigung des Bedürfnisses zu soupiren vorfielen. Es wollten eben Alle auf einmal das Gleiche thun, und das Resultat war ein Chaos, von dem das fettglänzende, weinduftende Parket der Foyer-Säle noch viele Tage zu berichten wußte.

Wie das Fest sonst ausfiel?

Nun, wie immer: glänzend, auf's zahlreichste besucht, ohne Scandal und ohne Carnevalslust. Getanzt wurde natürlich auch dieses Mal nicht. Und wenn Jemand die Naivetät hätte haben wollen, es zu thun — es wäre ihm unmöglich gewesen, wegen absoluten Mangels an Raum. Aber Niemand wollte es. Wir tanzen überhaupt nicht mehr: weder öffentlich, noch eigentlich auch in Privatsälen.

Seitdem die Maskeraden „demokratisirt" worden sind, seitdem sie so zu sagen aus dem Salon auf die Straße verpflanzt und Jedermann zugänglich wurden — seitdem haben sie ihren specifischen Charakter ganz eingebüßt. Nichts mehr von Maskenscherz und Dominofreude weisen sie auf: kein geheimnißvolles Intriguiren mehr, kein Spiel Blitzfunken streuenden Esprits, kein ansteckender Humor, keine hinreißende elegante Heiterkeit und heitere Eleganz! Ein „Jahrmarkt" sind unsere öffentlichen Kostümfeste und Maskeraden geworden; ein Tummelplatz für Neugier und Medisance, eine Arena der Eitelkeit und des Schachers mit der Liebe; ein Ort, wo die Einen der bittere Hunger hinführt, die Anderen häßlichste Genußsucht und die Dritten, die Blasirten, das Bestreben — eine Langeweile durch die andere zu vertreiben.

Sehen Sie sich nur hinein in die Gesichter der gaffenden und promenirenden Menge, die bei aller Buntscheckigkeit doch so einförmig ist; studiren Sie sie auf den zahlreichen Maskenbällen, die in den ersten 6—8 Wochen eines jeden neuen Jahres hier veranstaltet werden und die, eben weil immer mehr und mehr das sie besuchende Publicum selbst so gar nichts an Esprit und Humor mitbringt, von Jahr zu Jahr mit immer größer und umfangreicher werdenden Tingel-Tangel-Programms Frequenz zu erzielen suchen, wo dann an Stelle jenes Humors und Esprits dressirte Tauber und Prestidigitateurs, Allegri-Lotterien und Akrobaten, gemiethete Clowns und gedungene Tänzerinnen treten — sehen Sie sich hinein in jene Gesichter, studiren Sie den Habitus der Besucher und Besucherinnen, trotz Sammetlärvchen und Domino — werden sie Ihnen bestätigen, daß dem wirklich so ist, wie eben behauptet wurde. . . .

* * *

Und fragen Sie dann am Schlusse der Zeit angeblicher Maskenfreuden diese vieltausendköpfige Hydra, Publicum genannt, wie sie sich „amüsirt" hat, so werden Sie stets gar bald constatiren können, daß nicht die „Ballfreuden", die „Maskenlust" und was so d'rum und d'ran hängt, zu diesem „Amüsement" beigetragen, sondern regelmäßig solche Dinge und Ereignisse in dieser Beziehung den Aus-

ſchlag gegeben haben, die mit der «haute saison» und dem „Carneval“ nichts, aber auch gar nichts zu thun haben.

Was hat denn z. B. in den hinter uns liegenden Wochen das größeſte Intereſſe erregt und am meiſten dem Tagesgeſpräch Nahrung gegeben?

Oh — Dinge, die mit Tanzluſt und Maskenſcherz ſo nahe verwandt ſind, als etwa ein politiſcher Leitartikel des Herrn Komarow im „Sſwet“ mit geſunder Vernunft und Kenntnißreichthum, oder eine finnländiſche Correſpondenz des Herrn Moltſchanow in der „Nowoje Wremja“ mit der Wahrheit und Urtheilskraft.

Die „Semſtwo“ iſt doch wahrlich ein gar wichtiger Factor unſeres ſocialen Lebens und ihre Thätigkeit ſicherlich von ernſteſter Bedeutung. Und doch trug ihre letzte Seſſion viel bei zur „allgemeinen Heiterkeit“, wenn auch der ihr innewohnende Humor zur Gattung des Galgenhumors gehörte. Oder liegt etwa kein Galgenhumor darin, wenn ſich die St. Petersburger Gouvernementslandſchaft außer Stande geſetzt ſieht, in der und der Sache zu verhändeln, immer wieder, weil die Kreislandſchaftsämter es für gut befunden haben, die eingeforderten Data, Gutachten ꝛc. nicht vorzuſtellen, und wenn ſie in Folge deſſen gezwungen iſt, wiederholt ſich zur energiſchen Reſolution aufzuraffen, den betreffenden Landſchaftsämtern den Gedanken nahe zu legen, daß ſie doch eigentlich dem Wunſch und Willen der Gouvernements-Landſchaft nachzukommen hätten? . . .

Oder der Proceß Mironowitſch? Dunkel und geheimnißvoll iſt er allerdings, wie eine Maskenintrigue, und ſchauerlich ſein Gegenſtand, wie das blutige Ende manches Carnevalsabenteuers, das ſich in grauer Vorzeit auf den Canälen Venedigs oder in den engen Gaſſen Sevillas abſpielte — aber ſonſt hat er mit ſolchen Dingen doch wahrlich keine Berührungspunkte. Und doch bemühte man ſich ſchon in der „Maſſljaniza“ darum, für die auf die erſte Faſtenwoche angeſetzte Caſſationsverhandlung in dieſer ſenſationellen Affaire Einlaßkarten zu erhalten und ſprach ſchon Tage lang von dieſer Verhandlung, wie auch jetzt noch immer, wo ſie hinter uns liegt und das Urtheil des Caſſationshofes, der bekanntlich das erſtinſtanzliche Urtheil caſſirt hat, der Petersburger Geſellſchaft die lockende Ausſicht eröffnet hat, das Kleeblatt Mironowitſch-Sſemenow Beſac noch einmal vor den Aſſiſen ſtudiren zu können; eine Ausſicht, die wie die Entſcheidung des Senats natürlich ſofort wieder in einer Reihe langathmigſter Leitartikel und Feuilletons ventilirt und analyſirt und deſtillirt worden iſt. . .

Und wenn der ſtolze Palazzo der ſtädtiſchen Creditgeſellſchaft in Rauch und Flammen aufgeht — was hat das mit dem Programm der „Butterwoche“ zu thun? Indeſſen machte dieſes Ereigniß den Luſtbarkeits-Entrepreneuren auf dem Marsfelde gewaltig Concurrenz, und während die „Balagans“ und Holztheater auf dem Marsfelde leer ſtanden, ſtaute ſich am 30. und 31. Januar eine tauſendköpfige Volksmaſſe auf dem Platze des Alexandra-Theaters, um dem Brande der „Kreditka“ zuzuſchauen und ihre Ruinen zu beſichtigen und ſich die Zeitungsblätter gegenſeitig aus der Hand zu reißen, die die haarſträubendſten Beiträge zu liefern wußten zur Geſchichte dieſes ſenſationellen Brandes. Die

vox populi bezeichnete ihn als das Werk verbrecherischer Hände, und es gab ja auch manchen Anhaltspunkt aus der jüngsten Vergangenheit dieser Finanzanstalt, die ein solches Verbrechen plausibel erscheinen ließ, und Manchem wäre es vielleicht wünschenswerth gewesen, wenn wirklich Papiere und Acten, Journale und Documente der Creditgesellschaft in Rauch und Flammen aufgegangen wären — aber sie sind alle gerettet worden und die intacte Kasse desgleichen, und es scheint, als hätte die geschwätzige Fama überhaupt wieder einmal sich gründlich geirrt. Eine sofort in Angriff genommene gerichtliche Untersuchung hat bereits ergeben, daß das Feuer an einer Stelle ausbrach, von wo es nur höchst unwahrscheinlicher Weise in die Kanzlei, Cassazimmer und Archive hätte dringen können, wie denn auch in der That vornehmlich nur der mächtige Hauptsaal des Gebäudes, nächst dem Saale der Adelsversammlung der größte unserer Concertsäle, vom Feuer zerstört wurde, das vermuthlich über seiner Decke schon während 24 Stunden vor Ausbruch des Brandes auf dem Dachboden sich den Weg gebahnt hatte, zu einer Zeit noch, wo Henschel, der begnadete Sänger, mit seiner sympathischen Lilian ein zahlreiches Publicum in einem dritten und letzten Concerte entzückte.

Ja — jener schöne, weiße, reich mit Stuck verzierte Riesensaal, in dem unlängst noch Herr Schaumann und seine Comparsen den Ihnen bekannten Staatsstreich ausführten, der berufen ist, den Karren der Creditgesellschaft aus dem Sumpfe herauszuziehen, in den ihn die letzte Verwaltung hineingefahren, und in dem so oft herrliche Harmonien erklangen und der so oft widerhallte von Beifallssalven, mit denen man in- und ausländische musikalische Sterne feierte: er ist nunmehr nur noch ein wüster Trümmerhaufen! In wenigen Stunden ward die einstige Herrlichkeit in ein grauenvolles Bild der Zerstörung verwandelt, und die breiten Treppen, wo seidene Roben hinauf- und hinabrauschten und die für manchen Concertgeber den Weg zur Stätte des Ruhmes und reicher Goldernte, für viele „Crediter" aber einen dornenreichen Pfad zum Schauplatz der Schmach bedeutete — sie hallten wider nur noch von den schweren Tritten der Bauarbeiter, die mit dem Forträumen des Schuttes beschäftigt sind, und die einst teppichbelegten Stufen rieselte und plätscherte es hernieder, wie die Cascaden Peterhofs; aber nicht silberblinkend und crystallhell wie dort, sondern trübe und schmutzig ist das Wasser, als hätte man mit ihm die Annalen der „Kreditka" gewaschen.

Petersburg aber, das an Concertsälen so wie so schon oft schwer empfundenen Mangel leidet, Petersburg hat nun einen der besten derselben eingebüßt.

* * *

Und das gerade kurz vordem die Concertsaison ihren Höhepunkt erreicht, vor Anbruch der Zeit, wo nach und neben den vielen ausländischen «great attractions» auch die einheimischen Virtuosen und Virtuosinnen aller Grade es für ihre Pflicht halten, singend, klaviermeisternd, geigenstreichend oder sonst wie ein nicht mißzuverkennendes Lebenszeichen von sich zu geben.

Von ausländischen Berühmtheiten werden wir allerdings nicht mehr viel

zu hören bekommen. Das Gros exotiſcher Muſikkünſtler, jener Kometenſchwarm, der alljährlich an dem Himmel unſeres winterlichen Muſiklebens auftaucht, er iſt wohl ſchon fortgezogen, und nur einige wenige Nachzügler dürften zu erwarten ſein, zu denen, wie es heißt, auch die Brüder Heinrich und Alfred Grünfeld und Iſaye gehören ſollen.

Jener Kometenſchwarm war aber auch in dieſem Jahre kein geringfügiger und ein recht glänzender.

Scharwenka, glaube ich, war es, der treffliche Wiener Pianiſt und Componiſt, der den Reigen eröffnete und ſich im Sturm eine Schaar begeiſterter Anhänger und Freunde erwarb und der faſt gleichzeitig mit Pachmann concertirte, jenem Clavierſpieler, der, aus Odeſſa gebürtig, eingedenk des Wortes, daß kein Prophet in ſeinem Vaterlande gilt, erſt ſich in Paris und London und Wien einen Ruf erwarb, ehe er in ſeine Heimath zurückkehrte, um ſich nunmehr auch hier zum erſten Male hören zu laſſen. Obzwar er ein miſerables Ruſſiſch ſpricht, womit übrigens nicht geſagt iſt, daß er das Franzöſiſche, Engliſche oder Deutſche viel beſſer beherrſcht, wußte er doch die Geſellſchaft beim Nationalitäts-Nerv zu faſſen und ihn vibriren zu laſſen, und ſo feierte man ihn als einen ſpeciell „ruſſiſchen“ Virtuoſen in gar vielen Kreiſen. Und er nahm die Huldigung demüthig entgegen und mit demſelben unbeſchreiblich beſcheidenen Lächeln, mit dem er etwaigen Interviewern zu verſtehen gab, daß er allerdings „geiſtvoller als Rubinſtein ſpiele, dafür aber auch präciſer als Tauſig“. Da wir bei den Pianiſten ſind, ſo ſei auch gleich Hans von Bülow genannt, der „erſte Interpret Beethoven'ſcher Orcheſterwerke und Clavier-Compoſitionen“, für den er gern gelten will und auch gelten kann. Er dirigirte zwei der berühmten Symphonie-Concerte der Kaiſerl. Ruſſiſchen Muſikaliſchen Geſellſchaft und bewies, daß er jenen Titel nicht uſurpirt hat, wenigſtens was ſeine Dirigenten-Fähigkeit betrifft. Als Clavierſpieler war der Erfolg vielleicht weniger durchſchlagend, denn der ſonſt ſo unbeſtändige und wankelmüthige Petersburger hält allezeit zu ſeinem großen Rubinſtein, der ſich ebenfalls in einem Concerte hören ließ und eines der Symphonie-Concerte ſelbſt dirigirte, mit ſeltener Treue feſt. Wer weiß — vielleicht rächt ſich Bülow auch in dieſem Falle wieder auf ſeine Weiſe, wie er es in Berlin und in Wien gethan hat, an Kunſtkritik und Publicum. Der eitle Mann erzwingt ſich die Anerkennung da, wo ſie ihm nicht freiwillig geboten wird. Sein Schlagwort „Circus Hülſen“ hat er übrigens zollfrei auch über die ruſſiſche Grenze transportirt und denſelben hier in einer Zeitungspolemik „frei vorgeführt“, die der Pianoforte-Frage galt und dem Streit um die Flügel Becker's und Schröder's, den Montecchi und Capuletti des Clavierbaues.

Endlich ſei noch Svendſen's erwähnt, des ſympathiſchen ſcandinaviſchen Componiſten und einſtigen Violinvirtuoſen, der im Augenblicke, wo ich ſchreibe, das achte Symphonie-Concert im Saale der Adelsverſammlung dirigirt und die Petersburger Geſellſchaft mit ſeinen eigenen Tondichtungen bekannt macht.

Mierzwinſki, der gewaltige, von der Damenwelt verhätſchelte pol-

nische Tenorist, dessen Brustkasten einem Orgelgehäuse gleicht und dessen Stimme, falls sie nicht italienische Arien, französische Romanzen und deutsche Lieder vortragen, sondern einen altgermanischen Schlachtgesang ertönen lassen würde — manchem Sohne Romas Schrecken eingejagt hätte —, er leite uns zu der Reihe der Virtuosen des Gesanges über.

Mit ihm zusammen concertirte hier nach 10—12 Jahren erst wieder einmal Pauline Lucca, noch immer dasselbe „fesche Weaner Madl" von ehedem, mit ganz demselben Zauber, hinreißender Anmuth und Schalkhaftigkeit ausgestattet, eben so jung und blühend und zierlich aussehend, wie vor 16 Jahren, als sie der hiesigen italienischen Oper angehörte, und eben so umjubelt und gefeiert wie damals.

Zu einer Opernvorstellung ließ sie sich leider nicht bestimmen; dagegen trat die gleich jenem Sängerpaar von der „Philharmonischen Gesellschaft" für zwei Concerte engagirte Primadonna der Wiener Hofoper und K. K. Kammersängerin Frau Marie Wilt zweimal in der russischen Oper, als Valentine in den Hugenotten und als Amneris in „Aïda" auf; eine Hünengestalt mit heldenhafter Stimme, classischer Gesangeskunst, aber nur geringem schauspielerischen Können. Nichts desto weniger hatte sie gerade auch beim russischen Publicum einen sehr bedeutenden Erfolg, und wenn auch das eine oder andere Blatt es nicht lassen konnte, die „nationale" Frage mit in's Spiel zu bringen, und Empfindlichkeit darüber durchblicken ließ, daß nicht lieber irgend eine russische Sängerin zu einem Gastspiel engagirt worden sei — die böse Saat fiel auf einen unfruchtbaren Boden, und Frau Wilt konnte mit dem allgemeinen Beifall zufrieden sein. Man spricht sogar von einem Engagement für die nächste Saison, obwohl sie ihre Partie doch nur italienisch singen kann und durch Unkenntniß des Russischen zudem in ihrem Spiel noch mehr beeinträchtigt wird, als das durch ihr Unvermögen auf diesem Gebiete so wie so geschieht.

Vollständig einen Gegensatz zu ihr bildet in dieser Beziehung das reizende Frl. van Zandt, die gerade auch mit ihrem Spiel als Mignon, Julia, Lackmé — welche Massenet'sche Oper extra für sie inscenirt wurde — alle Welt hier erobert hat und gefangen hält. Der reiche Erfolg, den die gracile und überaus liebenswürdige amerikanische Sängerin hier errungen — er könnte sie reichlich entschädigen für das weltbekannte und vielbesprochene Mißgeschick, das sie auf der Bühne der Pariser «Opéra comique» betraf, wenn sie nicht auch hier mit mancherlei Intriguen und häßlichen Machinationen zu kämpfen hätte, die ihr Neid und Rivalität in den Weg legen sollen.

Und soll ich Ihnen nun noch von Teresina Tua erzählen, dem „einzigen Wunderkinde", dessen Photographien eben so reißenden Absatz finden, wie die des Ehepaares Henschel, das, wie schon erst erwähnt wurde, mit drei „Liederabenden" alte Banden fester, neue anknüpfte und sich in manches Haus und Herz hineingesungen hat, um nicht so bald wieder vergessen zu werden?

Die 17- oder 18jährige Violin-Virtuosin ist ja erst eben hier eingetroffen,

und erst im nächsten Briefe werde ich über die Physiognomie ihrer Concertreise berichten können, ebenso wie über das Gastspiel der Meininger mit Ludwig Barnay als Ehrenmitglied und über die Geistinger-Vorstellungen, die offenbar jenem Concurrenz zu machen bestimmt sind. Denn die Meininger spielen für eigene Rechnung in dem seit Beginn der Fasten leerstehenden Alexandra-Theater, der Heimstätte der russischen Schauspieltruppe, indessen die ewig junge Geistinger einem Engagement der Hoftheater-Direction zufolge auf der Bühne des Michael-Theaters gastirt.

Doch, wie gesagt — von diesen Gastspielen ein ander Mal . . .

* * *

Aber bei den Theatern wollen wir doch noch einen Augenblick verweilen. Für die meisten derselben liegt ja jetzt — wenn wir von einigen wenigen Vorstellungen nach Ostern absehen — die Saison als etwas Abgeschlossenes hinter ihnen, und es ist nicht ohne Interesse, einen Rückblick auf dieselbe zu werfen und ihre Thätigkeit durch einige statistische Daten zu illustriren, die allerdings nur für die sechs Hoftruppen vorliegen: die beiden Operntruppen, das Ballet, die russische dramatische, die deutsche und die französische Truppe.

Die Saison begann am 30. August, sie schloß für alle Truppeu mit Ausnahme der deutschen und französischen, die bekanntlich bis zum 1. Mai fast ohne Unterbrechung fortspielen, am 2. Febr. Das macht 156 Tage, an denen in den vier Hoftheatern 565 Vorstellungen stattfanden; von ihnen fielen auf die russische Schauspieltruppe 144 Vorstellungen; auf die italienische Oper — 112; die russische Oper — 98; auf die deutsche Truppe — 86; auf die französische 85; auf die Ballettruppe 40. Es ist gewiß sehr charakteristisch für unsere gesellschaftlichen und Theaterverhältnisse, daß somit von jenen 565 Vorstellungen nur etwa 40 pCt. russische waren. Charakteristisch ferner auch ist's, daß für jene 565 Theaterabende nur 33 Novitäten zu verzeichnen sind; mit 14 participirte an ihnen die russische Schauspieltruppe, die insbesondere mit Schpaschinski's Tragödie „Tscharodeika" einen sehr glücklichen Wurf gethan hat, denn diese historisch-romantische Dichtung hat im Laufe von drei Monaten über 25 Aufführungen erlebt; bei uns etwas ganz Unerhörtes! Und zudem immer bei ausverkauftem Hause. Eben so zugkräftig erwies sich die einzige Novität, die die russische Oper brachte, Tschaikowski's „Jewgeni Onegin"; die italienische Oper hat 2 Novitäten zu verzeichnen: Ponchielli's „Aldona", die nur einen mittelmäßigen Erfolg erzielte, und Massenet's „Lackmé"; zwei Novitäten auch wurden den Freunden des Ballets geboten: „Coppélia" und „Le diable à quatre". Wie diese Truppe im vorigen Jahr durch den Rücktritt von Frau Wasem einen herben Verlust erlitt, um so herber, als das Fach der dramatischen Primaballerina seitdem eigentlich unbesetzt geblieben ist, so verliert sie jetzt wieder zwei bedeutende Kräfte: die classische Tänzerin Frau Schaposchnikow und die Charaktertänzerin Frau Radin, die beide der Bühne Valet sagen und auch recht schwer zu ersetzen sein dürften. Die französische und die deutsche Truppe endlich brachten je 7 Novitäten, doch stehen

noch einige in Aussicht. Mit 7 Novitäten ein verhältnißmäßig recht geringfügiges Publicum eine ganze Saison über fesseln zu wollen — das ist allerdings eine recht mißliche Sache, und da nimmt man denn eben zu Gastspiel-Engagements seine Zuflucht. Aber wenn sich die Theaterdirection dabei nur nicht verrechnet. Sie zahlt der Geistinger pro Abend — ca. 400 Rbl., und für eben so viel hat sie das Alexandra-Theater an die Meininger verpachtet, die im Uebrigen sicher größere Anziehungskraft haben, als Frl. Geistinger mit ihrem hier abgespielten Repertoire.

Im Uebrigen jedoch hat die derzeitige Theaterdirection, die mit so großem „Halloh" begrüßt wurde und jetzt wo möglich noch mehr Widersacher hat, als einst das Baron Küster'sche Regime, doch bewiesen, daß sie zu rechnen und zu calculiren versteht, und vor Allem hat sie im „Alexandra-Theater" Einnahmen erzielt, wie sie die russische Schauspieltruppe früher nicht aufzuweisen hatte. Es ist in den letzten Jahren nun auch allerdings sehr viel für sie gethan worden, und sie ist so reich an tüchtigen Kräften, daß fast jede Novität doppelt besetzt werden kann und daß oft einige Abende nach der Reihe in großen Stücken immer wieder ganz andere Mitglieder auftreten.

Die durchschnittliche Bruttoeinnahme pro Vorstellung betrug z. B. in den Jahren 1875—1880 zwischen 825 Rbl. (im Kriegsjahre) und 991 Rbl. Von 1881 ab aber macht sich eine stete Steigerung geltend, und wir können verzeichnen pro 1881 — 1063, pro 1882 — 1129, 1883 — 1175 und 1884 — 1278 Rbl., was $^4/_5$ der Einnahme bei ausverkauftem Hause gleich kommt. Eines so guten Resultats kann sich keine der anderen Hoftruppen rühmen, ausgenommen vielleicht die italienische Oper, die auch eine recht hübsche Saison hinter sich hat.

Zu den „Tscharodeika"-Vorstellungen z. B. mußte fortlaufend Vorverkauf stattfinden, und immer war das Haus ausverkauft. Aehnlichen Erfolg erzielte auch eine russische Bearbeitung der bekannten Sardou'schen Comödie „Divorçons". . . .

Aber gelärmt und gekrittelt wird trotzdem und vornehmlich wegen der Administration in Person des Herrn Potechin, des Chefs der russischen Truppe, und des Herrn Pogoshin, ehemals Oberst des finnländischen Leibgarde-Regiments, jetzt Director der Theaterkanzlei, die er mit früheren Waffenbrüdern bevölkert hat.

Und allerdings passiren unter diesem Regime einige Dinge, die sich recht wunderlich ausnehmen.

Hier ein Beispiel aus allerjüngster Zeit.

Von den Provinzial- und Clubschauspielerinnen ist die äußerst anmuthige und sympathische junge Frau Gorew wohl so ziemlich die hervorragendste Heldenliebhaberin und jugendliche Tragödin, die als Maria Stuart, Adrienne Lecouvreur u. s. w. hier und in vielen anderen Städten wiederholt Triumphe gefeiert hat, die sie zum Theil gewiß ihrer bezaubernden Erscheinung, zum größeren Theil aber ihrem künstlerischen Können zu verdanken hat. Vor drei Jahren bereits debütirte Frau Gorew auf der Hofbühne, doch kam damals kein Engagement zu Stande, weil sie die Bedingungen für unvortheilhaft hielt. In diesem Winter nun, wo sie ein Gastspiel im „Renaissance"-Theater des Herrn Kasanzew und

im „Kleinen Theater“ mit der Truppe des Herrn Lentowski erfolgreich abhielt, wurde ihr wieder ein Debüt im „Alexandra“-Theater bewilligt, das vor einigen Wochen, mitten in der «haute saison», stattfand und glänzend ausfiel. Das Haus war ausverkauft; die Künstlerin, die die Königin in „Wahnsinn aus Liebe“ spielte, wurde mit Blumen überschüttet, über 50 Mal gerufen und die Presse feierte sie fast einstimmig: nur die ihre eigenen Wege wandelnde „Now. Wr.“, die nicht einmal den anerkanntesten Liebling des Publicums, die naive und sentimentale Liebhaberin Frau Sfawin gelten läßt, stimmte in den allgemeinen Chor nicht ein.

Und trotzdem erfolgte wiederum kein Engagement. Darob großes Lärmen in der Presse, Hin- und Herreden in der Gesellschaft, in keineswegs für die Theateradministration schmeichelhafter Weise. Letztere veranlaßte dann wohl, daß in einem Blatt, in der Petersburger „Gaseta“, eine Art Aufklärung veröffentlicht wurde. In derselben hieß es, daß Frau Gorew selbst schuld sei: sie habe nämlich nicht der gesetzlichen Bestimmung nachkommen wollen, die drei Debütvorstellungen vorschreibt; somit hätte die Direction sie auch nicht engagiren können.

Zur Zeit, als diese Notiz ihren Weg in die Oeffentlichkeit fand, weilte Frau Gorew in Helsingfors, wo sie mit einem Gastspiel zu den alten neue Lorbeeren hinzuerwarb. Aber sie kehrte bald zurück, erfuhr von jener Publication, und wenige Tage später erschien in mehreren Blättern gleichzeitig ein offenes Schreiben von ihr, das — nun, urtheilen Sie selbst.

In demselben theilt die junge Künstlerin ihr Gespräch mit dem Machthaber Potechin mit, das sie mit ihm nach dem glänzenden Debüt hatte. Er erklärte ihr, daß sie auf keinen Fall engagirt würde, weil „sie ihm persönlich nicht gefalle“ und daß er „auf das Urtheil und die Wünsche der Presse und des Publicums nichts gäbe“. . . . Und so sprach ein Publicist und dramatischer Schriftsteller, der einst durchaus zum Lager der „Liberalen“ gehört hatte. Frau Gorew ihrerseits erklärt in ihrem Brief, daß sie „keine Lust habe, Herrn Potechin allein zu gefallen“ und daß, als sie vor drei Jahren debütirte, derselbe Herr Potechin „ihr bereits nach einer Vorstellung einen Engagementsantrag gemacht hätte, den sie nur darum ausschlug, weil er ihr nicht vortheilhaft erschien“.

Das Schreiben war mit aalglatter Gewandtheit abgefaßt, und seine Wirkung müssen wir zunächst abwarten. Daß aber der «incident Gorew» viel von sich reden macht — das ist selbstverständlich. . . .

* * *

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Privattheater.

Ihnen war das Geschick in diesem Jahre freundlicher gesinnt: wir haben dieses Mal keinen „Krach“ zu verzeichnen. Herr Kasanzew hat sich im „Renaissance“-Theater mit seiner russischen Schauspieltruppe brav gehalten und, unterstützt von den Gastspielen Nilski's, Andrejew-Burlak's und der Frau Gorew, das Schifflein seiner Entreprise geschickt in den sicheren Hafen einer zufriedenstellenden Bilanz geführt. Auch Herr Sfetow, der, mit den beiden «stars» Frau Sorin und Frl.

Sfetow und der «great attraction» Dawydow ausgerüstet, im October im Kononowschen Saaltheater eine Operetten-Campagne eröffnete, hat als Sieger den Platz behauptet und den Petersburgern bewiesen, daß sie am Ende doch viel mehr Geld besitzen, als sie glauben, denn trotz der exorbitanten Preise, die in seinem Theater gezahlt werden mußten, war dieses nicht das am Schlechtesten besetzte. Im «Théâtre des Nouveautés» (im „Hôtel Demouth") hatte sich in diesem Winter keine Truppe niedergelassen, dafür aber schalteten und walteten im „Kleinen Theater" drei. Die französische Operettentruppe und die russische Schauspieltruppe des Herrn Kartawow, der an der ersteren den Schmerz erleben mußte, daß die Nachfrage nach diesem Genre an der Geschmacksbörse der Petersburger ebenso hinuntergegangen ist, als an der Effectenbörse der Curs der „Bavaria"-Actien; und später die russische Operettentruppe des Herrn Lentowski, des großen Moskauer Entrepreneurs, der es auch hier wieder verstand, die Rechnung nicht ohne den Wirth zu machen.

* * *

Jetzt stehen auch all' diese Theater, dem Theater-Sperrungsgesetz zufolge, geschlossen und leer da, wohl, damit das Publicum die „Tingel-Tangel" aller Stufen bevölkern kann, die während der Großen Fastenzeit ebenso existenzberechtigt bleiben dürfen, wie sonst — eine unbegreifliche Inconsequenz, die denn auch nicht verfehlt, ihre verderblichen Früchte zu tragen.

Dafür haben sich aber mehrere Säle für Kunstausstellungen schon geöffnet. . . Doch führe ich Sie heute nicht mehr hin, da Sie zu ermüdet sein dürften. . . . Ich schließe und bin überzeugt davon, daß Ihnen das eben so wenig unerwartet kommt, als den Einwohnern des Wjasemski'schen Hauses der grauenvolle Einsturz vom 9. Februar, der mehreren Menschen das Leben kostete. Diese Affaire, die hier begreiflicherweise sehr viel Staub aufgewirbelt hat, wird wohl demnächst unser Bezirksgericht beschäftigen, und dann komme ich auf sie zurück. . . .

J. Norden.

Berichtigungen. In der letzten Plauderei hat wieder einmal der Druckfehler-Teufel sein Wesen getrieben, als hätte er in seiner Art „Masslianiza" feiern wollen. Und dabei hatte er es augenscheinlich insbesondere auf die „Leuchtenbergsche Gallerie" abgesehen, in der er wahrhaft mit Berserkerwuth gehaust hat.

Nachstehend ein Verzeichniß seiner Hauptvergehen:

S. 197, Z. 9 v. o. muß es heißen „Ssamokisch“ und nicht „Ssumokisel“, denn der junge Maler hat nichts Kieselhaftes an sich, sondern sein Talent ist Goldes werth;

S. 200, Z. 6 v. u. straft der Kobold meine grammatikalischen Kenntnisse Lügen, indem er „den“ anstatt „der“ druckte.

S. 201, Z 2 v. o. setzte er für „Humoristen“ — „Humanisten“ und auf derselben Seite, Z. 20 v. o., hat der lüsterne Geselle aus „Cruditäten“ — „Auditäten“ gemacht.

Auf S. 202 war er besonders gut aufgelegt. In den Zeilen 7—9 v. u. verwandelte er „van der Werff“ in „van der Merff“, „Hobbema“ in „Habbema“, den „Sammt-Brueghel“ in einen „Saint-Brueghel“ (er dachte dabei offenbar an den „Höllen-Brueghel“, der ihm, von seinem Standpunkte aus, allerdings als ein „Heiliger“ erscheinen mochte) und den lieben alten „Potter“ in einen „Sotter“.

Seite 203, Z. 5 v. o. bezeichnet er als den Autor des „Amor“ einen obscuren „Basio“; der Bildhauer hieß aber „Bosio“.

Seite 204 endlich — Gott lob, es ist die letzte! — setzt er heimtückischer Weise in Z. 3 „aus“ für „mit“, Zeile 10 „mal“ für „wohl“ und Zeile 12 „Will“ für „Wilt“. J. N.

Kleine Mittheilungen.

Von F. **Amelung** in Reval.

1. Franz Bonnius und Barbara von Tiesenhausen.

Es ist entschieden eine interessante Aufgabe, den wahren Sachverhalt jener tragischen Begebenheit des Jahres 1553, die sich an die Namen Bonnius und Barbara Tiesenhausen knüpft, zu untersuchen und die historischen Quellen zu erforschen, aus denen Pantenius seinen neuesten vielgelesenen Roman: „Die von Kelles“ geschöpft hat. In geistvoller Weise ist dieser Roman kürzlich von E. U.-St. besprochen (s. „Baltische Monatsschrift“ 1884, Heft 9, p. 780 ff.) und Pantenius gegen den ihm gewiß von vielen Lesern gemachten Vorwurf, als sei der ausgewählte Stoff ein allzu düsterer, in Schutz genommen worden. „Erhebend kann der Eindruck des Buches eben so wenig sein, als er erheiternd ist. Schuld und Strafe, Sünde und Gericht — das ist es, was uns vor die Seele tritt. In unheimlichem Dämmerlicht beginnt die Erzählung, in finstere Nacht führt sie hinaus. Was uns tröstend anmuthet, liegt im Einzelnen, nicht im Ganzen. . . . Unsere Geschichte trägt in ihrem ganzen Verlaufe ein düsteres Gepräge: die Lichtblicke sind selten und verschwinden rasch,“ — so urtheilt E. U.-St., doch vermögen wir ihm darin nicht beizustimmen, selbst nicht in Bezug auf die angeblich „verruchte Zeit“ des Nichtsthuns und der wohligen, guten Tage während der Regierung der letzten altlivländischen Ordensmeister, von Plettenberg an bis auf Fürstenberg und Gotthard Kettler. Um den naheliegenden Vergleich der Zustände in Alt-Livland und dem benachbarten Preußen zu ziehen, lese man z. B. die Chronik Caspar Hennenberger's. Man wird in derselben eine Reihe von Schauergeschichten finden, welche sich Jürgen von Tiesenhausen's Schwestermord zur Seite stellen, ja ihn weit überbieten. Um zunächst nur ein einzelnes gutbeglaubigtes Beispiel wiederzuerzählen, so hat Anno 1550 ein Haufen preußischer Edelleute den alten Pfarrer zu Lennenburg überfallen: „sie finden ihn allein schwach auf dem Bette liegen, martern und plagen ihn sehr, hingen ihn auch mit dem Gemächte auf, die anderen suchen das Geld; indeß geht die Thüre auf und wieder zu, des erschraken sie und meinten, es wäre ein

Mensch gewesen, der ginge nach Volk; derhalben sie das Suchen aufgaben und entliefen. . . . Mußte der Pfarrer also hängen, bis seine eigene Tochter, eine Jungfrau, zum Ersten nach Hause kam, den Vater so schmählich hangen fand, ihn auflösete u. s. w. (Hennenberger p. 256)."

Aus dem ganzen Zeitraum der wohligen, faulen Tage („weldage"), die mit Plettenberg's Siegen 1502 begannen und mit dem Tataren-Einfall 1558 endeten, lassen sich etwa zehn Schauergeschichten der damaligen „Chronique scandaleuse" bei unseren Chronisten auflesen — man hat aber durchaus kein Recht, auf dieselben hin jenes Zeitalter absolut zu verdammen und es anzuschwärzen. Denn man möge sich doch des vielen Guten, namentlich der großartigen Errungenschaften auf dem Gebiete der Kirche und selbst des Volksschulwesens erinnern (der erste ehstnische Katechismus erschien bereits 1517, der erste preußische aber 1545), und man wird unserem baltischen Reformationszeitalter wohl gerechter werden müssen, als es E. U.-St. ist. Der grimmige Jürgen von Tiesenhausen auf Randen — der schändliche Pfarrherr Johann Holst auf Karmel, welcher Anno 1520 wegen Geiz, Wucher und Bestechlichkeit seiner Pfarre entsetzt ward — der wuchertreibende und sittenlose Oesel-Wiekſche Bischof Johann von Münchhausen — Wolmar Uexküll von Kasti, welcher in seinem Garten einen Schneidergesellen aus purem Uebermuth jämmerlich umbrachte und dennoch straflos blieb — endlich der in Reval am 7. Mai des Jahres 1535 enthauptete Johann Uexküll von Riesenberg, der seinen leibeigenen Bauern, welchen er eines Diebstahls wegen in Verdacht hielt, selbst gerichtet, ihn in den Block gespannt, gegeißelt, ihn endlich mit einem Scheit Holzes auf den Kopf geschlagen und dergestalt getödtet hatte — alle diese einzelnen Gestalten dürfen doch nur als die wenigen, gänzlich ausgearteten Kinder ihrer Zeit angesehen werden. Wie uns scheint, ist also das nach der landläufigen Vorstellung von Pantenius entworfene Zeitbild der altlivländischen Sittenzustände in so fern ein unhistorisches, als es thatsächlich ein allzu düsteres ist.

Zur Begründung dieser vielleicht als optimistisch gescholtenen Auffassung weisen wir vor Allem auf den Vergleich der preußischen und der altlivländischen Sittenzustände hin. Ein von Caspar Hennenberger am Schlusse seiner Chronik gegebenes Register oder vielmehr ein von uns zufällig und willkürlich herausgegriffenes Stück dieses Registers mag hier ausführlich wiedergegeben sein. Hennenberger registrirt u. A. folgende Fälle: „Zum fünften Gebot. Brudermord Anno 1546 in Königsberg, Vater- und Muttermord ebendaselbst Anno 1550. Hans Briger in Danzig ermordet seinen leiblichen Vater und seine Ehefrau. Ein Weib in Domnau ersticht ein anderes Weib Anno 1570. Ein hundertjähriger Hirte in Domnau ersticht seine Dienstmagd Anno 1557. Gerlach von Zweifel wird zu Königsberg wegen Mordes und Diebstahls zum Tode verurtheilt, aber zu zweijährigem Gefängniß begnadigt. Der Pfarrer Johann Werner zu Landsberg bestiehlt den Erztruchseß von Waldburg um eine Lade mit Kleinodien, wird verhaftet, ermordet sich selbst und wird unter dem Galgen begraben. 1586."

Ferner charakterisirt Hennenberger (p. 427) die Sitten des preußischen Adels zur Zeit Herzog Albrecht's, indem er einen seiner Tyrannei halber weltberühmten Junker seine dienstpflichtigen Bauern mit dem Knebelspieße zur Arbeit treiben läßt, worauf dann ein Gutsnachbar zum Tyrannen spricht: „Du magst den Teuffel deine Bauern also mit dem Knebelspieße zur Arbeit bitten. Bauern plagen, fressen, saufen, Gott lästern, Fenster aus- und Oefen einschlagen, das sind nun die tapferen Thaten der Adeligen, sie haben auch das Latein gut gelernt. . . Es werden ihnen aber auch die Bauern in der Hölle dafür Scharwerk thun und Holz zuführen und es ihnen damit wieder bezahlen!" — Auf derselben Buchseite (p. 427) lesen wir ferner: Anno 1543 wurden auf dem Schlosse zu Schocka wegen Blutschande eine Mutter und ihr leiblicher Sohn, die mit einander drei Kinder gezeugt hatten, enthauptet. Sie waren von preußischem Adel aus dem Cermuttischen Gebiete und die Mutter hieß die „Sigmundische". — —

Wollte man den Edelmann Gerlach von Zweiffel und den Pfarrer Johann Werner als Typen der preußischen Edelleute und Pfarrer ihrer Zeit gelten lassen, nun dann freilich müssen auch Jürgen von Tiesenhausen und Johann Holst auf Karmel als echte und wahre Repräsentanten ihres Standes in Livland gelten.

Wenn man — nach dem Vorgange unseres ehrwürdigen, jedoch einseitig urtheilenden Chronisten Balthasar Russow — die Vernichtung Alt-Livlands durch die tatarischen Horden Iwan des Schrecklichen in den Jahren 1558 ff. als das Strafgericht Gottes darstellt, welches über ein verderbtes Geschlecht erging — warum blieb denn das mindestens eben so verderbte Schwesterland Preußen zur selben Zeit unverschont? Uns scheint, daß die landläufig gewordene Vorstellung eine irrige und durch neuere Forschungen zu widerlegende ist — und daß jenes Zeitalter von Plettenberg bis auf Fürstenberg wohl mit Grund ein leichtlebiges nicht aber ein sittenloses und verderbtes genannt werden darf. Man genoß damals in Stadt und Land einen funfzigjährigen glücklichen Frieden, Handel und Wandel blühten, der Wohlstand erzeugte Luxus und dieser manchen Uebermuth bei Adeligen, Bürgern wie Bauern; man lebte, mit einem Worte gesagt, fröhlich in den Tag hinein, aber nirgends steht es geschrieben — selbst bei Russow nicht — daß die livländischen Adeligen von Anno 1550 der Mehrzahl nach Leute vom Schlage eines Jürgen von Tiesenhausen gewesen sind. Die Katastrophe des Jahres 1558 mag ein bekannter Ausspruch des alten Russow charakterisiren, indem der Chronist, um die Sorglosigkeit der alten Livländer, die eine leichte Beute des Moskowiters wurden, zu schildern, treffend sagt: „Die russische Weihe flog über die livländischen Kücheln", — aber, wie Pantenius in seinem Roman zum Schluß ganz kurz andeutet: „aus den Trümmern des verderbten Alten rang neues besseres Leben sich empor". . . . Dieses tröstliche Schlußwort hat seine völlige Berechtigung, denn aus dem Geschlechte, welches man wohl ein genußsüchtiges, ein übermüthiges, ja ein charakterschwaches und leichtsinniges benennen darf, ist nach der Schreckenszeit der Kriegsjahre 1558 bis 1582 eine neue Generation erwachsen, welche sich im Adel wie im Bürgerstande durch Frömmigkeit,

Ehrbarkeit, Fleiß und Nüchternheit während der schwedischen Regierungsepoche von Gustav Adolf bis auf Karl XII. ausgezeichnet hat.

Pantenius giebt uns in seinem historischen Roman ein nach der herrschenden Vorstellungsweise entworfenes Zeitbild, welches kein bloßes Phantasiestück ist, sondern Dichtung und Wahrheit innig mit einander vermischt. Indem der Verfasser sehr viele historische Quellen in meisterhafter Weise benutzt und namentlich kurze Notizen aus Russow und Renner trefflich verwerthet hat, versteht er es zugleich, seinen Gestalten und Erzählungen ein rechtes, wahres Leben zu verleihen. Der Historiker selbst wird das Buch nicht ohne Interesse und Nutzen lesen, während den meisten Lesern dieser historische Roman vielleicht als Hauptquelle ihres historischen Wissens dienen wird, da sie sich an dem von Pantenius ihnen vermittelten allgemeinen Zeitbilde genügen lassen und sich schwerlich um eine kritische Untersuchung der Quellen bemühen werden. Ein bloßes Nachschlagen und Nachlesen der von Pantenius benutzten Hauptstellen bei Russow und Renner genügt auch keineswegs, um Wahrheit und Dichtung im Roman zu scheiden, sondern dazu ist die Anwendung historischer Kritik unerläßlich.

Wir müssen uns auf die größte Episode des Romans beschränken und können die historische Wahrheit nur in Bezug auf Jürgen von Rauden, Barbara von Tiesenhausen und Franz Bonnius, also die drei Helden des Romans, mit denen sich das meiste Interesse verbindet, zu ermitteln suchen. Dabei nehmen wir wahr, daß Pantenius als Romanschriftsteller seinen Stoff sehr frei behandelt, ihn aber auch durchgeistigt hat. Denn Pantenius *ergänzte nicht blos* durch seine schöpferische Phantasie die empfangenen Daten und oftmals dürftigen Notizen unseres Chronisten, sondern *er veränderte sie eben so häufig kraft seines Rechtes als Dichter. Es erweist sich, daß die Charaktere der eben genannten drei Helden des Romans historisch durchaus richtig und treu von Pantenius erfaßt worden sind*, während die Handlung frei wiedergegeben und mitunter stark verändert worden ist.

* * *

Den Sachverhalt der gräßlichen Ermordung Barbara's von Tiesenhausen durch ihren Bruder Jürgen lernen wir am ausführlichsten aus Johann Renner's durchaus glaubwürdigem Berichte kennen, den wir daher voransetzen wollen: „Im Juni 1571 zog Carl Heinrichson . . . mit 300 schwedischen Knechten durch Sümpfe und böse Wege nach Jerwen und überfiel Jürgen von Tiesenhausen's Fähnlein von meistens livländischen Edelleuten bei Nacht, erschlug sie Alle und erlangte stattliche Beute. Hier wurde demselben Jürgen Tiesenhausen von Rauden nach Hause gebracht und heimgezahlt, was er gegen den christlichen Glauben und sein Vaterland verbrochen („gehandelt") und daß er auch seine eigene Schwester hatte ersäufen lassen. Diese Jungfrau hatte sich mit einem Schreiber, einem ehrlichen Gesellen, verlobt („vortruwet"), der sie zur Ehe nehmen wollte. Sie gab das ihrem Bruder zu erkennen; derselbe wollte es ihr aber nicht gestatten, sondern

verlangte, daß sie sich mit einem Ihresgleichen verheirathen solle, sonst werde er ihr keinen Brautschatz mitgeben. Sie aber antwortete, daß sie sich mit diesem Gesellen in Ehren eingelassen hätte und keinen Anderen als ihn zur Ehe haben wolle, auch daß sie gar nichts darnach frage („hart nicht dar na fragede"), ob er ihr eine Aussteuer geben wolle oder nicht. Da nahm dieser Jürgen Tiesenhausen mit seinen anderen Brüdern die Schwester gefangen, sie fuhren auf das Eis, sie hauten ein Eisloch („eine wake") und steckten die Schwester da hinein und ersäuften sie also. Der Schreiber aber zog nach Litauen, erhielt Geleitsbriefe („frech geleide"), wurde Feind gegen Livland und that großen Schaden, bis die Herren von Tiesenhausen sich mit ihm vertragen mußten."

Weniger ausführlich spricht über den Schwestermord der zweite zeitgenössische Bericht, den uns Balthasar Russow über den Tod des grimmigen Jürgen Tiesenhausen erhalten hat. Wir wollen diesen Bericht sogleich hier nach E. Pabst's Uebersetzung einfügen: „Nachdem Herzog Magnus 1571 von Reval abgezogen war und auf Oberpahlen sich verhielt, und das Gebiet Oberpahlen alle seine Hofleute mit vollem Halse und Maule — ihrer Gewohnheit nach — nicht zu unterhalten vermochte, und auch kein Geld vorhanden war, sie auch keinem anderen Herrn haben zuziehen dürfen, da haben sich die fünf Fahnen vertheilt. . . . Jürgen Tiesenhausen von Randen hat sich mit seiner Fahne im Weißensteinschen Gebiete, im Dorfe zu Ubbagal gelagert und dort umher geschäumt. Da hat der Gast, der den Wolf pflegt aus dem Busche zu jagen (sc. der Hunger) die Oberpahlenschen Hofleute auch nach Reval getrieben, um der Stadt Leinewand auf den Bleichbergen und das Vieh vor der Stadt in der Weide zu überraschen, damit Kahlesmahles*) Hemde auf den Leib und auch etwas zu fressen kriegen möchte. Da haben sie den 9. Juli etliche Stücke Leinewand und etliche Häupter Viehs vor Reval erhascht und weggetrieben. Aber die Bürger und die Landsknechte aus Reval sind bald fertig geworden und haben ihnen das Vieh vier Meilen von der Stadt in Delwich's Hofe abgejagt und die Streifer auf die Flucht gebracht. Danach ist Carl Heinrichson . . . mit 300 Mann schwedischen Knechten nach Jerwen gerückt, um die Oberpahlenschen Feinde weiter zu verfolgen, und hat des Jürgen Tiesenhausen von Randen Fahne, darunter fast Alle livländische Junker gewesen, bei Nachtzeit im Dorfe Ubbagal überrascht und sie sämmtlich erschlagen, erwürgt und in den Katen (d. i. Bauerhütten) verbrannt und stattliche Beute erlangt. Da wurde dem Jürgen Tiesenhausen wieder vergolten und bezahlt, was er mit seinen Hofleuten wider sein Vaterland begangen hatte (sc. daß er mit Herzog Magnus die Stadt Reval belagert hatte) und daß er seine leibliche Schwester wider alle brüderliche Liebe und Affection im Sacke hatte ersäufen lassen, darum weil sie einen Schreiber lieb gewonnen, sich mit ihm versehen („sick mit eme vorsehen") und ihn zu der Ehe begehrt hatte."

*) Ein räthselhaftes, unerklärtes Wort, das etwa onomatopoietisch von Russow dem biblischen Worte Krethi-Plethi nachgebildet sein und so viel wie „kahle", d. i. arme Leute bedeuten dürfte.

Wie wir sehen, weichen diese beiden zeitgenössischen Berichte blos in einem einzigen, freilich sehr wesentlichen Umstande von einander ab. Während nämlich Renner sagt, daß sich Barbara Tiesenhausen in allen Ehren mit Franz Bonnius verlobt hätte, behauptet Russow, sie habe sich „mit ihm versehen". Unser Geschichtsschreiber Richter (Th. 2, Bd. 1, p. 18) ist Russow, dessen Bericht er allein kannte, gefolgt, aber wir werden anders urtheilen und Russow's Bericht verwerfen müssen. Erstens spricht schon jede innere Wahrscheinlichkeit gegen Russow's Angabe; denn wäre die letztere richtig, so konnte selbst eine so harte Strafe, wie sie der Bruder über die leibliche Schwester verhängte, schwerlich den Franz Bonnius als den eigentlichen Schuldigen zu einer Fehde gegen die Mörder seiner Braut berechtigen, — so wäre dem Franz Bonnius auch nicht die Unterstützung gewährt worden, welche ihm alsbald seitens des Königs von Polen, des Herzogs Albrecht von Brandenburg, ja sogar seitens zweier livländischer Ordensmeister factisch zu Theil wurde. Weiter entscheidend ist, daß in den Geleitsbriefen der beiden Ordensmeister Fürstenberg und Kettler (s. Schirren, Verzeichniß 740 u. 919) der Sachverhalt im Sinne Renner's dargestellt, nur von einer ehelichen Verlobung des Paares geredet und mit keinem Worte einer Schuld desselben gedacht wird. Ausschlaggebend jedoch dürfte es sein, daß Johann Renner den Bericht Russow's nachweisbar kannte, denselben zum Theil benutzte und ihn absichtlich corrigirte. Die ausführliche Erzählung Johann Renner's muß daher auch in dem Punkte, worin Russow's knapper Bericht mit ihm nicht übereinstimmt, vorgezogen werden. — Ein dritter Zeitgenosse und Chronist, Salamon Henning, schweigt bei der Erzählung vom Tode des Jürgen von Tiesenhausen (Chronik 53b.) ganz und gar über dessen Unthat, obgleich er seine Erzählung aus Russow geschöpft hatte. Vielleicht fiel schon Henning die unrichtige Wiedergabe dieser «cause célèbre» ihrer Zeit auf! Vielleicht aber bedeutet bei Russow der plattdeutsche Ausdruck „sick mit eme vorsehen" gar nicht das, was man bisher darunter verstanden hat, sondern ist vielleicht richtiger mit: „sich in ihn vergafft, verliebt", zu übersetzen?

Für eine Auffassung des Thatbestandes im Sinne von Renner haben sich die neueren Historiker entschieden. R. Hausmann und K. Höhlbaum, die Herausgeber von „Johann Renner's livländischen Historien", schrieben im Jahre 1876: „Die Gewaltthat des Georg Tiesenhausen gegen seine Schwester Barbara (beide waren Reinhold's Kinder, s. Brieflade, Register V. 71), weil sie sich mit Franz Bonnius, einem Kaufgesellen im Stift Dorpat ehelich verlobt hatte, war bereits zur Zeit des Meisters Galen (reg. 1551—1557) geschehen. Bonnius kam mit der ganzen Freundschaft der Tiesenhausen und mit dem Stift Dorpat in offene Fehde, begab sich unter polnischen Schutz und ward endlich auf Betrieb der Fürsten von Polen, Brandenburg und Preußen 1559 von Fürstenberg und Kettler offen geleitet, damit er die an seiner Geliebten verübte Gewaltthat rächen könne (s. Schirren, Quellen 372 und Verzeichniß 740, 919)."

Erst nachdem R. Hausmann und K. Höhlbaum bereits im Jahre 1876

alle bis dahin bekannten Quellenangaben vereinigt hatten, erschien in der „Baltischen Monatsschrift“ (Jahrgang 1881. Januarheft p. 7) eine schon vor längeren Jahren von Professor C. Schirren gehaltene interessante Vorlesung, welche ein reiches und neues Quellenmaterial darbot.

C. Schirren schrieb: „Um jene Zeit nun stand zu Ringen, in der Nähe von Dorpat, ein junger Kaufgesell, Namens Franz Bonnius, in Diensten: man nannte ihn auch den kleinen Franz. Unter den Jungfrauen von Adel, welche sich derzeit auf dem Hause aufhielten, gewann eine aus dem Geschlecht der Tiesenhausen, Barbara mit Namen, ihn lieb. Heimlich verlobten sie sich und flohen aus der gefährlichen Nähe der Verwandten. Im Herbst 1553 wurde ihnen nachgejagt; der Ordensmeister ließ Fangbriefe ausgehen. Da man vermuthete, sie würden in Riga Zuflucht suchen, wurde der Rath zu Riga angewiesen, ihnen ein Geleit nicht zu gewähren oder wieder aufzusagen, weil der Gesell das Fräulein ihrer ehrlichen Freundschaft (sc. Verwandtschaft) zu Wider und Spott entführt habe. An Ordensgebietiger, Cumpane und Landknechte erging ein gleicher Befehl, denn die Tiesenhausen hatten sich auf die Pernausche Einigung berufen und Ahndung gefordert. Nur einem der Flüchtlinge gelang es zu entkommen. Wo das Fräulein ergriffen wurde, ob an der Seite des Gefährten, ob gewaltsam oder mit List, wird nicht gemeldet. Die Freunde saßen im Namen der gekränkten Familienehre zu Gericht und mit Hülfe des eigenen Bruders wurde Barbara Tiesenhausen ertränkt. Da schwor der Kaufgesell Rache; dem ganzen Geschlecht der Tiesenhausen ließ er die Fehde ansagen: mit Feuer und Schwert wolle er sie verfolgen, mit eigener Hand und durch Helfershelfer. Vergebens gingen Häscher aus, ihn zu fangen; vergebens wurde der Rath zu Riga zu verschiedenen Malen ersucht; vergebens die Straßen nach Litauen bewacht. Nachdem sich der Verfolgte zu Riga in einem Hause verborgen gehalten, aus welchem er in zwei Keller und durch die Keller in zwei Nachbarhäuser gelangen konnte, so daß er, von einer Seite gedrängt, nach der anderen fliehen mochte, schlug er sich glücklich nach Kurland, durch Kurland nach Litauen und verband sich mit verzweifelten Gesellen zu Wegelagerungen in großem Stil. Was irgend den Tiesenhausen anhing, auch ohne ihren Namen zu führen, die Plettenberg u. A., verfolgte er ohne Schonung. Mehr als Einen hat er aus dem Sattel gestochen und die Grenze von Kurland entlang seinen Namen gefürchtet gemacht. Von Wilna bis nach Preußen hinein ist seine Bande auf den Beinen: Hans Mettmann genannt Oberesche, Hans von Braunschweig, Hans Krummhals; im Januar 1556 liegt er mit 90 Pferden bei Krasen, drei Meilen von Memel.“

Bis hierhin benutzte Pantenius die ihm wohlbekannte Schirren'sche Erzählung; er veränderte sie jedoch, indem er Bonnius nicht einen Kaufgesellen auf Ringen sein läßt, sondern, Renner und Russow folgend, ihn zu einem Schreiber d. i. Gutsverwalter macht. Die historisch unbekannten Einzelheiten bei der Einfangung Barbara's hat Pantenius hinzugesetzt, dagegen die genaueren Umstände

der Flucht des Bonnius aus Riga fortgelassen. Von den späteren Gehülfen des Bonnius tritt im Roman, wie die Leser desselben wissen, erst Hans Krumhals als der Verräther des unglückseligen Liebespaares auf (p. 358), nachher aber als Lieutenant in der Bande der verzweifelten Gesellen, zu denen auch der frühere Krüger Hans Mettmann als Fähnrich gehört (p. 481 ff.). Am Dreikönigstage des Jahres 1559 läßt Pantenius den Bonnius an der Spitze seiner 27 tapferen Reiter vor Randen erscheinen und dort eine schreckliche Rache vollziehen. Im Romane ist die Chronologie ziemlich arg verletzt, und es sind die Jahre 1553 bis 1558 völlig übersprungen, indem Flucht und Tod Barbara's thatsächlich schon im Herbst und resp. Winteranfang 1553 erfolgten, im Roman aber diese Ereignisse in den Sommer 1559 verlegt sind. Was Bonnius in diesen Jahren getrieben hat, erfahren wir des Genaueren aus der Vorlesung von Prof. C. Schirren und einigen anderen Quellen.

Prof. Schirren fährt so fort: „Der Ordensmeister schickt seine Diener aus, Hülfe bei den Gerichten (sc gegen Bonnius im Januar 1556) zu suchen; Herzog Albrecht beordert seine Haupt- und Amtleute, ihn zu fangen, wo immer er sich in Preußen betreten lasse; allerlei Strolche, nicht besser als seine Helfershelfer, erbieten sich, ihn gegen eine stattliche Verehrung mit List in des Meisters Hände zu spielen. Ob man zuletzt nicht wagt, Hand an ihn zu legen, oder ob er allen Stricken entgeht, — genug, der eben drohende Krieg zwischen Polen und Livland erhebt ihn vom Straßenräuber zum kühnen Parteigänger. Schon im December 1554 hat er sich vom König von Polen Geleitsbriefe erwirkt; im Januar darauf nimmt der Erzbischof ihn in seinen Schutz; als die polnischen Truppen sich der Stellung von Bauske nähern (sc. im Mai 1557), reitet er mit den Seinen vor. Zwar macht der Friede von Poswol (sc. 5. Sept. 1557) seine Hoffnung zu Schanden, aber bald darauf übernimmt es der furchtbare russische Einfall, ihn an den Tiesenhausen zu rächen, und immer wieder kehrt in Acten der Zeit sein Name wieder, bis er unter polnischer Herrschaft selber in's Land kommt, immer noch darauf bedacht, seine todte Freundin zu rächen. Ob und wie ihm das geglückt ist, erzählen vielleicht Acten aus polnischer Zeit."

Hieran knüpft Prof. Schirren noch folgende Schlußbetrachtung: „Man beachte, daß Niemand das Recht der Tiesenhausen, zu verfahren, wie sie verfuhren, in Frage stellt; daß der Ordensmeister förmlich billigt, was sie verbrechen; daß er von sich aus auf die Pernausche Einigung hinweist und daß erst die drohende Fürsprache des Königs von Polen dem tödtlich Gekränkten den Zugang auch nur zu den Gerichten des Landes eröffnet und wenigstens einen Schein der Anerkennung noch höherer Gesetze, als der Beredung von Pernau, hervorruft."

Obgleich die sämmtlichen von Prof. Schirren benutzten Urkunden der Reichsarchive zu Kopenhagen und Stockholm leider noch nicht gedruckt sind, dürfen wir doch schon jetzt Schirren darin widersprechen, daß auf Grund der Pernauschen Einigung Niemand das Recht der Tiesenhausen, die Barbara zu tödten, in Frage stellen konnte!! Wie? War denn etwa Barbara wirklich

ſchuldig ?! Freilich, nach Ruſſows Bericht konnte das wohl geglaubt werden, doch Renner belehrt uns eines Beſſeren, und ſelbſt falls ſich Barbara wirklich mit Bonnius vergangen hätte, ſo leſe man doch nur den Pernauſchen Adelsreceß vom Jahre 1543 bei Schirren ſelbſt nach (Balt. Mon. a. a. O. p. 6). Die Pernauſche Einigung beſtimmte nämlich: Wenn ein Adeliger oder ein wohlgeborener Knecht (sc. ein Bürger) eine adelige Jungfrau zu Falle bringt, ſoll er ſie heirathen; will er das nicht thun, ſo verlieren die beiden Schuldigen ihre Güter; geſchieht das (die Eheverweigerung) von einem ſchlichten Knecht (wohl ein Bürger der Handwerkergilde oder ein niedriger Dienender), ſo ſollen beide Schuldige „geſchmächtiget" werden. Daß Bonnius kein „ſchlichter Knecht" war, ſondern ein Kaufgeſelle, wiſſen wir ſchon, ferner bedeutet das Wort „ſchmächtigen" nicht „verbrennen", wie Richter es überſetzt (Th. 1 Bd. 2 p. 376) und wie auch Pantenius es gefaßt hat (im Roman p. 207 u. a.), ſondern es bedeutet entweder blos „hungern laſſen" oder aber „verhungern laſſen" und iſt alſo mindeſtens zweideutig und ungewiß ſeinem Sinne nach. Es iſt demzufolge recht unwahrſcheinlich, daß in einem Familienrathe der Herren von Tiefenhauſen ein förmliches auf Grund der Pernauſchen Einigung zu Recht beſtehendes Todesurtheil über Barbara gefällt worden iſt, und im Gegentheil muß man nach dem Zeugniß beider Ordensmeiſter annehmen, daß an Barbara eine widerrechtliche Miſſethat von ihren drei Brüdern und einigen ihrer nächſten Verwandten begangen ward (ſ. Verzeichniß 740 und 919). Der Bericht Renner's würde die Darſtellung der Sache, welche Schirren vor nun 20 Jahren gegeben hat, jetzt bedeutend modificirt haben.

Da nämlich Profeſſor Schirren die erſt 1870 aufgefundene Renner'ſche Chronik noch nicht kannte, ſo dürfen wir aus letzterer wohl eine Ergänzung zur Schirren'ſchen Darſtellung entnehmen. Wir wiſſen bereits, daß „Franz Bonnius großen Schaden that, bis ſich die Herren von Tiefenhauſen endlich mit ihm vertragen mußten" (Renner a. a. O.). Schon am 8. Juni 1559 hatte nämlich Franz Bonnius ſeine Feindſeligkeiten gegen die Herren von Tiefenhauſen längſt eingeſtellt, nachdem er am 5. Februar desſelben Jahres den Geleitsbrief des Ordensmeiſters Fürſtenberg erhalten hatte. Er hielt ſich nämlich am 8. Juni 1559 in Reval auf und war jetzt zu einem Vertrage mit ſeinen Feinden bereit, aber er mußte es wohl ſeiner Sicherheit wegen einſtweilen noch vorziehen, in dem ſchwediſch geſinnten Reval zu leben und von dort aus ſeinen Rechtshandel zu betreiben. Daher erbot er ſich beim Herzog Johann von Finnland, ſeinen Dienſt mit 2 oder 3 Pferden und eben ſo viel guten Geſellen der Krone Schweden zu leiſten, weil er von dort (sc. aus Reval) näheren Weg zu den Richtern nach Livland habe und weil er dabei Schutz und Schirm ſeitens des Herzogs Johann erwarte (ſ. Schirren Quellen 372). Am 6. Juni 1560 erneuerte ihm darauf der Ordensmeiſter Kettler das Geleit, aber ſelbſt im nächſten Jahre wagte Franz Bonnius nicht nach Livland, d. h. vor das Dorpater Manngericht zu kommen, ſondern erſchien erſt nach der erfolgten Subjection Livlands an Polen (5. März 1562) vor den nunmehr polniſch gewordenen Behörden und hat ſich dann —

In Wirklichkeit lagen die der Familie Tiesenhausen gehörenden ehemaligen zufolge Renner's Chronik — endlich mit den Tiesenhausen vertragen, Urfehde geschworen und die zehnjährige Fehde geendet, wobei wahrscheinlich das von beiden Theilen einander zugefügte Unrecht jetzt als Null mit Null ausgeglichen und ohne Schadenersatz von der einen oder anderen Seite compensirt ward.

Hiermit erledigten wir einen weiteren Theil unserer Aufgabe, denn indem wir die Glaubwürdigkeit von Renner's Bericht kritisch nachwiesen, constatirten wir damit auch die Schuldlosigkeit Barbara's und des mit ihr ehrlich verlobten Bräutigams. Die Schuld fällt mit ihrer ganzen Wucht auf den ruchlosen Bruder Jürgen von Randen. Zu jener Zeit waren die Standesvorurtheile gar nicht so übertriebene, daß etwa Heirathen zwischen Adeligen und Nichtadeligen etwas Seltenes gewesen seien, geschweige daß ein ehrliches Verlöbniß zwischen Barbara und ihrem Bräutigam, der kein schlechter Knecht war, hinreichen durfte, um einen Schwestermord zu rechtfertigen.

Die Leser wissen, daß Pantenius nicht durchweg der Darstellung Renner's gefolgt ist, indem er z. B. ohne vorhergehendes offenkundiges Verlöbniß die beiden Liebenden heimlich entfliehen läßt. Er wirft eine gewisse tragische Schuld auf Barbara und ihren Bräutigam, er mildert den Charakter des gräßlichen Jürgen von Randen — und diese Abänderungen des Historischen sind im Roman ganz am Platze und statthaft, denn sie dienen ja dazu, um die Tragik noch mehr zu erhöhen. Wenn uns in dem historischen Roman „Die von Kelles" das allgemeine Zeitbild zu düster gezeichnet zu sein scheint, so ist hingegen die That des Schwestermordes von Pantenius aus dichterischen Gründen abgeschwächt worden.

Zum Schluß seien noch einige Einzelheiten im Roman historisch ergründet und namentlich über die Familien der Tiesenhausen und Tödwen, dann über deren Güter Randen und Ringen zuverlässige Nachrichten der Historiker mitgetheilt. Hierbei dürfen wir es nicht verschmähen, Einiges von dem einzustreuen, was die Volkssage und Dichtung über den Schauplatz und die Helden des Pantenius'schen Romans zu fabuliren wußten.

Dem Roman zufolge war Barbara angeblich die einzige Tochter des Johann von Tiesenhausen auf Randen (p 396 u. 190) und wurde als früh verwaistes Kind auf dem Gute Kelles bei ihrem angeblichen Oheim Eilhard Kruse und dessen Ehefrau, angeblich einer geborenen Catharina von Tiesenhausen, aufgezogen. Das Gut Kelles ist, wie hier sogleich bemerkt sein mag, das jetzige Gut Kailes (im Kirchspiel St. Jacobi, Pernauscher Kreis) und die Angaben über die Kruses auf Kallist hat Pantenius, wie er selbst angiebt, aus einem Buche Th. Schiemann's ziemlich getreu entnommen (s. Th. Schiemann, Charakterköpfe, p. 8). Auf Schloß Ringen leben dem Roman zufolge die Tödwens, und zwar die stolze Schloßfrau mit ihrer Tochter Brigitta, deren prächtiges Kleid so viel Aufsehen in ganz Livland erregte (p. 58). Indem der Verfasser den Bonnius in Kelles statt in Ringen Schreiber sein läßt, denkt er sich die Güter Kelles und Randen als benachbarte: man substituire daher für Kelles immer Schloß Ringen.

Schloßgebiete von Kawelecht, Randen und Kongota am östlichen Ufer des Wirzjärwsees und waren nördlich vom Embachfluß begrenzt; sie bildeten zusammen eine Herrschaft von 10 Quadratmeilen Landes und gehörten über 200 Jahre hindurch den reichen Dörptschen Stiftsvasallen Tiesenhausen. Keines der drei mächtigen Schlösser überdauerte den russisch-livländischen Krieg 1558 ff. Das Schloß Ringen jedoch, welches zehn Werst südlich von Schloß Randen liegt, ist als Ruine erhalten und zeugt noch jetzt von seiner alten Pracht und Herrlichkeit.

Hier in diesem Bezirk hat sich das historische Drama abgespielt, in welchem Jürgen und Barbara Tiesenhausen nebst Franz Bonnius die Hauptrollen zufielen. Auf dem Schlosse zu Randen war im Jahre 1538 der alte Schloßherr Reinhold von Tiesenhausen Todes verblichen und hatte seine Hausfrau Anna Sarijerwe als Wittwe mit vielen unmündigen Kindern zurückgelassen. Acht Töchter, von denen nur die beiden jüngsten Barbara und Dorothea unverheirathet geblieben sind, und drei Söhne trauerten um den Tod des Vaters. Von den Söhnen waren Jürgen und Reinhold im Jahre 1546 erwachsen und hatten damals den Besitz von Schloß Randen gemeinsam angetreten, auch hatte sich Jürgen bereits in den Ehestand mit Gertrud von Neilen begeben. Während Barbara zur Jungfrau heranreifte — sie mochte wohl beim Tode des Vaters noch ein Schoßkind gewesen sein — verließen die älteren sechs Schwestern das Vaterhaus und heiratheten in die Familien derer von Plettenberg, von Buxhöwden, von Neilen, von Taube u. a. Als Jürgen eine Frau nahm, mag die noch unerzogene Barbara vermuthlich auf das Schloß Ringen zu der anverwandten Familie des Johann von Tödwen gekommen sein (man vgl. hierzu und für das Folgende: Brieflade Th. 1 promiscue).

Der hochbetagte Schloßherr Johann Tödwen war selbst freilich ein biederer und anspruchsloser Mann («homo probus et simplex»), jedoch seine stolze Frau plagte der Hochmuthsteufel. Die Schloßfrau hatte für ihr einziges Kind, ihre Tochter, ein so kostbares von Gold und Perlen gesticktes Kleid anfertigen lassen, daß alle Leute in Livland davon genug zu sagen und zu fabuliren hatten (Russow 93a), ja daß der aus Süddeutschland nach Ringen verschriebene Meister mehr als ein Jahr daran arbeitete und angeblich über der feinen Perlenstickerei erblindete (nach Fabricius 108). Hier auf Ringen mochte Barbara ein freies und fröhliches Leben führen können und hier hat sich die kaum Zwanzigjährige im Jahre 1553 mit dem Ringenschen Kaufgesellen Franz Bonnius verlobt, welcher vermuthlich aus der bekannten Lübecker Rathsfamilie gleichen Namens stammte. Da ihr Bräutigam ein Bürgerlicher war, hatte Jürgen von Randen seine Einwilligung versagt, trotzdem die Schwester freiwillig auf die ihr zukommende reiche Aussteuer Verzicht leistete. Darauf war das nach damaligem lutherischen Kirchenrecht durch die Sponsalien schon ehelich und untrennbar verbundene Paar im Herbst desselben Jahres geflüchtet. — Barbara allein hatte der erzürnte Bruder ergreifen können, und kurzen Proceß hatte Jürgen mit ihr gemacht. Er war alsbald, jedenfalls noch im selben Winter, mit seinen beiden anderen Brüdern

Reinhold und Bartholomäus vom Schloß Randen aus auf den hart an demſelben liegenden Wirzjärwſee zu Schlitten gefahren oder gegangen, dorthin brachten ſie die arme Schweſter und ertränkten ſie im Eisloche. Dieſe zum Himmel ſchreiende Unthat blieb nicht ungerächt, die Nemeſis ereilte freilich erſt nach faſt zwanzig Jahren den Hauptmiſſethäter Jürgen von Randen bei Ubbagal! Im Jahr 1561 wurde Reinhold von den Ruſſen erſchlagen, und der dritte Bruder Bartholomäus iſt ſchon vorher ohne Leibeserben geſtorben. Da auch Jürgens' beide Söhne unverheirathet blieben, ſo erloſch mit ihnen das Geſchlecht der Tieſenhauſen von Randen in männlicher Linie.

Die Dichtung hat das ſchreckliche Ende der unglücklichen Barbara und die rächende Nemeſis bei Ubbagal mehrfach zum Gegenſtande genommen; zuerſt erſchien das Gedicht von E. Papſt, dann folgte eine zweite Dichtung von F. v. Hoeppener (ſ. E. Papſt. Bunte Bilder. Reval 1856, Bd. 1 p. 98 bis 106 und: Hinterlaſſene Gedichte von F. v. Hoeppener. Reval 1862. p. 22—36).

Sehr intereſſant iſt es, daß die Erinnerung an die Miſſethat ſich unaufgeſchrieben Jahrhunderte lang, obgleich ſehr verändert und entſtellt, dennoch erhalten zu haben ſcheint. Denn Hupel ſpricht im Jahre 1782 von folgender in ganz Livland bekannten Erzählung und erwähnt, daß dieſe Begebenheit im Ringenſchen Kirchenbuche eingetragen ſtehe (Top. Nachr. Bd. 3 p. 269). Darnach ſoll der kinderloſe Ritter Tödwen auf Schloß Ringen den Anſchlag gefaßt haben, ſeine leichtſinnige Frau an den Ritter auf Schloß Randen zu vertauſchen, jedoch ſei ihm dieſer Anſchlag mißglückt, und nun habe Ritter Tödwen den hoffnungsvollen 16jährigen Sohn des Ritters von Randen umgebracht und den Kopf desſelben in einer verdeckten Schüſſel den betrübten Eltern bei einem Gaſtmahle vorgeſetzt. — Einige Züge ſind aus Fabricius entlehnt, andere hat die Sage hinzugefügt, doch die urſprüngliche Veranlaſſung für dieſe Fabel mag wohl der Schweſtermord geboten haben. Bis auf den heutigen Tag knüpfen ſich theils an einen unterirdiſchen Gang unter der Ruine von Schloß Ringen, theils an das erſt im Jahre 1812 erbaute große ſteinerne Krugsgebäude unheimliche Geſchichten: ſo ſoll z. B. ein franzöſiſcher General, der aus dem Feldzuge 1812 ſich geflüchtet und ſeine Gelder unweit Ringen vergraben hatte, im dortigen Schloßkruge ermordet worden ſein, wie der Volksmund zu erzählen weiß. Auch dieſe Erzählung gründet ſich auf Nichts und iſt eben ſo unhiſtoriſch, wie die von Hupel berichtete.

Das Schloß Ringen iſt angeblich 1340 von Gotthard von Tödwen erbaut und ſteht noch jetzt, wie ſchon erwähnt, als prachtvolle Ruine da. Dagegen ſind die drei großen Schlöſſer derer von Tieſenhauſen nun vom Erdboden verſchwunden. Das Schloß Kongthal (oder Kongota) ſoll 1260 vom Ritter Walter von T., darauf 1288 Schloß Randen von einem anderen Ritter Tieſenhauſen, endlich das auf einem hohen Berge reizend gelegene Schloß Kawelecht im Jahre 1354 von Bartholomäus von T. auf Verſohn erbaut worden ſein. Von dieſen drei Schlöſſern erkennt man nur noch die in der Erde liegenden ſteinernen Fundamentmauern. Das Landvolk erzählte mir in Randen eine Sage, welche von der

Erbauung des Schlosses handelt. Es soll nämlich der Ritter von Schloß Kongota, wo sich auch heutigen Tages guter Lehmboden und die Ziegelei befindet, alle zum Bau von Schloß Randen erforderlichen Backsteine oder Ziegel auf eine originelle Weise nach dem fünf Werst entfernten und durch einen Morast getrennten Bauplatz des neuen Schlosses befördert haben: Es seien sämmtliche Männer und Weiber des Gebietes aufgestellt worden und bildeten nun eine Kette, worauf jeder Ziegelstein von Hand zu Hand gereicht wurde. Möglich und nicht unwahrscheinlich, aber unhistorisch!

Die von Hupel erwähnte allbekannte Sage habe auch ich, jedoch in den verschiedensten Fassungen, im Volksmunde erzählen hören. Was daran historisch ist, wissen wir bereits; darum erwähne ich nur ganz kurz, daß der Mord auf Ringen bei einer Jagd — wie eine Version sagt — entdeckt sei, während eine andere Version von einem Kalbe, das der Ringensche Krüger bei der Ermordung des französischen Generals geschlachtet haben soll, erzählt. Man sieht, daß im Volksmunde ein buntes Gemisch von Wahrheit und Unsinn zu Tage gefördert wird.

Doch mag die Tradition immerhin noch aus sehr alter Zeit, aus dem Mittelalter selbst, manche einzelne Züge aufbewahrt haben. Die Herren von Tiesenhausen hausten auf ihren Schlössern in dieser Gegend als ein mächtiges und reiches Geschlecht. Der schon genannte Ritter Bartolomäus T. auf Versohn war der reichste Mann des Landes, er besaß allein im Erzstift Riga ganze 395 Haken Landes (im jetzigen Werth von 5000 Rbl. S. pro Haken = 2 Millionen) und nicht viel weniger in zwei anderen Stiften. Der Ritter Hans von Tiesenhausen erklärte im Jahre 1471 der Stadt Dorpat den Krieg, und es sollen um jene Zeit über 200 Tiesenhausens zu Pferde gesessen haben. Ein mächtiger Vasall dieses Geschlechts war einst angeklagt, daß er seine Läuflinge, d. i. die ihm wegen des schweren Joches der Frohne entlaufenen Bauern, habe grausam verstümmeln und mehreren von ihnen gar die Zunge ausschneiden lassen. Der Beweis ward dafür nicht erbracht, wohl aber mußte derselbe Vasall wegen Felonie vor seinem Landesherrn, dem Erzbischof, nach abgelegtem Oberkleid («detracto pallio») niederknien und um Verzeihung bitten, die er endlich auch erhielt.

Damit man unsere Vergangenheit aber nicht wegen einzelner, historisch nicht genauer untersuchten Schauergeschichten verunglimpfen dürfe, führe ich hier an, was C. Hennenberger nach dem Chronisten Simon Grunau aus Preußen berichtet (p. 36): Anno 1331 fing der Herr von Neuenahr zu Braunsberg einen Läufling, ließ ihn in eine Ochsenhaut einbinden, ihm den Kopf mit Honig einschmieren und hing ihn in seinem Bienengarten auf, wo er von den Bienen zu Tode gestochen worden ist. — (p. 34): Anno 1390. Der Ritter Hilger von Transen mußte seine ihm entlaufene Ehefrau zur Strafe lebendig begraben. So geschehen auf Befehl des Hochmeisters von Preußen.

Wir sehen, daß die alten Zeiten hart und grausam waren, das ist gewiß. Jedes frühere Jahrhundert muß aber mit seinem eigenen Maße gemessen werden, der Rückschritt soll verurtheilt, der Fortschritt gepriesen werden. Aus einzelnen

Begebenheiten kann und soll ein allgemeines Zeitbild gar nicht oder wenigstens nicht anders als mit der Anwendung historischer Kritik dem weiteren Leserkreise erschlossen werden, soll die Wahrheit nicht zu kurz kommen.

2. Die Bernhardiner Mönche werden aus Fellin vertrieben (1560).

Der Chronikenschreiber Dionysius Fabricius, katholischer Propst zu Fellin um das Jahr 1610, in welchem er seine Chronik Livlands verfaßte, ist zwar kein zuverlässiger Berichterstatter, wohl aber ein unterhaltender Erzähler. Die nachfolgende wunderliche und tendenziöse Geschichte mag durch die Tradition bereits arg entstellt auf ihn gekommen sein und nur der Kern derselben, d. i. die Vertreibung der Mönche durch den Ordensmeister Fürstenberg, dürfte auf Wahrheit beruhen. — Fabricius berichtet (p. 110—112) Folgendes:

Nach Beendigung des Krieges zwischen dem Markgrafen (sc. Rigaschen Erzbischof) Wilhelm von Brandenburg und Fürstenberg begab sich Letzterer in das sichere Schloß Fellin, weil die Moskowiter bereits viele andere Burgen des Landes erobert hatten. Als Fürstenberg dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte (4. April bis 20. August 1560), trug sich im Bernhardiner Kloster zu Fellin eine merkwürdige Begebenheit zu.

Aus diesem Kloster waren nämlich damals die Mönche noch nicht vertrieben, aber der Teufel („Dämon") fand doch ein Mittel heraus, um sie auch von hier zu verjagen. Da nach dem Beispiel, welches Luther selbst gegeben, der Austritt aus dem Kloster einem Jeden ohne Schande freistand, so gedachte ein gewisser Klosterbruder den Schafstall Christi mit der Hürde («hava» eigentlich Schweinestall) des Teufels zu vertauschen und bat den Ordensmeister, daß er ihn an seinen Hof aufnehmen möchte. Gern willigte der Meister ein und setzte den Tag fest, an welchem der Mönch in der Klosterkirche sein Ordensgelübde abschwören und das geistliche Habit mit dem Gewande des Höflings wechseln sollte; daher ließ der Meister zum bestimmten Tage für seinen neuen Höfling neue Kleider anfertigen.

Beim ersten Morgengrauen dieses Tages, indessen die übrigen Mönche die Frühmesse sangen, hatte sich der Abtrünnige in den unter dem Speisesaal („Refectorium") befindlichen Keller begeben und war daselbst in die Oeffnung des geräumigen Ofens hineingestiegen, den man gerade jetzt als in der Zeit der vierzigtägigen Fasten nicht anheizen ließ: er wollte wohl im Ofen die sechsbeinigen Thierchen («pediculos») aus seiner Kapuze entfernen, um sie dem von ihm angemachten Feuer zu übergeben, als irgend eine Person oder vielleicht der Teufel selbst die Ofenthüre («januam ad orificium, ubi fumus ascendebat») zuschloß. Nun füllte sich der Ofen mit dichtem Rauch, und der Eingeschlossene mühte sich vergebens damit ab, die allzu schwere Ofenthür zu öffnen, bis er endlich im Rauche erstickte.

Mittlerweile verfügten sich die anderen Mönche zum Gottesdienst in die Klosterkirche, vor welcher auch die fürstlichen Diener und Beamten standen, um den abtrünnigen Klosterbruder hier zu erwarten und mit sich zu nehmen. Als

derſelbe nicht zugleich mit den Anderen erſchien, ſuchte man in allen Zellen nach ihm, jedoch vergeblich, ſo daß die Mönche ſchon glaubten, er ſei aus Fellin entwichen. Man ſagte dem Ordensmeiſter ſein Verſchwinden an, und Fürſtenberg wunderte ſich nicht wenig über dasſelbe.

Indeſſen war die Frühſtücksſtunde herangerückt und der fürſtliche Truchſeß begab ſich in's Refectorium, um das Frühſtück anzurichten. Als er die Ofenſpelte («foramen fornacis») öffnete, um die Wärme in die Stube («hypocaustum» = Wärmezimmer, Heizſtube, mhd. Dorntze) eindringen zu laſſen, ſiehe, da erfüllte ein Geruch von Gebratenem das ganze Zimmer! Es verwundert ſich der Truchſeß darüber, wie das komme und wer wohl für ſich in der Faſtenzeit einen Braten habe zubereiten laſſen. Er ſagt es dem Pater Guardian; dieſer läßt nun ſogleich überall nachſuchen, befiehlt die Ofenthür zu öffnen und hier entdeckt er — den gebratenen Mönch («bene tostum monachum»)! Die Brüder ſchrecken zuſammen und der Guardian eröffnet dem Meiſter den Hergang der Sache («negotium aperit»).

Da Fürſtenberg aus Haß und Bosheit ſich völlig überzeugt hielt, daß die anderen Mönche jenen in den Ofen geworfen hätten, ſo vertrieb er in ſeinem Zorn und, um den Tod ſeines Höflings zu rächen, die Mönche aus dem Kloſter, indem er ihnen blos einen Termin von drei Tagen zum Abzuge («rumationis = discessus», d. i. Räumung — sic!!) geſtattete. Am dritten Tage hiernach hielten die Mönche zum Abſchied in ihrer Kirche einen Gottesdienſt, bei welchem die ſtädtiſchen Bürger, die Höflinge und Fürſtenberg ſelbſt zugegen waren. Sie verkündeten dem Ordensmeiſter Gottes Strafgericht, das ihn auch wirklich bald ereilte, und zogen dann aus Fellin fort.

So weit Fabricius — über die Gefangenſchaft Fürſtenberg's, die bei der Uebergabe von Fellin am 20. oder 22. Auguſt 1560 erfolgte, möge man das Nähere in Ruſſow's Chronik nachleſen. Der greiſe Ordensmeiſter wurde nach Ljubin bei Moskau gebracht und iſt dort im Jahre 1568 geſtorben (ſ. Brieflade Th. 3, p. 125).

Die Bernhardiner waren Mönche des Ciſtercienſer-Ordens, die ſich aus Achtung gegen den heil. Bernhard von Clairvaux († 1153) in Frankreich dieſen Namen beigelegt hatten. Zwar gab es um das Jahr 1200 im Ganzen bereits 1800 Ciſtercienſer-Abteien in Europa, aber man kennt nur wenige Bernhardiner Klöſter außerhalb Frankreichs, und das Beſtehen eines ſolchen Kloſters zu Fellin erſcheint einigermaßen auffallend. Letzteres Kloſter mag immerhin von franzöſiſchen nach Livland gewanderten Mönchen vielleicht ſchon im 13. Jahrhundert erbaut worden ſein, wie denn auch hier in Kürze daran erinnert ſei, daß die vom Biſchof Hermann I. ſchon im Jahre 1224 gegründete Dorpater Domkirche dem heil. Dionyſius geweiht wurde — ein auffälliger Umſtand, der auf den Einfluß franzöſiſcher Geiſtlichen hinweiſt, denn Dionyſius Kirchen finden ſich ſonſt nicht in Norddeutſchland.

3. „O wenn wir doch auch in Italien solche Richter wie in Livland hätten!“

Die im Mittelalter übliche Strafe für den Diebstahl war nach livländischem Stadt- und Landrecht das Hängen. Man wendete jedoch wie in ganz Deutschland, so in Preußen und Alt-Livland eine grausame Verschärfung dieser Strafe an, indem man Landesverräther am Kniegelenk, Seeräuber am Schienbein aufhing. Auf dem vom germanischen Museum herausgegebenen Bilde: „Die Umgebung einer deutschen Burg des 15. Jahrh.“ (wiederabgedruckt in Dr. A. Essenwein's bekanntem culturhistorischen Bilderatlas, Mittelalter, Tafel 101, groß-Folio, erblicken wir unweit der Burg ein frischgeackertes Feld, und an dem Wipfel eines am Feldraine stehenden Baumes sehen wir einen am Schienbein aufgeknüpften Dieb, vermuthlich einen Felddieb, hängen.

Es war nun im Jahre 1314 der livländische Orden durch den Erzbischof von Riga Friedrich I. beim Papste Clemens V. verklagt und vor den päpstlichen Richterstuhl nach Avignon citirt worden, um sich wegen einer endlosen Reihe von größtentheils unbegründeten und blos erdichteten Anschuldigungen (s. Index 277 und Richter, Gesch. d. Ostseeprovinzen Th. 1, p. 192) zu verantworten. Der vom Juni bis November 1312 in Riga anwesende päpstliche Commissar Franz von Moliano, Domherr von Laon, hatte nämlich nicht weniger als 230 Klageartikel nebst den resp. Antworten der Ordensritter auf einer im geheimen Archivgewölbe zu Königsberg bewahrten Pergamentrolle verzeichnet, welche letztere aus 34 einzelnen Bogen (zu 1½ Rig. Ellen Breite und 1½ Rig. Ellen Länge) besteht und so unvollständig, wie sie noch jetzt ist, doch 51 Rigasche Ellen d. h. 102 Fuß lang ist. Am 18. Juli 1312 hatte Franz von Moliano den Bann über den Deutschen Orden ausgesprochen, aber schon am 2. October 1313 hatte der Papst die vollständige Absolution ertheilt und die Untersuchung der Klagesache in Avignon selbst angeordnet.

Als darauf im Jahre 1314 der damalige Comthur von Schloß-Wenden, nachherige Ordensmeister Eberhard von Monheim zur Vertheidigung des Ordens vor dem Papst erschien, soll er demselben bei einem Verhöre einstmals gesagt haben: „Heiligster Vater! Es verhält sich nicht so, wie gesagt wird, und ist eine Lüge, die man vorbringt. Denn wohl habe ich mehrere Seeräuber, welche das Kirchspiel Kielkond auf der Insel Oesel ausplünderten, gefangen gesetzt und habe sie dem Landesgesetze gemäß gerichtet, indem ich sie an den Schienbein, wie sie es verdient hatten, aufhängen ließ.“ Darauf sprach der Herr Papst Clemens: „O wenn wir doch auch hier zu Lande solche Richter hätten!“

Das Nähere erzählt der Chronist Hermann von Wartberge (s. Scr. rerum Prussicarum II, 58 und F. G. von Bunge, das Herzogthum Ehstland, Gotha 1877, p. 305).

Vom Büchertiſch.

Liv-, Ehſt- und Curländiſches Urkundenbuch. Begründet von F. G. von Bunge, im Auftrage der Baltiſchen Ritterſchaften und Städte fortgeſetzt von **H. Hildebrand**. Band 8 (1429 Mai bis 1435). Riga 1884.

Nachdem der erſte Herausgeber des liv-, ehſt- und kurländiſchen Urkundenbuches während zweier Jahrzehnte (von 1853 bis 1873) in raſtloſer Arbeit die Quellen der baltiſchen Provinzialgeſchichte bis zum Jahre 1423 erſchloſſen hatte, ſchien ſein nicht minder thätiger und umſichtiger Nachfolger ein langſameres Tempo mit der Herausgabe einſchlagen zu müſſen. Der immer maſſenhafter anwachſende Stoff und die zur Nothwendigkeit werdende vollſtändige Ausbeutung ausländiſcher Archive erklären dieſe Verzögerung, und wenn auch die Ungeduld einiger Forſcher mitunter darüber murren wollte, ſo beſänftigte ſich ihre Unzufriedenheit ſchon beim Erſcheinen des ſiebenten Bandes des Urkundenbuches, welchen H. Hildebrand im Jahre 1881 herausgab. Nach mehrjährigem Durchforſchen der einheimiſchen Archive in Riga, Reval, Petersburg u. a. hatte ſich H. Hildebrand nach Kopenhagen und Stockholm begeben und dort nach ſeinen eigenen Worten „manchen ſchönen Platz und manchen alt vergrab'nen Schatz“ kennen gelernt. Nachdem er über die von 1874 bis 1876 ausgeführten Reiſen und Vorarbeiten zwei ſehr werthvolle, leider im Buchhandel vergriffene Berichte erſtattet hatte, erwies ſich der Schatzgräber als ein eben ſo kundiger Münzmeiſter, indem er die vielen Tauſende von Urkunden in muſtergiltiger Weiſe zur Edition brachte.

Jetzt liegt es an unſeren Schriftſtellern und allen Freunden unſerer hiſtoriſchen Literatur, ſich mit dem neu erſchienenen achten Bande des Urkundenbuches vertraut zu machen. Eine ausführliche und in hohem Grade intereſſante Einleitung bietet dem Leſer die Ueberſicht der liv-, ehſt- und kurländiſchen Provinzialgeſchichte vom Mai 1429 bis zum Schluß des Jahres 1435, darauf folgen die 1041 Urkunden des 8. Bandes. Von letzteren ſind 584 in vollem Wortlaut abgedruckt, 457 aber als Auszüge und Regeſten. Die betheiligten drei baltiſchen Ritterſchaften und die Städte Riga, Reval, Dorpat und Pernau lehnten es ab, aus Sparſamkeitsrückſichten den Regeſten den Raum zu verkürzen; dadurch iſt die Bedeutung des

Urkundenwerkes nicht herabgedrückt worden, es liegt vielmehr jetzt das für die Forſchung und Geſchichtſchreibung geſammelte Material in unmittelbar zu verwerthender Form vor.

Der in der Einleitung behandelte Zeitraum 1429—1435 iſt ein kriegeriſcher, wir werden in eine Zeit ununterbrochenen Kampfes binnen und außer Landes eingeführt. Durch Anreizungen des deutſchen Kaiſers Sigismund war der deutſche Orden ſchon 1422 in den Krieg mit Polen und Litauen eingetreten, hatte 1423 Frieden geſchloſſen und vermochte nun eine ſechsjährige glückliche Periode innerer und äußerer Ruhe zu genießen, während welcher eine umfaſſende geſetzgebende Thätigkeit auf den Landtagen und auf dem in Riga abgehaltenen Kirchenconcil entfaltet wurde. Die Volksbildung lag den 1428 verſammelten Prälaten ernſtlich am Herzen, und auch die Landtage der Jahre 1424 und 1426 bekümmerten ſich lebhaft um das leibliche und geiſtige Wohl der Bauern. Während der nächſtfolgenden Kriegsjahre war an eine Verfolgung ſolcher Beſtrebungen nicht zu denken, denn Preußen und Livland — beſonders aber letzteres Land allein — waren in einen letzten Entſcheidungskampf um ihre Exiſtenz eingetreten. Angereizt durch Kaiſer Sigismund ſtellten ſich der preußiſche Hochmeiſter und der livländiſche Ordensmeiſter auf Seite Litauens und des Großfürſten Switrigail gegen König Wladiſlaw von Polen und im Juli 1431 brach der Kampf in Wolhynien los.

Während der ſchwankende und unentſchloſſene Hochmeiſter nur wenig Bundestreue zeigte, kämpften dagegen die Livländer unter ihren tapferen Ordensmeiſtern muthig gegen das übermächtige Polen. In der Schlacht bei Rakel (13. Sept. 1431) geſchlagen, ſtanden ſie das nächſte Jahr wieder unter Waffen, unternahmen einen Winterfeldzug nach Litauen zum Schutze Switrigail's und ſchritten im Herbſt 1433 zur Belagerung Wilnas, doch wurden ſie durch den Ausbruch von Seuchen vertrieben, ohne daß es zur Feldſchlacht kam. Der zu Lenczig am 13. Decbr. 1433 abgeſchloſſene Friede beſtimmte zwar einen zwölfjährigen Waffenſtillſtand, doch ſehen wir den livländiſchen Ordensmeiſter mit dem aus den Bauern rekrutirten Fußvolk (Söldner gab es damals in Preußen wohl, aber keine in Livland) im Lande Samaiten einfallen (Herbſt 1434), und endlich kam es zum entſcheidenden Kriegszuge. Die unglückliche Schlacht bei der Swienta entſchied am 1. September 1435 gegen den Deutſchen Orden, der livländiſche Ordensmeiſter Franke ſelbſt blieb todt auf der Wahlſtatt, und der Friedensſchluß am letzten Tage des Jahres ließ den Ordensſtaat fortan Polen-Litauen gegenüber ohnmächtig zurück, „dieſer Tag war auch der letzte, an welchem der preußiſche Orden ſelbſtändige Exiſtenz nach außen hin beſaß". Ein Jahrhundert länger als Preußen hat Livland bekanntlich ſeine Selbſtändigkeit behauptet.

Außer dieſen kriegeriſchen Begebenheiten ſchildert uns das Urkundenbuch alle inneren Kämpfe Alt-Livlands, die Beſtechlichkeit der päpſtlichen Curie, die Intriguen der Biſchöfe gegen den Orden und die Ränke des Ordens wider die Geiſtlichkeit. Endlich ward aber doch auf dem denkwürdigen Landtage zu Walk (am 4. Decbr. 1435) ein ganz einmüthiger Bund zwiſchen dem Orden, den

Biſchöfen, den Städten und dem Adel des Landes abgeſchloſſen. Der unglückliche Verlauf des polniſch-litauiſchen Krieges hatte endlich die Einigkeit der Stände in Livland hervorgebracht.

Wir ſchließen mit dem Wunſche, die Leſer möchten ſich nicht blos der Einleitung des Urkundenbuches zuwenden, ſondern auch die Quellen ſelbſt leſen. Welche Fülle von culturhiſtoriſch intereſſantem Material darin verborgen ruht, das nachzuweiſen, überſchreitet den Raum dieſer kurzen Anzeige. Unſere baltiſchen Forſcher werden die nächſten Jahre, ſo zu ſagen, vom Urkundenbuche leben!

—g.

Bibliographiſcher Anzeiger.

(Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in Reval.

Vom 1. Februar bis zum 1. März n. St. ſind erſchienen:

Almanach, Rigaſcher, für 1885. 8°. N. Kymmel's Buchh., Sort.-Eto., Riga. SR. 2,25.

Amelung, F., Geſchichte der Revaler Schwarzenhäupter von ihrem Urſprung an bis auf die Gegenwart. Nach urkundenmäßigen Quellen des Revaler Schwarzenhäupter-Archivs bearbeitet. Lfg. 1. Die erſte Blüthezeit von 1399 bis 1557. Gr. 8°. 136 S. Waſſermann, Reval. SR 1,20. Mk. 2,40.

Baykoff, Kaiſerl. ruſſ. Oberſt im Generalſtabe, Anwendung und Ausführung des Fußgefechtes in der ruſſ. Cavallerie. Ueberſetzt von Troſt, Prem.-Lieut. Gr. 8°. A. Bath, Berlin. Mk. 1,20.

Bericht der Commiſſion für die Vorarbeiten zur Errichtung eines öffentlichen Lagerhauſes für den Getreidehandel in Riga. („Rigaſche Induſtrie-Zeitung" 1885. Nr. 2, 3, 4.) Kymmel, Riga. SR. —,75.

Bibliotheca baltica. Antiquariſcher Katalog Nr. XXVII. Verzeichniß von Werken zur baltiſchen Geſchichte und Landeskunde. Gr. 8°. 56 S. N. Kymmel, Riga.

Bibliotheca rossica. Antiquariats-Katalog Nr. XXVI. Sammlung von Werken in nicht ruſſiſcher Sprache über Rußland und ſeine Nachbarländer. 8°. 74 S. N. Kymmel, Riga.

Coursbuch, Rigaſches. 15. Serie. 16°. Kymmel, Riga. 50 Pfg.

Dalton, H., Der Verein zur Bekämpfung der öffentlichen Unſittlichkeit in St. Petersburg. I. Unſere Aufgabe. Agentur des Rauhen Hauſes. Hamburg. 50 Pfg.

Dernburg, Fr., Ruſſiſche Leute. Eine Sommerfahrt. Circa 20 Bogen. 8°. Springer, Berlin. Ca. Mk. 4.

Drygalski, A. v., Königl. preuß. Prem.-Lieutenant a. D., Die ruſſiſchen Sommerlager 1884 mit beſonderer Berückſichtigung des Lagers von Kraſſnoje-Sſelo. Ein Vortrag, gehalten in der militäriſchen Geſellſchaft zu Berlin. Dec. 1884. Mit einem Plan. Gr. 8°. Ca. 7 Bogen. R. Eiſenſchmidt, Berlin. Ca. Mk. 2,25.

Gontſcharow, J. A., Oblomow. Roman. Aus dem Ruſſiſchen von G. Keuchel. 2 Theile in einem Bande. Ca. 30 Bg. A. Deubner, Berlin. Mk. 5.

Jaworſky, Dr. J. L., Reiſe der ruſſ. Geſandtſchaft in Afghaniſtan und Buchara in den Jahren 1878/79. Autoriſirte Ausgabe. Aus dem Ruſſiſchen überſ. und mit einem Vorwort und Anmerkungen verſehen von Dr. Ed. Petri. Bd. 1. Mit 2 Vollbildern und 1 Karte. Gr. 8°. VIII u. 427 S. Coſtenoble, Jena. Mk. 8.

Kalender, landwirthſchaftlicher, f. Liv-, Ehſt- u. Kurland des Jahres 1885 von J. Baron Manteuffel. 16°. N. Kymmel, Riga. Geb. Mk. 3.

Klinge, Mag. Joh., Schulflora von Ehſt-, Liv- u. Kurland u. d. angrenzenden Gouvernements mit beſ. Berückſichtigung von Ingermanland, enth. die wildwachſenden, verwilderten u. angebauten Phanerogamen u. Gefäß-Kryptogamen. Zum Gebrauch auf Schulen und Excurſionen. C. Mattieſen, Dorpat.

Klingſpor, Hedwig, Sommerdagar i Livland. 8°. 22 S. Göteborg.

Korreſpondenzblatt des Naturforſcher-Vereins zu Riga XXVI u. XXVII. Gr. 8°. Kymmel, Riga. à Mk. 3.

Marvin, Charles, Die ruſſiſche Annexion von Merw. Deutſche autoriſirte Bearbeitung nebſt einer kurzen Einleitung über die centralaſiatiſche Frage. Beilagen: Anſicht von Merw, Karte von Central-Aſien nebſt den neuen ruſſiſchen Grenzen. Ruſſiſcher Merkur, Odeſſa. Mk. 2.

O'Grady, G., Ueberſichtskarte vom weſtlichen Rußland. 4 Blatt. Maßſtab 1 : 1,750,000. Th. Fiſcher, Kaſſel. Mk. 12 roh. Mk. 15 aufgez. in Mappe. Mk. 16 aufgez m. Stäben.

Orsole, E., le Caucase et la Perse. 18°. E. Plon, Nourrit & Co., Paris. 4 fr.

Poplinski, A., Elementarbuch der polniſchen Sprache für den Schulgebrauch. 12. Aufl. 8°. F. A. Brockhaus, Leipzig. Mk. 1,25.

Schiemann, Dr. Th., Charakterköpfe und Sittenbilder aus der baltiſchen Geſchichte des 16. Jahrhunderts. Zweite wohlfeile Ausgabe. 10 Bogen. Behre, Mitau. Preis SR. 1.

Schmidt, C. A., Rettung der Eiſenbahnpaſſagiere bei Unglücksfällen, Rathſchläge in Bezug auf das Verhalten der Paſſagiere a. während der Fahrt, b. beim Anhalten des Zuges und c. bei vorkommenden Unglücksfällen. Mit 21 Holzſchnitten. 16°. 32 S. St. Petersburg. SR. —,40. Mk. 1.

Slöet, Leon, Die Sünden der Väter. Roman aus der ruſſiſchen Geſellſchaft. Zwei ſtarke Bände von ca. 36 Bogen. H. Coſtenoble, Jena. Ca. 8—9 Mk.

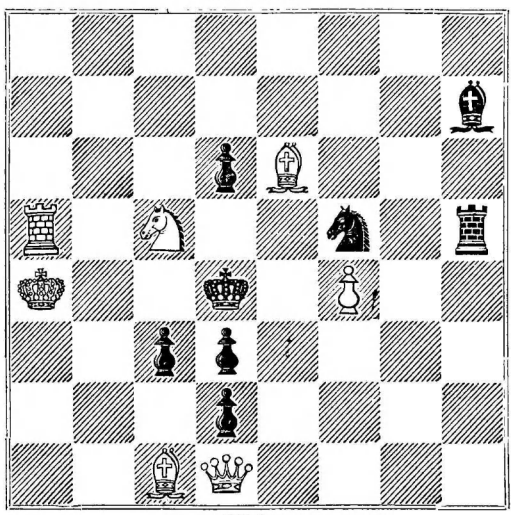
Studien und Forſchungen, veranlaßt durch meine Reiſen im hohen Norden. Herausg. von A. E. Frhrn. v. Nordenſkjöld. Gr. 8°. Brockhaus, Leipzig. Mk. 24. Geb. Mk. 26.

Schach.

Problem Nr. 16.

Von **L. von Wulf** in Dorpat.

Schwarz.



Weiss.

Weiss zieht und setzt in 3 Zügen Mat.

Endspiel Nr. 15. Die folgende Position ergab sich in einer zwischen H. Clemenz (Weiss) und Professor C. Schirren (Schwarz) im Dorpater Schachclub am 2. April 1865 gespielten Partie nach dem 28. Zuge von Schwarz.

Weiss: K g1, D f5, T d1 b7, L e4, Sp d4, B a4 b2 c2 g2 h2.

Schwarz: K a6, D b6, T d8 f8, B b5 g7 h7.

Weiss zog und kündigte in 4 Zügen Mat an.

15. Sicilianische Partie.

Gespielt am 3. März 1885 im Revaler Club.

O. Hoeppener. Weiss	F. Amelung. Schwarz	O. Hoeppener. Weiss	F. Amelung. Schwarz
1. e2—e4	c7—c5	19. D a4—b3	c5—c4
2. S g1—f3	S b8 - c6	20. D b3 - a2	T d8 - d7
3 c2—c3 [1]	d7—d5	21. T f1—d1	T h8 - d8
4. e4—d5 :	D d8 - d5 :	22. T a1—b1	K b8—a8
5. d2—d4	L c8 - g4	23. b2 - b3	S f6 - d5 :
6. L f1—e2	0—0 - 0	24. S c3 - d5 :	S b6 - d5 :
7 c3—c4	D d5 - d6	25. L d2 a5 [3]	S d5 - c3 [4]
8. d4—d5	L g4 - f3 :	26. T d1 - d6 : [5]	S c3 — a2 :
9. L e2 - f3 :	S c6 - e5	27. L a5—d8 :	T d7—d6 :
10. 0 - 0	S e5 c4 :	28. L d8—e7 :	T d6—e6
11 D d1 - a4	S c4 - e5	29. L e7—c5	c4 — c3
12. L f3 - e4 [2]	K c8 - b8	30. L f3—d1 [6]	T e6 - e1 †
13. S b1—c3	a7—a6	31 L c5—g1	T e1—d1 :
14. a2—a3	g7—g6	32 T b1 - d1 .	c3 - c2
15. f2 f4	S e5 - d7	33. T d1 - e1	c2 - c1 D.
16 L c1 - d2	L f8—g7	34. T e1—c1 :	S a2—c1 :
17. K g1 - h1	S g8 - f6	35. b3 - b4	b7 b5
18. L e4 - f3	S d7 b6	Weiss gab auf.	

Anmerkungen: [1]) Ein ungebräuchlicher Zug. — [2]) Bei 12. D a7 : folgte Sp f3 ‡ 13. g f3 : D d5 : 14. D a8 † 13. K c7, D a5 † 14. K b8 und W. steht schlechter. — [3]) Nun hoffte Weiss seinen von langer Hand vorbereiteten Angriff durchzuführen und die Qualität und die Partie zu gewinnen. — [4]) Dieser Zug war der einzige richtige. — [5]) Eine interessante Stellung. Die Combination 26. L a5—c3 : war allerdings stärker für Weiss, führte aber blos zum Remis 26. L c3 : D d1 ‡ 27. L d1 : T d1 ‡ 28. L c3—e1, L c3 ! ! 29. g3 ! (bei h3 gewinnt Schwarz die weisse Dame) L c3—e1 : (leider scheitert T d1 - d2, 30. L d2 : 31. D b2 : und gewinnt), 30. T d1 : T d1 : 31. D c2 T a1 32. bc4 : und wohl Remis. — [6]) Natürlich half 30. T d1 - b1 dem Weissen eben so wenig.

Auflösung des Endspiels Nr. 13 (Januar-Heft):

1. Sp g4—f6 ‡, D h4—f6 2. Sp d5—f6 ‡, e7—f6 : und nun müssen sich beide Gegner gezwungenermassen Pat setzen, also ein Automat. Unseres Wissens ist beiderseitiges Pat und automatischer Zugzwang bisher weder in einer Aufgabe verwendet worden, noch auch in einer lebenden Partie vorgekommen. — Richtig angegeben von W. Böthlingk, Chr. Grohmann in Reval und C. Kupffer in Walk.

Дозволено цензурою. — Ревель, 2-го Марта 1885 г.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Polikuſchka.

Novelle von Graf Leo Tolſtoi.

Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen von W. Stein in St. Petersburg.

I.

„Wie Sie zu befehlen geruhen, gnädige Frau. Nur ſchade um die Dutlows! So brave Leute alle mit einander! Soll aber keiner von den Hofsknechten geſtellt werden, ſo muß einer von Dutlows d'ran," ſagte der Verwalter; „Alle weiſen ohnehin jetzt nur auf ſie . . übrigens, wie Sie wollen!"

Und er kreuzte beide Hände, die rechte über die linke gelegt, über dem Magen, bog den Kopf zur Seite, zog die dünnen Lippen faſt ſchmatzend ein, verdrehte die Augen und ſchwieg mit der offenbaren Abſicht, lange zu ſchweigen und ohne Widerrede all' die Ungereimtheiten anzuhören, die ihm die gnädige Frau gewiß darauf antworten würde.

Es war der Gutsverwalter, ein Leibeigener und ehemaliger Hofsknecht, der, wohlraſirt und in langem Ueberrocke von beſonderem, für alle leibeigenen Gutsverwalter gebräuchlichem Schnitte, eines Abends im Herbſt vor ſeiner Gebieterin ſtand, um ihr ſeinen Bericht abzuſtatten. Dieſe Berichterſtattung beſtand nach den Begriffen der gnädigen Frau darin, ſich Rechenſchaft von den Wirthſchaftsangelegenheiten des verfloſſenen Tages geben zu laſſen und Anordnungen für den kommenden zu treffen. Der Verwalter, Jegor Michailowitſch, jedoch ſah darin eine Procedur, bei der es galt, gleich feſt auf beiden auswärts gekehrten Füßen, mit dem Geſicht zum Divan gewandt, in einer Ecke zu ſtehen, jedes nicht zur Sache gehörende Geſchwätz der gnädigen Frau ruhig anzuhören und ſie endlich durch verſchiedene Mittel dahin zu bringen, daß ſie raſch und ungeduldig zu allen ſeinen Vorſchlägen: „gut, gut!" ſagte.

Soeben war die Rede von der Rekrutirung. Aus Pokrowſki mußten drei Rekruten geſtellt werden. Zwei waren durch das Zuſammenfallen von Familienverhältniſſen, von moraliſchen und ökonomiſchen Rückſichten vom Schickſal ſelbſt gleichſam dazu bezeichnet. In Bezug auf dieſe konnte kein Zweifel obwalten,

kein Einwand erhoben werden, weder von der Gemeinde, noch von der gnädigen Frau, noch von Seiten der öffentlichen Meinung. Der dritte jedoch war streitig. Der Verwalter wollte alle drei Dutlows frei machen und den Hofsknecht Polikuschka stellen, der wohl Weib und Kinder hatte, aber in sehr schlechtem Rufe stand, weil er mehr als einmal auf Diebstählen, entweder von Pferdegeschirr oder Säcken oder Heu, ertappt worden war. Die gnädige Frau dagegen, die oft die in Lumpen gehüllten Kinder Polikei's liebkoste und mittelst christlicher Ermahnungen an Polikei's eigener moralischer Besserung arbeitete, wollte ihn nicht hergeben. Dabei wünschte sie aber auch Dutlows, die sie nicht kannte und nie gesehen hatte, nichts Böses. Sie konnte es durchaus nicht begreifen, und der Verwalter hatte nicht den Muth, es ihr ohne Umschweife zu sagen, daß, wenn Polikei nicht ginge, einer von Dutlows gehen müsse. „Ich will ja nicht Dutlows in's Unglück stürzen," sagte sie mit Gefühl.

„Wenn Sie es nicht wollen, so bezahlen Sie dreihundert Rubel für einen Stellvertreter," — hätte man ihr darauf antworten müssen. Aber die Politik erlaubte es nicht. Und so stellte sich Jegor Michailowitsch mit einem Gesicht, das den Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit und tiefster Ergebenheit trug, ruhig zurecht: ja, er lehnte sich sogar unmerklich an den Thürpfosten und sah nun abwechselnd bald auf die sich bewegenden Lippen der Gebieterin, bald auf die Ruche ihrer Haube, der eben so wie an ihr selbst an ihrem Schattenbilde auf der Wand unter dem Bilde umherzitterte; aber er hielt es durchaus nicht für nöthig, in den Sinn ihrer Rede einzudringen. Die gnädige Frau sprach lange und viel: er fühlte, wie ihm das Gähnen die Muskeln hinter den Ohren zusammenkrampfte; aber er versteckte diese Anwandlung von Schläfrigkeit geschickt, indem er die Hand über den Mund deckte und sich hartnäckig räusperte, als habe ihn ein Husten befallen. Ich sah unlängst, wie Lord Palmerston mit bedecktem Haupte ruhig dasaß, während ein Mitglied der Opposition das Ministerium heftig angriff, und wie er dann plötzlich aufstand und in einer dreistündigen Rede Punkt für Punkt die Rede seines Gegners beantwortete; ich sah das und wunderte mich gar nicht darüber, denn etwas Aehnliches hatte ich tausendmal schon zwischen Jegor Michailowitsch und seiner Gebieterin beobachtet. Wurde sie ihm nun, seiner Meinung nach, schließlich gar zu weitschweifig und gefühlvoll, oder fürchtete er gar einzuschlafen, kurz, nachdem er lange schweigend zugehört, verlegte er den Schwerpunkt seines Körpers vom linken auf den rechten Fuß und begann mit feierlicher Einleitung, wie er immer zu thun pflegte:

„Wie Sie wollen, gnädige Frau; nur ... nur ... der Gemeindeausschuß wartet bei mir vor der Amtsstube auf eine Entscheidung, und es muß einmal ein Ende gemacht werden. In der Ordre heißt es, die Rekruten müßten vor Mariä Schutz und Fürbitte in die Stadt geführt werden, und unter den Bauern ist die Rede nur von Dutlows und von sonst Niemandem. Die Gemeinde wird der gnädigen Frau Interesse nicht wahrnehmen; ihr ist es einerlei, ob wir die Dutlows zu Grunde richten. Weiß ich doch, wie sie sich durchgeschlagen haben.

Seitdem ich das Gut verwalte, haben ſie immer kümmerlich gelebt. Kaum hat nun der Alte ſeinen jüngſten Neffen ſo weit gebracht, daß er an ihm eine Stütze haben könnte, ſo werden ſie wieder in's Elend geſtürzt. Und ich, wie Sie zu wiſſen geruhen, ſorge mich um der gnädigen Frau Eigenthum, wie um mein eigenes. Es iſt ſchade, gnädige Frau, aber wie Sie wollen. Die Dutlows ſind ja nicht mein Fleiſch und Blut, und ich habe Nichts davon . . . ."

„Aber es iſt mir auch nicht eingefallen, Jegor," fiel ihm die gnädige Frau in's Wort, dachte aber im ſelben Augenblicke, daß er wohl von Dutlows beſtochen worden ſei.

„Es iſt nur in Pokrowſki der beſte Hof, lauter gottesfürchtige, arbeitſame Leute. Der Alte iſt ſchon dreißig Jahre Kirchenälteſter, trinkt nicht, ſchreit und ſchimpft nicht, geht in die Kirche." (Er wußte, womit die gnädige Frau am eheſten zu beſtechen wäre.) „Und die Hauptſache müſſen Sie wiſſen: er hat nur zwei Söhne, der dritte iſt ſein Neffe. Die Gemeinde hat wohl ein Auge auf die Dutlows geworfen; aber eigentlich hätten ſie ein Doppelloos ziehen müſſen. In manchen Familien haben ſich drei Söhne wegen Unverträglichkeit und Armuth getrennt und ſich einzeln niedergelaſſen; und jetzt erweiſt ſich's, daß ſie Recht hatten, und dieſe müſſen ihrer Tugend wegen leiden."

Jetzt verſtand ſchon die gnädige Frau Nichts mehr; ſie verſtand nicht, was hier „das Doppelloos" und „die Tugend" zu bedeuten hätten; ſie hörte nur Laute ohne Sinn und beſah dabei genau die Nankingknöpfe am Ueberrock des Verwalters: den oberen knöpfte er gewiß ſelten zu, er ſaß noch feſt; aber der mittlere war faſt abgeriſſen und hing ſo loſe, daß man ihn eigentlich ſchon längſt hätte annähen müſſen. Bei einem Geſpräche, namentlich in Geſchäftsangelegenheit, kommt es übrigens, wie allgemein bekannt ſein wird, viel weniger darauf an, daß man verſteht, was Einem geſagt wird, als daß man nicht vergißt, was man ſelbſt ſagen will. So verfuhr auch die gnädige Frau.

„Warum willſt Du mich denn nicht verſtehen, Jegor Michailowitſch," ſagte ſie, „es iſt durchaus nicht mein Wunſch, daß Dutlows unter die Soldaten gehen. Ich glaube, Du kennſt mich genügend, um zu wiſſen, daß ich Alles thue, was in meinen Kräften ſteht, um meinen Bauern zu helfen und ſie vor Unglück zu bewahren. Du weißt, daß ich immer ihr Beſtes will und bereit bin, Alles zu opfern, wenn ich dadurch der traurigen Nothwendigkeit überhoben ſein könnte, entweder Dutlow oder Chorjuſchkin fortzugeben." (Ich weiß nicht, ob der Verwalter jetzt auf den Gedanken verfiel, daß es nicht nöthig ſei, Alles zu opfern, um dieſer Nothwendigkeit zu entgehen, daß 300 Rubel genügen würden; aber der Gedanke hätte ihm kommen können.) „Eines nur ſage ich Dir, Polikei gebe ich um keinen Preis fort. Nach der Geſchichte mit der Uhr, als er mir Alles ſelbſt eingeſtanden hatte und weinte und ſchwur, daß er ſich beſſern würde, habe ich lange mit ihm geſprochen und geſehen, daß er wirklich gerührt war und aufrichtig bereute." („Nun, jetzt geht es los!" dachte Jegor Michailowitſch und begann ſeine Aufmerkſamkeit auf das Glas Limonade, das vor der gnädigen Frau

auf dem Tiſche ſtand, zu concentriren. Ob da wohl Apfelſinen- oder Citronenſaft d'rin war? Etwas Bitteres iſt es gewiß, meinte er.) „Das ſind jetzt ſieben Monate her, und er iſt ſeitdem nicht ein einziges Mal betrunken geweſen und beträgt ſich muſterhaft. Seine Frau ſagt, er ſei ein anderer Menſch geworden. Wie ſoll ich ihn denn jetzt beſtrafen, wo er ſich beſſert? Wäre es nicht unverantwortlich, einen Menſchen, der fünf Kinder hat, für die er allein ſorgen muß, ſeiner Familie zu entreißen? Nein, ſprich mir lieber nicht mehr davon, Jegor . . .“

Und die gnädige Frau that einen Schluck aus ihrem Glaſe. Jegor Michailowitſch folgte mit den Augen dem Durchfließen des Waſſers durch die Kehle und erwiderte dann kurz und trocken:

„Alſo befehlen die gnädige Frau, Dutlow zu ſtellen?“

Die gnädige Frau ſchlug die Hände zuſammen.

„Kannſt Du mich denn nicht verſtehen? Will ich etwa der Dutlows Unglück? Habe ich denn etwas gegen ſie? Gott iſt mein Zeuge, daß ich Alles für ſie zu thun bereit bin.“ (Sie blickte auf das Bild in der Ecke des Zimmers, aber beſann ſich, daß es kein Heiligenbild ſei. „Nun, einerlei, darin liegt es ja nicht,“ dachte ſie. Wieder merkwürdig, daß ſie nicht auf die 300 Rubel verfiel.) „Was ſoll ich dabei thun? Weiß ich etwa, was und wie? Ich kann das nicht wiſſen. Darum verlaſſe ich mich auf Dich, Du weißt, was ich will. Entſcheide nach Recht und Geſetz und ſo, daß Alle zufrieden ſind. Dabei iſt Nichts zu machen. Sie ſind nicht die Einzigen. Ein Jeder hat ſchwere Zeiten durchzumachen. Polikei nur darf nicht fort. Du mußt einſehen, daß es unverantwortlich von mir wäre, wenn ich es zuließe.“

Sie war in ſolche Aufregung hineingerathen, daß ſie noch lange geſprochen hätte, wenn nicht in dieſem Augenblicke das Kammermädchen in's Zimmer getreten wäre.

„Was willſt Du, Dunjaſcha?“

„Ein Bauer iſt gekommen, Jegor Michailowitſch zu fragen, ob der Gemeinde-Ausſchuß noch warten ſolle,“ ſagte Dunjaſcha und ſah den Verwalter mit einem böſen Blick an. „Sieh einer dieſen Menſchen,“ dachte ſie, „hat er mir da meine gnädige Frau ſo aufgeregt, daß ſie mich wieder bis 2 Uhr Nachts nicht wird ſchlafen laſſen.“

„So gehe, Jegor,“ ſagte die gnädige Frau; „thue ſo, wie es am beſten iſt.“

„Zu Befehl. Und wen befehlen Sie, zum Gärtner nach dem Gelde zu ſchicken?“ Er ſagte ſchon Nichts mehr von Dutlow.

„Iſt Petruſcha noch nicht aus der Stadt zurück?“

„Nein, noch nicht.“

„Kann denn Nikolai nicht fahren?“

„Der Vater liegt an Kreuzſchmerzen krank,“ ſagte Dunjaſcha.

„Befehlen Sie, daß ich ſelbſt morgen in die Stadt fahre?“ fragte der Verwalter.

„Nein, Du biſt hier nöthig, Jegor.“ Die gnädige Frau dachte einen Augenblick nach. „Wie viel Geld iſt es?“

„1617 Rubel Banco.“

„Schicke Polikei darnach,“ ſagte ſie, indem ſie Jegor Michailowitſch entſchloſſen ins Geſicht ſah.

Dieſer verzog die Lippen wie zum Lächeln, ohne jedoch die Zähne dabei ſehen zu laſſen und den Ausdruck ſeines Geſichts ſonſt zu verändern.

„Zu Befehl.“

„Schicke ihn zu mir.“

„Zu Befehl!“ Jegor Michailowitſch ging in die Amtsſtube.

II.

Polikei, ein unbedeutender und von jeher ſchon in ſchlechtem Rufe ſtehender Menſch, hatte bei Niemandem Protection gefunden, weder bei der Wirthſchafterin, noch beim Buffetdiener, noch beim Verwalter, noch beim Stubenmädchen, und daher war ſein „Winkel“ der ſchlechteſte, trotzdem ſeine Familie mit Weib und Kindern ſieben Köpfe zählte. Die „Winkel“ waren vom ſeligen Herrn folgendermaßen eingerichtet: in einer zehn Quadrat-Arſchin meſſenden ſteinernen Isba (Hütte) ſtand in der Mitte ein ruſſiſcher Ofen, rund umher lief der „Kolidor“ (wie die Hofsleute ſagten) und in jeder Ecke war mit Brettern ein „Winkel“ abgetheilt. Platz war alſo wenig da, beſonders in Polikei's Winkel, dem der Thür zunächſt gelegenen. Ein zweiſchläfriges Bett mit geſteppter Decke und mit Kattun bezogenen Kopfkiſſen, eine Wiege für den Säugling, ein dreifüßiges Tiſchchen, auf welchem alle häuslichen Arbeiten verrichtet, Alles abgeſtellt, gewaſchen, Speiſen zubereitet wurden, und an welchem Polikei ſelbſt arbeitete (er war Roßarzt), Fäſſer, Kleidungsſtücke, Hühner, ein Kalb und die ſieben Familienglieder füllten den Winkel ſo aus, daß man ſich darin nicht hätte umdrehen können, wenn nicht der gemeinſchaftliche Ofen den vierten Theil ſeiner Oberfläche, auf welchem Sachen und Menſchen Platz fanden, noch dazu gegeben hätte, und wenn nicht die Vortreppe geweſen wäre, welche jedoch augenblicklich als Raumerweiterung wenig Vortheil bot; denn im October iſt es kalt und an warmen Kleidungsſtücken gab es nur einen einzigen Schafpelz für alle Sieben. Dagegen konnten ſich die Kinder warm laufen, die Großen warm arbeiten und beide Theile ſich erwärmen, indem ſie auf den Ofen kletterten, wo eine Temperatur von 40 Grad Wärme herrſchte. Es ſcheint grauenerregend, unter ſolchen Verhältniſſen leben zu müſſen; aber Polikei und ſeine Familie fanden das nicht: leben ließ ſich's ſchon. Akulina nähte und wuſch für den Mann und die Kinder, ſpann, webte und bleichte ihren ſelbſtgezogenen Flachs, kochte und backte im gemeinſchaftlichen Ofen, zankte und klatſchte mit den Nachbarn. Das monatliche Deputat an Mehl reichte nicht nur für die Kinder aus, ſondern es blieb noch etwas für die Kuh davon nach. Holz konnte man nach Belieben haben, Vieh-

futter ebenfalls und Heu fiel immer etwas aus dem Pferdestall ab. Eigene Hühner hatten sie und eine Kuh, die ihnen ein Kalb schenkte, auch besaßen sie einen Streifen Gartenerde, wo sie ihren Bedarf an Gemüse zogen, und so ging es eben. Polikei selbst war, wie schon gesagt, Roßarzt und hatte, außer der Besorgung von zwei Pferden im herrschaftlichen Stall, die ihm besonders anvertraut waren, Pferde und Vieh im Allgemeinen zur Ader zu lassen, die Hufen zu reinigen und Gaumengeschwülste abzuzapfen; auch verfertigte er eine Salbe seiner eigenen Erfindung, die er für Geld oder gegen Lebensmittel verabfolgte. Vom herrschaftlichen Hafer blieb immer etwas nach, und im Dorfe lebte ein Bauer, der für 2 Maß Hafer 20 Pfund Schaffleisch gab. Es hätte sich schon leben lassen, wenn es keinen Seelenkummer gegeben hätte, aber ein solcher bedrückte leider die ganze Familie. Polikei hatte in seiner Jugend bei einer Stüterei in einem anderen Dorfe als Stalljunge gedient; der Stallknecht, dessen Leitung er anvertraut gewesen, war der ärgste Dieb im ganzen Polizeibezirke und wurde später zur Ansiedelung nach Sibirien verschickt. Bei diesem Stallknechte hatte Polikei seine Lehrzeit durchgemacht und sich dabei, jung wie er war, so an „gewisse Kleinigkeiten" gewöhnt, daß er später, so gern er es gewollt, nicht mehr davon lassen konnte. Er war damals ein junger Bursche, schwach von Charakter und hatte weder Vater noch Mutter, auch sonst Niemanden, der ihn hätte zurechtweisen können. Er trank gern einen Schluck über den Durst und konnte es namentlich nicht ruhig mit ansehen, wenn irgend etwas, seiner Meinung nach, nicht an seinem Platze lag. Sei es nun ein Kummetriemen, ein Rückenpolster, ein Schloß, ein Kuppelbolzen oder gar etwas Werthvolleres, Alles wußte Polikei Iljitsch an guter Stelle unterzubringen, überall fanden sich Leute, die diese Kleinigkeiten nahmen und dafür entweder in Geld oder Branntwein, je nach Uebereinkommen, zahlten. Solcher Erwerb ist der leichteste, wie das Volk sagt; man braucht dazu weder etwas gelernt zu haben, noch sich besonders anzustrengen, und wenn man es einmal so versucht hat, so schmeckt Einem keine andere Arbeit mehr. Eines nur ist bei diesem Erwerbszweige schlimm: obgleich sich's angenehm dabei leben läßt und man billig und leicht zu Allem gelangt, so wird Einem doch zuweilen plötzlich von bösen Leuten das Handwerk gelegt, und man bezahlt dann für alle Sünden mit einem Male und wird seines Lebens nicht mehr froh.

So ging es denn auch Polikei. Er heirathete, und Gott gab ihm Glück zu diesem Schritte. Seine Frau, eines Viehhändlers Tochter, war ein gesundes, kluges, arbeitsames Weib. Kinder gebar sie ihm, eines immer stattlicher als das andere. Polikei jedoch ließ nicht von seinem Handwerk, und es ging denn auch eine Weile Alles gut. Plötzlich aber brach das Unglück über ihn herein, er wurde ertappt, und zwar auf einer ganzen Kleinigkeit ertappt. Die ledernen Pferdeleinen eines Bauern waren verschwunden. Man fand sie bei ihm, prügelte ihn durch, brachte die Sache vor die gnädige Frau und fing an, ihn zu beobachten. Er wurde ein zweites, ein drittes Mal ertappt, die Leute zeigten mit Fingern

auf ihn, der Verwalter drohte mit dem Militärdienſt, die gnädige Frau machte ihm Vorwürfe, ſeine Frau weinte und grämte ſich, Alles fing an verkehrt zu gehen. Er war eigentlich ein guter Kerl, durchaus nicht ſchlecht, nur ſchwach, ſah gern zu tief in's Glas und hatte ſich ſo daran gewöhnt, daß er nicht mehr davon laſſen konnte. Seine Frau pflegte ihn zu ſchimpfen, ſogar zu ſchlagen, wenn er betrunken nach Hauſe kam, und er weinte dann höchſt jämmerlich. „Ich Unglückſeliger," ſagte er; „was ſoll ich thun! Sollten meine Augen dabei brechen, ich werde es nicht wieder thun, ich werde davon laſſen!" Ehe man ſich's jedoch verſah, ungefähr nach einem Monate, ging er eines Tages aus dem Hauſe, trank ſich einen tüchtigen Rauſch an und verſchwand für zwei Tage. „Von irgend wo muß er doch das Geld hernehmen, um ſich herumzutreiben," raiſonnirten die Leute. Seine letzte Geſchichte war die mit der Uhr aus der Amtsſtube. Es hing dort nämlich eine alte Wanduhr, die ſchon lange nicht mehr ging. Einſt traf es ſich ſo, daß er allein in die leere, zufällig nicht verſchloſſene Amtsſtube kam. Die Uhr lockte ihn: er nahm ſie, trug ſie in die Stadt und ſchlug ſie dort los. Nun traf ſich's wie abſichtlich, daß der Krämer, an den er die Uhr verkauft hatte, mit einem der Hofsleute verwandt war. Eines Feiertages beſuchte dieſer Krämer ſeinen Verwandten und ſprach von der Uhr. Man fing an nachzuforſchen, als ginge das irgend Jemanden etwas an. Der Verwalter beſonders konnte Polikei nicht leiden und ging ihm ſcharf zu Leibe. Man kam der Sache auf die Spur und meldete ſie der gnädigen Frau. Dieſe ließ Polikei zu ſich rufen. Er fiel ihr ſogleich zu Füßen und geſtand mit vielem Gefühl und großer Rührung Alles ein, wie es ihn ſeine Frau gelehrt hatte; er machte ſeine Sache, nach ihrer Anleitung, wirklich ſehr gut. Die gnädige Frau begann ihn zu ermahnen, ſprach und ſprach, predigte ihm von Gott, von der Tugend, vom zukünftigen Leben, von ſeiner Frau, ſeinen Kindern und brachte ihn bis zu Thränen Dann ſagte ſie:

„Ich verzeihe Dir, nur verſprich mir, daß Du es nie wieder thun willſt."

„In alle Ewigkeit nicht! Möge die Erde mich verſchlingen, das Herz mir brechen, wenn ich's je wieder thue!" ſchwor Polikei und weinte höchſt gerührt.

Dann kam er nach Hauſe, legte ſich auf den Ofen und weinte dort noch den ganzen Tag wie ein Kalb. Von da ab hatte man Nichts mehr an Polikei auszuſetzen gehabt. Aber ſein Leben war nicht mehr heiter wie ſonſt. Die Leute ſahen ihn für einen Dieb an, und als die Rekrutenaushebung begann, wurde er allgemein als ein zum Militärdienſte taugliches Subject bezeichnet.

Polikei war, wie ſchon mehrfach geſagt, Roßarzt. Wie er dazu gekommen war, wußte Niemand, am wenigſten er ſelbſt. In der Stüterei, bei dem zur Anſiedelung verſchickten Stallknecht, hatte er kein anderes Amt zu verwalten gehabt, als die Viehhürde zu reinigen, von Zeit zu Zeit ein Pferd zu ſtriegeln und Waſſer zu führen. Dort konnte er Thierarztſtudien nicht gemacht haben. Darauf war er Weber, dann Gartenarbeiter geweſen, d. h. hatte die Wege vom Unkraut

gereinigt, darauf mußte er eine Zeit lang, als Strafarbeit, Steine klopfen, später verdingte er sich, um seinen Obrok (Zins) abzahlen zu können, als Dwornik (Hausaufseher) bei einem Kaufmann. Bei allen diesen Beschäftigungen hatte er es also auch nicht lernen können. Aber während seines letzten Aufenthaltes zu Hause verbreitete sich allmählich, man wußte nicht wie, der Ruf seiner außergewöhnlichen, sogar etwas übernatürlichen Geschicklichkeit als Roßarzt. Er zapfte erst einmal Blut ab, dann ein zweites Mal, darauf legte er das Pferd auf die Seite und stocherte ihm mit einem scharfen Werkzeug im Schenkel umher; dann mußte das Pferd in den Stall geführt werden und dort schnitt er ihm den Strahl bis auf's Blut durch, ohne sich durch das Ausschlagen und Winseln des Thieres stören zu lassen, und sagte, das hieße: Hufenblut ablassen. Dann erklärte er dem Bauer, es sei durchaus nothwendig, beide Strahladern zu öffnen, „um dem Thiere zu größerer Leichtigkeit zu verhelfen", und begann mit einem großen Hammer die stumpfe Lanzette einzutreiben. Einmal zog er unter der Bauchhaut des Dwornikpferdes einen Streifen vom Kopftuch seiner Frau durch. Welche heilsame Wirkung er davon erwartete, das weiß Gott! Endlich fing er an, jede Wunde mit Vitriol einzureiben oder aus einem Fläschchen zu benetzen und auch innerlich, was ihm gerade einfiel, einzugeben. Und je mehr Pferde er quälte und umbrachte, um so größeres Vertrauen hatte man zu ihm, um so mehr Pferde führte man ihm zu.

Ich fühle, daß es Unsereinem, dem Gebildeten, nicht ganz ansteht, sich über Polikei lustig zu machen. Die Mittel, deren er sich bediente, um Vertrauen zu erwecken, waren dieselben, welche ihre Macht auch auf unsere Väter und auf uns ausüben und unsere Kinder gleichfalls bestechen werden. Der Bauer, der sich der Länge nach, mit dem Bauch an den Kopf des Pferdes gedrückt, auf seine einzige Stute wirft, die nicht nur seinen ganzen Reichthum, sondern ein Glied seiner Familie bildet, sie zu Polikei bringt und mit Vertrauen und Furcht in das bedeutsam gerunzelte Gesicht und auf die mageren, trockenen Hände desselben sieht, wie er gerade auf die Stelle drückt, die da schmerzt, und kühn in das lebendige Fleisch einschneidet, mit dem Hintergedanken: „Wie es geht, so geht es!" und sich den Anschein giebt, als wisse er, wo das Blut, wo der Eiter sitzt, was eine Sehne, was eine Blutader sei, während er zwischen den Zähnen ein heilendes Läppchen oder ein Fläschchen mit Vitriol hält, — dieser Bauer kann sich nicht vorstellen, daß Polikei seine Hand dazu erheben würde, um unwissend in ein lebendiges Thier hineinzuschneiden. Er selbst hätte so etwas nicht thun können. Aber sobald der Schnitt gethan ist, so macht er sich auch weiter keine Vorwürfe darüber, daß er es unnütz hat geschehen lassen. Ich weiß nicht, wie Ihr dazu steht, aber mir ist es mit einem Arzte, der auf meine Bitte meinem Herzen nahestehende Personen gequält hatte, ganz genau ebenso gegangen. Die Lanzette, das geheimnißvolle weiße Fläschchen mit Queckſilberchlorid und die Worte: Schlagfluß, Hämorrhoiden, zur Ader lassen, Eiter u. s. w., bedeuten sie nicht dasselbe, als: Nerven, Rheumatismus, Organismus u. s. w. „Wage Du

zu irren und zu träumen" — bezieht ſich nicht ſowohl auf Poeten, als auf Menſchen und Thierärzte.

III.

An demſelben Abend, wo vor der Amtsſtube in der kalten, dunklen Octobernacht der Gemeindeausſchuß geräuſchvoll und eifrig über die Wahl eines Rekruten verhandelte, ſaß Polikei auf dem Rande des Bettes an ſeinem dreibeinigen Tiſche und rührte in einer Bouteille eine Pferdearzenei zuſammen, von der er ſelbſt nicht wußte, was deren Wirkung ſein würde. Da war Queckſilberchlorid, Schwefel, Glauberſalz und ein Kraut darin, das Polikei ſelbſt geſammelt hatte und von dem er feſt glaubte, daß es ſehr heilſam gegen den Bauchſchlag und auch nicht überflüſſig gegen andere Krankheiten ſei. Die Kinder ſchliefen ſchon: zwei auf dem Ofen, zwei im Bette und eines in der Wiege, an welcher Akulina ſaß und ſpann. Ein Lichtſtumpf brannte in einem hölzernen Leuchter auf dem Fenſter, und Akulina putzte, damit ihr Mann in ſeiner wichtigen Beſchäftigung nicht geſtört werde, von Zeit zu Zeit das Licht mit den Fingern. Es gab Freigeiſter, die Polikei für einen elenden Pferdearzt und einen einfältigen Menſchen hielten. Andere und die Mehrzahl hielten ihn für einen ſchlechten Menſchen, aber großen Meiſter in ſeiner Kunſt. Akulina jedoch ſah in ihm, trotzdem ſie ihren Mann oft grob ſchimpfte und ſogar prügelte, den unſtreitig größten Roßarzt und bedeutendſten Menſchen unter der Sonne. Polikei ſchüttete ein Häufchen irgend einer Ingredienz in ſeine hohle Hand. Gewichte gebrauchte er nie und ſprach ironiſch wegwerfend über die Deutſchen, die ſich deren bedienten. „Bei mir," ſagte er, „iſt keine Apotheke." Er wog dieſe Subſtanz in ſeiner Hand und ſchüttelte ſie durch; aber es ſchien ihm zu wenig, und da ſchüttete er zehnmal ſo viel dazu. „Wir wollen Alles hineinlegen, es wird beſſer ziehen," ſprach er leiſe für ſich. Akulina wandte ſich, in Erwartung eines Befehls, haſtig beim Klange der Stimme ihres Gebieters um; als ſie jedoch ſah, daß die Sache ſie Nichts anging, zuckte ſie mit den Schultern. „Sieh mal einer den fixen Kerl! Wo er das nur hernimmt?" dachte ſie und machte ſich wieder an ihr Spinnrad. Das Papier, aus welchem die Ingredienz ausgeſchüttet worden war, fiel unter den Tiſch. Akulina bemerkte das.

„Anjutka," rief ſie — „ſieh mal, Dein Vater hat etwas fallen laſſen, hebe es auf!"

Anjutka ſteckte die dünnen, bloßen Füßchen unter dem Capot, das ſie bedeckte, heraus, ſchlüpfte wie ein Kätzchen unter den Tiſch und hob das Papier auf.

„Da, Väterchen," ſagte ſie und ſchlüpfte wieder mit ihren kalt gewordenen Füßchen in's Bett.

„Was ſ—tößt Du mich!" zirpte ihre jüngere Schweſter liſpelnd und mit verſchlafener Stimme.

„Ich werde Euch zeigen!“ drohte Akulina, und beide Köpfe verschwanden unter dem Capot.

„Drei Harte giebt er schon, wenn ich ihm das Pferd gesund mache,“ murmelte Polikei, indem er die Flasche zukorkte; „und das ist noch billig,“ fügte er hinzu. „Zerbricht man sich darüber den Kopf, und was hat man davon. Akulina, geh', bitte Nikita um ein wenig Tabak. Morgen gebe ich ihn zurück.“

Und er langte aus der Beinkleidtasche ein kleines, aus Lindenholz geschnitztes, einstmals angestrichen gewesenes Pfeifenrohr mit einem Stückchen Siegellack an Stelle des Mundstücks und fing an, sich ein Pfeifchen zu stopfen.

Akulina legte die Spindel nieder und kam aus ihrer Ecke heraus, ohne irgend wo hängen zu bleiben oder etwas umzustoßen, was sehr schwierig war. Polikei stellte die Arzeneiflasche hin, öffnete ein Schränkchen, nahm daraus ein vierkantiges Branntweinfläschchen und steckte dessen Hals in seinen Mund, indem er den Kopf dabei zurückwarf. Aber es war kein Branntwein mehr darin. Er runzelte verdrießlich die Stirn; doch als seine Frau den Tabak brachte und er die Pfeife vollgestopft, sie angeraucht und sich auf den Bettrand gesetzt hatte, strahlte sein Gesicht von Zufriedenheit und Stolz, wie bei einem Menschen, der seine tägliche saure Arbeit glücklich vollbracht hat. Dachte er wohl daran, wie er morgen dem Pferde die Zunge festhalten und ihm diese wunderbare Mixtur in's Maul gießen werde, oder machte er Betrachtungen darüber, wie ein der menschlichen Gesellschaft nützliches Mitglied doch selten eine Fehlbitte thue, denn Nikita hatte ihm doch den Tabak geschickt, — kurz, ihm war sehr behaglich zu Muthe. Plötzlich ward die nur in einer Angel hängende Thür aufgestoßen und in den „Winkel“ trat eines der Dienstmädchen von Oben, nicht das zweite, sondern das dritte, ein kleines Ding, das Laufburschendienste versah. „Oben“ heißt, wie bekannt, das herrschaftliche Haus, wenn es auch in einer Niederung gelegen ist. Axjuta, so hieß das Mädchen, flog immer wie eine Kugel, und dabei bogen sich ihre Arme nicht, sondern bewegten sich steif wie Perpendikel je nach der Schnelligkeit ihrer Bewegungen nicht längs den Seiten, sondern vor dem Körper hin und her. Ihre Wangen waren immer röther wie ihr rosa Kleid, ihre Zunge in eben so rascher Bewegung wie ihre Füße. Sie flog in's Zimmer, und indem sie sich an den Ofen klammerte, als fürchte sie, zu fallen, und sich dabei auf den Füßen hin- und herschaukelte, sprach sie, als wolle sie durchaus wenigstens zwei, wenn nicht drei Worte auf einmal herausbringen, hastig, außer Athem, zu Akulina gewandt:

„Die gnädige Frau befiehlt Polikei Iljitsch, sogleich, in diesem Augenblicke hinaufzukommen, sie befiehlt es.“ Hier hielt sie inne, um Athem zu holen. „Jegor Michailitsch war bei der gnädigen Frau, man sprach von den Rekruten, man sprach auch von Polikei Iljitsch. . . Awdotja Mikolawna befiehlt . . . im Augenblick zu kommen. . . . Awdotja Mikolawna befiehlt . . . (wieder ein schwerer Seufzer) im Augenblick zu kommen.“

Eine halbe Minute ſah Axjuta abwechſelnd Polikei, Akulina, die Kinder an, die ihre Köpfe unter den Decken herausſteckten, erhaſchte eine Nußſchale, die auf dem Ofen lag, warf ſie Anjutka an den Kopf, und indem ſie noch einmal wiederholte, „im Augenblick zu kommen," flog ſie wie ein Wirbelwind aus dem Zimmer und beide Perpendikel ſchaukelten mit gewohnter Schnelligkeit, die Linie ihres Laufes durchſchneidend, hin und her.

Akulina ſtand wieder auf und langte die Stiefel des Mannes hervor, ſchlechte, zerriſſene Soldatenſtiefel, dann nahm ſie den Kaftan vom Ofen und reichte ihn ihm, ohne ihn anzuſehen.

„Iljitſch, wirſt Du Dein Hemd nicht wechſeln?"

„Nein," ſagte Polikei.

Akulina ſah ihm nicht ein einziges Mal in's Geſicht, ſo lange er ſich ſchweigend ankleidete und ſeine Stiefel anzog, und ſie that wohl daran; Polikei's Geſicht war bleich, ſein Unterkiefer zitterte, und ſeine Augen hatten den weinerlichen, demüthigen, tief unglücklichen Ausdruck, den man nur an gutmüthigen, ſchwachen, ſchuldbewußten Menſchen wahrnimmt. Er fuhr ſich mit dem Kamm durch's Haar und wollte gehen, ſeine Frau aber hielt ihn noch zurück, ſteckte ein Band vom Hemde, das auf den Armjäk herüberhing, wieder ein und ſetzte ihm die Pelzmütze auf.

„Nun, was, Polikei Iljitſch? Wozu läßt Euch denn die gnädige Frau rufen?" fragte die Tiſchlersfrau hinter ihrer Bretterwand hervor.

Die Tiſchlersfrau hatte heute Morgen erſt einen heißen Streit mit Akulina wegen eines Topfes mit Waſchlauge gehabt, den ihr Polikei's Kinder umgeworfen haben ſollten, und ihr war es im erſten Augenblick nur recht, zu hören, daß Polikei zur gnädigen Frau beordert ſei: „Nun, was Gutes war es gewiß nicht." Ueberdies war ſie eine feine, politiſche und giftige Dame. Niemand verſtand es beſſer als ſie, Jemanden mit ſpitzen Worten abzutrumpfen. Das war wenigſtens ihre eigene Meinung von ſich.

„Wahrſcheinlich will man ihn zu Einkäufen in die Stadt ſchicken," fuhr ſie fort. „Man ſucht ſich natürlich dazu einen zuverläſſigen Menſchen aus, und ſo hat man denn Euch gewählt. Dann kauft mir ſchon auch ein Viertelpfündchen Thee, Polikei Iljitſch."

Akulina verſchluckte mühſam ihre Thränen, und um ihre Lippen zuckte ein böſer Ausdruck. Wie gern hätte ſie ihre Finger in die garſtigen Haare dieſes Lumpenpacks, dieſer Tiſchlersfrau gekrallt. Aber ſie blickte auf ihre Kinder und bei dem Gedanken, daß dieſe bald Waiſen ſein würden und ſie ſelbſt eine arme Soldatenwittwe, vergaß ſie die boshafte Tiſchlersfrau, bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, ſetzte ſich auf's Bett und barg ihren Kopf in den Kiſſen.

„Mamuſ—ka, Du erdrückſt mich," brummte das liſpelnde kleine Mädchen, indem ſie ihre Saloppe unter dem Ellbogen der Mutter herauszog.

„Möge der Tod Euch Alle mit einander holen! Zum Kummer nur habe ich Euch geboren!" ſchrie Akulina und ſchluchzte ſo laut auf, daß es im ganzen

Winkel widerhallte, was der Tischlersfrau, die die Geschichte mit der Waschlauge noch nicht vergessen hatte, zu großer Genugthuung gereichte.

IV.

Es verging eine halbe Stunde. Der Säugling fing an zu schreien. Akulina stand auf und nährte ihn. Sie weinte schon nicht mehr, aber ihr noch schönes, mageres Gesicht auf den Ellbogen gestützt, sah sie unverwandt in das herunterbrennende Licht und dachte darüber nach, weshalb sie eigentlich geheirathet habe, weshalb so viele Soldaten nöthig seien und wie sie es wohl anfangen solle, sich an der Tischlersfrau zu rächen.

Ihres Mannes Schritte erschallten draußen; sie wischte die Thränenspuren von ihrem Gesicht und stand auf, um ihm Platz zu machen. Polikei trat stolz, mit gehobenem Kopfe herein, warf die Mütze auf's Bett, athmete tief auf und fing an sich loszugürten.

„Nun, was? Warum wurdest Du gerufen?"

„Hm, nun natürlich! Polikuschka ist der ärgste Taugenichts, aber wenn es ein Geschäft gilt, wen braucht man da? Polikei!"

„Was für ein Geschäft?"

Polikei beeilte sich nicht mit der Antwort; er rauchte seine Pfeife an und spuckte verächtlich aus.

„Geld soll ich holen vom Kaufmann aus der Stadt."

„Geld holen?" fragte Akulina.

Polikei lächelte und nickte mit dem Kopf.

„Versteht die gnädige Frau aber schlau ihre Worte zu drehen. Du bist im Gerücht, ein unzuverlässiger Mensch zu sein, sagt sie, nur ich traue Dir mehr, als sonst wem. (Polikei sprach laut, damit die Nachbaren es hören möchten.) Du hast mir versprochen, Dich zu bessern, sagt sie, und hier hast Du den ersten Beweis davon, daß ich Dir glaube: geh', sagt sie, fahre zum Kaufmann, nimm das Geld und bringe es mir. Ich — sage ich, — gnädige Frau, wir — sage ich — sind Alle Eure Knechte und müssen Euch dienen, wie dem lieben Gott; denn ich wenigstens fühle bei mir, daß ich Alles für der gnädigen Frau Wohl thun muß und keinen Dienst verweigern darf. Was die gnädige Frau befiehlt, das werde ich thun, denn ich bin Euer Sclave. (Wieder erschien das besondere, nur schwachen, gutmüthigen, schuldbewußten Menschen eigene Lächeln auf seinem Gesicht.) Also, sagt sie, wirst Du das ordentlich thun? Begreifst Du auch, daß Dein Schicksal davon abhängt? Wie sollte ich nicht wissen, daß ich das Alles thun kann. Verleumden kann man Jeden, und wenn man Schlechtes von mir gesagt hat, so denke ich, habe ich doch nie gegen der gnädigen Frau Vortheil auch nur in Gedanken gesündigt. Und so habe ich auf sie eingesprochen, daß meine gnädige Frau ganz weich wurde. Du wirst noch der zuverlässigste Mensch bei mir werden, sagte sie. (Er schwieg und wieder glitt dasselbe Lächeln

über ſein Geſicht.) Ich weiß ſchon, wie man mit den Leuten reden muß. Vor Zeiten, als ich noch meinen Obrok abarbeitete, kam es vor, daß ſo einer wüthend auf mich losſtürzte. Wenn ich nur mit ihm ſprechen konnte, ſo ſchlug ich ihn ſo breit, daß er windelweich wurde."

„Und ſollſt Du viel Geld holen?" fragte Akulina wieder.

„Anderthalbtauſend Rubel," antwortete nachläſſig Polikei.

„Wann ſollſt Du fahren?"

„Morgen, ſagt ſie. Nimm, ſagt ſie, welches Pferd Du willſt, geh' erſt in die Amtsſtube und dann fahre mit Gott."

„Gott ſei gelobt!" ſagte Akulina, indem ſie aufſtand und ſich bekreuzigte. „Der Herr ſtehe Dir bei, Iljitſch," fügte ſie flüſternd hinzu, damit man es hinter der Bretterwand nicht hören möchte, und hielt ihn am Aermel ſeines Hemdes feſt. — „Iljitſch, höre mich an, um des Heilandes willen, ich bitte Dich, küſſe das Kreuz darauf, daß Du, wenn Du fährſt, nicht einen Tropfen in den Mund nehmen willſt!"

„Nicht wahr, trinken werde ich, wenn ich ſolches Geld bei mir führe!" fuhr er ſie heftig an. „Aber wie da Oben Jemand Clavier ſpielte! So geſchickt, wirklich ganz vertrackt," ſprach er weiter und ſchwieg dann lächelnd einen Augenblick. „Wahrſcheinlich das gnädige Fräulein. Ich ſtand ſo vor ihr, vor der gnädigen Frau, am Thürpfoſten, und das gnädige Fräulein, wie ſie da hinter der Thür loslegte! Das rollte nur ſo, immer ſchneller, immer ſchneller, und paßte Alles ſo prächtig zuſammen, ein wahres Wunder! Wenn ich doch auch hätte ſpielen können. Es wäre gegangen, wahrhaftig, ich hätte es gekonnt. Zu ſolchen Dingen bin ich geſchickt! Gieb mir morgen ein reines Hemd!"

Und ſie gingen glückſelig zu Bette.

V.

Der verſammelte Gemeindeausſchuß hielt unterdeſſen lärmenden Rath vor der Amtsſtube. Es war auch kein Spaß! Die Bauern hatten ſich faſt alle eingefunden, und während Jegor Michailowitſch bei der gnädigen Frau war, wurden die Mützen wieder aufgeſetzt, erhoben ſich die Stimmen lauter, miſchte ſich ein Jeder in's Geſpräch, wollte Jeder ſeine Meinung ſagen. Ein dumpfes Gemurmel rauher Stimmen, nur ſelten von einer keuchenden, heiſeren oder kreiſchenden Rede unterbrochen, erfüllte die Luft und wallte wie das Rauſchen des Meeres bis unter die Fenſter der gnädigen Frau, die dadurch in eine nervöſe Unruhe, ähnlich der durch ein ſtarkes Gewitter hervorgebrachten Aufregung, verſetzt wurde. Es war halb Furcht, halb Aerger. Jeden Augenblick dachte ſie, die Stimmen würden noch lauter und näher ertönen, fürchtete ſie, es würde etwas geſchehen, als ließe ſich nicht Alles friedlich, ſtill, ohne Streit, ohne Geſchrei abmachen, wie es die ſanfte chriſtliche Nächſtenliebe verlangt. Viele Stimmen ſprachen durch einander. Alle aber überſchrie Fedor Räſun, der Zimmermann. Seine Familie

gehörte zu denen, die zwei arbeitsfähige, mithin zu Rekruten taugliche Subjecte aufzuweisen hatte, und er fiel über Dutlows her, da es deren drei gab. Dem Rechte nach mußten die Familien, wo es weniger arbeitsfähige Männer gab, vor denen, wo deren mehr waren, bevorzugt werden. Der alte Dutlow vertheidigte sich; er trat aus dem Menschenknäuel, hinter welchem er sich anfangs versteckt hatte, hervor und sprach stockend, heftig, mit den Händen gesticulirend und an seinem Bart zupfend, mit so näselnder Stimme, daß er selbst als Zuhörer schwerlich verstanden hätte, was er sagte. Seine Söhne und sein Neffe, stattliche Burschen einer wie der andere, drängten sich um ihn, und der Alte glich in etwas der Henne im Hühner- und Geierspiele. Der Geier war Räsun, aber nicht Räsun allein, sondern Alle, deren Familien nur zwei oder einen arbeitsfähigen Mann zählten. Die Sache war nämlich die: ein Bruder Dutlow's war vor ungefähr dreißig Jahren Soldat gewesen, und dieser wollte nun, daß seines Bruders Soldatendienst ihm angerechnet und er beim Loosen der Kategorie von Familien zu je zwei arbeitsfähigen Männern zugetheilt werde, aus deren Gesammtzahl dann je der dritte geloost werden sollte. Außer Dutlows gab es noch vier Familien zu je drei dienstfähigen Männern; aber einer jener Candidaten war Dorfschulze, und die gnädige Frau hatte ihn vom Dienste dispensirt; aus der zweiten Familie war im vorigen Herbst ein Rekrut gestellt worden. Von den übrigen zwei Familien konnte noch je ein Mitglied dem Loose verfallen. Eines derselben war nicht einmal auf der Versammlung erschienen, sein Weib nur stand betrübt ganz im Hintergrunde und hoffte verworren, das Glücksrad werde sich irgend wie zu ihren Gunsten drehen. Der andere von den beiden, der rothhaarige Roman, stand in zerrissenem Armjäk, obgleich er nicht arm war, und mit gesenktem Kopfe an das Treppengeländer gelehnt und schwieg hartnäckig; nur von Zeit zu Zeit sah er aufmerksam den an, der gerade am lautesten sprach, senkte aber sogleich den Kopf wieder. Seine ganze Gestalt, seine Haltung drückte die tiefste Niedergeschlagenheit aus.

Der alte Ssemeon Dutlow gehörte zu den Leuten, denen ein Jeder, der sie nur im Geringsten kannte, Hunderte und Tausende von Rubeln in Verwahrung gegeben hätte. Er war ein achtbarer, gottesfürchtiger, wohlhabender Mann, dabei noch Kirchenältester. Um so mehr mußte die heftige Aufregung, in der er sich jetzt befand, auffallen.

Räsun, der Zimmermann, ein großer, brünetter, trunksüchtiger, frecher Mensch, suchte gern überall Streit und war besonders gewandt in Wortgefechten und im Redenhalten. Auf den Gemeindeversammlungen oder Märkten, mit den Bauern, Arbeitern, Kaufleuten oder bei den Herrschaften führte er immer das große Wort. In diesem Augenblicke sprach er ruhig, aber giftig und drückte von der vollen Höhe seines Wuchses herab, mit der ganzen Wucht seiner schallenden Stimme den armen, stotternden, ganz aus seiner würdevollen Rolle gefallenen Dutlow nieder. Theilnehmer an dem Streite waren noch: der jugendliche, vierschrötige Gawaska Kopylow, mit seinem viereckigen Kopf, Vollmondgesicht und

lockigen Bärtchen, nächſt Räſun einer der ärgſten Raiſonneure aus der jüngeren Generation, der ſich immer durch beſonders ſchneidende Reden auszeichnete und ſich in den Gemeindeverſammlungen bereits ein gewiſſes Anſehen erworben hatte; dann: Fedor Melnitſchny, ein langer, magerer, knochig gebauter, auch noch junger Bauer mit gelbem Teint, ſpärlichem Barthaare und kleinen Augen, immer gallig, immer düſter, der an Allem eine ſchlimme Seite fand und oft die Gemeinde durch ſeine unerwarteten und zuſammenhangsloſen Fragen in Erſtaunen ſetzte. Dieſe beiden Sprecher ſtanden auf Räſun's Seite. Außerdem miſchten ſich noch von Zeit zu Zeit zwei Schwätzer in den Streit, der eine, mit der gutmüthigſten Fratze von der Welt und einem großen, rothen Bart, Chrapkow, redete Alle mit „Du, mein theurer Freund," an, und der andere, ein kleiner Menſch mit einem Vogellärvchen, wiederholte unaufhörlich „Es wird ſich ſchon machen, Brüder!" Beide hielten bald des Einen, bald des Anderen Seite und gaben ſich, ganz betäubt von dem Lärm und Geſchrei, vollſtändig dem Genuſſe des Schwatzens hin; aber Niemand hörte auf ſie. Mancher Reiche befand ſich auch unter der Menge, ſo: Ermil, ein ſtattlicher Bauer, mit einem breiten, glänzenden Geſicht, den die übrigen Bauern den „dickleibigen" nannten, eben weil er viel Geld hatte; dann noch Staroſtin, auf deſſen Geſicht der Ausdruck der Selbſtzufriedenheit und Macht lag: „Sprecht nur zu, mich rührt doch Niemand an; vier Söhne habe ich und keinen wird man mir nehmen." Auch an dieſe „Großen" machten ſich die Freidenker, wie Kophlow und Räſun, und jene antworteten ihnen, aber ruhig, beſtimmt, im Bewußtſein ihrer Unabhängigkeit. Die Hauptmenge jedoch beſtand aus Bauern, die ſich in der Gemeindeverſammlung wie in der Kirche verhielten und im Hintergrunde nur flüſternd von ihren häuslichen Angelegenheiten ſprachen, oder davon, wann es am beſten ſei, das ausgehauene Holz aus dem Walde heimzuführen, oder auch ſchweigend das Ende des Lärmens abwarteten. — Wenn nun Dutlow der Henne im Hühner- und Geierſpiele glich, ſo waren doch ſeine Burſchen durchaus den Neſtlingen nicht ähnlich, welche bei der Henne Schutz ſuchten: ſie flatterten nicht, ſie piepten nicht, ſondern ſtanden würdevoll, ruhig hinter ihm. Der älteſte, Ignaz, war ſchon dreißig Jahre alt; der zweite, Waſſili, war auch ſchon verheirathet, aber taugte nicht zum Rekruten; der dritte, der Neffe Iljuſchka, ein friſcher, rothwangiger Burſche, der erſt ganz vor Kurzem geheirathet hatte, ſtand in ſeinem neuen, zierlichen Schafpelz (er war Jämſchtſchik) ſcheinbar gleichgiltig da, ſah ſich das Volk an und kratzte ſich von Zeit zu Zeit den Kopf unter dem Hute, als ginge ihn die ganze Sache Nichts an, und doch hatten's die Geier gerade auf ihn abgeſehen.

„War doch mein Großvater auch Soldat," ſagte einer aus der Verſammlung, „darum ſollte es mir einfallen, das Loos nicht ziehen zu wollen. Solch' ein Geſetz giebt es nicht, Brüder. Das vorige Mal wurde Michäitſch geſchoren und ſein Onkel iſt noch nicht zurück!"

„Weder Dein Vater noch Dein Onkel hat dem Zaren je gedient," fiel hier Dutlow, ehe er noch geendigt, ein, — „und Du ſelbſt haſt weder der

Herrschaft noch der Gemeinde gedient, nur gepraßt und geschwelgt, bis Deine Kinder sich von Dir trennten. Weil man es mit Dir nicht aushalten kann, so wirfst Du den Stein auf Andere; und ich bin doch zehn Jahre Baueramtmann gewesen, dann Kirchenältester, zweimal abgebrannt, und Niemand hat mir geholfen; und weil es bei uns auf dem Hofe friedlich und ordentlich zugeht, so will man uns zu Grunde richten. Gebt mir meinen Bruder zurück; aber der ist dort schon gestorben. Entscheidet nach dem Recht und nach dem Willen Gottes, rechtgläubige Christengemeinde, aber nicht, indem Ihr auf das hört, was ein Betrunkener faselt."

„Du kommst immer mit Deinem Bruder; aber der ist nicht durch Beschluß der Gemeinde Soldat geworden, sondern die Herrschaft hat ihn, seiner Lüderlichkeit wegen, unter die Rekruten gesteckt. Der kann Dir also nicht als Ausrede dienen."

Ehe Gerassim ausgeredet, trat der lange, gelbe Fedor Melnitschny einen Schritt vor und sprach mit düsterer Stimme: „Das ist es eben, die Herrschaft bestimmt, wen es ihr einfällt, zum Rekruten, und dann hat die Gemeinde nachher die Sache auszubaden. Die Wahl des Gemeinderathes ist auf Deinen Sohn gefallen, bist Du damit nicht zufrieden, so bitte die gnädige Frau; sie befiehlt dann vielleicht, meinem einzigen Sohn das Stirnhaar zu scheren. Das ist mir mal ein Gesetz!" schloß er giftig und trat mit einer verächtlichen Handbewegung auf seinen Platz zurück.

Der rothhaarige Roman, dessen Sohn sich auch stellen mußte, erhob den Kopf und brummte: „Das ist recht, so ist es!" und setzte sich dann voll Aerger auf die erste Treppenstufe.

Aber das waren noch lange nicht alle, auf einmal sprechende Stimmen. Außer denen, die im Hintergrunde stehend sich von ihren eigenen Angelegenheiten unterhielten, vergaßen auch die Schwätzer ihres Amtes nicht. „Wirklich, rechtgläubiger Gemeinderath," sagte der kleine Shidkow, indem er die Worte Dutlow's wiederholte: „nach christlichem Recht muß entschieden werden; in christlichem Sinne also, Brüderchen, müßt Ihr richten."

„Nach Recht und Gewissen muß man entscheiden, Du mein theurer Freund," sagte der gutmüthige Chrapkow, indem er die Meinung Kopylow's vertrat und Dutlow am Pelzärmel zupfte. „Das war damals der Wille der Herrschaft, und die Gemeinde hatte Nichts dabei zu sagen."

„Wahr! Das ist es eben!" riefen Mehrere.

„Wer ist der Betrunkene, der da faseln soll?" fuhr Räsun dazwischen, „hast Du mir denn ein Gläschen vorgesetzt, was? Oder hat Dein Sohn, den man mehr als einmal schon am Wege aufgelesen, mir etwa Trunksucht vorzuwerfen? Nun, Brüderchen, die Entscheidung muß einmal getroffen werden. Wollt Ihr Dutlow begnadigen, so nehmt nicht aus den Zweimännerfamilien einen, nehmt einen von den Einzelnen, und Dutlow wird sich in's Fäustchen lachen."

„Dutlow soll gehen! Was ist da zu reden!"

„Natürlich! Die, welche zu dreien ſind, müſſen zuerſt looſen," ſprachen mehrere Stimmen.

„Wir wollen doch ſehen, was die gnädige Frau befiehlt; Jegor Michailitſch ſagte, ſie habe einen Hofsknecht ſtellen wollen," ſagte eine Stimme aus der Menge.

Dieſe Bemerkung beſchwichtigte den Streit ein wenig; aber bald entbrannte er von Neuem und ging wieder in Perſönlichkeiten über.

Ignaz, von welchem Räſun geſagt hatte, daß man ihn am Wege auflеſe, fing an Räſun zu beweiſen, daß dieſer von durchziehenden Zimmerleuten eine Säge geſtohlen und in trunkenem Muthe ſeine Frau faſt todt geprügelt habe.

Räſun antwortete, daß er ſowohl in nüchternem wie in trunkenem Zuſtande ſeine Frau prügele, und daß das lange nicht genug ſei, worüber Alle lachten. Wegen der Säge aber fühlte er ſich beleidigt, trat auf Ignaz zu und fragte:

„Wer hat ſie geſtohlen?"

„Du," antwortete dreiſt der kerngeſunde, kräftige Ignaz, indem er noch näher auf ihn zutrat.

„Wer hat ſie geſtohlen? Nicht Du ſelbſt am Ende?" ſchrie Räſun.

„Nein, Du," ſchrie Ignaz.

Nach der Säge kam die Rede auf ein geſtohlenes Pferd, dann auf einen Sack mit Hafer, auf ein Stückchen Gemüſebeet in der Colonie, auf einen todten Körper. Und ſo ſchreckliche Dinge ſagten ſich dieſe beiden Bauern in's Geſicht, daß, wenn nur der hundertſte Theil von dem, was ſie ſich vorwarfen, wahr geweſen wäre, ſie Beide nach dem Geſetz unverzüglich nach Sibirien, zum wenigſten zur Anſiedelung hätten verſchickt werden müſſen.

Dutlow der Alte hatte ſich unterdeß eine andere Art der Vertheidigung ausgedacht. Ihm mißfiel das Gezänke des Sohnes; er that ihm Einhalt, indem er ſagte: „Was für eine Sünde! Laß es ſein! Ich ſage es Dir!" und nun fing er an zu beweiſen, daß Dreimännerfamilien nicht nur die ſeien, wo drei Söhne zuſammenlebten, ſondern auch die, wo ſie ſich ſchon getrennt hätten, und wies dabei ſogar auf Staroſtin.

Staroſtin lächelte unmerklich, räuſperte ſich und antwortete, indem er ſeinen Bart mit der nachläſſig würdevollen Miene eines reichen Mannes ſtrich, das hinge vom Willen der Herrſchaft ab. Sein Sohn habe es wahrſcheinlich verdient, daß man ihn zu übergehen befohlen habe. Was die getrennten Familien betrifft, ſo ſchlug auch Geraſſim die Beweisgründe Dutlow's darüber nieder; er bemerkte, daß es nicht hätte erlaubt ſein müſſen, ſich zu trennen, wie zur Zeit des alten gnädigen Herrn, wo man nicht einmal zum Beerenſammeln auseinanderging; jetzt könne man doch den Familien nicht ihren einzigen arbeitsfähigen Mann fortnehmen.

„Haben ſie ſich denn etwa zu ihrem Vergnügen getrennt? Wozu ſie denn jetzt zum Schluß zu Grunde richten?" ließen ſich die Stimmen der Unbetheiligten vernehmen, und die Schwätzer ſchloſſen ſich ihnen an.

„Kaufe Dir einen Rekruten, wenn es Dir ſo nicht recht iſt. Du kannſt es haben," ſagte Räſun zu Dutlow.

Dutlow ſchlug verzweifelt ſeine Rockſchöße über einander und zog ſich hinter die übrigen Bauern zurück.

„Du haſt wohl das Geld in meiner Taſche gezählt?" erwiderte er voll Bosheit. — „Da kommt Jegor Michailitſch! Was mag er für Nachrichten von der gnädigen Frau bringen?"

VI.

Jegor Michailowitſch trat allerdings ſoeben aus dem Herrenhauſe. Die Mützen wurden, eine nach der anderen, gelüftet, und als der Verwalter näher trat, entblößten ſich alle dieſe Häupter, Kahlköpfe, mit Glatzen in der Mitte des Schädels oder vorne, alle dieſe grauen, graugeſprenkelten, rothhaarigen, ſchwarzen und blonden Köpfe und allmählich, ganz allmählich wurden die Stimmen leiſer und verſtummten endlich ganz. Jegor Michailitſch ſtellte ſich auf den Treppenabſatz und machte Miene zu reden. Jegor Michailitſch, in dem langen Ueberrocke, die Hände in die vorderen Rocktaſchen geſteckt, eine Mütze, wie ſie die Fabrikarbeiter tragen, tief in die Stirn gedrückt, machte, wie er ſo feſt mit ausgeſpreizten Beinen daſtand und von der Treppe herab auf alle dieſe zu ihm erhobenen und ihm zugewandten, meiſt alten, zum Theil ſchönen, bärtigen Geſichter herabſah, einen ganz anderen Eindruck, wie als er vor der gnädigen Frau ſtand. Jetzt war er impoſant.

„Da, Kinder, iſt der gnädigen Frau Beſcheid: Von den Hofsleuten will ſie keinen hergeben, und wen Ihr ſelbſt unter Euch beſtimmt, der ſoll gehen. Diesmal brauchen wir drei, das heißt, eigentlich zwei und einen halben, aber die eine Hälfte geht voraus; einerlei: kommt es nicht jetzt, ſo kommt es ein anderes Mal."

„Natürlich! das iſt richtig!" riefen mehrere Stimmen.

„Meiner Meinung nach," fuhr Jegor Michailitſch fort, „iſt die Reihe entſchieden an Chorjuſchkin und Mitjuchin's Waßka. Das ſcheint vom lieben Herrgott ſelbſt ſo beſtimmt."

„Das iſt wahr, ſo iſt es," ſtimmten wieder Mehrere bei.

„Der Dritte muß entweder einer von Dutlows oder einer aus den Zweimännerfamilien ſein."

„Dutlow!" entſchieden die Stimmen; „Dulows ſind ihrer drei."

Und wieder fing allmählich, ganz allmählich der Lärm an, wieder kam die Rede auf das Gemüſebeet in der Colonie und gewiſſe vom herrſchaftlichen Hof geſtohlene grobe Säcke. Jegor Michailitſch verwaltete ſchon zwanzig Jahre das Gut und war ein kluger, erfahrener Mann. Er blieb ruhig ſtehen und hörte eine Viertelſtunde den Streit mit an; dann plötzlich gebot er Schweigen und befahl, daß Dutlows looſen ſollten, wer von ihnen dreien ſich zu ſtellen habe.

Es wurden Looſe geſchnitten, in einen Hut geſchüttet und Chrapkow zog darauf eins heraus. Es war dasjenige Iljuſchka's. Alle verſtummten.

„Iſt es meines? Zeig' her!" ſagte Ilja, und die Stimme verſagte ihm.

Alle ſchwiegen. Jegor Michailitſch befahl nun, das Rekrutengeld, von jedem Bauerhof ſieben Kopeken, am morgenden Tage zu bringen, erklärte die Berathung geſchloſſen und entließ die Verſammlung. Der Haufe ſetzte ſich in Bewegung, die Mützen wurden allmählich wieder aufgeſetzt, und unter dem Gemurmel von Stimmen und dem Geräuſch von Schritten löſte ſich die Verſammlung auf. Der Verwalter blieb auf der Treppe ſtehen und ſah den ſich entfernenden Bauern nach. Als die jungen Outlows hinter einer Biegung des Weges verſchwunden waren, rief er den Alten, der zurückgeblieben war, zu ſich und trat mit ihm in die Amtsſtube.

„Du thuſt mir leid, Alter," ſagte Jegor Michailitſch, indem er ſich in den Lehnſtuhl vor dem Tiſch niederließ. „Aber die Reihe war an Dir. Wirſt Du Deinen Neffen loskaufen, oder nicht?" Der Alte ſah, ohne zu antworten, den Verwalter bedeutungsvoll an.

„Es war nicht zu ändern," erwiderte Jegor Michailitſch, auf dieſen Blick.

„Wenn ich es auch thun wollte — womit, Jegor Michailitſch? Zwei Pferde ſind mir in dieſem Sommer gefallen. Meinen Neffen habe ich verheirathet. Das iſt nun einmal, wie es ſcheint, unſer Schickſal dafür, daß wir ſo ehrlich leben. Er hat gut reden." Damit meinte er Räſun.

Jegor Michailitſch ſtrich ſich mit der Hand über's Geſicht und gähnte. Die Sache fing an, ihn zu langweilen, und es war Zeit, Thee zu trinken.

„Ach, Alter, lade keine Sünde auf Deine Seele," ſagte er; — „ſuche einmal unter Deiner Diele nach: vielleicht findeſt Du da der Hunderte vier alter, harter Silberrubel. Ich kaufe Dir dafür einen Freiwilligen, daß es eine wahre Pracht iſt. Vor Kurzem meldete ſich einer."

„Aus der Provinz?" fragte Outlow, unter „Provinz" die Stadt meinend.

„Nun, nimmſt Du ihn?"

„Gern, Gott iſt mein Zeuge, aber . . ."

Jegor Michailitſch unterbrach ihn ſtreng.

„Nun, ſo merke Dir meine Worte, Alter: daß Iljuſchka ſich kein Leid anthun darf und daß er ſofort in die Stadt geführt werde, wenn ich es Dir ſagen laſſe, ſei es nun heute oder morgen. Du bringſt ihn hin, Du verantworteſt für ihn; und wenn, was Gott verhüten wolle, ihm etwas zuſtößt, ſo nehme ich Deinen älteſten Sohn an ſeiner Stelle. Haſt Du verſtanden?"

„Kann man denn nicht aus den Zweimänner-Familien einen nehmen, Jegor Michailitſch. Es iſt doch wirklich ärgerlich," fügte er nach kurzem Schweigen hinzu, „mein Bruder iſt als Soldat geſtorben, und nun will man mir auch den Sohn nehmen. Weshalb muß ſolch' ein Unglück über mich kommen?" ſchloß er faſt ſchluchzend und ſchien bereit, ſich dem Verwalter zu Füßen zu werfen.

„Nun geh', geh'," ſagte Jegor Michailitſch; „dabei iſt Nichts zu machen; es iſt nun einmal ſo in der Ordnung. Habe ein Auge auf Iljuſchka; Du ſtehſt für ihn."

Dutlow ging nach Hauſe, indem er nachdenklich mit ſeinen Baſtſchuhen die Erdklümpchen, die auf dem Wege lagen, zerdrückte.

VII.

Am anderen Tage früh Morgens hielt eine Reiſetelega*), dieſelbe, deren ſich auch der Verwalter zu ſeinen Fahrten bediente, mit einem ſtarkknochigen, röthlich grauen Wallach beſpannt, vor der Treppe des Geſindeflügels. Das Pferd hatte aus unbekannten Gründen den Namen „Baraban" **) erhalten. Anjutka, Polikei's älteſte Tochter, ſtand trotz des mit Hagel gemiſchten Regens und des kalten Windes barfuß zu Häupten des Wallachs und hielt ihn ängſtlich ſo weit als möglich von ſich ab, mit der einen Hand am Zügel, während die andere über ihrem Kopfe eine gelblich-grüne Kaſaweika zuſammenfaßte, die in der Familie ſowohl als Decke, wie als Pelz, Kopfbedeckung, Teppich oder Paletot für Polikei, und zu noch manch' anderen Zwecken diente. Im „Winkel" ging es bunt her. Es war noch dunkel; kaum drang die Morgendämmerung des regneriſchen Tages durch die ſtellenweiſe mit Papier verklebten Fenſter. Akulina, die für eine Weile ihr Wirthſchaften beim Ofen als Köchin aufgegeben und ihre Kinder ſich ſelbſt überlaſſen hatte, von denen die jüngſten noch im Bette lagen und vor Froſt zitterten, weil ihre Decke, die augenblicklich als Kleidungsſtück gebraucht wurde, durch ein dünnes Kopftuch ihrer Mutter erſetzt worden war, — Akulina machte ſich mit den Vorbereitungen zur Reiſe ihres Mannes zu ſchaffen. Die Stiefel, aus denen überall die Strümpfe herausſahen und die des Flickens dringend bedurft hätten, machten ihr beſondere Sorge. Daher zog ſie erſtens die dicken, wollenen, einzigen im Haushalte befindlichen Strümpfe von ihren eigenen Füßen und gab ſie ihrem Manne; zweitens ſchnitt ſie aus einer Filzſatteldecke, die im Stalle keinen rechten Platz gefunden und die Iljitſch vor zwei Tagen in die Isba gebracht hatte, ſehr geſchickt ein Paar Filzſohlen aus und legte ſie derart in die Stiefel, daß dadurch die Löcher verſtopft und Polikei's Füße vor der Feuchtigkeit bewahrt wurden. Iljitſch ſelbſt ſaß mit heraufgezogenen Beinen auf dem Bette und bemühte ſich, ſeinen Gurt ſo herzurichten, daß er nicht wie ein ſchmutziger Strick ausſah, und das lispelnde, böſe kleine Mädchen war in einem Pelze, der ſich, trotzdem es ihn über den Kopf gezogen, noch um ſeine Füße verwickelte, zu Nikita geſchickt worden, ihn um ſeine Pelzmütze zu bitten. Das Lärmen und Gedränge wurde noch vermehrt durch die Hofsleute, die mit Bitten um verſchiedene Einkäufe zu Iljitſch kamen, — dieſer ſollte er Nadeln

*) Leiterwagen.
**) Trommel.

mitbringen, jener Thee, der dritten Baumöl, einem vierten Tabak, und Zucker für die Tiſchlersfrau, die ſchon die Theemaſchine aufgeſtellt hatte und, um Iljitſch in gute Laune zu verſetzen, ihm in einem Kruge ein Getränk, das ſie Thee benannte, vorſetzte. Obgleich Nikita ſeine Mütze nicht gab und alſo die eigene in Ordnung gebracht werden, d. h. die überall herausſchauende und heraushängende Watte eingeſtopft und mit Hülfe einer zu den Pferdecuren gebrauchten Nadel die Löcher zugenäht werden mußten, obgleich die Stiefel mit den Filzſohlen anfangs nicht auf die Füße gehen wollten, obgleich Anjutka, vor Froſt erſtarrt, Baraban losließ und Maſchka im Pelz dann ihre Stelle vertrat, und zuletzt Maſchka den Pelz abnehmen und Akulina ſelbſt Baraban ſchließlich halten mußte, — ſo war das Ende von alledem doch, daß Iljitſch, ſo gut es ging, alle Kleidungsſtücke ſeiner Familie, mit Ausnahme der Kaſaweika und der Pantoffeln, anlegte und, als er damit fertig war, ſich in die Telega ſetzte, ſeine Rockſchöße über einander ſchlug, das Heu zurechtſchüttelte, ſich noch einmal in ſeinen Armjäk einwickelte, die Zügel zuſammenfaßte, zum dritten Mal noch feſter den Rock um ſeine Beine ſchlug, wie es wohlbeſtellte Leute zu thun pflegen, und ſein Gefährt in Bewegung ſetzte.

Sein Söhnchen Miſchka, das auf die Treppe hinausgelaufen war, wollte ein Stückchen mitfahren, auch die lispelnde Maſchka bat darum und verſicherte, ſie werde auch ohne Pelz nicht frieren. Polikei hielt Baraban zurück, lächelte mit ſeinem ſchwachſinnigen Lächeln, Akulina ſetzte die Kinder zu ihm in die Telega und beugte ſich vor, um ihm in's Ohr zu flüſtern, er möchte ſeinen Schwur nicht vergeſſen und keinen Tropfen Branntwein unterwegs trinken. Polikei brachte die Kinder bis zur Schmiede, ſetzte ſie dort ab, hüllte ſich wieder ein, ſchob die Mütze zurecht und fuhr allein in kurzem Trabe weiter. Das Fleiſch an ſeinen Wangen zitterte beim Stoßen des Wagens und ſeine Füße klapperten auf dem Bretterboden der Telega. Maſchka und Miſchka liefen indeß mit ſolcher Geſchwindigkeit und ſolchem Gekreiſch barfuß ihrem Hauſe zu, daß ein Hund, der aus dem Dorfe zum Herrenhauſe lief, ſtehen blieb, ſie erſchrocken anſah und dann mit eingezogenem Schwanze und lautem Gebelle in's Dorf zurückrannte, worüber Polikei's Sprößlinge ein noch zehnmal ärgeres Geſchrei erhoben.

Das Wetter war garſtig, der Wind ſchneidend kalt und der mit Schnee und Hagel gemiſchte Regen prickelte Iljitſch in's Geſicht und auf die bloßen Hände, die er mit den ſteif gewordenen Leinen ſo tief als möglich in die Aermel des Armjäk hereinzog, und klatſchte auf die Lederklappe des Kummetholzes und auf Baraban's alten Kopf, der die Ohren einzog und mit den Augen zwinkerte.

Dann plötzlich ließ der Regen nach und das Wetter klärte ſich auf; man konnte ſchon deutlich bläuliche Schneewolken am Himmel unterſcheiden und die Sonne machte Anſtalten durchzubrechen, aber mit unentſchiedener, trüber Miene, wie das Lächeln Polikei's. Trotzdem war Polikei in angenehme Gedanken verſunken. Er, den man zur Anſiedelung hatte verſchicken wollen, dem man mit

dem Militärdienste gedroht, den man überall da hinsteckte, wo es am schlechtesten war, den nur die nicht schimpften und schlugen, die zu faul dazu waren, er sollte jetzt eine Summe Geldes empfangen, eine große Summe, und die gnädige Frau traute ihm, und er fuhr in des Verwalters Wagen mit Baraban, den sogar die gnädige Frau benutzt, fuhr wie ein wichtiger Dwornik mit ledernem Anspann und Zügeln. Und er richtete sich auf, stopfte die aus seiner Mütze hängenden Wattestücke wieder ein und setzte sich voll Selbstbewußtsein zurecht. Uebrigens, wenn Iljitsch glaubte, daß er einem reichen Dwornik ähnlich sah, so irrte er sich. Allerdings, das ist wahr und ein jeder weiß es, Kaufleute, die einen jährlichen Umsatz von zehntausend Rubeln haben, fahren auch in einer Bauerntelega mit Riemengeschirr. Das sieht so aus und ist doch nicht so. Fährt da z. B. ein bärtiger Mann, in einem blauen oder schwarzen Kaftan, und sitzt allein in seinem mit einem wohlgenährten Pferde bespannten Wagen, so braucht man nur einmal hinzusehen, wie das Pferd aussieht und angespannt ist, wie er selbst aussieht, wie er sitzt, wie die Telega gehalten, wie der Gurt umgebunden ist, um sogleich zu wissen, wie viel jährlichen Umsatz der Mann hat. Jedem erfahrenen Menschen aber, der sich Polikei nur ein wenig näher angesehen, einen Blick auf seine Hände, sein Gesicht, seine Bartstoppeln, seinen Gurt, das unordentlich auf den Boden des Wagens geworfene Heu, den mageren Baraban, die abgenutzten Radkränze geworfen hätte, wäre es sogleich klar geworden, daß das nicht ein Kaufmann, oder ein Viehhändler, oder ein Dwornik, oder einer, dem Hunderte und Tausende gehören, sei, sondern ein armer Knecht, der nicht einmal über zehn Rubel verfügte. Aber Polikei dachte nicht so, er befand sich in einem Irrthum, in einem sehr angenehmen Irrthum. Anderthalbtausend Rubel würde er in seinem Busen versteckt zurückbringen. Wenn er es wollte, so könnte er Baraban, anstatt nach Hause, nach Odesta (Odessa) lenken und Gott weiß wohin fahren. Er wird es aber nicht thun, sondern das Geld richtig der gnädigen Frau abliefern und sagen, er habe früher auch noch mehr in Händen gehabt. — Als er bei einer Schänke vorüberkam, zog Baraban am linken Zügel und wollte umkehren und stehen bleiben, aber Polikei, obgleich er das ihm für die Einkäufe gegebene Geld bei sich hatte, versetzte Baraban einen Schlag mit der Peitsche und fuhr vorüber. Dasselbe that er auch bei einer anderen Schänke. Um die Mittagsstunde endlich kletterte er von der Telega herunter, öffnete das Hofthor eines Kaufmannshauses, wo die Leute der gnädigen Frau stets einzukehren pflegten, führte den Wagen hinein, spannte aus, schüttete dem Pferde Heu vor, aß sein Mittagbrod mit den Arbeitern des Kaufmannes, wobei er sich nicht enthalten konnte, zu erzählen, welch' wichtigen Geschäftes wegen er in die Stadt gekommen sei, und begab sich dann mit dem Briefe in der Mütze zum Gärtner. Der Gärtner, der Polikei kannte, fragte, nachdem er den Brief durchgelesen, mit sichtlichem Bedenken, ob man wirklich ihm den Auftrag gegeben, das Geld zu empfangen. Polikei wollte sich beleidigt zeigen, verstand es aber nicht recht und lächelte nur wieder auf die ihm eigene Weise. Der Gärtner las den Brief noch einmal durch und händigte

ihm dann das Geld ein. Polikei ſteckte es in den Buſen und ging in ſein Abſteigequartier zurück. Weder durch Bier- noch Trinkhäuſer ließ er ſich verführen. Er empfand eine angenehme Erregung ſeines ganzen Weſens und blieb mehr als einmal vor Buden mit für ihn verlockenden Waaren, als: Stiefel, Armjäks, Pelzmützen, Kaftans und Eßwaaren, ſtehen, und wenn er eine Weile davor geſtanden, ging er mit dem erhebenden Gefühle weiter: er könne Alles kaufen, werde es aber nicht thun. Er begab ſich auf den Markt, um die ihm aufgetragenen Einkäufe zu beſorgen, erſtand Alles und handelte auch um einen gegerbten Lederpelz, für welchen man fünfundzwanzig Rubel verlangte. Der Verkäufer ſah Polikei mißtrauiſch an und glaubte nicht ſo recht, daß Polikei im Stande ſei, den Pelz zu bezahlen. Aber Polikei zeigte auf ſeinen Buſen und ſagte, er könne die ganze Bude auskaufen, wenn es ihm einfiele. Dann wollte er den Pelz anprobiren, drückte ihn, beklopfte ihn, blies in das Fell hinein (es roch ſogar noch) und zog ihn endlich ſeufzend wieder aus. „Ein unmöglicher Preis. Wenn man ihn wenigſtens für fünfzehn Rubel haben könnte," meinte er. Der Kaufmann warf ärgerlich den Pelz über den Tiſch, und Polikei begab ſich in heiterſter Laune in ſein Quartier. Nachdem er zu Abend gegeſſen, Baraban getränkt und ihm Hafer vorgeſchüttet hatte, kletterte er auf den Ofen; dann nahm er das Couvert heraus, beſah es von allen Seiten und bat den leſekundigen Hausknecht, ihm die Adreſſe und die Worte „Einliegend eintauſend ſechshundert ſiebenzehn Rubel Banko" vorzuleſen. Das Couvert war aus einfachem Schreibpapier verfertigt, die Siegel, mit einem Anker darauf, waren aus braunem Siegellack, ein großes in der Mitte, und vier kleinere an den vier Ecken. Der Siegellack war noch nebenbei auf das Papier getropft. Iljitſch ſah ſich das Alles genau an und prägte es ſich in's Gedächtniß. Er betaſtete auch die ſpitzigen Ecken der Banknoten; dann ſteckte er das Couvert wieder in das Loch der Mütze, that die Mütze unter ſeinen Kopf und legte ſich hin; aber auch in der Nacht wachte er mehrmals auf und taſtete nach dem Couvert, und jedes Mal, wenn er es an ſeinem Platze fand, überkam ihn wieder das angenehme Bewußtſein, daß er, Polikei, der mit Schande bedeckte, von Allen beleidigte Polikei ſolches Geld bei ſich führe und es richtig abliefern werde — ſo richtig, wie es der Verwalter ſelbſt nicht beſſer hätte thun können.

VIII.

Um Mitternacht etwa wurden ſowohl die Arbeiter als auch Polikei durch ein Klopfen am Hofthor und lautes Sprechen geweckt. Es waren die Rekruten aus Pokrowſki mit ihrer Begleitung, zehn Mann im Ganzen: Chorjuſchkin, Mitjuſchkin und Ilja (Dutlow's Neffe), zwei Erſatzmänner, der Staroſt, der alte Dutlow und die Fuhrleute. In der Isba brannte die Nachtlampe, und die Köchin ſchlief auf der Bank unter den Heiligenbildern. Sie ſprang auf und begann Licht anzuzünden. Polikei wachte auch auf, beugte ſich vom Ofen vor und ſah

die hereintretenden Bauern an. Alle machten beim Uebertreten der Schwelle das Zeichen des Kreuzes und setzten sich dann auf die Bänke. Sie verhielten sich Alle vollkommen ruhig, so daß man nicht unterscheiden konnte, wer freiwillig und wer gezwungen kam. Sie begrüßten sich, sprachen mit einander und verlangten zu essen. Einige waren allerdings schweigsam und traurig, dafür aber andere ungewöhnlich heiter und gesprächig, sichtlich angetrunken. Zu den letzteren gehörte auch Ilja, der bisher nie getrunken hatte.

„Nun, Kinder, wollt Ihr essen oder schlafen?" fragte der Starost.

„Essen," antwortete Ilja, indem er seine Pelzschöße auseinanderschlug und sich auf die Bank setzte. „Laß Branntwein holen."

„Laß es gut sein mit dem Branntwein," antwortete leichthin der Starost und wandte sich dann wieder zu den Anderen: „Begnügt Euch mit Brod, Kinder, wozu die Leute aufwecken!"

„Gieb Branntwein her," wiederholte Ilja, ohne Jemand anzusehen und mit einer Stimme, der man es anhörte, daß er nicht so bald nachlassen würde.

Die Bauern befolgten den Rath des Staroften, holten ihre Brode aus den Wagen hervor, aßen und tranken Kwaß dazu. Dann legten sie sich theils auf die Diele, theils auf den Ofen nieder.

Ilja wiederholte immer von Zeit zu Zeit: „Gieb Branntwein her, sage ich Dir, gieb her." Plötzlich fiel sein Blick auf Polikei. „Iljitsch, he! Iljitsch! Du hier, theurer Freund? Ich geh' ja unter die Soldaten, habe schon von der Mutter, von meiner Hausfrau Abschied genommen. Wie sie schluchzte! Unter die Soldaten steckt man mich. Laß Branntwein geben!"

„Habe kein Geld," antwortete Polikei. „Vielleicht, so Gott will, wirst Du noch brakirt," fügte er als Trost hinzu.

„Nein, Brüderchen, ich bin gesund, wie eine junge Birke, habe nie eine Krankheit gehabt; wie sollte ich dazu kommen? Wo sollte denn wohl der Zar Soldaten hernehmen?"

Polikei erzählte darauf eine Geschichte, wie einmal ein Bauer dem „Dochtor" einen Blauen (Fünfrubelnote) in die Hand gedrückt und auf diese Weise losgekommen sei.

Ilja wandte sich mit dem Gesicht zum Ofen und wurde gesprächig.

„Nein, Iljitsch, nun ist's aus; ich will selbst nicht mehr zurückbleiben. Der Onkel hat mich ja eingesteckt. Hätten wir etwa uns selbst nicht losgekauft? Aber es war uns schade um den Sohn, um das Geld — — und so muß ich d'ran. . . Jetzt will ich selbst nicht mehr. (Er sprach sanft, zutraulich, unter dem Einfluß stillen Kummers.) Mir thut nur die Mutter leid; wie sich die Arme gegrämt hat! Und meine Hausfrau. So um Nichts und wieder Nichts sie zu Grunde zu richten, das ist schlecht! Jetzt ist es aus mit ihr: eine Soldatenfrau — das sagt genug! Hätte ich doch nicht geheirathet! Warum hat man mich verheirathet! . . Morgen kommen sie her."

„Ja, wie iſt denn das ſo raſch gekommen?“ fragte Polikei. „Nichts war bisher zu hören, und mit einem Male . . .“

„Siehſt Du, ich will es Dir ſagen. Sie fürchten, daß ich mir ein Leid anthue,“ antwortete Iljuſchka lächelnd; „da können ſie ruhig ſein, ich thue mir Nichts, werde auch unter den Soldaten nicht umkommen. Nur die Mutter thut mir leid! Warum hat man mich verheirathet,“ ſprach er wieder leiſe und traurig.

Da wurde die Hausthür geöffnet, haſtig wieder zugeſchlagen und herein trat der alte Dutlow, mit rieſigen, wie die Böte großen Baſtſchuhen an den Füßen.

„Afanaſſi,“ fragte er den Hausknecht, indem er den Schnee von ſeiner Pelzmütze abſchüttelte; „haſt Du nicht eine Laterne, damit ich den Pferden Hafer vorſchütten kann?“

Ohne einen Blick auf Ilja zu werfen, begann er bedächtig das Lichtſtümpfchen anzuzünden. Die Fauſthandſchuhe und die Peitſche ſteckten im Gürtel und der Armjäk war ſehr accurat zugegürtet; es ſchien, als hätte er nur eine Waarenfuhre begleitet, ſo alltäglich ruhig, unbefangen und um ſein Geſchäft beſorgt war der Ausdruck ſeines von Arbeit gefurchten Geſichts.

Ilja verſtummte beim Anblick des Onkels, ſenkte wieder den Blick auf die Bank und ſprach, zum Staroſt gewandt:

„Gieb Branntwein her, Jermila; ich will Schnaps trinken.“ Die Stimme klang böſe und finſter.

„Wo ſoll ich jetzt Branntwein hernehmen?“ antwortete der Staroſt, der gerade ſeine Abendmahlzeit, eine Brodſuppe mit Kwaß, aus ſeiner Schüſſel löffelte. „Sieh her, die Leute haben gegeſſen und ſchlafen nun. Was krakehlſt Du denn?“

Das Wort „krakehlen“ brachte ihn erſt auf den Gedanken, Streit anzufangen.

„Staroſt, ich richte ein Unheil an, wenn Du mir nicht Branntwein giebſt!“

„So rede ihm doch Vernunft ein,“ ſagte der Staroſt zu Dutlow, der ſeine Laterne ſchon angezündet hatte, aber noch ſtehen geblieben war, augenſcheinlich, um zu ſehen, was daraus werden würde. Er ſah den Neffen mit einem tadelnden und bedauernden Blick von der Seite an, als wundere er ſich über deſſen kindiſches Benehmen.

Ilja ſprach verlegen und leiſe noch einmal: „Gieb Branntwein her, oder es geht ſchlimm.“

„Laß es bleiben, Ilja,“ antwortete der Dorfſchulze beſchwichtigend. „Wirklich, laß es bleiben, es wird beſſer ſein.“

Aber ehe er die letzten Worte ausgeſprochen, ſprang Ilja auf, ſchlug mit der Fauſt eines der Fenſter in Scherben und ſchrie aus allen Kräften:

„Wollt Ihr mir den Willen nicht thun, ſo, da habt Ihr's!“ Dabei wollte er ſich zum anderen Fenſter ſtürzen, um auch dieſes einzuſchlagen.

In einem Nu hatte Polikei ſich zweimal um ſich ſelbſt über den Ofen

gerollt und verſteckte ſich dann hinter demſelben in einem Winkel, ſo daß alle Tarakanen erſchreckt auseinanderſtoben. Der Staroſt warf ſeinen Löffel auf den Tiſch und lief zu Ilja. Dutlow ſtellte langſam und kopfſchüttelnd ſeine Laterne hin; dann nahm er ſeinen Gurt ab, ſchnalzte mit der Zunge und trat auf Ilja zu, der ſich ſchon mit dem Staroſt und dem Dwornik herumſchlug, die ihn nicht zum Fenſter gelangen laſſen wollten. Sie hatten ihn an den Händen gefaßt und hielten ihn, wie es ſchien, ſicher feſt. Aber kaum gewahrte Ilja ſeinen Onkel mit dem Gurt in der Hand, als ſeine Kräfte ſich verzehnfachten, er ſich losriß und mit rollenden Augen und geballter Fauſt Dutlow entgegentrat.

„Ich ſchlage Dich todt, bleib' mir vom Leibe, Barbar! Du haſt mich in's Verderben geſtürzt! Du und Deine Räuber von Söhnen! Bleibe mir vom Leibe oder ich ſchlage Dich todt."

Iljuſchka ſah ſchrecklich aus, ſein Geſicht war feuerroth, ſeine Augen rollten, ſein ganzer junger, geſunder Körper zitterte wie im Fieber. Es ſchien, als könne und wolle er in dieſem Augenblicke die drei über ihn herfallenden Bauern niederſchlagen.

„Deines Bruders Blut trinkſt Du, Du Blutſauger!" ſchrie er.

Es blitzte etwas in dem ewig ruhigen Geſichte Dutlow's auf. Er trat einen Schritt vor:

„Du willſt im Guten nicht hören! Da haſt Du's denn!" ſagte er, und mit einer Energie, die man ihm nicht zugetraut hätte, packte er mit einer raſchen Bewegung ſeinen Neffen, warf ſich mit ihm zur Erde und begann mit Hülfe des Staroſten ihm die Hände zu binden. Ungefähr fünf Minuten rangen ſie mit einander; endlich machte Dutlow ſeinen Pelz aus den Händen Iljuſchka's, der ihn krampfhaft feſthielt, frei, ſtand mit Hülfe der Bauern auf, richtete auch Ilja, dem man die Hände auf den Rücken gebunden, auf und ſetzte ihn hinter die Lade in die Ecke der Stube.

„Ich habe Dir geſagt, es würde ſchlimmer werden," ſprach er, noch außer Athem vom Kampfe und indem er ſein Hemd zurechtzupfte: „Warum verſündigſt Du Dich? Sterben müſſen wir doch Alle. Gieb ihm den Armjäk unter den Kopf, damit ihm das Blut nicht zu Kopfe ſteige," fügte er zum Hausknecht gewandt hinzu; er ſelbſt aber band ſich einen Strick als Gurt um den Leib, nahm die Laterne und ging wieder hinaus zu den Pferden.

Ilja, mit zerzauſten Haaren, mit bleichem Geſicht, das Hemd in Unordnung, ſah ſich im Zimmer um, als ſuche er ſich zu erinnern, wo er ſei. Der Hausknecht ſammelte die Scherben des zerſchlagenen Fenſters auf und ſteckte gegen den Zug einen kurzen Schafpelz in die Fenſteröffnung. Der Staroſt ſetzte ſich wieder zu ſeiner Schale mit Brodſuppe.

„Ei, ei! Iljucha, Iljucha! Du thuſt mir wahrhaftig leid. Aber was ſoll man dabei machen! Chorjuſchkin iſt ja auch verheirathet. Es iſt nun 'mal nicht zu ändern!"

„Mein Schurke von Onkel hat mich dazu gebracht," wiederholte Ilja mit

verbiſſener Wuth. „Es iſt ihm ſchade um ſein Geld . . Die Mutter ſagte mir, der Verwalter habe befohlen, einen Rekruten zu kaufen. Er will nicht und ſagt, er bringe es nicht fertig! Haben wir Beide, mein Bruder und ich, ihm etwa wenig eingebracht? Ein Schurke iſt er!“

Dutlow trat wieder in die Isba und ſetzte ſich, nach einem kurzen Gebet vor dem Heiligenbilde, zu dem Staroſt. Die Köchin brachte ihm Kwaß und einen Löffel. Ilja war ſtill geworden und hatte ſich, mit dem Kopf auf dem Armjäk, hingelegt.

Der Staroſt zeigte ſchweigend auf ihn und ſchüttelte bedenklich den Kopf. Dutlow machte ein bedauerndes Zeichen mit der Hand.

„Thut es mir denn nicht leid? Meines leiblichen Bruders Sohn. Und nicht genug, daß es mir ſo leid thut: einen Böſewicht will man darum noch aus mir machen. Hat ihm doch wahrſcheinlich ſeine Hausfrau, ein ſchlaues Weibchen, trotz ihrer Jugend, eingeredet, wir hätten Geld genug, um ihn loszukaufen. Nun wirft er mir das immer vor. Und dennoch thut mir der Burſche leid!“

„Ja, ja, ein fixer Burſche iſt er!“ meinte der Staroſt.

„Ja, aber ich werde mit ihm nicht fertig. Morgen ſchicke ich Ignaz her, und auch ſein Weib wollte kommen.“

„Das iſt recht, ſchicke ihn nur her,“ ſagte der Staroſt und kletterte auf den Ofen. „Was iſt Geld! Geld iſt Staub!“

„Wer nur das Geld hätte! Wem würde es wohl darum leid thun?“ warf einer der Arbeiter ein.

„Ach ja, das Geld, das Geld! Viel Unheil kommt vom Gelde!“ ſprach Dutlow. „Durch Nichts kommt ſo viel Sünde in die Welt, als durch den Mammon, das ſteht ſchon in der heiligen Schrift.“

„Ja, ſo iſt es, da ſteht Alles darin,“ beſtätigte der Dwornik. „So erzählte mir einmal Einer eine Geſchichte. Es war einmal ein Kaufmann, der hatte viel Geld zuſammengeſcharrt und wollte Nichts davon bei ſeinem Tode nachlaſſen; er liebte ſein Geld ſo, daß er es mit in ſeinen Sarg nehmen wollte. Wie es nun zum Sterben mit ihm kam, befahl er, ein kleines Kiſſen ihm mit in den Sarg zu legen. Man kam nicht darauf, weshalb. Darauf fingen ſeine Söhne an, nach dem Gelde zu ſuchen; es war nirgends zu finden. Da verfiel der eine Sohn darauf, daß das Geld wahrſcheinlich in dem Kiſſen ſtecke. Die Geſchichte kam vor den König; er erlaubte, ihn auszugraben. Und was denkſt Du? Man öffnete den Sarg, im Kiſſen war Nichts, aber der ganze Sarg war voll Schlangen, und ſo grub man ihn wieder ein. Das kommt vom Gelde!“

„Natürlich, viel Elend!“ ſagte Dutlow, ſtand auf und fing an zu beten.

Nachdem er gebetet, warf er einen Blick auf den Neffen. Dieſer ſchlief. Er trat zu ihm, löſte ihm den Gurt von den Händen und legte ſich dann nieder. Ein anderer Bauer ging in den Stall zu den Pferden ſchlafen.

IX.

Kaum war Alles still geworden, so kletterte Polikei, als habe er ein schlechtes Gewissen, leise vom Ofen und fing an, sich zur Abfahrt zu rüsten. Es war ihm peinlich, hier mit den Rekruten zusammen zu nächtigen. Die Hähne hatten schon mehrere Male gekräht, aber es war noch ganz dunkel. Baraban hatte all' seinen Hafer aufgefressen und verlangte nach der Tränke. Iljitsch spannte ihn an und führte ihn mit dem Wägelchen vorsichtig zwischen den Bauertelegen hindurch hinaus. Die Mütze nebst ihrem Inhalte war unversehrt. Polikei setzte sich in den Wagen, und bald rasselte die Telega wieder auf der gefrorenen Landstraße Pokrowski zu. Polikei athmete erst auf, als er die Stadt im Rücken hatte. Bis dahin schien es ihm immer, als seien ihm die Verfolger auf den Fersen, als werde man ihn abfassen, ihm an Ilja's Stelle die Hände auf den Rücken binden und morgen vor's Gericht führen. Halb vor Frost, halb vor Angst lief es ihm kalt über den Rücken und er trieb Baraban mit der Peitsche zu immer größerer Eile an. Die ersten Menschen, die ihm begegneten, waren ein Pope in hoher Pelzmütze und ein neben diesem herschreitender schiefgewachsener Arbeiter gewesen. Noch beklommener war Polikei zu Muthe geworden und erst, nachdem er die Stadt hinter sich gelassen, verlor sich allmählich seine Angst. Der Weg wurde immer deutlicher sichtbar und Baraban verfiel in einen gemüthlichen Schritt. Iljitsch nahm die Mütze ab und betastete wieder das Geld. „Sollte ich es vielleicht lieber in den Busen stecken?" dachte er, „aber dazu muß ich mich losgürten. Na, wir wollen noch bis unter den Berg fahren; da werde ich aussteigen und mich zurechtmachen. Die Mütze ist ja von oben fest zugenäht, und unten aus dem Futter kann es doch nicht herausfallen. Und bis nach Hause nehme ich auch die Mütze nicht mehr ab!" Am Fuße der Anhöhe angelangt, fing Baraban aus eigenem Antriebe an, den Berg hinaufzugaloppiren, und Polikei, dem es ebenso wie Baraban daran lag, so rasch als möglich nach Hause zu kommen, ließ ihn gewähren. Alles war in Ordnung, so kam es wenigstens Polikei vor, und er gab sich angenehmen Träumen hin, dachte an die Dankbarkeit der gnädigen Frau, an die fünf Harten, die sie ihm geben würde, an die Freude seiner Hausgenossen. Wieder nahm er die Mütze ab und betastete nochmals den Brief; dann drückte er sie sich tiefer auf den Kopf und lächelte. Der Peluche auf der Mütze war mürbe wie Zunder, und eben weil ihn Akulina am Tage vorher so sorgfältig an der zerrissenen Stelle zugenäht hatte, war er an einer anderen Stelle zerrissen, und die Bewegung, durch die Polikei, als er in der Dunkelheit die Mütze abnahm, das Couvert mit dem Gelde tiefer in die Watte einzustecken meinte, hatte das Loch erweitert, so daß das Couvert mit einer Ecke aus dem Peluche heraussah.

Der Tag brach an, und Polikei, der die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, fielen die Augen zu. Er drückte die Mütze noch tiefer auf die Stirn, wodurch das Couvert ein Stück weiter herausgeschoben wurde und nickte ein, wobei sein Kopf bei jedem Stoß des Wagens an die Seitenstangen der Telega stieß. Kurz

vor Pokrowſki wachte er auf. Seine erſte Bewegung war, nach der Mütze zu faſſen; ſie ſaß feſt auf ſeinem Kopfe, daher nahm er ſie auch nicht ab, ganz überzeugt davon, daß das Couvert darin ſtecke. Er verſetzte Baraban einen Schlag mit der Peitſche, ſchüttelte das Heu zurecht, gab ſich wieder das Anſehen eines wohlbeſtellten Dworniks und, mit wichtiger Miene um ſich ſchauend, rüttelte er der Heimath zu. Da iſt die Küche, da der „Flügel“; dort geht die Tiſchlersfrau mit einem Stück Leinewand auf dem Arme; dort ſieht man die Amtsſtube, das Herrenhaus, wo Polikei ſogleich beweiſen wird, daß er ein zuverläſſiger und ehrlicher Menſch iſt, daß Nichts leichter iſt, als Jemand zu verleumden, worauf dann die gnädige Frau ſagen wird: „Nun, ich danke Dir, Polikei; da haſt Du drei . . . .“ aber vielleicht ſagt ſie auch fünf, ja, wer weiß, am Ende ſogar zehn Harte; und dann wird ſie ihm Thee vorſetzen laſſen und vielleicht auch ein Schnäpschen. Bei der Kälte könnte das nicht ſchaden. „Für zehn Harte wollen wir uns einen ſchönen Feiertag machen, auch Stiefel kaufen, meinetwegen auch Nikita vier und einen halben zurückgeben, denn er rückt Einem ſchon gar zu arg damit auf den Leib. Ungefähr hundert Schritt vor dem Hauſe ſetzte ſich Polikei zurecht, brachte ſeinen Gurt, ſeinen Pelzkragen in Ordnung, nahm die Mütze ab, ſtrich das Haar zurück und ſteckte, langſam und bedächtig, die Hand unter das Mützenfutter. Aber was iſt das? Die Hand durchſtöbert unruhig die Mütze, haſtig, immer haſtiger ſucht ſie darin, auch die andere fährt hinein. Das Geſicht wird bleich, immer bleicher, die eine Hand bohrt ſich durch. . . . Polikei ſpringt auf die Knie, hält das Pferd an, durchſtöbert den Wagen, das Heu, die Einkäufe, fühlt im Buſen, in den Pludderhoſen nach, — das Geld iſt nirgends.

„Himmliſcher Vater! Was iſt denn das? Was ſoll daraus werden?“ ſchreit er auf, indem er ſich verzweiflungsvoll in die Haare fährt. Dann aber fällt ihm ein, daß man ihn vom Dorfe aus ſehen könnte und er wendet Baraban um, ſtülpt die Mütze wieder auf den Kopf und jagt den verwunderten und unzufriedenen Baraban den Weg, den er eben gekommen, wieder zurück.

„Nicht leiden kann ich, mit Polikei zu fahren,“ dachte gewiß Baraban. „Einmal im Leben füttert und tränkt er mich zu rechter Zeit, und das nur, um mich nachher deſto unangenehmer an der Naſe herumzuführen. Wie habe ich mir Mühe gegeben, um raſcher nach Hauſe zu kommen. Müde bin ich, und kaum rieche ich das heimathliche Heu, ſo treibt man mich zurück!“

„He! Du verfluchtes Vieh!“ ſchrie Polikei mit von Thränen erſtickter Stimme und zerrte, in der Telega aufrecht ſtehend, Baraban am Mundſtück und hieb mit der Peitſche auf ihn ein.

X.

Dieſen ganzen Tag ſah in Pokrowſki Niemand Polikei. Die gnädige Frau fragte nach Tiſch mehrmals nach ihm, und Axjutka flog zu Akulina; aber Akulina ſagte, er ſei nicht gekommen, der Gärtner habe ihn gewiß aufgehalten, oder es

ſei mit dem Pferde etwas paſſirt. „Es hat vielleicht angefangen zu hinken,“ meinte ſie. „Neulich ſei Maxim ganze vierundzwanzig Stunden unterwegs geweſen, weil er den ganzen Weg zu Fuße neben dem Pferde habe machen müſſen.“ Und Axjutka ſchaukelte ihre Perpendikel wieder nach Hauſe zurück, und Akulina ſuchte, um ſich zu beruhigen, nach allen möglichen Gründen für das Ausbleiben ihres Mannes — — aber umſonſt! Das Herz war ihr ſchwer und keine Arbeit zum morgenden Feiertage ging ihr recht von der Hand. Sie quälte ſich um ſo mehr, weil die Tiſchlersfrau verſicherte, ſie ſelbſt habe einen Menſchen, ganz wie Iljitſch, auf der Landſtraße heranfahren und plötzlich wieder umkehren ſehen. Die Kinder erwarteten das Väterchen auch mit Ungeduld und Unruhe, aber aus anderen Gründen. Anjutka und Maſchka waren, die eine des Pelzes, die andere des Armjäks beraubt worden, welche Kleidungsſtücke es ihnen möglich gemacht hatten, wenn auch nur abwechſelnd auf die Straße hinauszugehen; ohne dieſelben konnten ſie nur in bloßen Kleidern mit geſteigerter Geſchwindigkeit im Kreiſe um das Haus herumlaufen, wodurch alle die im Flügel aus- und eingehenden Bewohner desſelben ſehr gehindert wurden. Einmal flog Maſchka der Tiſchlersfrau, die gerade Waſſer trug, an die Beine und weinte ſchon, als ſie an deren Kniee ſtieß, in Erwartung der vorausſichtlichen Züchtigung, erhielt jedoch trotzdem ſolch' einen Hieb auf den Kopf, daß ſie noch ſtärker zu heulen anfing. Und wenn ſie zufällig an Niemanden anrannte, ſo flog ſie gerade zur Thür hinein und kletterte über das Mehlfäßchen auf den Ofen. Nur die gnädige Frau und Akulina waren wirklich um Polikei ſelbſt beſorgt, die Kinder nur um das, was er anhatte. Auch Jegor Michailowitſch, welcher der gnädigen Frau den Tagesbericht abſtattete, lächelte, indem er auf die Frage: ob Polikei ſchon gekommen ſei und wo er wohl ſtecken könne? antwortete: „Ich weiß es nicht,“ und es war ihm augenſcheinlich eine Genugthuung, daß ſeine Vorausſetzungen ſich bewahrheiteten. „Er hätte zu Mittag hier ſein müſſen,“ meinte er bedeutſam. Dieſen ganzen Tag wußte in Pokrowſki Niemand etwas von Polikei; ſpäter erſt erfuhr man, daß ihn benachbarte Bauern ohne Mütze auf der Landſtraße hatten laufen ſehen, und daß er Alle, die ihm begegneten, gefragt habe, ob ſie nicht einen Brief gefunden hätten. Ein Anderer hatte ihn neben dem an einem Pfoſten angebundenen Pferd und Wagen am Rande des Weges ſchlafend geſehen. „Ich dachte noch,“ ſagte dieſer, „es ſei ein Betrunkener und das Pferd zwei Tage weder gefüttert noch getränkt, ſo ſtanden ihm die Hüftknochen aus dem Leibe.“ Akulina ſchlief die ganze Nacht nicht und horchte nur immer auf jedes Geräuſch; aber auch in der Nacht kam Polikei nicht. Wenn ſie allein geweſen wäre und einen Koch und ein Mädchen zu ihrer Bedienung gehabt hätte, ſo wäre ſie noch unglücklicher geweſen; ſo aber, ſobald die Hähne zum dritten Male krähten und die Tiſchlersfrau ſich regte, mußte ſie aufſtehen und ſich an's Backen und Kochen machen. Es war ein Feiertag, und bis es Tag wurde, mußten die Brode aus dem Ofen gekommen, das Kwaß bereitet, die Mehlkuchen gebacken, die Kuh gemolken, Kleider und Hemde geplättet, die Kinder gewaſchen und Waſſer

getragen ſein; auch durfte man der Nachbarin nicht den ganzen Ofen einräumen. Akulina machte ſich an alle dieſe Arbeiten, indem ſie dabei fortwährend und geſpannt auf jedes Geräuſch horchte. Es tagte bereits, es wurde zur Frühmeſſe geläutet, die Kinder ſtanden ſchon auf und Polikei war noch immer nicht da. Den Tag vorher hatte es zum erſten Mal geſchneit, und die Felder, der Weg und die Dächer waren ſtellenweiſe mit Schnee bedeckt; aber heute, wie zur Ehre des Feiertages, war das Wetter klar und ſonnig und es fror, ſo daß man aus weiter Ferne jedes Geräuſch hören, jeden Gegenſtand ſehen konnte. Aber Akulina, die vor dem Backofen ſtand und ihren Kopf in die Oeffnung desſelben hineingeſteckt hatte, war ſo mit dem Backen der Mehlkuchen beſchäftigt, daß ſie nicht hörte, wie Polikei vorfuhr, und nur am Geſchrei der Kinder merkte ſie, daß ihr Mann gekommen ſei.

Anjutka, als die Aelteſte, hatte ſich das Haar ſelbſt mit Talg geſchmiert und ſich allein angekleidet. Sie kam ſich ſehr ſchön vor in einem etwas zerdrückten, jedoch ganz neuen roſa Kattunkleide, einem Geſchenk der gnädigen Frau, das wie Pappe um ſie herumſtand und den Nachbarn ein Dorn im Auge war. Ihr Haar glänzte wie polirt, denn ſie hatte gewiß ein halbes Talglicht darauf ausgeſchmiert, und ihre Schuhe waren, wenn auch nicht neu, ſo doch dünn. Maſchka, die noch in der Kaſaweika und im Schmutz ſteckte, durfte nicht in ihre Nähe kommen, um ſie nicht zu beſchmieren. Maſchka befand ſich gerade auf dem Hofe, als der Vater vorfuhr. „Das Väterchen iſt gekommen," kreiſchte ſie und ſtürzte blindlings zur Thür hinein, an Anjutka vorüber, deren Kleid durch dieſe Berührung einige Schmutzflecke davontrug. Anjutka, außer ſich darüber und nun nicht mehr um die Friſche ihres Kleides beſorgt, fing an, Maſchka durchzuprügeln, und Akulina, die ihre Beſchäftigung beim Ofen nicht im Stich laſſen konnte, rief den Anderen nur zu: „Wollt Ihr wohl! Ich werde Euch zeigen!" und ſah ſich dann um. Iljitſch trat mit dem Mattenſack in der Hand in den Hausflur und ging gerade durch in ſeinen Winkel. Akulina kam es vor, als ſei er bleich und als habe ſein Geſicht einen halb weinerlichen, halb lächelnden Ausdruck, aber ſie hatte keine Zeit, darauf zu achten und ihn auszufragen.

„Nun, Iljitſch, iſt Alles gut gegangen?" fragte ſie nur vom Ofen her.

Iljitſch murmelte etwas in den Bart hinein, was ſie nicht verſtand.

„Was?" ſchrie ſie. „Warſt Du bei der gnädigen Frau?"

Iljitſch, der ſich auf's Bett geſetzt hatte, ſah ſich ſcheu um und wieder erſchien das ihm eigene, ſchuldbewußte, tief unglückliche Lächeln auf ſeinem Geſicht. Er antwortete lange Nichts.

„He, Iljitſch, warum dauert es ſo lange?" erſcholl endlich Akulina's Stimme.

„Ich habe das Geld der gnädigen Frau abgegeben, Akulina. Wie ſie mir dankte!" ſagte er plötzlich raſch und haſtig und muſterte mit ſcheuem Blick und unruhigem Lächeln den kleinen Raum. Zwei Gegenſtände feſſelten beſonders ſeine unſtäten, fieberhaft glänzenden, weit geöffneten Augen: der an der Wiege befeſtigte

Strick und das Kind. Er trat zur Wiege und begann mit ſeinen langen, dünnen Fingern haſtig die Knoten an dem Stricke zu löſen. Dann blieben ſeine Augen auf dem Kinde haften. Aber da trat Akulina mit einem Brette voll Mehlkuchen in den Winkel. Iljitſch verſteckte raſch den Strick in ſeinem Buſen und ſetzte ſich wieder auf's Bett.

„Was iſt Dir, Iljitſch? Du biſt ja wie benommen, wie nicht recht bei Sinnen?“ fragte Akulina.

„Ich habe nicht geſchlafen,“ antwortete er ausweichend.

Da blitzte etwas beim Fenſter vorüber und herein flog, wie ein Pfeil, Arjutka, das Mädchen von „Oben“. „Die gnädige Frau befiehlt Polikei Iljitſch, ſogleich heraufzukommen,“ ſagte ſie. „Im Augenblicke zu kommen, befiehlt Awdotja Mikolawna, im Augenblicke.“

„Gleich, was will ſie denn noch von mir? Wahrſcheinlich eine Belohnung geben,“ antwortete er ſo ruhig und unbefangen, daß Akulina's Beſorgniſſe dadurch beſchwichtigt wurden. „Sage, ich komme gleich!“

Er ſtand auf und ging hinaus. Akulina aber nahm den Waſchtrog und ſtellte ihn auf die Bank; dann goß ſie Waſſer aus dem Eimer, der bei der Thür ſtand, hinein, fügte heißes Waſſer aus dem Keſſel im Ofen hinzu, ſtrich ihre Aermel herauf und probirte das Waſſer.

„Komm, Maſchka, ich werde Dich waſchen!“

Das böſe, liſpelnde kleine Mädchen fing an zu weinen. „Komm, Du Schmutzfink; ich zieh' Dir nachher ein reines Hemd an. Nun, was ſollen dieſe Faxen! Komm ſchnell, Dein Brüderchen muß auch noch gewaſchen werden.“

Polikei war unterdeß nicht dem Dienſtmädchen zur gnädigen Frau gefolgt, ſondern ganz wo anders hingegangen. Im Hausflur ſtand an der Wand eine Leiter, die auf den Boden hinaufführte. Als Polikei aus ſeinem Winkel auf den Hausflur trat, blickte er ſich vorſichtig nach allen Seiten um, und da er Niemanden gewahr wurde, kletterte er raſch und geſchickt die Leiter hinan.

„Das hat etwas zu bedeuten, daß Polikei nicht kommt,“ ſagte ungeduldig die gnädige Frau zu Dunjaſcha, die ihr das Haar kämmte. „Wo iſt er, warum kommt er nicht?“

Arjutka flog wieder durch den Hof in den Geſindeflügel und forderte Polikei vor die gnädige Frau.

„Er iſt ſchon lange gegangen,“ antwortete Akulina, die, nachdem ſie Maſchka gewaſchen, ſoeben den Säugling in den Waſchtrog geſetzt und ihm trotz ſeines Geſchreies die paar Härchen auf dem Kopfe angefeuchtet hatte. Das Kind ſchrie, zog das Geſicht kraus und haſchte mit den unbeholfenen Händchen in der Luft wie nach einer Stütze. Akulina ſtützte mit einer ihrer großen Hände ſeinen rundlichen, ganz mit Grübchen bedeckten Rücken, während ſie es mit der anderen Hand wuſch.

„Sieh mal nach, ſteckt er nicht hier irgend wo?“ ſagte ſie, indem ſie ſich unruhig umſah.

In dieſem Augenblicke ging die Tiſchlersfrau ungekämmt, mit entblößter Bruſt, ihre Röcke mit einer Hand zuſammen haltend, auf den Boden, um ihr dort zum Trocknen aufgehängtes Kleid herunter zu holen. Plötzlich erſcholl vom Boden her ein Schreckensſchrei, und die Leiter herunter flog auf allen Vieren rückwärts, eher wie eine Katze, als wie ein Menſch, mit geſchloſſenen Augen und halb wahnſinnig, die Tiſchlersfrau.

„Iljitſch!“ ſchrie ſie.

Das Kind glitt Akulina aus den Händen.

„Hat ſich erhängt!“ brüllte ſie auf.

Ohne zu bemerken, daß das Kind wie ein Knäuel rücklings in den Waſchtrog rollte und mit dem Kopf unter dem Waſſer verſchwand, während die Füßchen krampfhaft in der Luft zuckten, lief Akulina auf den Hausflur hinaus.

„Am Balken hängt er!“ ſagte noch die Tiſchlersfrau, hielt jedoch inne, als ſie Akulina ſah.

Akulina ſtürzte zur Leiter und lief, ehe man ſie daran hindern konnte, hinauf; aber kaum auf die oberſte Sproſſe gelangt, fiel ſie mit einem markerſchütternden Schrei die Leiter herunter und hätte ihren Tod dabei gefunden, wenn nicht das von allen Seiten herbeigelaufene Volk ſie aufgefangen hätte.

XI.

Einige Minuten lang war es nicht möglich, ſich in dem allgemeinen Lärm und Gewirr zurecht zu finden. Eine unzählige Menge Volks war zuſammen gelaufen; Alle ſchrieen, Alle ſprachen zu gleicher Zeit, Kinder und alte Weiber weinten. Akulina lag bewußtlos da. Endlich ſtiegen mehrere Männer, unter anderen der Tiſchler und der herbeigeeilte Verwalter, auf den Boden, und die Tiſchlersfrau erzählte zum zwanzigſten Mal, wie ſie ganz arglos hinaufgegangen ſei, um ihre Pellerine zu holen und ſo ganz einfach vor ſich hin geſehen habe. „Plötzlich iſt da ein Menſch,“ ſagte ſie, „nebenbei liegt eine Mütze, auf die linke Seite gekehrt. Wieder ſehe ich hin und die Beine baumeln. Wie mit kaltem Waſſer übergoß es mich. Iſt das auch eine Kleinigkeit! Hat ſich da ein Menſch erhängt! und ich muß es zuerſt ſehen! Wie ich heruntergepoltert bin, ich weiß es ſelbſt nicht. Ein wahres Wunder, daß mich Gott beſchützt hat. Wahrhaftig, der Herr iſt mir gnädig geweſen! Iſt das ein Spaß! Dieſe Steile und dieſe Höhe! Zu Tode hätte ich mich fallen können!“

Die Leute, die oben geweſen waren, erzählten auch allerlei. Iljitſch hing am Balken im Hemde und Unterhoſen, an demſelben Strick, den er von der Wiege abgenommen. Die auf die linke Seite gekehrte Mütze, ſowie der Armjäk und der Pelz, ordentlich zuſammengelegt, lagen daneben. Die Füße reichten auf den Boden, und doch war kein Lebenszeichen mehr an ihm zu bemerken.

Akulina, die zu ſich gekommen war, wollte wieder zur Leiter ſtürzen, aber man ließ es nicht zu.

„Mamuſ—ka, Sſemka iſt ertrunken," piepte plötzlich das lispelnde kleine Mädchen aus einer Ecke hervor.

Akulina riß ſich los und lief in ihren „Winkel". Das Kind lag bewegungslos rücklings im Waſchtrog, und die Füßchen rührten ſich nicht mehr. Akulina zog es haſtig heraus, aber das Kind athmete und regte ſich nicht mehr. Sie warf es auf's Bett, beugte ſich, auf beide Arme geſtützt, darüber, und brach in ein ſo lautes, ſchallendes, grauenerregendes Lachen aus, daß Maſchka, die anfangs mitgelacht hatte, ſich die Ohren zuhielt und weinend auf den Flur hinauslief. Die Menſchen drängten haufenweiſe mit Geſchrei und Heulen in den „Winkel". Man brachte das Kind heraus, begann es zu reiben; aber es war Alles umſonſt. Akulina wälzte ſich auf dem Bette und lachte, lachte ſo, daß Allen, die dieſes Lachen hörten, die Haare zu Berge ſtanden. Jetzt erſt, wenn man den bunten Haufen der ſich in den Flur drängenden Leute, Verheirathete, Greiſe, Kinder, ſah, konnte man ſich einen Begriff von der Menge und Beſchaffenheit des Volkes machen, das im „Flügel" wohnte. Alle liefen hin und her, Alle ſprachen, und Niemand that etwas. Die Tiſchlersfrau fand noch immer Manche, die ihre Geſchichte noch nicht gehört hatten, und erzählte immer wieder, wie ihr zartbeſaitetes Herz von dem unerwarteten Anblick ergriffen worden ſei, erzählte auch, wie zu des gnädigen Herrn Zeiten eine Frau ſich in dem Teiche ertränkt habe. Der Verwalter ſchickte Boten zum Stanowoi*) und zum Prieſter und ſtellte eine Wache vor der Bodentreppe auf. Axjutka, das Dienſtmädchen, ſah mit weit aufgeriſſenen rollenden Augen immer in das Bodenloch hinein und konnte ſich, obgleich ſie dort nichts ſah, doch nicht davon losreißen, um zur gnädigen Frau zurückzukehren. Agafja Michailowna, die ehemalige Kammerfrau der verſtorbenen Gutsherrin, weinte und verlangte Thee zur Beruhigung ihrer Nerven. Die alte Mutter Anka legte mit ihren practiſchen, dicken, von Baumöl triefenden Händen die kleine Leiche auf einem Tiſche zurecht. Mehrere Weiber ſtanden um Akulina herum und blickten ſchweigend auf ſie nieder. Die Kinder ſchauten aus den Ecken, worin ſie ſich verkrochen hatten, ihre Mütter an, und fingen an laut zu weinen; dann ſchwiegen ſie, blickten wieder um ſich und drückten ſich noch ängſtlicher in ihre Ecken hinein. In dichtem Haufen ſtanden Bauern und kleine Jungen vor der Haustreppe und ſchauten mit erſchrockenen Geſichtern zur Thür und zu den Fenſtern herein; ſie ſahen jedoch nichts, verſtanden nichts, und fragten nur einer den anderen, was geſchehen ſei. Der Eine ſagte, der Tiſchler habe ſeiner Frau mit einem Beile den Fuß abgehauen; der Andere erzählte, die Wäſcherin habe Drillinge geboren; der Dritte, des Kochs Katze ſei toll geworden und habe mehrere Leute gebiſſen. Allmählich brach ſich aber doch die Wahrheit Bahn und gelangte auch zu Ohren der gnädigen Frau; aber man verſtand, wie es ſchien, nicht einmal, ſie darauf vorzubereiten. Der rückſichtsloſe Jegor Michailitſch ſagte es ihr geradezu und regte ihre Nerven dadurch dergeſtalt auf, daß ſie ſich noch lange nachher nicht erholen konnte. Das vor dem Geſinde-

*) Polizeiaufſeher des Kreiſes.

flügel verſammelte Volk fing ſchon an ſich zu beruhigen. Die Tiſchlersfrau hatte die Theemaſchine aufgeſtellt und Thee gemacht, und da hielten es Alle, die keine Einladung dazu erhalten hatten, für unſchicklich, länger zu bleiben. Die kleinen Jungen rauften ſich ſchon wieder ſpielend am Fuße der Treppe. Alle wußten bereits, was geſchehen war, und ſchickten ſich allmählich an, ſich andächtig bekreuzigend, aus einander zu gehen. Da erſcholl plötzlich der Ruf: „Die gnädige Frau, die gnädige Frau!“ und Alle blieben ſtehen und drängten ſich zuſammen, um ihr Platz zu machen; zugleich wollte aber ein Jeder auch gern ſehen, was die gnädige Frau thun würde. Dieſe trat bleich, mit verweinten Augen über die Schwelle der Isba und ging geradezu in Akulina's „Winkel“. Ein Dutzend Köpfe drängten ſich ihr nach in die Thür, um zu ſehen. Eine ſchwangere Frau wurde ſo gedrückt, daß ſie aufſchrie, dann aber ſich ihre intereſſante Lage zu Nutze machte und einen Platz ganz vorn eroberte. Und war das etwa des Sehens nicht werth, wie ſich die gnädige Frau in Akulina's Winkel benahm? Für die Hofsleute bedeutete das dasſelbe, wie das bengaliſche Feuer am Schluß einer Vorſtellung. Wie ſchön, wenn das bengaliſche Feuer angezündet wird! Aber wie ſchön auch, wenn die gnädige Frau in Seide und Spitzen zu Akulina hineingeht! Die gnädige Frau trat auf Akulina zu und faßte ihre Hand; dieſe aber riß ſie ihr fort. Die älteren Hofsleute ſchüttelten mißbilligend die Köpfe. „Akulina,“ ſagte die gnädige Frau, „Du haſt Kinder, ſchone Dich für ſie.“

Akulina lachte und richtete ſich auf:

„Meine Kinder ſind alle aus Silber, alle aus Silber . . . Papiere habe ich nicht . . . .“ murmelte ſie haſtig. — „Ich ſagte Iljitſch: laß das Papier! ſiehſt Du, da hat man Dich eingeſchmiert, mit Theer eingeſchmiert! Theer mit Seife, gnädige Frau; wie bösartig die Krätze auch ſei, darnach fällt ſie gleich ab.“

Die gnädige Frau wandte ſich zu den Umſtehenden und befahl, Senf zu holen und nach dem Feldſcher zu ſchicken. „Gebt kaltes Waſſer her!“ ſagte ſie und begann ſelbſt ſich darnach umzuſehen. Da fiel ihr Blick auf das todte Kind, bei welchem die alte Anna ſtand, und ſie wandte ſich ab, bedeckte das Geſicht mit dem Tuche und weinte. Das ſahen Alle. Die alte Anna aber (ſchade, daß es die gnädige Frau nicht ſah, ſie hätte es zu ſchätzen gewußt; wurde das Alles doch für ſie nur in's Werk geſetzt!), die alte Anna bedeckte das Kind mit einem Stückchen Leinewand und legte ihm mit ihren dicken und doch ſo geſchickten Fingern die Händchen zurecht; dabei ſchüttelte ſie den Kopf und ließ die Lippen ſo tief herabhängen und blinzelte ſo gefühlvoll mit den Augen und ſeufzte ſo ſchwer dazu, daß ein Jeder ihr vortreffliches Herz daran hätte erkennen müſſen. Sie ſchluchzte laut, verfiel dann in hyſteriſche Krämpfe und mußte am Arme hinaus auf den Hausflur und ebenſo am Arme weiter nach Hauſe geführt werden. „Es iſt eine wahre Noth mit ihr!“ dachten Viele und fingen an aus einander zu gehen. Akulina lachte noch immer und ſprach unzuſammenhängendes Zeug. Sie wurde in ein anderes Zimmer gebracht, man ließ ihr zu Ader, bedeckte ihren Körper mit Senfpflaſtern, legte ihr Eis auf den

Kopf, aber es half Alles nichts; sie kam nicht zum Verständniß ihrer Lage, und fand keine Thränen; sie lachte nur in einem fort und that und sagte so närrische Dinge, daß die guten Leute, die sie pflegten, sich auch des Lachens nicht erwehren konnten.

XII.

Das war ein trauriger Feiertag in Pokrowski; trotz des schönen Wetters sah man nirgends Spaziergänger, wie wohl sonst; die Bauerdirnen versammelten sich nicht, um gemeinsam ihre Lieder zu singen; die während der Woche in der Stadt in Fabriken beschäftigten Kinder, die zum Sonntag herausgekommen waren, spielten weder auf der Harmonika, noch auf der Balalaika, tummelten sich auch nicht mit den Mädchen umher. Jeder saß in seinem Winkel, und wenn man sich etwas zu sagen hatte, so sprach man nur flüsternd, als wäre der Böse in der Nähe und könne Einen hören. Am Tage war es noch erträglich, aber am Abend, als es dunkel wurde, fingen die Hunde an zu heulen, und es erhob sich auch noch zum Unglück ein starker Wind, der durch die Schornsteine pfiff, so daß eine große Angst alle Bewohner des Herrenhofes befiel, und wer nur ein Lichtstümpfchen besaß, es vor den Heiligenbildern anzündete. Wer allein einen „Winkel" bewohnte, bat sich bei Nachbarn, wo es geselliger war, eine Lagerstätte für diese Nacht aus, und wer im Viehstalle zu thun hatte, ging nicht hin und ließ ohne Bedenken das Vieh für diese Nacht ohne Futter. Alles Weihwasser, von dem jeder Haushalt für besondere Fälle einen Vorrath aufzubewahren pflegte, ward in dieser Nacht verbraucht. Viele hörten sogar Jemanden mit schweren Schritten die ganze Nacht auf dem Boden umhergehen, und der Schmied sah eine Schlange gerade dorthin fliegen. In Polikei's Winkel war Niemand von der Familie geblieben; die Kinder und die Wahnsinnige hatte man anderswo untergebracht. Da lag nur die kleine Leiche des Säuglings von zwei alten Mütterchen und einer Wallfahrerin bewacht, welch' letztere in ihrem Eifer die Psalmen laut hersagte, nicht um des todten Kindes willen, sondern nur so, zu Ehren des ganzen traurigen Vorfalls. So hatte es die gnädige Frau befohlen. Alle drei alten Weiber hörten mit eigenen Ohren, wie, sobald ein neuer Psalm angefangen wurde, der Balken oben erzitterte und Jemand dazu stöhnte; sobald es aber hieß: „Der Herr wird ihn erlösen", wurde Alles wieder still. Die Tischlersfrau hatte sich eine Gevatterin eingeladen und trank mit ihr den für die ganze Woche bestimmten Theevorrath in dieser Nacht aus. Sie hörten Beide auch, wie oben die Balken krachten und gleichsam schwere Säcke herunterfielen. Die im Gesindeflügel ausgestellte Wache machte den Hofsleuten etwas Muth; sonst wären sie in dieser Nacht alle vor Angst gestorben. Die Bauern, welche die Wache bildeten, lagen im Hausflur auf einer Streu und versicherten nachher, daß auch sie alle möglichen wunderbaren Geräusche auf dem Boden gehört hätten, obgleich sie die ganze Nacht sich höchst gemüthlich über die Rekrutirung unterhalten, Brod gekaut, sich den Kopf gekratzt und namentlich den ganzen Hausflur

ſo mit dem beſonderen, den ruſſiſchen Bauern anklebenden Geruch verpeſtet hatten, daß die Tiſchlersfrau, als ſie vorüber ging, voll Ekel ausſpie nnd ſie „gemeiner Pöbel“ ſchimpfte. Aber wie dem auch ſei; der Erhängte hing immer noch auf dem Boden, und es war, als habe der böſe Geiſt ſelbſt mit ſeinen ungeheuren Schwingen dieſe Nacht den Flügel beſchattet und dadurch ſeine Macht und ſeine unmittelbare Nähe allen dieſen Menſchen fühlbar gemacht. Wenigſtens behaupteten Alle, das empfunden zu haben. Ich weiß nicht, ob das Alles wirklich ſo ſchauerlich war. Mir kommt es faſt nicht ganz richtig vor. Ich glaube ſogar, daß, wenn irgend ein Wagehals in dieſer ſchrecklichen Nacht den Muth gehabt hätte, ein Licht oder eine Laterne zu nehmen und, nachdem er das Zeichen des Kreuzes über ſich geſchlagen, oder auch nicht, auf den Boden zu gehen, langſam, mit dem Lichte die Schrecken der Nacht vor ſich verſcheuchend, die Balken, den Sand, den Querrauchfang, die von der Tiſchlersfrau dort vergeſſene Pellerine zu beleuchten und bis zu Iljitſch vorzudringen, und wenn er dann, das Gefühl der Furcht überwindend, die Laterne bis zu deſſen Geſicht erhoben hätte, ſo hätte er den bekannten, mageren Körper, wie er auf den die Erde berührenden Füßen (der Strick hatte nachgelaſſen) leblos ruhte, mit offenem Hemdkragen, unter welchem kein Kreuz mehr blinkte, und auf die Bruſt geſenktem, leblos zur Seite hängenden Kopfe, das bekannte, gute Geſicht mit den offenen, der Sehkraft beraubten Augen, das ſanfte, ſchuldbewußte Lächeln geſehen und die ſtrengſte Ruhe und Stille über dem Allen gefunden. Wahrhaftig, die in einer Ecke ihres Bettes ſich verkriechende Tiſchlersfrau mit dem zerzauſten Haar, den erſchrockenen Augen war, wie ſie erzählte, daß ſie da oben Säcke fallen höre, viel ſchrecklicher und grauenerregender, als Iljitſch, obgleich ſein Kreuz nicht mehr an ſeinem Halſe hing, ſondern nebenbei auf dem Balken lag.

Oben, d. h. bei der gnädigen Frau, herrſchte eben ſolch' ein Entſetzen, wie im Flügel. Im Zimmer der gnädigen Frau roch es nach Eau de Cologne und Arzenei. Dunjaſcha ſchmolz gelbes Wachs und bereitete eine Salbe. Wozu gerade eine Salbe, das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß immer, wenn die gnädige Frau krank war, eine Salbe gemacht wurde, und dieſe ganze Geſchichte hatte ſie ſo aufgeregt, daß ſie wirklich krank war. Dunjaſcha's Tante war gekommen, um die Nacht bei ihrer Nichte zuzubringen und dieſer durch ihre Gegenwart Muth zu machen. Jetzt ſaßen ihrer vier und noch ein kleines Mädchen beiſammen im Leutezimmer und ſprachen leiſe mit einander.

„Wer wird nach Oel gehen?“ fragte Dunjaſcha.

„Für Nichts in der Welt, Awdotja Mikolawna, ich thue es nicht,“ antwortete ſehr entſchieden das zweite Dienſtmädchen.

„Laß es gut ſein, wenn Axjutka mitgeht, ſo gehſt Du ſchon.“

„Ich kann auch allein laufen, ich fürchte mich vor Nichts,“ ſagte Axjutka und zitterte dabei vor Angſt.

„Nun geh', Du biſt ein braves Mädchen; geh' zur alten Anna und hole es in einem Glaſe, aber vorſichtig, ohne es zu verſchütten,“ ſagte Dunjaſcha.

Axjutka hob mit der einen Hand ihr Kleid auf, und da sie nun nicht mit beiden Armen schlenkern konnte, so schaukelte der eine um so stärker, die Linie ihres Laufes durchschneidend, hin und her, und sie flog davon. Es war ihr unheimlich, und sie fühlte, daß, wenn sie jetzt nur das Geringste gesehen oder gehört hätte, und sei es ihre leibhaftige Mutter, sie vor Angst umgekommen wäre. Sie flog mit halbzugekniffenen Augen den bekannten Fußweg entlang.

XIII.

„Schläft die gnädige Frau oder nicht?“ fragte plötzlich neben Axjutka eine tiefe Männerstimme. Sie öffnete die Augen und gewahrte neben sich eine Gestalt, die, wie es schien, größer als der Gesindeflügel war. Sie kreischte auf und flog zurück, so daß ihre Röcke wie Fahnen flatterten. Mit einem Sprunge war sie auf der Treppe, mit einem zweiten im Mädchenzimmer, wo sie sich mit lautem Jammergeschrei auf's Bett warf. Dunjascha, deren Tante und das andere Dienstmädchen erstarrten vor Schreck und ehe sie wieder zur Besinnung kamen, tönten auf dem Hausflur vor der Thür schwere, langsame, unsichere Schritte. Dunjascha stürzte, indem sie die Salbe fallen ließ, zur gnädigen Frau, das zweite Dienstmädchen versteckte sich hinter den Röcken, die an der Wand hingen, die Tante, die mehr Muth hatte, wollte die Thür zuhalten, diese aber wurde aufgestoßen und hereintrat — ein Bauer. Es war Dutlow in seinen Böten. Ohne auf den Schreck der Mädchen zu achten, suchte er mit den Augen nach dem Heiligenbilde, und da er das kleine in einer Ecke hängende Gottesbild nicht sah, so bekreuzigte er sich vor einem Schränkchen mit Steinzeug, legte seine Mütze auf's Fenster, und die Hand tief unter seinen Halbpelz steckend, als jucke es ihn unter dem Arm und er wolle kratzen, langte er einen Brief mit fünf braunen, den Abdruck eines Ankers tragenden Siegeln hervor. Dunjascha's Tante faßte sich an die Brust; sie konnte kaum sprechen.

„Hast Du mich erschreckt! Du Schwerenöther! Kein Wort kann ich herausbringen. Ich glaubte schon, mein letztes Stündchen sei gekommen.“

„Wie kann man auch so!“ sprach hinter den Röcken hervorkommend das zweite Dienstmädchen.

„Und die gnädige Frau sogar ist gestört worden,“ sagte Dunjascha, die wieder zurückgekommen war, noch in der Thür. „Wie kommst Du auch, ohne zu fragen, die Mädchentreppe herauf. Solch' ein Tölpel!“

Dutlow, ohne sich zu entschuldigen, sagte nur, er müsse die gnädige Frau durchaus sehen.

„Sie ist krank!“ sagte Dunjascha.

Während dessen war Axjutka in ein so maßloses Lachen ausgebrochen, daß sie den Kopf in die Kissen des Bettes verstecken mußte und ihn eine ganze Stunde trotz aller Drohungen Dunjascha's und deren Tante nicht daraus erheben konnte, ohne von Neuem in ein Lachen auszubrechen, das ihre rosige Brust und

ihre rothen Wangen zu ſprengen drohte. Es kam ihr ſo komiſch vor, daß Alle ſich ſo erſchreckt hatten, und wieder verſteckte ſie den Kopf und lachte und ihre Füße und ihr ganzer Körper zuckten wie in Krämpfen.

Dutlow ſah ſie eine Weile aufmerkſam an, als ſuche er zu begreifen, was mit ihr vorging; da es ihm aber nicht gelang, ſo wandte er ſich wieder ab und fuhr in ſeiner Rede fort:

„Alſo, das heißt, es iſt eine ſehr wichtige Sache," ſprach er. „Sagt nur, daß ein Bauer einen Brief mit Geld gefunden hat."

„Was für Geld?"

Dunjaſcha las, bevor ſie ihre Meldung machte, die Adreſſe durch und fragte Dutlow aus, wie und wo er dieſes Geld, das Iljitſch aus der Stadt habe bringen ſollen, gefunden habe. Als ſie Alles ausführlich erfahren und die übermüthige Axjutka, die das Lachen noch immer nicht laſſen konnte, in den Hausflur hinausexpedirt hatte, begab ſie ſich zur gnädigen Frau; aber zu Dutlow's äußerſter Verwunderung empfing ihn dieſe doch nicht und hatte auch Dunjaſcha nichts Vernünftiges geantwortet:

„Ich weiß nicht und will auch nicht wiſſen, was das für ein Bauer und was für ein Geld iſt," hatte ſie geſagt. „Ich kann und will Niemanden ſehen. Er ſoll mich in Ruhe laſſen."

„Was ſoll ich denn jetzt machen?" fragte Dutlow, indem er das Couvert zwiſchen ſeinen Fingern herumdrehte. „Es iſt doch keine Kleinigkeit, ſo viel Geld! Was ſteht darauf?" fragte er Dunjaſcha, die ihm die Adreſſe noch einmal vorlas.

Es kam ihm etwas dabei ganz unglaublich vor. Er hoffte immer, daß das Geld vielleicht nicht der gnädigen Frau gehörte und daß man ihm die Aufſchrift nicht richtig vorgeleſen habe; aber Dunjaſcha hatte ſie ihm eben noch einmal beſtätigt. Er ſeufzte, ſteckte das Couvert in ſeinen Buſen und ſchickte ſich zum Fortgehen an.

„Ich werde es alſo dem Stanowoi geben," meinte er.

„Warte, ich verſuche es noch einmal; vielleicht wird ſie jetzt darauf hören," ſagte Dunjaſcha, nachdem ſie aufmerkſam dem Verſchwinden des Couverts in dem Buſen des Bauern zugeſehen hatte, und hielt ihn in der Thür noch feſt. „Gieb den Brief her!"

Dutlow langte ihn wieder hervor, legte ihn jedoch nicht ſogleich in Dunjaſcha's ausgeſtreckte Hand.

„Sagt der gnädigen Frau, daß Sſemeon Dutlow es auf der Landſtraße gefunden hat."

„Gieb es her."

„Ich dachte, es wäre nur ſo ein einfacher Brief, aber ein Soldat las mir vor, daß Geld darin iſt."

„So gieb ihn doch einmal her!"

„Ich wagte es deshalb nicht, vorher zu Hauſe anzugehen," ſagte wieder

Dutlow, ohne ſich noch von dem theuren Couvert zu trennen. „Ihr müßt es ihr ſo erzählen.“

Dunjaſcha riß ihm das Couvert aus der Hand und ging noch einmal zu der gnädigen Frau hinein.

„Ach, mein Gott, Dunjaſcha!“ ſagte dieſe mit vorwurfsvollem Tone: „Sprich mir nicht mehr von dieſem Gelde! — Wenn ich an das Kindchen denke . . .“

„Der Bauer weiß nicht, gnädige Frau, wem er es geben ſoll,“ ſagte wieder Dunjaſcha.

Die gnädige Frau erbrach den Brief, und ein Zittern überlief ſie beim Anblick des Geldes; dann verfiel ſie in Nachdenken.

„Entſetzliches Geld! Wie viel Unheil hat es ſchon angerichtet,“ flüſterte ſie.

„Dutlow iſt es, gnädige Frau. Soll er gehen oder belieben Sie ihn draußen zu ſprechen. Iſt das Geld auch noch alles da?“ fragte Dunjaſcha.

„Ich mag dieſes Geld nicht. Es hat nur Unglück gebracht. Was hat es nicht ſchon angerichtet! — Sage ihm, er könne es behalten, wenn er will,“ ſagte ſie plötzlich, indem ſie nach Dunjaſcha's Hand taſtete, um das Couvert hineinzulegen: „Ja, ja, ja,“ wiederholte ſie der erſtaunten Dunjaſcha, „er ſoll es nehmen und damit machen, was er will.“

„Anderthalb tauſend Rubel,“ bemerkte Dunjaſcha mitleidig lächelnd, als ſpräche ſie zu einem Kinde.

„Er ſoll es nehmen!“ wiederholte ungeduldig die gnädige Frau; „nun, haſt Du mich nicht verſtanden? Das iſt Unglücksgeld, und ich will nie mehr davon ſprechen hören. Der Bauer, der es gefunden hat, mag es behalten. Geh', ſo gehe doch!“

Dunjaſcha ging zurück in's Mädchenzimmer.

„Iſt es richtig?“ fragte Dutlow.

„Zähle ſelbſt nach,“ ſagte Dunjaſcha, indem ſie ihm das Couvert einhändigte. — „Dir ſoll ich es geben.“

Dutlow ſteckte die Mütze unter den Arm, bückte ſich vor und begann zu zählen.

„Hat ſie kein Rechenbrett?“ Er glaubte, die gnädige Frau verſtehe nicht zu zählen und habe es deshalb ihm übertragen.

„Du kannſt es zu Hauſe zählen! Es gehört Dir, iſt Dein Geld!“ ſagte Dunjaſcha ärgerlich. „Ich will es nicht ſehen, ſagte die gnädige Frau; gieb es dem, der es gebracht hat.“

Dutlow heftete, ohne ſich aufzurichten, ſeine Augen auf Dunjaſcha.

Dunjaſcha's Tante ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen.

„Ach Du heilige Mutter Gottes! Iſt das ein Glück! Ach du meine Seele!“

Das zweite Dienſtmädchen wollte es nicht glauben.

„Was fällt Euch ein, Awdotja Nikolajewna, Ihr ſpaßt!“

„Was noch, ich ſpaße! Sie hat befohlen, es dem Bauern zu geben. Nun,

nimm das Geld und geh!" fügte ſie ärgerlich zu Dutlow gewandt hinzu. „Des Einen Tod iſt des Andern Brod!"

„Iſt das ein Spaß — — anderthalbtauſend Rubel," rief die Tante.

„Mehr!" behauptete Dunjaſcha. — „Nun, Du wirſt jetzt wohl dem heiligen Nikolai eine Kerze für zehn Kopeken aufſtellen," meinte ſie ſpöttiſch. — „Was? Kannſt Du es nicht glauben? Und wäre es noch einem Armen zugefallen! Er aber hat ſelbſt genug."

Dutlow fing an zu begreifen, daß es kein Scherz ſei, und begann das zum Zählen bereitgelegte Geld wieder zuſammenzuraffen und in's Couvert zu ſtecken; aber ſeine Hände zitterten dabei, und er warf ängſtliche Blicke auf die Mädchen, um ſich davon zu überzeugen, daß ſie nicht ihren Spaß mit ihm trieben.

„Sieh' mal! Er kann es nicht faſſen, ſo freut er ſich," ſagte Dunjaſcha und ſtellte ſich, als mache ſie ſich eben ſo wenig aus dem Gelde wie aus dem Bauern. „Gieb her, ich werde es Dir hineinlegen."

Und ſie ſtreckte die Hand nach dem Gelde aus. Aber Dutlow gab es nicht hin; er zerknitterte die Banknoten in ſeiner Hand und ſteckte ſie tief in das Couvert. Dann griff er nach ſeiner Mütze.

„Freuſt Du Dich?"

„Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll; es iſt, als wenn . . ."

Er brach ab und machte eine Bewegung mit der Hand, als verzichte er darauf, in dieſer Sache klar zu ſehen; dann ſchmunzelte er halb weinerlich und verließ das Zimmer.

Die gnädige Frau ſchellte.

„Nun, haſt Du's ihm gegeben?"

„Ja wohl."

„Und war er ſehr erfreut?"

„Ganz wie von Sinnen!"

„Ach, rufe ihn zurück! Ich will ihn doch fragen, wie er es gefunden hat. Rufe ihn herein. Ich kann nicht hinauskommen."

Dunjaſcha lief davon und traf den Bauer noch im Hausflur. Er ſtand etwas nach vorn gebeugt, ohne Mütze da, hatte ſeinen Lederbeutel herausgenommen und band ihn auf, während er das Geld zwiſchen den Zähnen feſthielt. Es ſchien ihm wahrſcheinlich, als gehöre das Geld ihm nicht recht, bevor er es nicht in ſeinem eigenen Geldbeutel untergebracht. Als Dunjaſcha ihn anrief, erſchrak er.

„Was, Awdotja . . . Awdotja Mikolawna! Will ſie es wieder zurück haben? Legt doch ein gutes Wort für mich ein, und, bei Gott, ich bringe Euch nächſtens den ſchönſten Honig . . ."

„Ja wohl! Du wirſt mir was bringen."

Sie hatte die Thür geöffnet und den Bauer eintreten heißen. Ihm war nicht leicht um's Herz. „Ach! ſie nimmt es mir weg!" dachte er und hob, als

ginge es durch tiefes Gras, bei jedem Schritte die Beine hoch auf und bemühte sich, mit seinen Bastschuhen möglichst leise aufzutreten, während er durch eine Reihe von Zimmern ging.

Er war wie benommen und sah nur verworren die um ihn befindlichen Gegenstände. Als er bei einem Spiegel vorüberkam, schien es ihm, als schreite neben ihm ein Bauer in großen Bastschuhen daher und schleppe schwerfällig die Füße nach; dann waren da Blumen, ein Bild des gnädigen Herrn mit einem Augenglase sah aus einem Rahmen auf ihn herab; dann ein grünes Tönnchen und dann . . . etwas Weißes, und siehe, das Weiße fing an zu reden. Es war ihm Alles unfaßlich, und er sah nur mit weit aufgerissenen Augen um sich. Er wußte nicht, wo er war, und Alles erschien ihm wie ein Traum.

„Bist Du es, Dutlow?"

„Ich, gnädige Frau. So wie es war, so ist es geblieben; ich habe es nicht angerührt," sagte er. „Ich habe nur Mühe davon gehabt, bei Gott! Mein Pferd zu Schanden gefahren!"

„Nun, es ist Dein Glück!" sagte sie mit gutmüthig verächtlichem Lächeln. „Nimm es, behalte es!"

Er starrte sie nur immer an.

„Ich freue mich, daß es Dir zugefallen ist. Gott gebe, daß es Dir Glück bringt! Nun, freust Du Dich?"

„Wie sollte ich mich nicht freuen! Und wie freue ich mich, Mütterchen! Will nur immer zu Gott für Euch beten. Ich freue mich so, und Gott sei Dank, daß unsere gnädige Frau am Leben geblieben ist! Es wäre ja meine Schuld gewesen!"

„Wie hast Du es denn gefunden?"

„Das heißt, also, wir haben immer fleißig und aus allen Kräften für die gnädige Frau gearbeitet, weil es recht und billig war, aber nur . . ."

„Er weiß schon nicht mehr, was er spricht, gnädige Frau," sagte Dunjascha.

„Ich brachte meinen Neffen, den Rekruten, in die Stadt, und als ich zurückfuhr, da fand ich es auf der Straße. Polikei hat es wahrscheinlich im Versehen fallen lassen."

„Nun, so geh, geh, mein Lieber; es freut mich!"

„Bin so froh, Mütterchen," antwortete Dutlow.

Später erst fiel ihm ein, daß er eigentlich nicht gedankt und sich nicht so benommen habe, wie es sich gehörte. Die gnädige Frau und Dunjascha lächelten, als er wieder wie durch hohes Gras davonschritt und sich mühsam zusammennahm, um nicht zu laufen; denn er fürchtete, man würde ihn zurückrufen und ihm das Geld wieder wegnehmen.

XIV.

Als er endlich in's Freie gelangte, trat er vom Wege abseits unter die Linden, löste seinen Gurt, um bequemer zu seinem Beutel zu gelangen und

begann das Geld nebſt Couvert ſorgfältig hineinzulegen. Er bewegte die Lippen, als wenn er ſpräche, ohne daß man doch einen Laut dabei gehört hätte. Nachdem er das Geld verwahrt und den Gurt wieder feſtgebunden hatte, bekreuzigte er ſich und ging, wie ein Betrunkener hin- und herſchwankend, dem Dorfe zu: ſo benommen war er von all' den Gedanken, die auf ihn einſtürmten. Plötzlich ſah er die Geſtalt eines ihm entgegenſchreitenden Bauern vor ſich. Er rief ihn an. Es war Jefim, der, mit einem dicken Knotenſtocke bewaffnet, als Wache vor dem Geſindeflügel auf- und abpatrouillirte.

„Ah, Onkel Sſemeon!" rief dieſer erfreut, indem er auf Dutlow zutrat. Es war ihm allein nicht ganz geheuer. „Nun was, Onkelchen, habt Ihr die Rekruten fortgebracht?"

„Ja. Was machſt Du hier?"

„Ich ſoll den erhängten Iljitſch bewachen."

„Und wo iſt er?"

„Da auf dem Boden hängt er, ſagt man," antwortete Jefimka und zeigte in der Dunkelheit mit dem Stock auf das Dach des Flügels.

Dutlow folgte mit dem Blick der Richtung ſeiner Hand, und obgleich er nichts ſehen konnte, ſo zog er doch die Stirn in Falten, kniff die Augen zu und ſchüttelte den Kopf.

„Der Stanowoi iſt gekommen, hat der Kutſcher erzählt," ſagte wieder Jefimka. „Man wird ihn gleich abknüpfen. Iſt das ein Vergnügen, Onkelchen, in der Nacht! Um keinen Preis gehe ich jetzt hinauf, und wenn man mir's auch befiehlt; und ſollte Jegor Michailowitſch mich zu Tode prügeln, ich gehe nicht."

„Her, Wächter, komm 'mal her!" rief Jegor Michailowitſch von der Treppe her.

Jefimka antwortete auf den Ruf und trat näher.

„Wer ſtand da noch eben bei Dir?"

„Dutlow."

„Auch Du, Sſemeon, komm her!"

Als Dutlow näher gekommen war, ſah er beim Schein der vom Kutſcher gehaltenen Laterne den Verwalter Jegor Michailowitſch und einen kleinen Tſchinownik in einem grauen Mantel mit Radkragen und einer Mütze mit einer Kokarde. Es war der Stanowoi.

„Der Alte wird auch mitkommen," ſagte Jegor Michailowitſch, als Dutlow hinzutrat.

Der Alte wäre lieber nicht mitgegangen, aber es war Nichts dabei zu machen.

„Und Du, Jefimka, junger Kerl, laufe mal hinauf auf den Boden, wo er ſich erhängt hat, und ſieh' nach, ob die Treppe ſicher ſteht, daß Se. Wohlgeboren hinaufkönnen."

Jefimka, der um keinen Preis den Flügel hatte betreten wollen, lief mit ſeinen Baſtſchuhen, wie mit Holzpantoffeln klappernd, auf die Bodentreppe zu.

Der Stanowoi schlug Feuer und zündete sich eine Pfeife an. Sein Wohnort befand sich zwei Werst von Pokrowski. Er hatte soeben einen strengen Verweis vom Ispravnik*) wegen seiner Trunksucht erhalten und befand sich daher augenblicklich in einem Anfall besonderen Diensteifers. Um zehn Uhr Abends erst angekommen, wollte er den Erhängten trotz der späten Stunde doch sogleich besichtigen. Jegor Michailitsch fragte Dutlow, warum er so spät noch auf dem Herrenhofe sei. Dutlow erzählte ihm von dem gefundenen Gelde und was die gnädige Frau damit gethan; er sagte auch, er sei gekommen, Jegor Michailitsch zu fragen, ob er das Geld behalten dürfe. Zu seinem Entsetzen verlangte der Verwalter das Geld zu sehen. Auch der Stanowoi nahm es in die Hand und fragte trocken und kurz nach den näheren Umständen der Begebenheit.

„Nun, das Geld ist verloren," dachte Dutlow und begann sich in Entschuldigungen zu verwickeln. Der Stanowoi jedoch händigte ihm nach kurzer Besichtigung das Couvert mit dem Inhalt wieder ein.

„Hat der Tölpel Glück!" sagte er dabei.

„Es kommt ihm sehr gelegen," meinte Jegor Michailitsch; „er hat soeben seinen Neffen als Rekruten stellen müssen; jetzt wird er ihn loskaufen."

„Ach so!" sagte der Stanowoi und ging den Uebrigen voraus auf den Flügel zu.

„Wirst Du den Iljuschka loskaufen, wie?" fragte Jegor Michailitsch.

„Wie denn, ihn loskaufen?! Wird das Geld dazu reichen? Und vielleicht ist auch keine Zeit mehr dazu?"

„Wie Du willst," antwortete der Verwalter, und Beide folgten dem Stanowoi.

Sie kamen zum Flügel, in dessen Hausflur die übelriechenden Wächter mit einer Laterne auf sie warteten. Dutlow ging als Letzter hinein. Die Wächter hatten ein schuldbewußtes Aussehen, das seinen Grund doch nur in dem von ihnen in dem Raum verbreiteten Duft haben konnte, denn sonst hatten sie nichts Schlechtes gethan. Sie schwiegen Alle.

„Wo?" fragte der Stanowoi.

„Hier," antwortete flüsternd Jegor Michailitsch. „Jefimka, Du junger Kerl, geh mit der Laterne voraus."

Jefimka hatte oben schon die schadhafte Bohle ausgebessert und, wie es schien, alle Furcht verloren. Mit fröhlichem Gesichte kletterte er, immer zwei oder drei Stufen überspringend, voraus und wandte sich nur zuweilen zurück, um dem Stanowoi mit der Laterne den Weg zu beleuchten. Hinter dem Stanowoi kam Jegor Michailitsch. Als sie in der Luke verschwunden waren, blieb Dutlow, mit einem Fuße schon auf der untersten Treppenstufe, seufzend stehen. Es vergingen zwei Minuten; die Schritte verhallten auf dem Boden, sie waren wahrscheinlich schon bei der Leiche.

*) Chef der Kreispolizei.

„Onkel, man ruft Dich!“ ſchrie Jefimka durch die Bodenluke herunter.

Outlow kletterte hinauf. Beim Scheine der Laterne ſah man hinter dem Balken hervor nur die Oberkörper des Stanowoi und des Verwalters. Hinter ihnen ſtand noch Jemand, den Rücken dem Eingange zugewandt. Das war Polikei. Outlow kletterte über den Balken und blieb, indem er ſich bekreuzigte, ſtehen.

„Kehrt ihn um, Kinder,“ ſagte der Stanowoi.

Keiner rührte ſich.

„Jefimka, Du junger Kerl!“ ſagte Jegor Michailitſch.

Der „junge Kerl“ ſtieg über den Balken, drehte Iljitſch um und ſtellte ſich neben ihn, indem er mit dem heiterſten Geſichte von der Welt bald auf Iljitſch, bald auf ſeine Vorgeſetzten ſah, eben wie die Vorzeiger eines Albinos oder einer Julia Paſtrana abwechſelnd das Publicum und die von ihnen vorgeführte Rarität anblicken und dabei mit dem größten Vergnügen bereit ſind, jedem Wunſche der Zuſchauer nachzukommen.

„Kehre ihn noch einmal um!“

Iljitſch wurde noch einmal umgekehrt, wobei ſeine Arme leiſe ſchaukelten und ſein Fuß den Boden ſtreifte.

„Und jetzt nehmt ihn ab!“

„Befehlen Sie den Strick durchzuhauen, Waſſili Boriſſowitſch?“ fragte Jegor Michailowitſch. „Gebt ein Beil her, Brüderchen.“

Den Wächtern und Outlow mußte der Befehl zweimal wiederholt werden, ehe ſie ſich entſchloſſen, näher hinzuzutreten. Der „junge Kerl“ jedoch ging mit Iljitſch wie mit einem geſchlachteten Hammel um. Endlich ward der Strick durchgehauen, man nahm den Leichnam ab, legte ihn hin und bedeckte ihn. Der Stanowoi ſagte, morgen werde der Arzt kommen, und entließ dann die Leute.

XV.

Outlow ging, leiſe die Lippen bewegend, nach Hauſe. Anfangs war ihm unheimlich zu Muthe, aber je näher er dem Dorfe kam, um ſo mehr verlor ſich dieſes Gefühl, und die Empfindung der Freude bemächtigte ſich ſeiner mehr und mehr. Aus dem Dorfe ſchallte Geſang und das Schreien Betrunkener herüber. Outlow trank nie und ging auch jetzt geraden Wegs nach Hauſe. Es war ſchon ſpät, als er ſeine Isba erreichte; ſein Weib hatte ſich ſchon hingelegt; ſein älteſter Sohn und ſein Enkel ſchliefen auch ſchon auf dem Ofen, ſein zweiter Sohn ſchnarchte in einem Holzverſchlag Nur Iljuſchka's Weib ſchlief nicht, ſondern ſaß in beſchmutztem Feiertagshemde unbedeckten Hauptes auf der Bank und jammerte. Sie ging dem Onkel nicht entgegen, um ihm die Thür zu öffnen; ſie fing nur lauter an zu jammern und zwiſchen den Zähnen etwas zu murmeln, ſobald er hereintrat. Die Alte meinte, das junge Weib verſtehe ganz beſonders wohlklingend und fließend zu wehklagen, obgleich ſie in Anbetracht ihrer Jugend noch wenig Uebung darin haben konnte.

Die Frau stand auf, um ihrem Manne ein Abendessen aufzutragen. Dutlow schickte Iljuschka's Weib vom Tische fort: „Genug! laß es gut sein!" sagte er dabei. Axinia stand auf und legte sich etwas weiter auf die Bank nieder, fuhr jedoch fort zu jammern. Die Alte deckte schweigend den Tisch und räumte ihn eben so schweigend wieder ab. Auch der Alte sprach während des Essens kein Wort. Nachdem er ein Dankgebet gesprochen und sich die Hände gewaschen, räusperte er sich laut und spuckte aus; dann nahm er das Rechenbrett von der Wand und ging damit in den Verschlag. Dort flüsterte er anfangs eifrig mit seiner Alten: darauf ging diese fort; er aber begann mit dem Rechenbrett zu klappern; endlich schlug er den Deckel eines Koffers zu und stieg in eine Art Kellerraum unter der Diele hinab. Lange wirthschaftete er im Verschlage und Dielraum umher. Als er herauskam, war es in der Isba schon dunkel, und der Kienspahn brannte nicht mehr. Die Alte, die sich am Tage gewöhnlich so still nnd geräuschlos verhielt, daß man sie kaum hörte, schnarchte jetzt, auf dem Hängeboden hingestreckt, so laut, daß die ganze Isba davon erdröhnte. Auch Iljuschka's unruhiges Weib schlief schon; sie lag in Kleidern, wie sie war, auf der Bank und athmete leise, trotzdem sie keine Unterlage unter dem Kopf hatte. Dutlow betete, warf dann einen Blick auf Iljuschka's Weib, schüttelte bedenklich den Kopf, löschte den Kienspahn, den er aus dem Verschlage mitgebracht, aus, spie noch einmal aus und kletterte dann auf den Ofen, wo er sich neben seinem Enkelsohn hinstreckte. — Im Finstern streifte er die Bastschuhe von den Füßen und legte sich auf den Rücken; dann richtete er den Blick auf das Netz von Stricken über dem Ofen, das in der Dunkelheit kaum sichtbar war und horchte auf das Rascheln der Schaben, die an der Wand und auf dem Ofen herumkrochen, auf das Seufzen, Schnarchen, Aneinanderreiben der Füße um ihn her, auf die verschiedenen Laute des Viehes im Hofe. Er konnte lange nicht einschlafen; der Mond ging auf, es wurde heller in der Isba: er konnte schon in der einen Ecke Axinia sehen und noch etwas, was er sich nicht recht zu erklären vermochte: war es etwa ein von einem seiner Söhne dort vergessener Armjäk, oder eine Tonne, welche die Weiber da aufgestellt, oder stand da wirklich Jemand? Träumte er denn oder war er wach? Er sah noch einmal scharf hin. . . . . Wahrhaftig, der finstere Geist, der Iljitsch zu der schrecklichen That verleitet, dessen Nähe die Leute vom Herrenhofe diese Nacht gespürt, — dieser selbe Geist reichte mit seinen Schwingen auch bis zum Dorfe und bis Dutlow's Isba, wo das Geld lag, welches „Er" als Werkzeug zu Iljitsch Verderben gebraucht hatte. Wenigstens fühlte Dutlow „Ihn" jetzt in seiner Nähe, und er war außer sich. Er konnte weder schlafen noch sich regen, und als sich seinen Blicken jetzt dieses „Etwas", das er sich nicht zu erklären vermochte, darbot, so sah er wieder Iljucha mit den gebundenen Händen, Axinia's Gesicht, Iljitsch mit den schlaff herabhängenden, durch jede äußere Berührung in Bewegung gesetzten Armen vor sich, fiel ihm auch Axinia's anhaltendes Wimmern ein. Plötzlich schien es ihm, als ginge Jemand am Fenster vorüber. „Was ist das?

Oder kommt man mir ſchon den Staroſten anmelden?“ dachte er. „Wie hat er die Thür aufgemacht?“ dachte er weiter, als er Schritte im Flur hörte; „oder hat ſie die Alte nicht verriegelt, als ſie hinaufging?“ Ein Hund fing im Hofe an zu heulen und „Er“ ging immer im Flur umher, wie nachher der Alte erzählte, als ſuche er die Thür, ging vorbei, tappte die Wand entlang, ſtolperte über eine Waſſertonne, die im Wege ſtand, ſo daß dieſe polterte; dann taſtete er wieder längs der Wand, als ſuche er die Thürklinke. Da faßte er ſie. Den Alten überlief es eiskalt. Jetzt drückte er die Thür auf und trat in menſchlicher Geſtalt herein. Dutlow wußte, „Er“ ſei es. Er wollte das Zeichen des Kreuzes machen, konnte die Hand aber nicht bewegen. „Er“ trat zum Tiſche, worauf noch das Tiſchtuch lag, riß es herunter, warf es auf die Diele und ſchlich dann zum Ofen. Der Alte wußte, daß „Er“ Iljitſch's Geſtalt angenommen hatte. „Er“ fletſchte die Zähne und ſeine Arme ſchlotterten. „Er“ ſtieg auf den Ofen, warf ſich über den Alten und begann ihn zu erdroſſeln.

„Mein Geld!“ ſprach „Er“ dabei, der wie Iljitſch ausſah.

„Laß mich los, ich werde es nicht thun,“ wollte Sſemeon ſagen und konnte kein Wort hervorbringen.

Iljitſch lag ihm ſchwer wie ein ſteinerner Berg auf der Bruſt. Dutlow wußte, daß, wenn er nur ein Gebet herſagen könnte, „Er“ ihn freilaſſen würde; er wußte auch, welches Gebet es ſein müßte, aber es kam nicht über ſeine Lippen. Sein Enkel ſchlief neben ihm; plötzlich ſchrie der Knabe laut auf und fing an zu weinen; der Großvater hatte ihn zu feſt an die Wand gedrückt. Das Geſchrei des Kindes löſte den Bann von den Lippen des Alten. „Der Herr wird Euch erwecken,“ murmelte Dutlow. „Er“ ließ ein wenig nach. „Die Feinde werden ſich zerſtreuen,“ lallte Dutlow weiter. „Er“ ſtieg vom Ofen herab, Dutlow hörte, wie er mit beiden Füßen auf den Boden ſtieß. Dutlow ſagte alle Gebete, die er kannte, der Reihe nach her. „Er“ ging am Tiſch vorüber zur Thür und ſchlug dieſe mit ſolcher Gewalt zu, daß die ganze Isba davon erdröhnte. Alle ſchliefen jedoch, bis auf den Großvater und den Enkel. Der Großvater zitterte am ganzen Leibe und murmelte Gebete, der Enkel weinte halb im Schlafe und ſchmiegte ſich feſt an den Alten. Alles wurde wieder ruhig. Der Großvater lag unbeweglich ſtill. Ein Hahn krähte dicht hinter der Wand, an der er lag. Er hörte, wie die Hühner ſich zu regen begannen, wie ein junger Hahn dem alten das Krähen nachzumachen verſuchte und es nicht verſtand. Zu Füßen des Alten bewegte ſich etwas: es war die Katze; ſie ſprang mit ihren weichen Pfoten vom Ofen auf die Erde, ſetzte ſich vor die Thür und miaute. Der Großvater ſtand auf und öffnete das Fenſter. Draußen war es dunkel und ſchmutzig. Die Vorderräder nebſt Stangendeichſel eines Leiterwagens ſtanden gerade vor dem Fenſter. Er trat barfuß, nachdem er ſich bekreuzigt, auf den Hof zu den Pferden. Es that noth, daß der Hausherr kam. Die Stute, die unter einem Vordach an der Mauer ſtand, hatte ihren Fuß im Halfter verwickelt, dabei die Spreu umgeworfen und wartete jetzt mit gehobenem Fuße, den Kopf ihm

zugewandt, auf die Hülfe des Hausherrn, das Füllen lag im Dünger ausgestreckt. Der Alte hob es auf und stellte es auf die Füße; er befreite auch die Stute vom Halfter und ging dann in die Isba zurück. Die Alte war schon aufgestanden und hatte einen Kienspahn angezündet. „Wecke die Kinder, ich fahre in die Stadt!" sagte er; dann nahm er ein Wachslicht, das vor den Heiligenbildern brannte, und stieg damit hinunter in den Dielraum. Als er wieder heraufkam, brannte nicht nur bei ihm, sondern auch schon bei allen Nachbarn Licht. Die Kinder waren aufgestanden und machten sich zur Fahrt in die Stadt bereit. Die Weiber gingen mit Eimern und Milchschalen aus und ein. Die junge Frau weinte nicht mehr, sondern saß wohlgekleidet und gekämmt, ein Tuch um den Kopf geschlungen, auf der Bank in der Isba und wartete auf den Augenblick der Abfahrt in die Stadt, um Abschied von ihrem Mann zu nehmen.

Der Alte war besonders streng und unwirsch an diesem Morgen. Mit Niemandem sprach er ein Wort; schweigend zog er seinen neuen Kaftan an, band den Gurt um, steckte die ganze von Iljitsch verlorene Summe Geldes in den Busen und begab sich damit zu Jegor Michailitsch.

„Ich werde Dich lehren zu trödeln!" schrie er im Fortgehen Ignaz zu, der ein Rad auf der gehobenen und wohlgeschmierten Axe umdrehte, um es geschmeidig zu machen: „Ich komme gleich zurück. Daß Alles fertig ist!"

Der Verwalter, der eben erst aufgestanden war, trank seinen Morgenthee, als Dutlow kam. Er selbst mußte in die Stadt, um die Rekruten abzuliefern.

„Was willst Du?" fragte er.

„Ich, Jegor Michailitsch, will den Jungen loskaufen. Seid doch so gut und helft mir. Ihr sagtet letzthin, daß Ihr einen Freiwilligen in der Stadt wüßtet. Lehrt mich, was ich thun soll, mir ist die Sache dunkel."

„Ach so! Du hast Dich also bedacht?"

„Habe mich bedacht, Jegor Michailitsch. Es ist zu schade; er ist doch meines Bruders Sohn. Wenn auch nicht viel an ihm liegt, so ist es doch schade. Es bringt doch viel Unheil, dies elende Geld. Thut mir die Gnade und lehrt mich, was ich thun soll," schloß er mit einem tiefen Bückling.

Wie immer in solchen Fällen, schmatzte Jegor Michailitsch lange schweigend und wie in tiefe Gedanken versunken mit den Lippen; dann, nachdem er die Sache von allen Seiten überdacht, schrieb er zwei Briefe, und erklärte Dutlow, was er damit thun und wie er in der Stadt verfahren sollte.

Als Dutlow nach Hause zurückkam, war das junge Weib mit Ignaz schon fortgefahren und die schmutziggraue, dickbäuchige Stute fertig angeschirrt vor dem Thore. Er brach eine Ruthe vom Zaune, setzte sich in die Telega, schlug die Rockschöße sorgfältig übereinander und setzte sein Gefährt in Bewegung. Er trieb die arme Stute zu solcher Eile an, daß ihr mit einem Male der Bauch einfiel, und er nicht mehr auf sie hinsah, um nicht Mitleid zu empfinden. Ihn quälte der Gedanke, daß er sich zur Rekrutenablieferung verspäten könne, daß Iljucha

doch am Ende unter die Soldaten gehen und das Höllengeld in ſeinen Händen bleiben würde.

Ich verzichte darauf, Alles, was Dutlow an dieſem Morgen begegnete, ausführlich zu erzählen; ich will nur ſagen, daß ihm Alles beſonders glücklich von der Hand ging. Der Hauswirth, für den Jegor Michailitſch ihm einen Brief mitgegeben, hatte einen ganz annehmbaren Rekruten in Bereitſchaft, der ſchon ſeine dreiundzwanzig Harte durchgebracht und von der Behörde für tauglich befunden worden war. Der Hauswirth verlangte vierhundert Rubel für ihn, und der Käufer, ein Kleinbürger, der ſchon die dritte Woche um dieſen Rekruten handelte, bot immer nur dreihundert Rubel. Dutlow machte der Sache mit zwei Worten ein Ende. „Für drei und ein Viertelhundert giebſt Du ihn wohl," ſagte er, indem er dem Wirthe die Hand hinſtreckte, aber mit einem Tone, dem man es anhörte, daß er auch noch zulegen würde. Der Wirth zog ſeine Hand zurück und beſtand auf vierhundert Rubel. „Du biſt alſo nicht mit dem Viertel drüber zufrieden?" wiederholte Dutlow und faßte mit ſeiner linken die rechte Hand des Wirthes, bereit, mit ſeiner Rechten durchzuſchlagen, um den Handel abzuſchließen. „Du willſt nicht? Nun, meinetwegen, Gott ſei mit Dir!" ſagte er plötzlich, indem er dem Wirth einen Handſchlag gab und ſich mit einem Schwunge von ihm abwandte. „Meinetwegen! So nimm ein halbes Hundert drüber. Stell' die Quittung aus und bring' den Burſchen her. Und jetzt das Handgeld. Werden's zwei Rothe (Zehnrubelſcheine) thun, was?"

Und Dutlow begann ſich loszugürten, um das Geld hervorzulangen.

Der Wirth, der wohl ſeine Hand in der Dutlow's gelaſſen hatte, war aber ſichtlich doch noch nicht ganz einverſtanden mit dem Handel; er wollte das Handgeld nicht empfangen und bedang ſich noch eine beſondere Entſchädigung und eine Bewirthung für den Freiwilligen aus.

„Verſündige Dich nicht," ſagte Dutlow, indem er ihm das Geld in die Hand drückte; „ſterben müſſen wir doch Alle," fügte er mit ſo ſanftem, belehrendem und überzeugendem Tone hinzu, daß der Wirth endlich ſprach: „Nun, nichts zu machen, meinetwegen!" ihm noch einmal die Hand darauf gab, und dann ein kurzes Gebet ſprach. „Gott gebe Glück dazu!" ſchloß er.

Man weckte den Freiwilligen, der ſeinen geſtrigen Rauſch noch ausſchlief, und begab ſich dann mit ihm in die Behörde. Der Freiwillige befand ſich in heiterſter Stimmung, bat ſich zur Stärkung ein Gläschen Rum aus, wozu ihm Dutlow das Geld gab, und wurde erſt ſtill, als ſie in das Vorhaus der Gerichtsſtube traten. Lange ſtanden ſie dort im Vorhauſe, der Wirth in langem, blauem Ueberrocke und der Freiwillige in kurzem Halbpelze, die Augenbrauen heraufgezogen und die Augen weit aufgeſperrt; lange flüſterten ſie dort mit einander, ſuchten Jemanden, verlangten vorgelaſſen zu werden, nahmen die Mützen ab und verbeugten ſich vor jedem Schreiber und hörten endlich tief ernſt den Beſcheid an, den ihnen nach langem Warten ein dem Wirthe befreundeter Schreiber her-

ausbrachte. Jede Hoffnung, die Angelegenheit heute noch beendigt zu ſehen, ſchwand allmählich, und der Freiwillige wurde wieder munterer und freier im Benehmen. Da erblickte Dutlow Jegor Michailitſch; er klammerte ſich ſogleich an ihn, bat, machte unzählige Bücklinge, und Jegor Michailitſch half ſo gut, daß nach zwei Uhr Mittags der Freiwillige zu deſſen größtem Mißvergnügen und Erſtaunen in die Behörde und in das Unterſuchungszimmer gebracht werden konnte, wo er mit einer gewiſſen allgemeinen Freudigkeit vom Gerichtsdiener an bis zum Präſidenten empfangen und entkleidet, dann geſchoren und eingekleidet wurde. Fünf Minuten ſpäter zahlte Dutlow die bedungene Kaufſumme aus, empfing die Quittung und begab ſich, nachdem er vom Wirth und dem Freiwilligen Abſchied genommen, in das Quartier zum Kaufmann, wo die Rekruten aus Pokrowſki ſtanden. Ilja ſaß mit ſeiner jungen Frau in einer Ecke der Küche; ſobald der Alte hereintrat, hörten ſie auf zu ſprechen und ſahen ihn mit feindſeligen und doch demüthigen Blicken an. Wie immer ſprach der Alte beim Eintreten ein kurzes Gebet; dann gürtete er ſich los, langte ein gewiſſes Schreiben hervor und rief ſeinen älteſten Sohn Ignaz und Iljuſchka's Mutter, die draußen geblieben waren, herein:

„Du, verſündige Dich nicht, Iljucha," ſagte er, indem er auf den Neffen zutrat — „Geſtern haſt Du mir ein ſchreckliches Wort geſagt. Habe ich denn kein Mitleid mit Dir? Ich weiß wohl, wie mein Bruder Dich mir an's Herz legte. Wenn es in meiner Macht gelegen, hätte ich Dich wohl fortgegeben? Jetzt hat mir Gott Glück geſchenkt, und da habe ich das Opfer nicht geſcheut. Da iſt das Schreiben!" ſagte er, indem er die Quittung auf den Tiſch legte und ſie vorſichtig mit ſeinen gekrümmten, ſteifen Fingern glättete.

Alle Bauern aus Pokrowſki, die Arbeiter des Kaufmanns, ja ſogar unbetheiligte Leute von der Straße hatten ſich hineingedrängt, Alle merkten, was da vorging, und Niemand unterbrach die feierliche Rede des Alten. „Da iſt das Schreiben! Vierhundert harte Rubel habe ich dafür gegeben. Mache Deinem Onkel keine Vorwürfe mehr."

Iljucha war aufgeſtanden, aber ſchwieg; er wußte nicht, was er ſagen ſollte, ſeine Lippen zitterten vor Aufregung. Seine alte Mutter wollte ſchluchzend auf ihn zutreten und ihn umarmen, aber der Greis wehrte ihr langſam und gebieteriſch mit der Hand und fuhr in ſeiner Rede fort:

„Du haſt mir geſtern ein Wort geſagt," wiederholte er noch einmal, „und mit dieſem Worte haſt Du mir, wie mit einem Meſſer, einen Stich in's Herz gegeben. Dein Vater hat Dich, als er ſtarb, mir vermacht; Du warſt mir eben ſo theuer, wie ein leiblicher Sohn, und wenn ich Dir Unrecht gethan habe — ein Jeder von uns hat ja ſeine Sünden. . . . Iſt es nicht ſo, rechtgläubige Brüder? Hier iſt jetzt Deine leibliche Mutter, hier Dein junges Weib und hier habt Ihr die Quittung. Um's Geld iſt's mir nicht ſchade, das weiß Gott! Und nun ſeid mir nicht böſe, um Chriſti willen!"

Er hob die Schöße ſeines Kaftans auf, ließ ſich langſam auf die Kniee nieder und beugte ſich vor Iljuſchka und deſſen junger Hausfrau tief zur Erde. Vergebens ſuchten ihn die jungen Leute davon abzuhalten. Nicht eher, als bis ſeine Stirn die Erde berührt hatte, ſtand er auf, dann ſchüttelte er den Staub von ſich ab und ſetzte ſich auf die Bank. Iljuſchka's Mutter und ſein Weib weinten laut vor Freude. In der Menge wurden Ausrufe des Beifalls laut: „So iſt es recht! Das iſt Gott wohlgefällig!“ ſagte Einer. — „Was iſt Geld? Für Geld kann man ſich nicht einen jungen Menſchen in die Familie kaufen!“ meinte ein Anderer. — „Was für eine Freude!“ ſprach der Dritte, — „mit einem Wort, das iſt ein gerechter Mann!“ Nur die zu Rekruten beſtimmten Bauern ſagten nichts und gingen ſchweigend hinaus.

Zwei Stunden ſpäter fuhren die zwei Telegen Dutlow's zur Vorſtadt hinaus. Im erſten Wagen, vor den die ſchmutziggraue Stute mit dem eingefallenen Bauch und von Schweiß triefenden Halſe geſpannt war, ſaßen der alte Dutlow und Ignaz; hinter ihnen rüttelten im Wagenkaſten Bündel von Waſſerkaſtanien und Kalatſchi (eine Art Weißbrodes aus gekochtem Teige). Im zweiten Wagen, den Niemand lenkte, ſaßen glücklich und würdevoll die junge Frau und ihre Schwiegermutter, beide mit Tüchern um den Kopf gewunden, dem Kopfputze der verheiratheten Bauerfrauen. Auf dem Vorderſitz ſaß, mit dem Rücken zum Pferde, Iljuſchka; er biß von Zeit zu Zeit herzhaft in einen Kalatſch und ſprach mit hochgeröthetem Geſicht und trotz des Rüttelns des Wagens ohne Unterlaß. Seine Hausfrau hielt vorſichtig verſteckt ein vierkantiges Fläſchchen auf ihren Knieen. Und das Stimmengeräuſch, das Wagengeraſſel, das Schnauben der Pferde, Alles das verſchmolz zu einem unentwirrbaren, fröhlichen Lärm. Die Pferde fächelten ſich mit den Schweifen Kühlung zu und liefen aus eigenem Antriebe immer raſcher; ſie witterten, daß es nach Hauſe ging. Die Vorübergehenden und Fahrenden ſahen ſich unwillkürlich nach der glücklichen Familie um.

An der Grenze des Stadtgebiets überholten Dutlows eine Abtheilung friſch angeworbener Rekruten, die ſich vor einer Schenke verſammelt hatten. Einer der Rekruten ſpielte mit dem albernen Geſichtsausdruck, welchen ſehr kurz geſchorenes Haar dem Menſchen giebt, die Mütze tief in den Nacken geſchoben, munter auf der Balalaika; ein Anderer tanzte ohne Mütze mit einer Branntweinflaſche in der Hand inmitten des Kreiſes. Ignaz hielt das Pferd an und ſtieg ab, um den Strick an der Fehmerſtange feſter zu binden. Alle Dutlows ſahen neugierig und mit ſchmunzelndem Beifall dem tanzenden Rekruten zu. Dieſer ſah, wie es ſchien, Niemanden, fühlte jedoch, wie das ihn bewundernde Publicum immer zahlreicher wurde, und das ſpornte ihn zu immer größerer Kraftentfaltung und Geſchicklichkeit an. Er tanzte mit ſchrankenloſer Ausgelaſſenheit. Die Brauen waren zuſammengezogen, ſein Geſicht unbeweglich, ſeinen Mund umſpielte ein beſtändiges, ausdrucksloſes Lächeln. Es war, als habe er alle Kräfte ſeiner Seele darauf concentrirt, ſo raſch als möglich von einem Fuß auf den anderen,

bald auf den Absatz, bald auf die Spitze zu springen. Zuweilen hielt er plötzlich inne und zwinkerte dem Balalaikenspieler mit den Augen zu, worauf dieser noch rascher und lauter auf den Saiten umherzuklimpern und sogar mit den Fingern auf den Kasten des Instruments zu trommeln begann. So war auch eben eine Pause; aber trotzdem er unbeweglich stille stand, so schien doch jede Faser an seinem Körper noch zu tanzen. Darauf fing er langsam an sich zu bewegen, zuckte mit den Schultern, schnellte in die Höhe, setzte sich dann auf seine Hacken nieder und begann nun mit wildem Jauchzen den Nationaltanz, immer abwechselnd niederhockend und wieder aufspringend. Die kleinen Jungen lachten, die Weiber schüttelten die Köpfe, die Männer lächelten beifällig. Ein alter Unteroffizier stand ruhig neben dem Tanzenden und seine Miene sprach deutlich: „Euch kommt das wie ein Wunder vor, uns ist das Alles längst bekannt." Dem Balalaikenspieler sah man es an, daß er müde war; er sah sich träge um, griff einen falschen Accord; dann klopfte er mit dem Finger auf den Deckel des Instruments und der Tanz hatte ein Ende.

„Ei, Aloscha!" sagte er zum Tanzenden, indem er auf Dutlow zeigte. „Sieh doch Deinen Taufvater!"

„Wo denn, theurer Freund!" schrie Aloscha, derselbe Rekrut, den Dutlow als Ersatzmann für seinen Neffen erstanden hatte; er stolperte auf seinen müden Füßen vorwärts und näherte sich, die Branntweinflasche hoch über dem Kopfe schwenkend, Dutlow's Telega. „Mischka, ein Glas!" rief er. „Mein Wirth! Mein geliebter Freund! Ist das eine Freude, wahrhaftig!" und er warf sich, betrunken wie er war, mit dem schweren Kopf auf die Telega. Darauf wollte er die Insassen beider Wagen mit Schnaps tractiren; die Männer tranken, die Frauen schlugen es aus. „Meine Geliebten! Womit soll ich Euch denn beschenken!" rief Aloscha, indem er die alte Frau umarmte.

Eine Naschwerkverkäuferin befand sich unter der Menge. Aloscha riß ihr das Brett mit den Waaren aus der Hand und schüttete den ganzen Naschwerkvorrath in die Telega.

„So sei doch still, ich werde es bezah—ah—len, zum Teufel," heulte er mit weinerlicher Stimme, und zog sogleich aus seinen weiten Pluderhosen einen Tabaksbeutel mit Geld heraus, den er Mischka zuwarf.

Er stand auf die Telega gelehnt da und sah mit thränenden Augen die Insassen derselben an.

„Welche von ihnen ist die Mutter?" fragte er, — „Du wohl, was? Auch ihr will ich was schenken."

Er dachte einen Augenblick nach, griff dann in die Tasche und langte aus derselben ein noch neues zusammengelegtes Kopftuch und ein Handtuch heraus, welch' letzteres ihm unter dem Soldatenmantel als Gurt gedient hatte, darauf nahm er auch hastig sein rothes Halstuch ab, ballte Alles zusammen und steckte es der Alten in den Schooß.

„Da haſt Du, ich ſchenke es Dir," ſagte er mit immer leiſerer Stimme.

„Weshalb denn? Nun, ich danke Dir, mein Sohn! Sieh', was für ein lieber Burſche!" ſagte das Mütterchen zum alten Dutlow, der an ihren Wagen getreten war.

Aloſcha war ganz verſtummt und betäubt; wie im Schlafe neigte er den Kopf immer tiefer und tiefer herunter.

„Für Euch thue ich es! Für Euch komme ich um!" murmelte er; „deshalb beſchenke ich Euch auch."

„Seine Mutter lebt wahrſcheinlich noch," ſagte Jemand aus der Menge. — „Was für ein lieber Burſche, es iſt ein Jammer."

Aloſcha erhob den Kopf.

„Meine Mutter lebt!" ſagte er. „Auch mein leiblicher Vater lebt. Alle haben mich verſtoßen. Höre mal, Du, Alte," fuhr er fort, indem er Iljuſchka's Mutter bei der Hand faßte. „Ich habe Dich beſchenkt, ſo höre Du mich nun auch an und thue, warum ich Dich bitten will, um's Heilands willen. Geh' in's Dorf Wodnoje, frage da nach der alten Nikonow; ſie eben iſt mein leibliches Mütterchen und ſage dieſer ſelben Alten, der Mutter Nikonow, die dritte Hütte vom Rande, es iſt ein neuer Brunnen davor . . . ſage Du ihr, Aloſcha, Dein Sohn . . . das heißt, alſo . . . Muſikant, ſpiel' auf!" rief er plötzlich.

Und wieder fing er an zu tanzen und ſchleuderte unter fortwährendem Sprechen die Flaſche mit dem Reſt Branntwein auf die Erde.

Ignaz ſtieg in die Telega und wollte ſie in Bewegung ſetzen.

„Lebe wohl! Gott mit Dir!" murmelte die Alte, indem ſie ihren Pelz zuſammenſchlug.

Aloſcha blieb plötzlich ſtehen.

„Fahrt zum Teufel!" ſchrie er und drohte ihnen mit den geballten Fäuſten. „Daß Deine Mutter . . ." und es folgte ein derber Fluch.

„Ach, Du himmliſcher Vater!" murmelte erſchrocken Iljuſchka's Mutter und bekreuzigte ſich haſtig.

Ignaz verſetzte der Stute einen leichten Peitſchenhieb und die Telegen rüttelten davon. Alexei, der Rekrut, ſtand mitten auf dem Wege und ſchimpfte mit geballten Fäuſten und dem Ausdruck der Wuth im Geſicht aus allen Kräften den Davonfahrenden nach.

„Was bleibt Ihr ſtehen? Fort mit Euch! Teufel! Menſchenfreſſer!" ſchrie er. „Du wirſt meiner Rache nicht entgehen! Ihr Teufel! Bauernpack!"

Mit dieſem Worte brach ſeine Stimme ab und er fiel wie ein Klotz zu Boden.

Bald gelangten Dutlows auf's freie Feld, und als ſie ſich umwandten, ſahen ſie ſchon nicht mehr die Gruppe der Rekruten. Nachdem ſie fünf Werſt gefahren waren, ſtieg Ignaz von des Vaters Telega, wo dieſer eingeſchlafen war, ab und ging zu Fuß neben Iljuſchka's Telega her.

Zu Zweien tranken ſie die aus der Stadt mitgebrachte Flaſche mit Branntwein aus, und nach einer Weile ſtimmte Ilja einen Geſang an, die Weiber fielen mit ein, und Ignaz ſchrie luſtig und im Tacte dazu. Raſch jagte ihnen ein luſtiger Poſtwagen entgegen. Bis zu den beiden Telegen gelangt, trieb der Jämſchtſchik ſeine Pferde mit einem ermunternden Zurufe noch an; dann ſah er ſich die Geſellſchaft an und nickte luſtig den rothen Geſichtern der Männer und Weiber zu, die mit hellem Singen der Heimath zurüttelten.

Johannes Elias Schlegel und seine Bedeutung für das deutsche Lustspiel.

Literarhistorische Skizze

von **Gustav Pipirs** in Riga.

Seit Lessing's geniale Hand in der Hamburgischen Dramaturgie den Grundstein zu einer Theorie der Tragödie gelegt hat, ist unter den deutschen Gelehrten die Lust niemals ausgestorben, für die Weiterentwickelung des dort Geschaffenen thätig zu sein; einer wissenschaftlichen Behandlung des Lustspiels aber ist man mehr oder weniger ängstlich aus dem Wege gegangen. Hier fehlen eben die Vorarbeiten eines Lessing, — mehr noch, hier fehlen fast gänzlich die classischen Muster, aus denen etwa ein zweiter Aristoteles-Lessing seine Theorie des Lustspiels abstrahiren könnte. Freilich hängt nun meiner Meinung nach das kümmerliche Gedeihen des Lustspiels auch wieder arg mit der Scheu zusammen, sich über die Grundgesetze desselben ernstlich klar werden zu wollen, in Folge dessen bei unseren Dramatikern statt des Wissens ein unsicheres Experimentiren Platz gegriffen hat. In seiner „Technik des Dramas" (Leipzig 1863) lehnt es der allzu vorsichtige Gustav Freytag schlechtweg ab, die Technik des Lustspiels darzustellen, „weil die höchste Gattung der Comödie überhaupt noch kaum auf der Bühne lebendig geworden". Indeß, wenn auch Lessing das Lustspiel theoretisch leider kaum gestreift hat, so sind dennoch, und zwar vor ihm, einige immerhin bedeutende Ansätze, an die anzuknüpfen sich wohl der Mühe verlohnen könnte, gemacht worden, um zu einer Theorie der Comödie zu gelangen. Der Mann, dem wir dieses verdanken, dem auch Lessing auf den verschiedensten Gebieten einen und den anderen Fingerzeig schuldet, führt heute mit seinen Trauer- und Lustspielen, seinen Gedichten und prosaischen Abhandlungen (gesammelt in fünf Theilen von Joh. Heinrich Schlegel, Kopenhagen und Leipzig 1761/1770) nur noch in der Literaturgeschichte sein, wenn auch dort nicht ruhmloses Leben. Es ist dies Johann Elias Schlegel, der Oheim unserer beiden großen Romantiker August Wilhelm und Friedrich Schlegel. Einige biographische Notizen mögen der Würdigung dieses seltenen Mannes vorangehen.

Unser Kritiker und Dichter ist den 28. Januar 1718 zu Meißen an der Elbe geboren, wo der Vater, ein wissenschaftlich feingebildeter Mann, die Stelle eines kursächsischen Appellationsrathes und Stiftssyndicus bekleidete. Der aufgeweckte Knabe, der schon zwölfjährig deutsche Verse machte und den Plautus las, erhielt bis zum 15. Jahre häuslichen Privatunterricht, dem ein vierjähriger Aufenthalt in Schulpforta folgte, der durch Klopstock so berühmt gewordenen Anstalt. Hier ward auch Schlegel die Möglichkeit geboten, sich nicht blos äußerliche Kenntnisse des Alterthums zu erwerben, sondern auch tief in sein Geistesleben einzudringen. Von dem eifrigen Versenken in diese schöne Welt legen drei hier entstandene und später umgearbeitete Trauerspiele schon durch ihren Titel Zeugniß ab: „Orest und Pylades", „Die Trojanerinnen", „Dido", sodann die in Leipzig entstandene und gar nicht so üble Uebersetzung der Sophoklei'schen Elektra in gereimten Alexandrinern. Im März 1739 sehen wir Schlegel genannte Universität zum Studium der Rechte beziehen, worüber der strebsame Jüngling das Fortarbeiten an seiner allgemeinen Bildung durchaus nicht versäumte. Das Ansehen Gottsched's, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand und mit seltenem Eifer schriftstellerische Talente ausbildete, der Umstand, daß schon zu Anfang des Jahres „Orest und Pylades" von der viel genannten Frau Neuber zur Aufführung gebracht war, mußten für den jungen Autor ein starker Antrieb sein, die Feder nicht feiern zu lassen.

Die Stellung nun, die Schlegel zu Gottsched einnimmt, verräth aber auf den ersten Blick den Selbstdenker, der sich keineswegs mit dem bloßen Nachtreten begnügt, sondern sich der eigenen Kraft und Fähigkeit, neue Bahnen einzuschlagen, voll bewußt ist. Wandte Gottsched seine besondere Aufmerksamkeit der Tragödie zu, so sehen wir Schlegel's hauptsächlichstes Interesse an das Lustspiel geknüpft und der Beschäftigung damit Ansichten entspringen, die denen des Herrn und Meisters schnurstracks entgegenlaufen. Mit Recht kann daher Schlegel 1743 in einem Briefe an Hagedorn schreiben, daß er Gottsched nicht als „seinen Anführer" gelten lassen will. In dem Streite des Leipziger Professors mit den Schweizern sucht er zwar nicht alle Verbindung mit Gottsched zu verlieren, beginnt aber darum unbekümmert im Jahre 1745 mit Bodmer einen Briefwechsel, zu dessen anfänglichem größten Erstaunen, daß ihm aus Gottsched's Lager eine Anerkennung erwachse. — Der Grund jener Neutralität ist theils darin zu suchen, daß Schlegel im Jahre 1743 seinen Verwandten, den sächsischen Geh. Kriegsrath v. Spener, der als Gesandter nach Kopenhagen ging, in der Stellung eines Privatsecretärs begleitete, dem Schauplatz des Kampfes also ferner gerückt wurde, theils darin, daß bei dem ganzen unerquicklichen Streit nur um Kleinigkeiten viel Wesen gemacht wurde, das eigentliche Princip des Kampfes aber damals unausgesprochen und vielleicht unverstanden blieb. — Mit gesundem Sinne wandte sich Schlegel, dessen Blick durch den Aufenthalt in Dänemark an Weite gewann, dem positiven Wege der Production zu. Leider fand seine viel versprechende Entwickelung ihr jähes Ende. Den 23. August 1749 erlag Schlegel

einem hitzigen Fieber, nachdem er erſt 1748 eine außerordentliche Profeſſur für neueſte Geſchichte, Handel und Commerzweſen an der Ritterakademie zu Sorön gefunden und ſeit nicht viel länger vermählt geweſen.

Ueberblicken wir nun die Reihe von Arbeiten, welche ſich mehr oder weniger mit dem Luſtſpiel beſchäftigen. Es ſind dies auf theoretiſchem Gebiet: „Schreiben über die Comödie in Verſen“ (1740), „Demokrit, ein Todtengeſpräch“ (1741), „Von der Unähnlichkeit in der Nachahmung“ (1741), „Von der Nachahmung“ (aus mehreren kleinen Abhandlungen, die ſeit 1741 entſtanden, 1744 zuſammengearbeitet), endlich die „Gedanken über das Theater und inſonderheit das däniſche“ und die „Gedanken zur Aufnahme des däniſchen Theaters“, deren Abfaſſungsjahr ſich nicht genau ermitteln läßt. Von poetiſchen Werken werden wir zu betrachten haben: „Die entführte Doſe“ (1740—1741, ein Einacter, in den geſ. Werken nur bruchſtückweiſe mitgetheilt), „Der geſchäftige Müſſiggänger“ (1741. 5 Acte), „Die Pracht zu Landheim“ (1742. 5 Acte, von denen aber der ganze 5. Act verloren gegangen iſt), das Schema zu „Die drey Philoſophen“ (5 Acte, in die letzte Zeit des Leipziger Aufenthaltes fallend), „Der gute Rath“ (1745, 1 A.), „Der Geheimnißvolle (1746, 5 A.), „Der Triumph der guten Frauen“ (1747, 5 A.), „Die ſtumme Schönheit“ (1747, 1 A.), „die Langeweile“, ein Vorſpiel zur Eröffnung des däniſchen Theaters (1747, der Form nach poetiſch, inhaltlich aber doch mehr Schlegel's theoretiſche Anſichten über das Luſtſpiel enthaltend).

Die kritiſche Ader wiegt bei all dieſen Leiſtungen durchaus vor. Sollen wir ein Geſammturtheil über ſie fällen, ſo tritt uns in Schlegel eine nüchterne proſaiſche Natur entgegen, die aber mit klarem Verſtande ein geſchultes Gefühl für Kunſt und Poeſie verbindet. Wie nüchtern Schlegel's Auffaſſung aber denn doch iſt, mag daraus erhellen, daß ihm bei der Umgebung Kopenhagens Nichts fehlt, was zuſammen dienen kann eine ſchöne Ausſicht zu machen „außer dasjenige, was man in jedem Lande gern entbehrt, nämlich ſteile Felſen und rauhe Wildniſſe*)!“ Treffend nennt daher ſchon M. Mendelsſohn (geſ. Schriften, Leipzig 1844. IV. 2, S. 452) die Poeſie Schlegel's „mehr eine Tochter der Vernunft als der Einbildungskraft, reicher an Betrachtungen und Sittenſprüchen, als an Gemälden und Empfindungen“. Doch auf dem Felde der Theorie iſt Schlegel dafür auch, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ein Vor-Leſſing. Von den Gedanken ganz abgeſehen, erinnert in ſeinen Proſa-Abhandlungen ſchon der Stil oftmals an Leſſing; überall wird das Dringen nach Beſtimmtheit im Ausdrucke ſichtbar, ſcharfe Definitionen, glücklich erfundene Ausdrücke begegnen uns allenthalben (namentlich in der ſchönen Abhandlung „Von der Nachahmung“). Im „Demokrit“ wird der „Feldzug gegen franzöſiſche Unnatur mit einer ſo meiſterhaften Schärfe

*) Das Verſtändniß für das Romantiſche in der Natur hat übrigens erſt Rouſſeau's Heloiſa (1761) angebahnt. Vgl. darüber das leſenswerthe Schriftchen von L. Friedländer: „Ueber die Entſtehung und Entwickelung des Gefühls für das Romantiſche in der Natur.“ 1873.

und Logik eröffnet, daß es nur an den Köpfen der damaligen Schriftsteller und ihres Publicums lag, wenn Lessing später noch so sehr über die Reinigung des Augias-Stalles zu klagen hatte. Dabei sei denn auch gleichzeitig erinnert, daß Schlegel schon 1741 in seiner „Schrift: Vergleichung Shakespeare's und Andreas Gryphius' einige Kenntniß des englischen Dichters aufweist und für dessen Bedeutung nicht ganz unempfänglich ist.

In den Schriften: „Von der Nachahmung" und „Von der Unähnlichkeit in der Nachahmung" versucht Schlegel gewisse ästhetische Grundsätze aufzustellen, die nicht für das Lustspiel allein, sondern für alles poetische Schaffen verwendbar sind. Es ist hier sein unbestreitbares Verdienst, mit dem Schlagworte der Dichterlinge der ersten Decennien des 18. Jahrhunderts „Nachahmung der Natur", womit sich jede Trivialität zu decken suchte, ein wenig aufgeräumt zu haben. Etwas spöttisch deutet Schlegel in einem Gedicht IV. (S. 125) darauf hin, wie wenig doch ein so allgemeiner Begriff helfen könne.

„Fragst Du, was zeigt mir wohl der Dichtkunst wahre Spur?
So ruft Dir alles zu: Nachahmung der Natur!
Bewund're nicht zu früh dies eintrachtvolle Schreyn,
Bring' ein Gedicht hervor, so wirst Du sie entzwei'n."

Das deutsche Lustspiel, worin nach Gottsched (Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen 1730. S. 600) nur geringe Personen, Knechte und Mägde vorkommen sollten, woher auch „die poetische Schreibart" aus ihm verbannt war und „die gewöhnlichsten Wörter gemeiniglich die besten waren", hat unsäglich unter der Alles deckenden Flagge „Nachahmung der Natur" gelitten. Schmutz und Gemeinheit waren die Würze der dort auftretenden Personen und — des schauenden Publicums. Da mit einem Male tritt also Schlegel epochemachend auf; er fragt, was eigentlich denn unter „Nachahmung" zu verstehen sei; ferner, zu welchem Zwecke die Poesie nachahme, welche Objecte sie zweckentsprechend wählen müsse, wo endlich sie sich dabei ihre Grenzen zu setzen habe? — Es erinnert fast an Kant's Philosophie, wenn Schlegel erklärt, daß wir vor Allem nicht die Sache selbst, sondern nur den Begriff und die Vorstellung von der Sache nachahmen könnten, woher es sich in der Kunst nur darum handele, etwas einer Sache Aehnliches zu schaffen oder, wie er sich noch anders ausdrückt: nach dem „Vorbilde" das „Bild zu formen".

Mit der Einführung des Begriffes „Aehnlichkeit" ist einer folgenschweren Entwickelung Bahn gebrochen, denn da ähnlich dasjenige zu nennen ist, „dessen Theile eben das Verhältniß unter sich haben, welches unter den Theilen des anderen ist," so wird uns bei der Nachahmung hinfort nur die Aufgabe gestellt, immer nur die wesentlichsten Theile oder Züge des betreffenden Gegenstandes zu erfassen, so zwar, daß bei dem „Bilde" in Bezug auf das „Vorbild" „Ordnung und Folge" herrschen muß. Nun aber weiter! Wenn wir das „Bild" unabhängig vom „Vorbilde" betrachten? Werden wir da auch immer Ordnung und Folge entdecken? Dies doch nur dann, wenn solches schon beim Vorbilde statt-

hat; daher auch der naheliegende Schluß: nicht jedes Ding, jedwedes Geſchehniß zur Darſtellung für paſſend zu erachten, ſondern nur ſolche, die in ſich ſchon harmoniſch geſtaltet ſind. — Als den Endzweck alles Nachahmens in der Kunſt ſtellt Schlegel das Bereiten von „Vergnügen" hin, womit natürlich ein äſthetiſches Vergnügen gemeint iſt. Schlegel, der dieſen Ausdruck noch nicht kennt, hat einmal in den „Gedanken zur Aufnahme des däniſchen Theaters" (III. S. 270) die Umſchreibung: „ein Vergnügen für den Verſtand und nicht allein für die Sinne". — Sehr energiſch verwahrt er ſich gegen die äußerliche Auffaſſung, daß die Nachahmung uns das Vergnügen durch Aufdeckung eines „Betruges" verſchaffe, indem wir uns plötzlich erſt erinnerten, ſtatt des „Vorbildes" doch nur das „Bild" vor uns zu haben. Der Grund des Vergnügens liegt ihm tiefer, in der Wahrnehmung der Ordnung und Vollkommenheit, alſo in der Erhebung zur Sphäre der Idealität, d. h. dem Abſtreifen der Zufälligkeiten und Schlacken, die jedem natürlichen Dinge anhaften. Deshalb dringt Schlegel denn auch unabläſſig darauf, daß die Nachahmung uns zum vollen Bewußtſein komme, wir immer deſſen eingedenk blieben, ein Werk der Kunſt vor uns zu ſehen. Wie wahr! Eine noch ſo täuſchende Wachsfigur im Kaſtanſchen Panoptikum zu Berlin iſt noch lange kein Kunſtwerk im höheren Sinne. Stört eine allzu naturgetreue Nachahmung den Endzweck aller Kunſt, das Vergnügen, ja verwandelt es in's gerade Gegentheil, ſo wird Idealiſirung, d. h. eine gewiſſe Unähnlichkeit von Bild und Vorbild das nothwendigſte Gebot. Wie ſpäter Leſſing im Laokoon, ſo legt Schlegel ſchon hier ſich die Frage vor, ob es mehr einem Maler oder einem Poeten geſtattet wäre, eklere Sachen zur Darſtellung zu bringen, und entſcheidet ſich dafür, daß eine genaue Erzählung einer eklen Sache viel unangenehmer ſei, als ein geſchwächter Anblick (III. 156), eine in dieſer äußerſt vorſichtigen Formulirung vielleicht richtige Anſicht.

So ſehen wir Schlegel bereits zu der Erkenntniß gelangt, daß ſich nicht alle beliebigen Stoffe zur Dichtkunſt ſchicken, aber weiter noch führt er aus, daß auch nicht jede Empfindung für jede Dichtart ſich eigne. Da die Erregung zu ſtarker Leidenſchaften, z. B. des Mitleids oder der Furcht, das Lächerliche mehr oder weniger ausſchließt, gegen die heitere Muſe des Luſtſpiels ſündigt (III. 282), ſo räth er von ſolchen Stoffen ab, — alſo auch hier ein Abwehren vom blinden Zugreifen!

Was die damals noch ſehr verbreitete Anſicht betrifft, man ſolle in der Kunſt nachahmen, um zu unterrichten, ſo will Schlegel davon nicht mehr allzu viel wiſſen. „Als ob man große Theaterſtücke mit vieler Kunſt deswegen verfertigte, um eine einzige bekannte ſeichte, und oft ſehr unbeſtimmte Sittenlehre zu ſagen, die man aus der Comödie eines Seiltänzers ebenfalls herleiten kann" (III. 271). Conceſſionen an den Zeitgeiſt laufen natürlich noch mit unter, ſo wenn (III. 279) die Rede von der Auswahl der Stücke iſt „in Anſicht der Sittenlehre und der Auspolirung des Verſtandes". Indeß, iſt ihm auch die Schaubühne noch ſehr ſtark eine „moraliſche Anſtalt", ſo wird doch wiederholt die Nothwendigkeit betont, daß der Dichter wenigſtens nicht ſcheinen dürfe zu lehren (III. 158).

Werfen wir nun die bestimmte Frage auf, welche Aufgabe Schlegel speciell dem Lustspiele zuschreibt. In dem Vorspiel „Die Langeweile" tritt die Freude auf, sich zur Comödie wendend (II. S. 527):

„Komm Du, Comödie, durchdring' hier jede Brust
Mit Lachen voll Vernunft und sanftem Wohlgefallen!"

Im Verein mit dem Scherz soll sie die Langeweile zum Lachen bringen. Die Comödie bewirkt dies auch für einen Augenblick, indem sie jene in den Spiegel schauen läßt. Dieser Vorgang deutet, wie ich meine, symbolisch an, daß wir im Lustspiel Leben und menschliches Handeln so wiedergespiegelt sehen, daß uns der Anblick dessen ein Lachen abzwingt und zwar, wie es heißt, ein Lachen „voll Vernunft und sanftem Wohlgefallen", das richtige Lachen also, nicht das Verlachen, um mit Lessing zu reden. Dies kann doch nur dann möglich sein, wenn das Lustspiel uns von einer höheren Warte aus, statt durch das ewige Einerlei der bloßen Thorheit zu ermüden, zugleich deren Heilung erblicken läßt.

Schlegel faßt die Comödie als eine Art Chamäleon.

„Erst lustig, dann verliebt, zuletzt im spröden Ton" (II. S. 536)

und „Du stellst Dich wie Du willst, Du zürnst, Du lachst, Du weinst,
Bist trotzig, bist verliebt, ohn' daß Du es so mögest." (II. S. 539.)

Das Lustspiel kann danach alle Register der Empfindung aufziehen, aber es soll Nichts ernsthaft nehmen, soll in übermüthiger Souveränität wie ein neckischer Kobold mit uns spielen dürfen, nur den einen Zweck im Auge, der lächelnden Welt zu gefallen. Da ruft der Scherz der Comödie zu:

„Der Weg, bey aller Welt Bewunderung zu finden,
Ist, Dich allein an mich zu binden." (II. S. 539.)

Das Abstreifen des allzu Ernsthaften wäre in der That für die deutschen Comödiendichter so übel nicht. Noch August Wilhelm Schlegel (Athenäum I. S. 71) muß klagen: Die Gesellschaften der Deutschen sind ernsthaft, ihre Comödien und Satiren sind ernsthaft, ihre Kritik ist ernsthaft, ihre ganze schöne Literatur ist ernsthaft.

Jene rohe Art des Scherzes, wie wir sie etwa in Quistorp's „Bock im Processe" finden (Gottsched, deutsche Schaubühne, Theil 5), wo der Liebhaber, ein Herr Zierlich, sich „die Finger vor Hunger von den Fäusten fressen" möchte und schließlich vor Hunger gar „crepiren" will, meint Schlegel natürlich nicht mehr. Die Comödie soll aristokratischer werden; eindringlich wird sie inquirirt, ob sie etwa auch den „Bauernscherz" liebe (II. S. 537):

„Der, um zu schmeicheln, schimpft, um schön zu reden, flucht;
Die Kunst, beliebt zu seyn, in tollen Streichen sucht,
Und der, damit sich nur ein laut Geschrey erhebet,
Mit Händ' und Füßen sich bestrebet,
Sich stößt, sich balgt, sich auf den Boden streckt,
Kurz, dessen ganzer Witz nach Bier und Branntwein schmeckt."

Neben Knechten und Mägden, wie bei Gottsched, dürfen bei Schlegel auch

hohe Perſonen vorkommen, „deren Handlungen das Lachen erregen“. So tritt in den „Drey Philoſophen“ Dionys, Tyrann von Syrakus, auf, im „Geheimniß-vollen“ wenigſtens ein Graf.

Darſtellungsgebiet des Luſtſpiels ſoll das weite Feld menſchlicher Thorheiten ſein, wenngleich Schlegel ſich im „Demokrit“ (III, S. 193) der malitiöſen Bemerkung nicht enthalten kann: „Oefters würdet ihr (sc. ihr Comödienſchreiber) mit der Thorheit wohl in Frieden leben, wenn ihr nicht den Menſchen bekriegen wolltet, der ſie an ſich hat.“ — Mit dem richtigſten dramatiſchen Inſtinct verlangt Schlegel im Gegenſatz zu der Tragödie, für die ſich Stoffe aus entfernterer Zeit eignen, ſolche aus der Gegenwart. „Wenn man lachen ſoll, ſo lachet man bei weitem nicht ſo gern über Thorheiten, die man niemals geſehen hat, als über ſolche, die man täglich ſieht.“ (III. S. 288.) Die Handlung ſoll abwechſelungsreicher, lebenswahrer als bisher geſtaltet werden; wenigſtens wollen im „Demokrit“ die Comödienſchreiber darüber nachdenken, wie man über die Leute ſpotten könne, „ohne ſie bei dieſer Gelegenheit zu verheurathen“. (III. S. 188.) Welch' ſchneidender Hohn liegt nicht darin, wenn der Franzoſe Regnard (Verfaſſer einer Comödie „Demokrit“) dem Ariſtophanes naiv geſteht: „Die Liebe iſt auch wirklich eine nützliche Sache auf dem Theater. Sie mahnt, daß es dem Poeten ohne großes Nachſinnen niemals an Materie fehlet, ſeine Auftritte auszufüllen.“ Ausführlicher hierüber handelt Schlegel noch in einem „Briefe über die Trauerſpiele der Alten und Neuern“. (III. S. 209.) Wer würde da nicht lebhaft an Leſſing's Ausführungen über den Philoktet des Sophokles erinnert, wenn Schlegel zum Preiſe dieſes Stückes ſagt: „Der Philoktetos hat, ohne im Geringſten die Liebe zu Hülfe zu nehmen, die ſchönſte Verwirrung von der Welt. Alle Zufälle fließen aus dem Charakter der Perſonen.“ Ein wenig weiter äußert er noch, daß zur Charakteriſtik einer Perſon nicht genüge zu erzählen, daß dieſe z. B. liſtig ſei, ſondern wir dieſe Perſon auch dem entſprechend handeln ſehen müſſen (wie den Odyſſeus im „Philoktetos“).

Für das Drama verlangt Schlegel nur eine Handlung und Einheit darin. (III. S. 191 u. 283.) So lobt Demokritos in der Unterwelt den Franzoſen Regnard ſehr ironiſch dafür, daß dieſer in ſeinem Luſtſpiele „Demokritos“ ſo vernünftig geweſen, nur eine ſchlechte Comödie zu machen, da er doch aus ſeinem Stoffe deren drei hätte fertigen können. Die Hauptidee des Stückes ſollte klar und ſein Inhalt ein bedeutender ſein. Gegen die unerträgliche Geſchwätzigkeit in den Luſtſpielen wird mit der Forderung zu Felde gezogen, daß eine wohleingerichtete Handlung in jeder Scene von einiger Erheblichkeit einen Schritt weiter gehen ſolle (III. S. 282). — Hält nun Schlegel an der einen Ariſtoteliſchen Einheit, der der Handlung, theoretiſch unverbrüchlich feſt, ſo geht er in Betreff der Einheiten des Ortes und der Zeit ſeinen eigenen Weg, ohne ſich um die Aufſtellungen der Gottſched'ſchen Schule viel zu kümmern. Die darüber ausgeſprochenen Anſichten erſcheinen zu charakteriſtiſch, als daß ſie nicht möglichſt ausführlich mitgetheilt werden ſollten. Es heißt (III. S. 294): „Die Wahrheit

zu gestehen, beobachten die Engländer, die sich keiner Einheit des Ortes rühmen, dieselbe großentheils viel besser, als die Franzosen, die sich damit viel wissen, daß sie die Regeln des Aristoteles so genau beobachten. Darauf kömmt gerade am allerwenigsten an, daß das Gemälde der Scenen nicht verändert wird." Eine Seite weiter wird der Scenenwechsel für weit besser gehalten, als daß der Dichter seinem Helden die Mühe mache, „dem Zuschauer zu Gefallen an einen Platz zu kommen, wo er nichts zu thun hat". Nicht besser ergeht es der Einheit der Zeit.

Eine andere Bresche in das erdrückende Uebergewicht des französischen Theaters legt Schlegel damit, daß er (III. S. 265) die Engländer nachdrücklichst gegen diejenigen in Schutz nimmt, welche das englische Theater deswegen für schlecht, verwirrt und barbarisch hielten, weil es nicht nach dem Muster des französischen eingerichtet sei, und weil die Poeten in England ihre Stücke nicht nach Recepten machten, wie die Frauenzimmer ihre Puddings. „Eine jede Nation schreibt einem Theater, das ihr gefallen soll, durch ihre verschiedenen Sitten auch verschiedene Regeln vor, und ein Stück, das für die eine Nation gemacht ist, wird selten den anderen ganz gefallen" (III. S. 262). Und zum Schluß der „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters" steht die nicht genug zu bewundernde Aeußerung (III. S. 296): „Die Deutschen haben den Fehler begangen, daß sie ohne Unterschied allerley Comödien aus dem Französischen übersetzt haben, ohne vorher zu überlegen, ob die Charaktere derselben auch auf ihre Sitten sich schickten. Sie haben also aus ihrem Theater nichts anderes als ein französisches in deutscher Sprache gemacht. — — Die deutschen Comödianten haben am meisten hierbey verloren. Denn ungeachtet sie anfangs nicht so vollkommen Stücke gehabt haben würden, als sie aus dem Französischen übersetzen lassen konnten, so würden doch Stücke, in denen sich nur Geist und Munterkeit gewiesen, bey allen ihren Mängeln, weit mehr Aufsehen erregt und mehr Geld eingebracht haben. Die jungen Anfänger, die dergleichen Stücke verfertigt, würden aufgemuntert und bald vollkommener geworden seyn; und hieraus wäre ein allgemeiner Eifer für ein gutes Theater entstanden." — Schlegel's Ansicht geht im Ganzen dahin, daß, wenn die Deutschen überhaupt noch nachahmen wollten, sie sich auch im Lustspiele mehr den Engländern als den Franzosen anschließen müßten, da Sinnesweise und Charakter in weit höherem Grade mit jenen sympathisirte. — Wenden wir uns nunmehr der Betrachtung der äußeren Gewandung zu, welche Schlegel für das gute Lustspiel heischt, so scheint er im Ganzen noch Gottsched's Meinung gewesen zu sein, daß dem vollendeten Lustspiel fünf Acte gebührten. Doch für ganz unverletzlich hat ihm diese Ansicht wohl nicht gegolten, da „Die entführte Dose", „Der gute Rath", „Die stumme Schönheit" Einacter sind und eine seiner letzten Arbeiten „Gothrika" — noch dazu ein Trauerspiel — auf nur drei Acte angelegt ist. Diese Fünf-Acte-Theorie, die man auch in Lustspielen zu befolgen suchte, deren Handlung gar nicht fünf Acte hindurch am Leben blieb, hat der deutschen Lustspieldichtung des 18. Jahrhunderts unglaublich ge-

ſchadet, und vielleicht mehr als alles Andere das geiſtloſe Geſchwätz in ihr befördert.

In der Technik des Luſtſpeils thut Schlegel damit einen entſchiedenen Fortſchritt, daß er in der „Pracht zu Landheim“ (II. S. 7) den Monolog wagt, der ſeitdem auch in ſpäteren Stücken häufiger wiederkehrt. Gottſched's engherzige Regel, die von keinem Monologe etwas wiſſen wollte, iſt damit definitiv beſeitigt. Derſelbe ſagt nämlich a. a. O. S. 598: „Kluge Leute pflegen nicht laut zu reden, wenn ſie allein ſind. Es wäre denn in beſonderen Affecten, und das zwar mit wenig Worten. Daher kommen mir die meiſten einzelnen Scenen ſehr unnatürlich vor, und außer der erſten im Geizhalſe des Molière wüßte ich faſt keine zu nennen, die mir gefallen hätte. Man hüte ſich alſo davor, ſo viel man kann.“

In die Sphäre der Idealität erhebt Schlegel die Comödie, abgeſehen von der Wahl der Behandlung des Stoffes, noch dadurch, daß er für ſie die gebundene Rede verlangt, wenngleich er praktiſch ſeiner eigenen Forderung nur in „Die entführte Doſe“, „Die ſtumme Schönheit“, „Die Langeweile“ und in den zwei ausgeführten Scenen von „Die drey Philoſophen“ nachgekommen iſt. Der Grund für dieſe immerhin auffallende Erſcheinung wird in den „Gedanken zur Aufnahme des däniſchen Theaters“ angegeben (III. S. 291). „Nur ſind in der Comödie die guten Verſe ſehr ſchwer; und es iſt gleichwohl beſſer eine Comödie in guter Proſa, als in ſchlechten Verſen anzuhören; denn ſchlechte Verſe verderben den Nachdruck der Gedanken, anſtatt ihn zu erheben.“ — Den vielen Einwendungen gegenüber, daß durch den Vers der Natürlichkeit in der Comödie Eintrag geſchehe, erinnert er daran, daß die Ordnung und Harmonie der Silben, die eine bewußte Nachahmung verrathe, unſer Vergnügen nur ſteigere, daß (III. S. 187) „die Wahrſcheinlichkeit der Worte in ihrer Uebereinſtimmung mit den Gedanken beſtehe, nicht aber im äußerlichen Verhältniſſe des Klanges der Worte“.

In der Handhabung des Reimes und des Verſes zeigt ſich Schlegel ſeiner Zeit noch kaum überlegen. Unreine Reime wie: Rede: blöde, Ehre: höre, nütze: Hitze, ſchließen: büßen, Freund: gemeint, finden ſich in allen Dichtungen zahlreich. Für weit ſchlimmer aber iſt zu erachten, daß der Rhythmus des Verſes noch ſehr wenig gewahrt wird. Den Betonungsverhältniſſen der einzelnen Wörter (Hoch- und Tiefton), dem Gefühl, daß unbedeutende Binde- oder Flickwörter nicht gut Träger eines Haupttones werden dürfen, kurz und gut, ſo ziemlich Allem, was einen leidlichen Vers ausmacht, hat Schlegel nur ſehr geringe Rechnung getragen. Als Probe nur einige Alexandriner:

„Laß nicht zu, daß Dein Herr ſo eine That begeht.“ (Dido I. 4.)

„Dein Anfang läßt mich ſchon Fleiß, Recht und Güte merken.“

(Prolog des Kanut.)

Schon bei dem Verſe alſo zeigt ſich, daß Schlegel's ſchwächſte Seite die Praxis iſt. Noch mehr werden wir es bei den Luſtſpielen wahrnehmen, wie weit das Können hinter dem Wollen zurückgeblieben. Hieran, daß Schlegel die Re-

sultate seines schöpferischen Denkens nicht positiv genug zu verwerthen wußte, liegt es vor Allem, daß er sich damals so wenig Bahn brach und dann später durch den genialeren Lessing ganz in den Schatten gestellt wurde. Nur praktische Anwendung einer Regel kann einem zweifelsüchtigen Geschlechte deren Güte offenbaren.

Doch immerhin sind Schlegel's Lustspiele sowohl in ihren Mängeln, als auch in ihren kleinen Vorzügen vor den zeitgenössischen Werken für die Geschichte der Lustspieldichtung zu wichtig, als daß wir nicht auch bei ihnen längere Zeit verweilen sollten. Beginnen wir zunächst mit einigen Mängeln. Es heißt so schön (III. S. 264): „Der Franzos belustiget sich an dem Geschwätz eines Kammermädchens und eines Lakaien, welche in manchen seiner Stücke die klügsten Personen sind. Der Engländer läßt sich nur selten zu diesen Kleinigkeiten herunter, und er sieht die Thorheiten der vorgestellten Personen ein, ohne daß er die Glossen der Bedienten dazu nöthig hat." Schlegel läßt sich in seinen Lustspielen nur zu sehr zu diesen „Kleinigkeiten" herunter. Im „Geheimnißvollen" z. B. ist Kathrine außer ihrer Stellung als Zofe bei dem Fräulein v. Schlangendorf noch die Vertraute von deren Vater, begleitet das Fräulein zum Ball, um aufzupassen, ob sich dort Jemand in sie verliebe; im „Triumph der guten Frauen" ist wieder eine Kathrine die Vertraute der jungen Frau und bei den intimsten Auseinandersetzungen zwischen den Eheleuten gegenwärtig. Die Sprache, welche durchaus nüchtern und ohne jeden Anflug von idealem Schwunge ist, erhält sich nur im „Geheimnißvollen" und in der „Stummen Schönheit" von anstößigen, oft recht schlüpfrigen Ausdrücken frei. Im „Geschäftigen Müssiggänger" ruft eine Frau Sylvester ihrem Manne zu (IV. 1): „Eher Du die Leute mit Füßen trittst, eher sollst Du mir alle Gedärme aus dem Leibe treten, bis ich so hohl bin, wie die Laute."

In der „Entführten Dose", dem Erstlingslustspiel, von dem der Herausgeber zum Glück nur einige Proben mitgetheilt hat, gipfelt der ganze Witz des Stückes darin, daß ein Herr Foppendorf des liebenswürdigen Charlottchens Schnupftabaksdose entführt hat, die diese von ihrem Liebhaber Dratmann geschenkt erhalten. Während sich die beiden Herren darüber vor der Thüre der jungen Dame mit unnöthig viel Lärm zu einem Waffengange rüsten, stürzt Charlottchen's ältere Schwester Christine heraus und zerschellt das Kampfobject.

Das fünfactige Prosa-Lustspiel „Der geschäftige Müssiggänger" (von Lessing im 52. St. d. Hamb. Dr. scharf kritisirt) besteht aus einer Vielheit von unbedeutenden Handlungen, die nur dadurch äußerlich verknüpft sind, daß sie alle innerhalb vier Stunden geschehen, was der Verfasser mehrmals in Erinnerung bringt. Der traurige Held des Lustspiels ist ein Advocat Fortunat, der von Allem etwas versteht, nur nicht von seinem Amte, während sein Stiefvater, der Pelzhändler Sylvester, Nichts versteht als den Handel mit Pelzen. In vier Stunden verliert Fortunat durch seine Nachlässigkeit einen wichtigen Proceß, die sichere Aussicht auf ein einträgliches Amt und damit auch die begehrte Braut, die sich schnell gefaßt mit Fortunats glücklichem Nebenbuhler, dem Advocaten

Rennthier, tröſtet. Das Scheitern aller Pläne macht auf den Müßiggänger gar keinen Eindruck. Phlegmatiſch meint er: „Ich will meinen Fuchs mit den ſauren Trauben vollends fertig zeichnen.“

„Die Pracht von Landheim“ iſt gleichfalls noch ein loſes Conglomerat einzelner Scenen, aber vielleicht dadurch ſchon intereſſanter, daß es dem Culturhiſtoriker reichliche Nachrichten über adeliges Landleben des 18. Jahrhunderts bietet. Der Stoff an und für ſich iſt ſehr einfach. Eine Frau v. Landheim, ein weiblicher l'Avare, die bei all ihrem Geiz recht hohe adelige Prätenſionen macht, wenigſtens eine franzöſiſche Zofe haben muß, Guts-Schneider, Schuſter und Strumpfſtricker in eine Livrée ſteckt, die aus den Kleidern des ſeligen Barons gefertigt iſt, wird an ihrem Geburtstage durch die Heimkehr ihres Sohnes, des Junker Berthold, überraſcht, der das verſchwenderiſche Pariſer Leben zum Entſetzen von Mutter und Schweſter nun auf dem Gute einführen will. Der Ausgang des Stückes iſt nicht erhalten. Schlegel hatte Alles auf Wunſch ſeines Vaters vernichtet, der in dem Werk eine Satire auf beſtimmte adelige Nachbarn ſah, doch fand ſich ſpäter ein Brouillon der vier erſten Acte. Die Pointe ſcheint die geweſen zu ſein, daß ſich ſchließlich ein Bedienter mit ſämmtlichen Zurüſtungen zur Feier davon macht und der Gutsherrſchaft das Nachſehen läßt. Vortheilhaft unterſcheidet ſich dieſes Stück von den damaligen Luſtſpielen in Gottſched's Schaubühne durch zwei recht gute Luſtſpielcharaktere. Der Schneider Hans, der auf dem Schloſſe den Jäger vorſtellen muß und, immer ſchlagfertig, die Handlung mit beißenden, derb-humoriſtiſchen Bemerkungen begleitet, wirkt anziehend; ein noch glücklicherer Wurf iſt die Figur Liſette's. Dieſe, ein junges deutſches Mädchen, das nur einige franzöſiſche Brocken aufgeſchnappt hat und damit bei der Franzoſennärrin v. Landheim als Vollblut-Franzöſin gilt, ſoll dort Alles à la mode française einrichten und beſonders der Tochter, einer derben Landdirne, Schliff beibringen. Die Ausführung entbehrt einer gewiſſen Feinheit der Charakterzeichnung nicht. Junker Berthold, der mit dem franzöſiſchen Kammermädchen franzöſiſch parliren will (III. 4), muß natürlich bald den Betrug entdecken, aber das Mädchen iſt munter, hat, obgleich eine Deutſche, recht artige Einfälle, kurz und gut, er will Liſette zu ſeiner «maîtresse» machen (III. 8). Er ſchlägt vor, ſich mit ihr in's Finſtere zu begeben, wenn ſie „etwan jetzt“ zu blöde ſei, mit ihm „franzöſiſch zu ſprechen“. Aber Liſette erwidert: „Verzeihen Sie mir, gnädiger Junker. Ich werde es nicht thun; denn es würde Nichts helfen. Auch im Finſtern würde ich doch noch immer Nichts als Deutſch ſprechen.“ Da haben wir mit wenig Strichen das deutſche Mädchen gezeichnet.

Von den „drey Philoſophen“, dem Uebergangsſtück zu dem „Geheimnißvollen“ und dem „Triumph der guten Frauen“, ſind nur etwas mehr als zwei Scenen und zwar in Alexandrinern ausgeführt. Eine kurze Hinweiſung möge dennoch wegen des bedeutenden Stoffes erlaubt ſein. Plato, Ariſtipp und Diogenes haben ſich am Hofe des Dionys zuſammen gefunden. Plato mit der Abſicht, Dionys durch ſeine Philoſophie zum guten Herrſcher umzubilden — ein

Bestreben, das Diogenes nicht ohne Grund für „unmöglich Zeug“ erklärt. Aus dem Schema ist zu ersehen, daß Plato denn auch scheitert, Diogenes sich wieder nach seinem Fasse begiebt, während der weltmännische Aristipp wahrscheinlich ein angenehmes Leben am königlichen Hofe weiter führen wird.

Eine feinere Charakteristik, verbunden mit größerer Einheit der Handlung, hat Schlegel im „Geheimnißvollen“ durchzuführen gesucht. Dieses Lustspiel, „Der Triumph der guten Frauen“ und die „stumme Schönheit“ sind, von Hans Sachs' Fastnachtsspielen und Andreas Gryphius' Komödien abgesehen, die besten Lustspiele, welche wir bis auf Lessing's „jungen Gelehrten“ besitzen.

Die Fabel des „Geheimnißvollen“ ist kurz die: Ein alter Graf v. Bährenfeld hat in früheren Zeiten mit seinem Freunde v. Schlangendorf das Abkommen getroffen, seinen Sohn mit dessen Tochter Amalia zu vermählen. Dieser, dem eine Convenienz-Ehe unleidlich dünkt, giebt seinem Vater gegenüber vor, nach Paris zu reisen und besucht incognito als Herr v. Abgrund die kleine deutsche Hofstadt, den Wohnsitz der ihm bestimmten Braut. Auf einem Balle, den er als verkleideter Türke besucht, lernt er Amalia kennen und lieben. Sein Streben, nur ja nicht eher erkannt zu werden, als bis er unbekannterweise das Herz der Geliebten gewonnen, verleitet den jungen Grafen zu allzu ängstlicher Vorsicht, wodurch er gerade die Aufmerksamkeit eines Hofherrn Glake auf sich zieht, der in ihm einen politischen Emissär wittert. In allen möglichen Verkleidungen, als Diener, als Perrückenmacher betritt v. Abgrund Schlangendorf's Haus, um mit der Geliebten zu sprechen, von deren Vater er auch ausspionirt zu werden fürchtet. Die schiefe Lage, in die Abgrund durch seine Verkleidungen schließlich geräth, drängt zu einer Katastrophe, als plötzlich der alte Bährenfeld im Hause Schlangendorf's zu einem Besuche erscheint. Der junge Graf ergreift die Flucht, wird aber eingeholt, erkannt, und das Ende heißt Verlobung. Der Haupthandlung parallel geht ähnlich wie in Minna v. Barnhelm die Liebesgeschichte zwischen Johann, Abgrund's Diener, und Kathrine, der Zofe des Fräuleins — natürlich lange nicht so edel gehalten. Lessing (im 52. St. d. Hamb. Dramat.) nennt den „Geheimnißvollen“ „ein gutes, ehrliches Schaf, das den Fuchs spielen will, um von den Wölfen nicht gefressen zu werden“. Etwas zu viel leistet der Held allerdings in der Geheimnißkrämerei; so ist namentlich die Scene II. 8 recht auffallend. Der junge Bährenfeld, der bereits hinreichende Gelegenheit gehabt hat, zu merken, daß er mindestens ein sehr hohes Interesse bei Amalia erregt hat, kann sich selbst auf deren dringendste Bitten nicht entschließen, doch ihr oder wenigstens ihrem Vater den wahren Stand und Namen zu entdecken. Das von Jugend auf eingewurzelte Mißtrauen schwindet auch der Geliebten gegenüber so leicht nicht. Wie? wenn ihre Liebe so klein wäre, daß sie vor dem ersten Hinderniß zurückbebte, wäre sie dann noch das Weib, von dem sein Herz geträumt? — — Ein Hauch reiner, edler Weiblichkeit umfließt Amalia, dem sich ihre Umgebung, besonders Kathrine, nicht zu entziehen vermag. Der alte Bährenfeld, der nur eine kleine Rolle spielt, ist gleichwohl lebenswahr gezeichnet.

Der alte Herr meint allen Ernſtes, es genüge, wenn Amalia ihn ſtatt des abweſenden Sohnes ſähe, um ſie für dieſen Liebe faſſen zu laſſen; vom Vater könnte ſie doch wohl auf den Sohn ſchließen.

Den Höhepunkt der Schlegel'ſchen Luſtſpieldichtung haben wir im „Triumph der guten Frauen" zu erblicken, einem Stücke, das Moſes Mendelsſohn auf Anregung Leſſing's eingehend recenſirt hat. (Geſ. Werke IV. 2. S. 455 ff.) Stofflich hat Schlegel einige Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, da bei uns Ehebruchsgeſchichten noch nicht ganz zu dem «genre amusant» gerechnet zu werden pflegen, ſondern mehr zur tragiſchen Behandlung hindrängen. Deshalb ſtreift denn auch Schlegel's Stück an einigen Stellen hart die Grenze, wo die Miſchgattung des ernſten Schauſpiels beginnt. Durch zwei gut mit einander verknüpfte Handlungen wird die Idee zur Darſtellung gebracht, daß die Frau, dem Anſchein nach zwar dem Mann und ſeiner Willkür gegenüber wehrlos, dennoch einen allmächtigen Zauberſtab beſitzt: treue Liebe. Auf der einen Seite ſteht Juliane, die mit Agenor erſt drei Monate vermählt iſt, auf der anderen Hilaria, die ihren Gatten Nikander ſucht, der ſie nach kurzer Ehe vor nun zehn Jahren verlaſſen hat. Eine Verknüpfung wird dadurch hergeſtellt, daß Hilaria, die ihren Mann als Hausfreund Agenor's und in deſſen junge Frau verliebt findet, dieſen in männlicher Verkleidung unter dem Namen Philinte aus Juliane's Umgebung zu verdrängen ſucht, um ihn dann ſpäter für ſich wiederzugewinnen; aber noch eine zweite, tiefere Verknüpfung umſchlingt beide Handlungen in ſo fern, als es ſich für beide Frauen darum handelt, ihr Lebensſchiff ſicher durch die Untiefen zu ſteuern, und das Scheitern des einen leicht auch den Gefährten in den Strudel hinabziehen könnte. Juliane liebt zwar ihren Mann treu und warm, aber Nikander, der beim geſtörten Ehefrieden leichter ſeine heimtückiſchen Pläne auf Juliane's Herz ausführen zu können meint, erweiſt ſich als Agenor's böſer Dämon. Er weiß geſchickt in dem Freunde Zweifel an der Treue der Frauen überhaupt zu erregen und verleitet ihn, in jeder unſchuldigen Luſtigkeit, jedem harmloſen Vergnügen Juliane's den Beginn erkaltender Liebe für ſich ſelbſt zu ſehen. Die Naturanlage Agenor's unterſtützt Nikander trefflich, denn jener gehört zu den Männern, die ſelber bei einem Zuge zur Flatterhaftigkeit dieſen in noch weit ſtärkerem Grade bei den Frauen vorausſetzen. Während Agenor nun ſeine Frau grauſam quält und ihr manch' heiße Thräne entlockt, verſucht er mit der ihr treuen Kathrine das unterhaltende Spiel einer kleinen Liebelei und das „Probiren" von ein paar Küßchen. Eine dieſer Scenen muß Juliane zufällig anhören. „Nun kann mir Nichts unvermuthet mehr begegnen!" ruft ſie ſchmerzvoll aus. Der angebliche Philinte, mit dem Juliane in einem wahrhaft freundſchaftlichen Verhältniſſe ſteht, ſucht ihr über die Bitterkeit des erſten Schmerzes fortzuhelfen, aber die Wolken ballen ſich immer dichter zuſammen. Nikander hat es dahin zu bringen gewußt, daß Kathrine und Philinte das Haus verlaſſen ſollen. Da plötzlich bricht ein Lichtſtrahl durch das Gewölk. Der lockere Nikander, welcher Schulden wegen eingeſperrt werden ſoll, wird durch Philinte-

Hilaria davor bewahrt und beschließt in seiner Dankbarkeit, dem angeblichen Nebenbuhler bei Julianen das Feld frei zu lassen. Hilaria, die nun ein Ziel erreicht, ihn von Julianen abgezogen hat, legt Frauenkleider an und gewinnt als Philinte's Schwester das Herz ihres Gemahls von Neuem. Dieser ist entzückt von den Ansichten, welche die von ihm noch immer nicht erkannte Hilaria äußert. „Ich glaube, daß keine andere Liebe seyn sollte, und daß wenigstens keine andere glückliche Liebe seyn kann, als die ohne Zwang ist", und „die Liebe kann niemals eine Schuldigkeit seyn. Man kann Nichts lieben, als was man angenehm findet" u. s. w. (V. 1). Das Versprechen „ewiger" Liebe weist sie sanft zurück und begnügt sich damit, daß Nikander die Hoffnung ausspricht, sie „ewig" lieben zu können. Als sie sich nun endlich zu erkennen giebt, geht in dem treulosen Gatten eine tiefe Erschütterung vor; kniend bittet er sein Weib um Verzeihung. Wir dürfen überzeugt sein, Hilaria hat das rechte Mittel gefunden, einen Flattergeist wie Nikander dauernd zu fesseln. Auch Juliane wird nun glücklich. Ihr Mann, von keinem Nikander mehr zu Thorheiten verlockt, überzeugt sich von der Treue der Frauen und ihrer sittlichen Würde. Er hat Kathrinen nachgestellt, sie hat ihn entschieden abgewiesen, er lernt Hilaria kennen, die zehn einsame Jahre dem treulosen Gatten die Treue gewahrt hat, er findet trotz all seines Irrens bei Juliane den unerschöpflichen Born tiefer Frauenliebe. Dieses vermag wohl eine dauernde Sinnesänderung zu erzielen. Auch Kathrinens Schlußworte erwecken in den Zuschauern diese Empfindung. „Nun glaube ich es bald selber. Ihr Herren Ehemänner, ihr möget so wild oder so ausschweifend seyn, als ihr wollt. Eine gute Frau findet schon Mittel, euch wieder zurecht zu bringen." Dieses hat Mendelssohn übersehen, der mehr witzig als wahr meint: „Die geschwindesten Bekehrungen sind nicht allemal die aufrichtigsten. Wenigstens so lange dieses Mädchen im Hause ist, möchte ich nicht für die Aufrichtigkeit stehen." — Frau Juliane ist ein allerliebstes Geschöpf, das mit seiner natürlichen Munterkeit und der noch nicht vergangenen Flitterwochenliebe einen herzerfreuenden Eindruck macht. Wie reizend kleidet sie der kleine Monolog (I, 9): „Soll ich ihm nachgehen? Aber das läßt so demüthig. Ich bin erst verheurathet und soll schon gute Worte geben. — Es hilft Nichts. Wahrhaftig, ich werde ihm doch nachgehen müssen." Oder wenn sie dem Gatten bei einer anderen Gelegenheit gesteht (II, 9): „Ein vergnügter Umgang mit Ihnen ist vermögend, auch das Vergnügen der ganzen Welt vergessen zu machen."

„Der gute Rath" ist eine rasch entworfene, unbedeutende Schnitzarbeit. Ein Kaufmann Raadfast erzürnt sich mit seinem zukünftigen Schwager Voxhoved, der in einer Geldangelegenheit seinem eigenen Kopfe folgen will, und sucht seine Schwester zu bereden, das Verlöbniß aufzulösen. Um des lieben Friedens willen giebt Voxhoved nach und verliert sein Geld — voilà tout. Der eingebildete Raadfast bemerkt dazu nur selbstgefällig: „Es ist ja kein Mensch, der nicht zuweilen falsch riethe."

Das letzte Lustspiel, dessen Betrachtung nunmehr erübrigt, ist der Einacter

„Die ſtumme Schönheit", in gereimten Alexandrinern geſchrieben (auf je zwei weiblicher folgen zwei männlicher Endung). Dies Stück, welches ein wenig in das Genre der Poſſe ſtreift, kann darin als eine für jene Zeit ganz beachtenswerthe Leiſtung aufgefaßt werden, ja, dürfte vielleicht nicht allzu ſehr hinter den kleinen Poſſen Körner's zurückſtehen. Die vorkommenden Situationen bieten reiche Komik, und einzelne derſelben zeugen von einer Keckheit der Erfindung, die wir bei dem im Allgemeinen ſo nüchternen Schlegel ſonſt gar nicht wahrnehmen. — Ein reicher Landmann Richard, der vor ca. 20 Jahren ſein Kind Charlotte einer Bürgerswittwe Praatgern zur Aufziehung in der Stadt übergeben hatte, findet ſich endlich dazu veranlaßt, nach dem Mädchen auszuſchauen, da ein Nachbar Jungwitz die reiche Charlotte, falls ſie ihm gefallen ſollte, heirathen will. Voll Stolz präſentirt Frau Praatgern das Prachtexemplar ihrer Erziehung, — aber, o der Enttäuſchung der armen Männer! Charlotte verſteht Nichts — als „ſich zu neigen". „O ja" — „ach nein" — „ich weiß nicht!" lauten die einzigen Antworten, welche der arme Jungwitz auf ſeine geiſtreichſten Geſprächsanfänge von dem Mädchen erhält. Verzweiflungsvoll meldet er dem Vater, aus der Hochzeit könne Nichts werden, was dieſer, der an der geputzten Puppe ebenfalls keine rechte Vaterfreude zu empfinden vermag, auch ſo ziemlich begreift. Um ſo unbegreiflicher iſt's Frau Praatgern, die Jungwitz zu noch einem Unterhaltungsverſuche bewegt. Während nun Frau Praatgern davoneilt, Charlotte auf die entſcheidende Unterredung vorzubereiten, tritt Jungwitz' alter Freund, der Philoſoph Laconius, der höchſt ungern ſpricht, in das Haus; — er hört von dem achten Weltwunder einer ſchweigenden Frau und eilt Frau Praatgern ſchleunigſt nach, um von einem verſteckten Platze aus das Mädchen kennen zu lernen. Die Unterredung beginnt; feine, ſchlagende Bemerkungen überraſchen Jungwitz auf's Höchſte, doch da plötzlich entdeckt er, hinter Charlottchens Stuhl gekauert, einen wunderſchönen Souffleur, der ſein Herz im Sturme gewinnt. Es iſt dies Leonore, von Frau Praatgern für ihre eigene Tochter ausgegeben. Noch ſchwelgt Jungwitz trunken in dem Anblick des ſchönen Mädchens, da tritt Laconius aus ſeinem Verſtecke hervor mit der Eröffnung, dieſe Leonore, nicht Charlotte, wäre des alten Richard Kind. Er hat in ſeinem Verſtecke erlauſcht, wie Frau Praatgern Charlotte anſtachelte, Alles daran zu ſetzen, Jungwitz' Frau zu werden, denn ſie ſei gar nicht des alten Richard Kind, und der dieſem geſpielte Betrug könnte zu leicht an das Tageslicht kommen, da die wirkliche Tochter ein Mal an ſich trüge. Doch für das Vergnügen, welches uns Charlottchen bereitet hat, bleibt ſie nicht ganz unbelohnt; der Philoſoph Laconius heirathet ſie wegen ihrer Schweigſamkeit. Auf ſeine Frage: „Willſt Du mich?" heißt es beim Dichter nur: „Charlotte neiget ſich". Jungwitz charakteriſirt das Paar kurz und treffend: Er ſpricht „Nichts, weil er denkt, und ſie, weil ſie nicht denket". Auf die beſorgte Frage des alten Richard: „Wer aber lehrt hernach die Kinder reden?" fällt Frau Praatgern mit einem ſchnellem „Ich" ein. Vortrefflich ſind die dürftigen Verhältniſſe der dienenden Klaſſe auf dem Lande gezeichnet. Jacob, der Diener

Jungwitz' antwortet auf den Vorschlag Kathrine's, der Dienerin der Frau Praatgern, mit ihr spazieren zu fahren, opferfreudig: „Was ist auch ein Jahr von meinem Lohne?"

Damit sind wir denn an das Ende unserer Aufgabe gelangt. Der Gang der Darstellung wird gezeigt haben, daß auch das poetische Schaffen Schlegel's auf dem Gebiete des Lustspiels manche lebensvolle Keime in sich birgt, deren weiteres Reifen ein allzu früher Tod verhinderte. Das Streben nach künstlerischer Abrundung, feiner Charakteristik, packender, lebensvoller Handlung spricht sich namentlich in den letzten Arbeiten unverkennbar aus. Und denken wir zurück an die verdienstvollen Leistungen auf theoretischem Gebiet, so werden wir Schlegel neben Lessing zu der nicht großen Zahl von wirklich schöpferischen Kritikern zu rechnen haben. Jedenfalls ist er in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, welche fast nur eine Periode des Gährens, des Wollens und Strebens ist, die bedeutsamste Erscheinung. Das Kennenlernen seiner Werke ist besonders für den nicht ohne großen Gewinn und Reiz, der sich des Näheren mit der Entwickelung unseres Lessing beschäftigt; derselbe wird finden, daß so manches Wort, welches er für die ureigenste That Lessing's halten möchte, schon weit früher in ähnlicher Fassung von Johannes Elias Schlegel gesagt ist — wenn es auch damals leider unbeachtet verhallte.

Kinderlieder.

Von **Mia Holm** in Riga.

1.

Wenn ich mit meinem Kinde koſe,
So halt' ich plötzlich an im Scherz
Und denke an die Kinderloſe,
An's bitter leere Frauenherz.

Und ob ſie reich an Geld und Ehren,
An Schönheit, Liebesſeligkeit —
Der ſtolze Glanz muß nur vermehren
Ihr Sehnen, ihre Traurigkeit.

Und ſeh' ich kinderloſe Frauen,
Die eitel, hohl und lieblos ſind —
Sie würden, mein' ich, anders ſchauen
Ach, herzten ſie ein ſüßes Kind!

2.

Hoffnung, liebes Vögelein,
Flogſt mir tief in's Herz hinein,
Sangſt in Tönen, lauten, leiſen,
Dort die allerſchönſten Weiſen.

Folgte böſe, dunk'le Zeit,
Zweifel, Kampf und Traurigkeit;
Deine Flügel hingen nieder
Und verſtummt die holden Lieder.

Blick' ich jetzt mein Kindchen an,
Das ſchon jauchzen, lachen kann
Und die Aermchen um mich ſchlingen —
Hebſt Du wieder an zu ſingen;

Schmetterſt jubelhell und klar,
Seelenvoll und wunderbar — —
Niemals wohl, zu keiner Stunde
Sangſt Du mit ſo ſüßem Munde.

3.

Du biſt fern — es ſchläft der Wind
Und der Abend dunkelt;
Mir im Auge, ſüßes Kind,
Eine Thräne funkelt.

Schlafen gehſt Du ohne mich
Jetzt in dieſer Stunde —
Liebes Kind, ich grüße Dich
Still mit wehem Munde.

Kann Dein Deckchen nicht in Ruh'
Und in Ordnung bringen —
Mein Gebet doch deckt Dich zu,
Zu mit weißen Schwingen.

4.

Der ſchönſte Raum —
Das Kinderzimmer,
Da gleitet Luſt
Wie Sonnenſchimmer.

Die Niſchen hier
Voll Wunder ſtecken
Und Engel ſteh'n
In allen Ecken —

Und Lüfte weh'n,
Die Schmerzen lindern —
Hier bin ich Kind
Mit meinen Kindern.

5.

Kinderreiz und Kinderlächeln
Nimmt mich willenlos gefangen:
Zauber liegt auf ihren Stirnen,
Auf den Lippen und den Wangen.

Wie die Biene aus den Blumen
Süßen Honigſeim gezogen,
Hab' ich ſtill aus Kinderaugen
Luſt um Luſt und Glück geſogen.

Unerſchöpflich quillt und ſprudelt
Ihrer Freude tiefer Bronnen,
In den Herzen glüht's und funkelt
Wie von hunderttauſend Sonnen.

6.

Vor dem Tiſche ſteht der Hans,
Auf dem Tiſch ein Kuchen,
Möchte den der kleine Schelm
Gar zu gern verſuchen.

Iſt ein wahres Wunderwerk,
Duftet ohne Gleichen —
Wie er auch die Aermchen ſtreckt,
Kann ihn nicht erreichen.

Sieht die kleine Schweſter zu,
Hebt den klugen Nacken:
„Sei ſo dumm nicht, dummer Hans!
Stell' Dich auf die Hacken!“

Die Legende von Iwan Ssussanin.

Von **Erwin Bauer** in Reval.

Als am 10. October a. St. 1882 in Riga das neue russische Vereinshaus „Ulei“ (Bienenstock) eingeweiht wurde, eröffnete der seit dem Frühjahr 1882 zur Revision der Gouvernements Livland und Kurland von der russischen Regierung abcommandirte Senator, Geheimrath Manassein, die Reihe der Toaste. In längerer Rede führte er aus, daß unverbrüchliche Treue gegen das Kaiserhaus ein Charakterzug des russischen Volkes sei, und forderte die Versammlung auf, in ein Hoch auf Se. Majestät den Kaiser von Rußland einzustimmen, den Vater des russischen Volkes, dem dieses anhänge, wie leibliche Kinder ihrem Erzeuger — das ganze Leben hindurch — bis in den Tod. Der Redner citirte dabei den Chronisten, der da sage: „Die Massen des russischen Volkes folgten ihrem geliebten Fürsten nach, wie die Bienen der Bienenkönigin,“ — und fügte hinzu: „Dieser vom Chronisten berührte Zug des russischen Volkes läßt sich in unserer ganzen Geschichte nachweisen. Dieselbe unbegrenzte Ergebenheit, von der geleitet die Mannen Swätoslaw's einst ihre Häupter für ihren Fürsten opfern wollten, beseelte sechs Jahrhunderte später den Bauern Ssussanin, in dessen Person zu einer Zeit, da schweres Unwetter über Rußlands Fluren dahinzog, das ganze russische Volk sich als aufopferungsvoller Beschützer des Herrschers verkörperte. Aber das Unwetter ging vorüber, und in hellem Glanze erstrahlte über Rußland die Krone des erwählten und durch Volksliebe erretteten Zaren*)!“

Begeisterter Beifall folgte diesen Worten. Ist doch die Zarentreue nach der Ueberzeugung jedes Russen tief eingewurzelt im russischen Volke, und hat sie sich doch glänzend in der That des Bauern Iwan Ssussanin manifestirt, der sein eigenes Leben hingab, um das bedrohte Leben seines erwählten Fürsten, des Bojaren Michail Feodorowitsch Romanow, zu retten!

Iwan Ssussanin ist eine jener in der Geschichte aller Völker vorkommenden Gestalten, die sich im Laufe der Jahrhunderte zu Nationalhelden entwickelt haben und jedem bekannt, lieb und theuer sind, weil sich in ihnen ein schöner Charakter-

*) Vgl. Nr. 238 der „Rigaschen Zeitung“ vom 14. (26.) October 1882.

zug des Volkes, ein wichtiges historisches Ereigniß, eine dem ganzen Volke zum Ruhme gereichende heroische That idealisirt und verkörpert haben. Jeder Russe, an den die Bildung, sei es auch noch so elementar, herangetreten ist, kennt Iwan Ssussanin. In den gangbarsten Schulbüchern, in Volksschriften, in den Lehrbüchern für Geschichte, in den Werken namhafter Historiker, wie z. B. Ustrjälow's, ist er verherrlicht als Retter des ersten Zaren aus dem Hause Romanow. „Iwan Ssussanin ist" — sagt der bekannte russische Historiker Kostomarow in einer Ssussanin gewidmeten äußerst lesenswerthen Monographie — „in der russischen Geschichte allgemein der Märtyrer des Zarenthums, der Retter der gesegneten Dynastie der Romanow, das Ideal bürgerlichen Heldenthums, zu welchem sich ein Bauer in einem absolutistischen Staate überhaupt nur erheben kann. Er ist eine Persönlichkeit, welche sich die Krone der Unsterblichkeit sowohl in Dichterwerken als auch in vortrefflicher Musikschöpfung erworben hat, — eine Persönlichkeit, die dem russischen Bürgerthum allgemein bekannt ist und dem russischen Herzen theuer sein wird, so lange es nicht aufhören wird mit der von den Vätern ererbten Liebe und Treue für seinen Zaren zu schlagen. Ssussanin ist eine Persönlichkeit, der das Recht zugestanden worden ist, auf dem zur Feier des 1000jährigen Bestehens Rußlands errichteten Denkmale zu prangen, in Reih' und Glied mit den Koryphäen der russischen Geschichte!"

So dachte die russische Gesellschaft über Ssussanin vor 20 Jahren, als Kostomarow die eben citirten Worte niederschrieb, — so denkt sie auch heute noch, wie uns die erwähnte Rede des Senators Manassein zeigt.

Die historische Wissenschaft war bis vor Kurzem derselben Ansicht, wie die Gesellschaft. Ustrjälow sagt in einer Anmerkung auf S. 166 seiner Geschichte Rußlands: „Als die Stimme des gesammten Volkes ihn (sc. Michail Feodorowitsch Romanow) auf den Thron berief, wollte eine Bande Polen ihn ermorden: er wurde aber von dem unvergeßlichen Ssussanin gerettet." Noch 1862 schrieb P. W. Pawlow in der Festschrift: „Das 1000jährige Bestehen Rußlands" Folgendes: „Vergebens versuchten die Polen sich des neuen russischen Herrschers durch Mord zu entledigen. Die Selbstaufopferung des Bauern Iwan Ssussanin rettete ihm das Leben, das Rußland damals so nöthig war. Die Umstände der Befreiung Rußlands von der Fremdherrschaft und die Wahl Michail Feodorowitsch's haben eine tiefe Bedeutung. Wer befreite Rußland? Das russische Volk in der Person des Fleischers von Nishni-Nowgorod (Kosjma Minin). Wer wählte einen Zaren auf den russischen Thron? Gleichfalls das russische Volk in seinen Vertretern auf der Wahlversammlung. Wer endlich rettete das Leben des vom ganzen Lande erwählten Zaren? Wieder dasselbe russische Volk in der Person des Bauern Ssussanin" . . . Und diese Auffassung des Geschichtsschreibers Pawlow ist in allen drei Fragen bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben sowohl im Bewußtsein der gebildeten Gesellschaft, des Volkes, als auch, einige wenige kritische Stimmen ausgenommen, in der Literatur und in der Wissenschaft. Wie es thatsächlich mit der letzte dieser

Fragen, der Perſon, der That und den Verdienſten Iwan Sſuſſanin's beſtellt iſt, ſoll in Nachſtehendem klargelegt werden.

* * *

Ihre meiſte Verbreitung hat die Legende von Iwan Sſuſſanin unſtreitig zunächſt durch die Oper „Das Leben für den Zaren" erhalten. Entſtanden in Anlehnung an die allgemein als thatſächlich geſchehen anerkannte, noch heute herrſchende Verſion über die angebliche That Sſuſſanin's, ſowie über die ſie begleitenden hiſtoriſchen Ereigniſſe, hat der vom Baron Roſen verfaßte Text, belebt durch die meiſterhafte Compoſition M. J. Glinka's, ſeit ſeiner erſten Aufführung am 27. November 1836 den Weg durch das ganze ruſſiſche Reich gemacht und in Petersburg allein bereits vor einigen Jahren die fünfhundertſte Aufführung erlebt. Und wie die Arien aus dieſer Oper ſo weit volksthümlich geworden ſind, daß ſie neben der Volkshymne zu Ehren des Kaiſerlichen Hauſes von der Menge geſungen werden, ſo iſt auch der Text derſelben die Grundlage für die herrſchende Anſicht der Maſſe über Iwan Sſuſſanin geworden. Und dieſer Text erzählt nun Folgendes:

Als im Frühling 1613 die Nachricht von der Wahl Michail Romanow's zum Zaren zu den immer noch in Rußland umherſchweifenden und plündernden Polen gelangte, beſchloſſen ſie, ihn tödten zu laſſen, und ſandten zu dem Behufe eine Schaar aus. Davon unterrichtet, daß Michail ſich nicht bei ſeiner Mutter im Hypatius-Kloſter bei Koſtroma, ſondern auf ſeiner Beſitzung Domnino im Koſtromaſchen Gouvernement aufhalte, drang die polniſche Bande in das zum Gute gehörige Dorf ein, ergriff den Bauern Iwan Sſuſſanin (nach Einigen auf der Straße, nach Anderen und in der Oper in ſeiner Hütte) und verlangte, daß er ihr den Weg zur Behauſung des Zaren zeigen ſolle. Durch das Ausſehen der Frageſteller ſtutzig gemacht und in ihnen feindliche Polen erkennend, war Sſuſſanin ſchnell entſchloſſen, Michail, der einmal ſein Herr und zweitens ſein erwählter Zar war, zu retten, und erklärte den Führern der Polen, er werde ſie zu Michail führen, ſchlug aber den entgegengeſetzten Weg in einen dichten Wald ein. Während er dort die Polen in entſetzlichem Wetter in die Irre und immer tiefer in die unwegſame und abgrundreiche Wildniß führte, eilte — nach Einigen Sſuſſanin's Schwiegerſohn Bogdan Sſobinin, in der Oper aber der von Sſuſſanin erzogene Waiſenknabe Wanjä — zur Behauſung Michail's, um ihn zu warnen und vor dem Anſchlage zu retten. Das gelang, und Michail begab ſich in das feſte Koſtroma in Sicherheit. Inzwiſchen war es Nacht geworden; die erſchöpften und durch die Schwierigkeiten und die Länge des Weges ungeduldig und mißtrauiſch gewordenen Polen fingen an Verdacht zu ſchöpfen und ihren Führer zu ſchelten: „Du betrügſt uns!" riefen ſie*). — „Nicht ich betrüge Euch," antwortete Sſuſſanin, — „Ihr betrügt Euch ſelbſt, Ihr täuſchtet Euch,

*) Nach der für den Operntext grundlegend geweſenen Darſtellung des Hiſtorikers Glinka, eines nahen Verwandten des Opern-Componiſten.

wenn Ihr glaubtet, ich würde Euch den erwählten Zaren ausliefern. Michail Feodorowitsch ist gerettet, Ihr aber seid weit von seinem Gute entfernt. Hier ist mein Kopf; macht mit mir, was Ihr wollt, ich befehle meine Seele Gott!" — Ergrimmt fielen die getäuschten Polen über Ssussanin her, marterten ihn und hauten ihn schließlich in Stücke. Sie selbst aber konnten den Ausweg aus dem Walde nicht finden und gingen im Schneesturm zu Grunde — alle ohne Ausnahme! Die Nachkommen Iwan Ssussanin's von seiner Tochter Antonida und ihrem Manne, dem bereits erwähnten Bogdan Ssobinin, wurden von Michail reich belohnt, von allen Abgaben für alle Zeiten befreit und in den freien Besitz eines Gesindes des Dorfes Domnino gesetzt, von wo aus sie, so lange Michail regierte, häufig gen Moskau fuhren und beim Zaren zu Gast waren. Die späteren Herrscher haben dann den Gnadenbrief Michail's den Nachkommen Ssussanin's von Zeit zu Zeit bestätigt und erneuert.

Auf die von dieser Version abweichenden Varianten komme ich später zurück. Hier sei nur hervorgehoben, daß es vornehmlich 4 Punkte sind, welche in dieser Erzählung für die historische Forschung von wesentlicher Bedeutung sind. Erstens wird behauptet, Michail Feodorowitsch befand sich nicht im festen Hypatius-Kloster bei Kostroma, sondern auf seiner Besitzung Domnino, wo er unfehlbar den Polen in die Hände gefallen wäre, wenn ihn nicht

Zweitens: Iwan Ssussanin mit Aufopferung seines eigenen Lebens gerettet hätte.

Drittens: Michail wurde von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt und rettete sich nach Kostroma.

Viertens: Die Verwandten und Nachkommen Ssussanin's wurden vom dankbaren Zaren von der Leibeigenschaft befreit und in den Besitz des vom Helden Ssussanin verwalteten zarischen Besitzthums gesetzt.

Es ist nicht zu leugnen, daß das erzählte Ereigniß und die That Iwan Ssussanin's von größter Bedeutung für die Geschichte Rußlands wären — wenn sie wirklich geschehen sind. Der Tod Michail Romanow's, dessen Wahl auf den verwaisten, mit blutigen Opfern von den verschiedensten Betrügern gesäuberten Zarenstuhl nach langwierigen Verhandlungen zwischen den damaligen Machthabern resp. Bandenführern und unter sehr schwierigen Verhältnissen zu Stande gekommen war, hätte das entkräftete, verwüstete und am Rande der Verzweiflung nach Ruhe und Frieden schreiende Land in neue, unabsehbare Wirren gestürzt und leicht herbeiführen können, daß Rußland die Beute Polens geworden wäre. Davor das Land bewahrt zu haben, — der Ruhm gebührte, wenn die Erzählung von der Errettung Michail's historisch begründet werden kann, Iwan Ssussanin, dem, wie der Historiker Ustrjälow sagt, „unvergeßlichen" Märtyrer seiner Herrentreue.

* * *

Die Geschichtsforschung unserer Tage hat jedoch dem Nationalhelden Ssussanin die Märtyrerkrone abgerissen und schlagend nachgewiesen, daß er nicht

mehr oder weniger Verdienſte für ſich in Anſpruch nehmen kann, als jeder andere Ruſſe, der zur Zeit des Interregnums ein Opfer der Polen geworden iſt. Dem ruſſiſchen Geſchichtsſchreiber Koſtomarow gebührt das Verdienſt, in der ſchon erwähnten 1863 erſchienenen hiſtoriſchen Unterſuchung „Iwan Sſuſſanin" der erſte geweſen zu ſein, der den Namen ſeines Nimbus entkleidete und nachwies, wie ſich die Legende von der Errettung Michail Romanow's gebildet hat. Was nach Koſtomarow von ſeinen Gegnern zu der Widerlegung ſeiner Arbeit geſchrieben worden iſt, iſt trotz dem großen Eifer und Aufwand von Scharfſinn nicht im Stande, das Reſultat ſeiner Unterſuchung zu erſchüttern.

Gehen wir auf die Quellen, aus denen die Geſchichte der Jahre 1605 bis 1613 (vom Tode des Zaren Boris Godunow bis zur Krönung Michail's zum Zaren) geſchöpft wird, zurück, ſo muß von vornherein conſtatirt werden, daß *nicht eine einzige zeitgenöſſiſche Ueberlieferung, weder die Chroniken, noch die Berichte der Ausländer, noch die einheimiſchen Schriftſteller, auch nur das Geringſte von dieſem ſo hervorragenden Ereigniſſe zu melden wiſſen.* Selbſt der ſo geſchwätzige Petrejus, der die unglaubwürdigſten Geſchichten auftiſcht und ſich nichts Senſationelles hat entgehen laſſen, weiß von der Rettung Michail's durch Iwan Sſuſſanin kein Wort.

Auch aus der folgenden Zeit iſt keine Nachricht von dem Ereigniſſe vorhanden, die auch nur einen Anklang an die heute gebräuchliche Darſtellung der That Sſuſſanin's enthält. Es iſt vielmehr notoriſch, daß bis zu Beginn dieſes Jahrhunderts (sc. des XIX. J.) die That Sſuſſanin's unbekannt war und — ſo viel ich bisher ermitteln konnte — keine Aeußerung vorliegt, aus der geſchloſſen werden dürfte, daß, wenn auch die ſchriftliche Ueberlieferung ſchweigt, Sſuſſanin im Volksmunde als Held und Retter der herrſchenden Dynaſtie von ſeinem Opfertode bis zu Beginn unſeres Jahrhunderts fortgelebt hat*).

Es iſt vielmehr wichtig, feſtzuſtellen, daß außer einer officiellen Urkunde, dem bereits erwähnten Gnadenbriefe Michail's an den Schwiegerſohn Sſuſſanin's, und außer den Erneuerungen desſelben durch die ſpäteren Zaren und Kaiſer, bis zum Jahre 1804 kein ſchriftliches oder mündliches Zeugniß exiſtirt, das Sſuſſanin's Heldenthat überhaupt erwähnt oder gar ausführlich behandelt. Die erwähnte Urkunde iſt nun auch, wie in Nachſtehendem ausgeführt werden ſoll, die einzige Quelle für alle Darſtellungen der Begebenheit, die in den erſten 3 Jahrzehnten unſeres XIX. Jahrhunderts entſtanden ſind. Sie iſt abgedruckt im 3. Bande der „Sammlung von Staatsurkunden und Verträgen" S. 214 ff.**), datirt vom 30. November 1619 und hat folgenden Wortlaut:

„Wir von Gottes Gnaden Großherr***), Zar und Großfürſt Michailo Feodorowitſch, Selbſtherrſcher aller Reuſſen, haben in Unſerer Zariſchen Barm-

*) Vgl. auch Koſtomarow in der angezogenen Monographie „Iwan Sſuſſanin".

**) Собр. Гос. Грамотъ и Договоровъ т. II. № 50.

***) Великій Государь.

herzigkeit und auf den Rath und die Bitte Unſerer Mutter, der Hochehrwürdigen Nonne Martha Iwanowna, geruht, den Bauern Unſeres im Koſtromaſchen Kreiſe belegenen Dorfes Domnino, Bogdaſchka Sſobinin, für die Verdienſte um Uns und das vergoſſene Blut und die Leiden ſeines Schwiegervaters Iwan Sſuſſanin zu belohnen: Als Wir nämlich, Michailo Feodorowitſch, Großherr, Zar und Großfürſt des ganzen ruſſiſchen Reiches in dem verfloſſenen Jahre 121*) in Koſtroma waren, damals kamen in den Koſtromaſchen Kreis polniſche und litauiſche Leute, und ergriffen dieſe litauiſchen Leute damals den Schwiegervater des Bogdaſchka, Iwan Sſuſſanin, und marterten ihn mit großen, maßloſen Martern und forſchten ihn aus, wo Wir, Großherr, Zar und Großfürſt des ganzen ruſſiſchen Reiches damals wären; und Iwan, der wohl wußte, wo Wir, der Herrſcher, damals waren, und der von jenen polniſchen und litauiſchen Leuten maßloſe Martern erduldete, ſagte von Uns, dem Herrſcher, jenen polniſchen und litauiſchen Leuten nicht, wo Wir damals waren, und die Polen und Lithauer quälten ihn zu Tode. Und Wir, Michailo Feodorowitſch, Großherr, Zar und Großfürſt des ganzen ruſſiſchen Reiches verleihen ihm, Bogdaſchka, für den Uns erwieſenen Dienſt und das vergoſſene Blut ſeines Schwiegervaters Iwan Sſuſſanin, die Hälfte des im Koſtromaſchen Kreiſe belegenen und zu Unſerem Dorfe Domnino gehörigen Geſindes Derewniſchtſch, in welchem er, Bogdaſchka, jetzt lebt, und befehlen, daß er 1½ Tſcheten**) Landes frei beſitzen ſolle; von dieſem halben Geſinde und von den 1½ Tſcheten Landes befehlen Wir weder von Bogdaſchka, noch von ſeinen Kindern und Enkeln und Urenkeln irgend welche Steuern an Uns, oder Verpflegungen und Vorſpanne, oder jeder Art Auflage von Getreidelieferungen im Allgemeinen und an den Hof, oder Abgaben für den Städten zu leiſtende Arbeiten, für Brückenbau oder für irgend etwas Anderes zu erheben. Wir befehlen im Gegentheil, daß er und ſeine Kinder und Enkel und ſein ganzes Geſchlecht dieſes halbe Geſinde unveräußerlich frei beſitzen ſoll. Sollte aber dieſes Unſer Dorf Domnino in den Beſitz irgend eines Kloſters übergehen, ſo befehlen Wir, daß das halbe Geſinde Derewniſchtſch und die 1½ Tſcheten Landes an das Kloſter mit dem Dorfe nicht übergeben werden ſollen, — ſondern daß vielmehr, gemäß Unſerer Zariſchen gnädigen Verleihung, Bogdaſchka Sſobinin und ſeine Kinder, Enkel und Urenkel, ſowie ſein ganzes Geſchlecht unveräußerlich im Beſitze desſelben auf ewig verbleiben.

Gegeben in Moskau im Jahre 7128***) am 30. Tage des November."

Die Urkunde iſt mit dem zariſchen Siegel verſehen und unterzeichnet von des Zaren Secretär Iwan Bolotnikow.

---

*) D. h. 7121 ſeit Erſchaffung der Welt.

**) 1 Tſchete = 1200 Q.-Faden.

***) sc. von der Erſchaffung der Welt, d. h. 1619 p. Ch. n.

Noch bei Lebzeiten Michail's erhielten die Sſobinins resp. die Wittwe Bogdan Sſobinin's, Antonida, die Tochter Sſuſſanin's, auf wiederholtes Klagen und Bitten mittelſt zariſchen Reſcripts, datirt vom 30. Januar 1633, eine Beſtätigung dieſes Gnadenbriefes*), welche zur Geſchichte Sſuſſanin's nichts Neues enthält — ſie wiederholt den Wortlaut der Urkunde von 1619 — wohl aber in der Belohnung ſeiner Nachkommen eine Aenderung eintreten läßt. Die Zarin-Mutter nämlich, auf deren Verwendung im Jahre 1619 den Sſobinins das Geſinde Derewnitſchtſch und die Befreiung von allen Steuern, Abgaben und Leiſtungen verliehen wurden, ſchenkte nichts deſto weniger in der Folgezeit das zum zariſchen Privatbeſitz gehörige Dorf Domnino dem Nowoſpaßſchen Kloſter, deſſen Archimandrit ungeachtet der diesbezüglichen Beſtimmungen der eben reproducirten Urkunde die Privilegien der Sſobinins nicht ſonderlich reſpectirte, ſondern — wie die Wittwe Antonida Iwanowna dem Zaren klagt — „ihren Beſitz des halben Geſindes Derewniſchtſch mißachtete und alle Einkünfte desſelben für das Kloſter einzog". Um nun das Kloſter nicht zu ſchädigen und andererſeits auch ſeinen Gnadenbrief nicht illuſoriſch zu machen, ſprach Zar Michail erſterem den vollen Beſitz des Geſindes Derewniſchtſch zu und verlieh ſtatt desſelben den Sſobinins — ihnen und allen ihren Nachkommen — das zum Dorfe Kraſſnoje gehörige unbebaute Landſtück Korobowo mit allem Acker und Wieſenlande und vorhandenem Walde.

Im Jahre 1641 erhielten die Sſobinins vom Zaren Michail einen weiteren Freibrief, der — wie Koſtomarow mittheilt — ſich heute noch im Beſitze der Nachkommen Bogdan Sſobinin's befindet und dieſelben vor den Wojewoden, Steuereinnehmern, Gerichtsdienern u. ſ. w. und deren „freundſchaftlichen Beſuchen" ſicherſtellt. Doch auch hier iſt über Iwan Sſuſſanin nichts Anderes mitgetheilt als in der erſten Urkunde von 1619.

Schließlich exiſtiren noch drei zariſche und Kaiſerliche Confirmationen der den Sſobinins verliehenen Vorrechte, welche jedoch nicht mehr und nicht weniger enthalten als die Urkunden von 1619. Sie ſtammen von den Zaren Iwan und Peter aus dem Jahre 1691, von der Kaiſerin Katharina II. aus dem Jahre 1767 (8. December) und endlich vom Kaiſer Nicolai aus dem Jahre 1837.

Alle dieſe erwähnten Urkunden und Confirmationen ſind das Einzige, was ſich an officiellen Kundgebungen über Iwan Sſuſſanin im Laufe von 2 Jahrhunderten vorfindet, — und ihre einzige Quelle iſt die erſte Urkunde (vom J. 1619), mit deren Wortlaut ſie im Großen und Ganzen übereinſtimmen.

Und was überliefert nun dieſe einzige Quelle? Sie ſagt von Iwan Sſuſſanin nur, daß er — ein Bauer im Dorfe Domnino des Koſtromaſchen Gouvernements — im Jahre 1613 von Polen und Litauern ergriffen und gefragt worden wäre, wo der neuerwählte Zar ſich befinde, und daß er, obgleich er wußte, wo der Zar war, den Polen und Litauern jede Auskunft verweigerte,

*) Собр. Гос. Гр. и Дог. т. III. pg. 334.

worauf sie ihn marterten und tödteten. Die genauen Angaben, wo, wann und unter welchen Umständen das geschehen, ob die Polenschaar zur regulären polnischen Armee gehörte oder eine der damals Rußland durchschweifenden Räuberbanden war, wie groß ihre Anzahl war u. s. w., — alle diese wichtigen Detailangaben fehlen vollständig, auch ist mit keinem Worte angedeutet, daß Ssussanin der Meinung gewesen sei, Michail wäre im Dorfe Domnino gewesen. Wohl aber sind zwei sehr wesentliche Punkte durch die Urkunde unzweifelhaft festgestellt: 1) Daß Michail Feodorowitsch sich keineswegs in Domnino, sondern im festen Kostroma befand, und 2) daß Michail selbst davon, daß Iwan Ssussanin ihm das Leben gerettet, keine Ahnung hatte, sondern den Nachkommen desselben erst 6 Jahre später, nachdem sie sich hinter die Zarin-Mutter gesteckt und diese ihr Gesuch persönlich beim Zaren befürwortet hatte, eine Entschädigung für den Verlust ihres angeblich in zarischen Diensten gefallenen Vaters verlieh. Und diese Entschädigung war nicht einmal eine ungewöhnliche. Derartige Verleihungen von Land und Befreiungen von den Staatsabgaben waren in den ersten Jahren nach der entsetzlichen Zeit des Interregnums und der Polenwirthschaft ein ganz gewöhnlicher Act der Regierung, der allerdings Bauern seltener traf als andere Stände. Dafür spricht eine Menge vorhandener Urkunden und zarischer Gnadenbriefe, die sich wenig von dem Bogdan Ssobinin verliehenen unterscheiden und deutlich erkennen lassen, daß jeder, der irgend ein Recht auf ein Almosen von der Regierung aus der schweren Zeit überkommen zu haben glaubte, von diesem Rechte in Bittschriften ausgiebig Gebrauch gemacht hat. Daß von den vielen Bitten auch diejenige Bogdan Ssobinin's gewährt wurde, läßt sich zwanglos dadurch erklären, daß sich erstens die Zarin-Mutter dafür verwandte und zweitens Bogdan Ssobinin und der erschlagene Ssussanin Bauern der Familie des Zaren waren. Daß sich schließlich die Vorrechte der Ssobinins bis auf den heutigen Tag erhalten haben und nicht, wie so viele gleichzeitig ertheilte, im Strom der Zeiten den Besitzern genommen worden sind, spricht weniger für die Größe des Verdienstes Iwan Ssussanin's, als für die Zähigkeit und Energie, mit der seine Nachkommen die einmal errungenen Vorrechte zu schützen und fortzuerben verstanden haben.

* * *

Nach allem vorstehend Gesagten ist es wohl unzweifelhaft constatirt, daß bis zum Beginn des XIX. Jahrh. Niemand daran dachte, den Bauern Iwan Ssussanin für den *Retter* Michail Romanow's, des Begründers der herrschenden Dynastie in Rußland, sowie für *den* Mann zu halten, der durch Aufopferung seines Lebens sein Vaterland davor bewahrte, durch den Verlust des neuerwählten Herrschers auf's Neue unabsehbaren Wirren und schließlichem *Untergange* anheimzufallen. Dieses zu entdecken, blieb dem Geographen Schtschekatow vorbehalten, der in seinem 1804 erschienenen „Geographischen Lexikon" im 3. Bande, Seite 748, Folgendes erzählt:

„Als die Wahl zum Herrſcher von Rußland auf den Bojaren Michail Feodorowitſch Romanow gefallen war, beſchloſſen die aus allen Gegenden des ruſſiſchen Reiches verjagten Polen, nachdem ſie erfahren, daß der erwählte Herrſcher ſich nicht in Koſtroma, ſondern auf ſeinem Erbgute im Koſtromaſchen Kreiſe befand, dieſen für ſie allergünſtigſten Umſtand zu benutzen und Michail zu verderben. In nicht geringer Anzahl eilten ſie geradeswegs zum Dorfe, ohne im Geringſten daran zu zweifeln, daß ſie daſelbſt den jungen Bojaren finden würden. Am Orte angelangt, begegnet ihnen der Bauer des dem zariſchen Hofe zugehörigen Dorfes Domnino, Iwan Sſuſſanin; ſie ergreifen ihn und forſchen nach dem Orte, wo ſich die geſuchte Perſönlichkeit befinde. Der Bauer, welcher aus den Zügen der Polen ihre böſe Abſicht lieſt, erklärt, er wiſſe es nicht, — aber die Polen, vorher davon unterrichtet, daß der erwählte Herrſcher ſich thatſächlich auf jener Beſitzung befinde, ſind nicht willens, den Bauern lebend aus ihren Händen zu laſſen, wenn er nicht den wahren Ort zeigen werde. Die Böſewichter quälen ihn und fügen ihm unerträgliche Wunden zu: aber alles dieſes war nicht im Stande, den treuen Bauern zu veranlaſſen, ſein ſo wichtiges Geheimniß zu verrathen. Er weiſt ſie vielmehr, um ſie von weiteren Nachforſchungen abzuhalten, nach verſchiedenen unrichtigen Orten hin. Endlich, nachdem er viele Martern durch dieſe Böſewichter erduldet, verliert unſer Märtyrer ſein Leben, wodurch er jedoch das Leben ſeines Herrſchers rettet." . . . „Der Zar Michail" — fährt Schtſchekatow fort — „ſchenkte nach ſeiner Thronbeſteigung der Nachkommenſchaft Sſuſſanin's zur Belohnung für die ihm durch dieſen Bauern bewieſene Treue Freiheit, Land u. ſ. w. u. ſ. w." — und ſchließt mit der Aufzählung der Sſobinin verliehenen Privilegien, wie ſie in der Urkunde verzeichnet ſind.

Woher hat nun Schtſchekatow die Einzelheiten ſeiner dramatiſchen Erzählung? Es exiſtirten bis zu Beginn des XIX. Jahrhunderts, und 1804 eben ſo wenig wie heute, wie ich wiederhole, *keine* anderen Quellen als die Urkunde Michail's vom Jahre 1619 und die Confirmationen derſelben durch Zar Michail und ſeine Nachfolger, mithin konnte Schtſchekatow *nur* dieſe Quelle benutzt haben. Und das iſt auch geſchehen. Vergleicht man die ganze Anlage und äußere Anordnung der vorſtehenden Erzählung Schtſchekatow's mit der oben in extenso wiedergegebenen Urkunde von 1619, ſo ergiebt ſich eine unleugbare Uebereinſtimmung zwiſchen beiden; um aber jeden Zweifel auszuſchließen, citirt Schtſchekatow ſelbſt die Urkunde als ſeine Quelle, indem er zum Schluß ſeiner Erzählung erklärt, daß die Kaiſerin Katharina II. Hochſeligen Andenkens die Privilegien der Sſobinins zu confirmiren geruhte „mit Ihrer Höchſteigenen Unterſchrift, wodurch ſie die Wahrheit dieſer Erzählung (im ruſſiſchen Texte: сего анекдота) unſtreitig beglaubigt hat". — Die Urkunde Katharina's enthält aber, wie ſchon angeführt, auch nicht ein Wort mehr über Iwan Sſuſſanin, als der Gnadenbrief Michail's vom 30. November 1619, und ein Vergleich beider zeigt zur Genüge, wie unkritiſch Schtſchekatow ſeiner üppigen Phantaſie die Zügel hat ſchießen laſſen.

Und die Erfindungen dieses romantischen Geographen sind nun die Quelle für alle späteren patriotischen Schilderungen der aufopfernden That Sussanin's geworden, in ihnen liegen die Keime aller jener Ausführlichkeiten, die später in Lehrbüchern, in unzähligen Volksschriften und in der Oper „Das Leben für den Zaren" zu üppiger Blüthe emporgewachsen, eine bis in's Detail ausgeführte Geschichte geworden sind, von der die Zeitgenossen trotz der hervorragenden Wichtigkeit des Ereignisses keine Ahnung hatten. Schtschekatow sah vor Allem ein, daß die Weigerung Sussanin's, die Polen dahin zu führen, wo Zar Michail sich befinde, unsinnig war, wenn Michail sich im festen Kostroma befand: in directem Widerspruch mit der Urkunde erzählt er daher, der Zar sei auf seiner Besitzung Domnino gewesen, den Passus der Urkunde: „Als Wir ꝛc. in Kostroma waren" in „als wir im Kostroma'schen Gouvernement waren" verallgemeinernd. Schtschekatow versucht ferner, die Anzahl der Polen anzugeben: er sagt, sie war nicht klein; er schildert weiter das Verhör Sussanin's, spricht von Wunden und Martern, erzählt, daß Sussanin die Bösewichter irregeleitet habe, und spricht endlich zuerst direct aus: Iwan Sussanin habe Michail Feodorowitsch vom sicheren Tode errettet, — ein Ausspruch, der heute so sehr im Munde Aller ist, daß ein Zweifel daran einer Lästerung der sprichwörtlichen russischen Treue, einer unpatriotischen Handlung gleichgeachtet wird.

Es würde zu weit führen, von Schriftsteller zu Schriftsteller zu verfolgen, wie der eine hier, der andere da einen willkürlichen, der patriotischen Phantasie entsprungenen kleinen Zusatz macht und seine Vorgänger corrigirt oder, was sie dunkel gelassen, nach seiner Eingebung aufklärt, — wobei jedoch immer deutlich zu erkennen ist, daß die Anordnung der Erzählung auf Schtschekatow resp. auf seiner Entstellung der ersten Urkunde fußt, ja daß selbst hie und da die gebrauchten Worte und Wendungen wiederholt werden. Der erste, der einen kühnen Schritt vorwärts macht, ist der bereits erwähnte Historiker Glinka; er weiß bereits, daß die Polen in einem „zahlreichen Trupp" vor dem Dorfe Sussanin auf der Straße ergreifen; nach ihm ist Sussanin ein heller Kopf, der wohl einsieht, daß die bloße Ausrede, er wisse nicht, wo sich Michail aufhalte, nichts helfen werde: „Folgt mir," sagt der hochherzige Bauer, „ich werde Euch zum Gute des Zaren führen!" — und bringt die Feinde in entgegengesetzter Richtung in den finsteren Wald. Um es recht schaurig zu machen, erfindet Glinka den Winter mit Eis und Kälte und entsetzlichem Schneegestöber. Die durch den langen Marsch ermüdeten Polen stärken sich durch Wein, Sussanin durch Gebet und das Bewußtsein seiner Treue. Endlich merken Erstere den Betrug: Sussanin bekennt sich stolz zu demselben und fällt unter den Säbelhieben. Die Feinde kommen alle um.

Während der bekannte Geschichtsschreiber und Urkundensammler Bantysch-Kamenski in seinem „Lexikon denkwürdiger Männer in Rußland" die Erzählung Glinka's einfach wiederholt, giebt der Fürst Koslowski in seinem 1840 erschienenen Werke: „Ein Blick auf die Geschichte Kostromas" (pag. 94—96) derselben

durch neue Geſichtspunkte ein anſprechenderes Relief. Wahrſcheinlich durch die bereits 1836 aufgeführte und rapid zu Berühmtheit gelangte Oper „Das Leben für den Zaren", deren oben wiedergegebener Inhalt ſich Glinka's Erzählung anſchließt und als neues Moment die Abſendung des Knaben Wanjä zur Warnung Michail's hinzufügt, darauf aufmerkſam gemacht, daß von der ganzen Geſchichte ja doch nichts auf die Nachwelt hätte kommen können, wenn Sſuſſanin und die Polen ohne irgend einen Zeugen verhandelt und dann alle umgekommen wären, bringt Koslowſki in ſeiner Erzählung die Neuerung an, daß es Sſuſſanin während ſeines Verhörs durch die Polen gelingt, ſeinem Schwiegerſohne Sſobinin einen Wink zu geben, daß er den Zaren warne. Hierauf führt der opfermuthige Landmann die Feinde in den Wald und immer weiter in's Dickicht, wo er dann nach vielen Martern erſchlagen wird. Die Erzählung iſt lebendig, ſpannend und rhetoriſch ausgeſchmückt. Sſobinin warnt unterdeſſen Zar Michail, dem es gelingt, aus Domnino auf Umwegen in das feſte Hypatius-Kloſter bei Koſtroma zu fliehen. Kaum in Sicherheit, denkt der Zar ſofort an die Belohnung ſeines treuen Retters: er läßt — was übrigens auch ſchon Glinka andeutet — die Leiche Sſuſſanin's aufſuchen und mit großen Ehren im Hypatius-Kloſter beſtatten.

Dieſem Schluſſe gegenüber iſt es aber mehr als merkwürdig, daß es beim Erlaß der mehrerwähnten Urkunde im Jahre 1619 der Verwendung der Zarin-Mutter bedurfte. Michail mußte ja doch ſeinen Retter Sſobinin von Angeſicht zu Angeſicht kennen, den Mann, der ihn durch Sturm und Schneegeſtöber in's ſichere Kloſter geleitet! Koslowſki geht aber noch weiter und führt ſogar eine neue Quelle an. In ſeinem oben citirten Buche auf Seite 71 ſagt er in einer Anmerkung: „In einer alten Handſchrift, die ſich im Beſitz des Herausgebers der „Vaterländiſchen Annalen" (damals P. P. Swinjin, † 1839) befindet und die dieſer in Koſtroma von dem Collegien-Aſſeſſor Naſarow erhalten hat, iſt geſagt, daß Sſuſſanin Michail in ſein Geſinde Derewniſchtſch gebracht und dort in einer Grube unter den verkohlten Balken ſeiner drei Tage vorher abgebrannten Riege verborgen hat."

„Es wäre intereſſant" — ſchließt Koſtomarow boshaft ſein intereſſantes Reſumé der Angaben der verſchiedenen Schriftſteller über Iwan Sſuſſanin, — „es wäre intereſſant, dieſe *alte* Handſchrift zu ſehen!"

Dieſes Vergnügen iſt nicht nur Koſtomarow, ſondern auch Allen, die ſich mit der Löſung der Frage von den Verdienſten Sſuſſanin's um das ruſſiſche Reich und ſein Herrſcherhaus beſchäftigt haben, nicht verſagt worden. Im zweiten Hefte des „Ruſſiſchen Archiv" vom Jahre 1871 trat ein gewiſſer Wladimir Dorogobuſchinow als Vertheidiger der hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit der Legende von Iwan Sſuſſanin auf*) und veröffentlichte, mit der Erklärung, daß er ſich

*) Das 1882 erſchienene Buch von W. A. Sſamarjänow und A. W. Gawrilow: „Zum Gedächtniß Iwan Sſuſſanin's, der im Jahre 7121 (1613) ſein Leben für den Zaren, den Retter des Glaubens und des Zarthums, opferte" (Памяти Ивана Сусанина, за Царя, Спасителя Вѣры и Царства животь свой положившаго въ 7121 (1613) году), iſt mir leider nicht

und dem russischen Volke den Glauben an Iwan Ssussanin nicht rauben lassen wolle, die Aufzeichnungen des Protojerei der Erlöserkirche in Domnino, Alexei Domninski. Diese Aufzeichnungen, die Dorogobuschinow „Volksüberlieferungen" nennt, enthalten Alles, was der Priester Alexei von seinem Vater erfahren hat, der wiederum die überlieferten Daten von seinen Vorfahren hat, die ihrerseits Alles von zweien ungefähr um das Jahr 1700 in Domnino gelebt haben sollenden Popen, den Brüdern Matwei und Wassili Stepanow, gehört haben. Bemerkenswerth ist, daß der Protojerei Alexei „nicht für überflüssig hält", von vornherein zu erklären, die Bauern des Dorfes Domnino selbst wüßten nichts von der Geschichte Ssussanin's und hätten Alles von den Geistlichen erfahren. Der Inhalt der Aufzeichnungen zerfällt in 16 Punkte, die sich vornehmlich mit den Leiden Iwan Ssussanin's und der Art der Errettung Michail's beschäftigen. Unter anderem Unsinn erzählt der Protojerei, daß die Polen mit großen Hunden kamen, „die nach Geruch eine menschliche Spur ausfindig machen können", — daß Michail nach den Einen von Ssussanin in seinem Hofe unter einer Krippe mit Kuhfutter verborgen, nach Anderen aber in einer Grube in seiner Riege, die er, Ssussanin, das Unheil ahnend, zwei Tage vor Ankunft der Polen absichtlich angezündet habe (sic!), versteckt und mit den verkohlten Balken bedeckt worden sei, — daß die Polen aus dem Rücken Ssussanin's Hautstreifen geschnitten hätten, — daß Michail die einzelnen wieder aufgefundenen Körpertheile Ssussanin's mit eigenen Händen in's Grab gelegt habe u. s. w. u. s. w. Die Tochter Ssussanin's heißt in diesen „Volksüberlieferungen" fälschlich Stepanida, statt Antonida, wie die Urkunden sie nennen; von ihr wird erzählt, sie sei häufig nach Moskau zum Zaren zu Besuch gefahren u. s. w.

Es liegt so sehr auf der Hand, welcher Werth diesen Ausgeburten einer kindischen Popenphantasie beizulegen ist, daß es der Mühe nicht bedurfte, die sich Kostomarow gegeben, im Juni-Hefte des „Europäischen Boten" vom Jahre 1871 Punkt für Punkt das Lügenhafte und Unglaubwürdige der Aufzeichnungen des Protojerei Alexei nachzuweisen. Diese haben das einmal gewonnene Resultat der historischen Forschung in nichts erschüttern können und haben nur Interesse, weil sie die Gestalt bilden, welche die Legende in unseren Tagen im Munde der ungebildeten Leute, die von Ssussanin reden gehört oder gelesen haben, angenommen hat. Sie beweisen keineswegs, daß die Legende im Volke als alte Ueberlieferung existire, sondern bekräftigen, wie die einleitenden Worte des Protojerei ausdrücklich beurkunden, lediglich die gegentheilige Annahme.

* * *

---

zugänglich gewesen, doch ist aus einem im „Regierungs-Anzeiger" seinerzeit veröffentlichten ausführlichen Referate zu ersehen, daß die Verfasser ihr Bestreben, der Legende von Iwan Ssussanin den Werth einer historischen Thatsache zu verleihen, durch kein wesentlich neues Moment zu stützen vermögen.

Die jetzt lebenden bedeutenden ruſſiſchen Hiſtoriker ſchweigen entweder über Sſuſſanin oder beſchränken ſich auf die kurze Bemerkung: Der Bauer Iwan Sſuſſanin ſoll im Jahre 1613 Michail Romanow vor den Nachſtellungen der Polen gerettet haben. Der berühmte M. S. Sſolowjew, der den meiſten ſtreitigen Fragen in der ruſſiſchen Geſchichte höchſt unkritiſch aus dem Wege zu gehen pflegt, läßt es auch in dieſer Frage dabei ſein Bewenden haben, daß er höchſt ſchüchtern ausſpricht, es ſei nicht wahrſcheinlich, daß nach der Wahl Michails noch polniſche Truppen in beträchtlicher Anzahl in die Nähe von Koſtroma kommen konnten. Und das iſt richtig. Der angebliche Anſchlag auf das Leben Michails konnte nur in der Zeit von Mitte Februar bis zum 13. März erfolgen, d. h. zwiſchen der definitiv erfolgten Wahl, in deren letzten Stadien erſt die Perſon Michails ernſtlich in Betracht gezogen wurde, und der Ankunft der großen Geſandtſchaft in Koſtroma, die am 13. März erfolgte und den Zweck hatte, Michail, der bis dahin von ſeiner Erwählung nichts wußte, zur Annahme der Krone zu bewegen. Zu dieſer Zeit ſtand aber kein einziges größeres polniſches Armeecorps nördlicher als Sſmolensk, während in Moskau ſelbſt ein polniſcher Heerhaufen im Kreml ſo völlig cernirt war, daß er gar keine Verbindung mit der Außenwelt hatte. Es iſt alſo ſehr unwahrſcheinlich, daß Sſuſſanin überhaupt von Polen getödtet wurde. Viel wahrſcheinlicher iſt die Annahme, daß ſeine Peiniger vagabundirende Ruſſen von Liſſowſki's Schaaren waren, und bin ich geneigt, anzunehmen, daß die in der Urkunde von 1619 erwähnte Urſache des Todes Iwan's dem Kopfe ſeines Schwiegerſohnes Sſobinin entſprungen iſt, dem es darauf ankam, ſeiner Erzählung vom Untergange ſeines Schwiegervaters ein das Herz des Zaren und ſeiner Mutter rührendes Gepräge zu geben. Waren die Mörder Sſuſſanins keine Polen, ſondern ruſſiſche Banditen, — wozu fragten ſie dann nach der Behauſung des neuen Zaren? Wie wußten ſie überhaupt von ſeiner erſt kürzlich vollzogenen Wahl? Und ſei es auch, daß es wirklich Polen waren, ſo unwahrſcheinlich dieſe Annahme auch iſt, — warum ſagte Sſuſſanin nicht, wo der Zar war? Daß Michail nicht in Domnino war, mußte Sſuſſanin wiſſen, und den Weg nach Koſtroma konnte er den Feinden ruhig zeigen: dieſe Stadt war damals ſo befeſtigt, daß ſie einer ganzen Armee erfolgreich widerſtehen konnte. Alle von Sſobinin erzählten Umſtände des Todes ſeines Schwiegervaters ſind höchſt unwahrſcheinlich, und gerade dieſe Unwahrſcheinlichkeit erklärt es, daß die ſpäteren Verunſtalter der Urkunde von 1619 vor Allem die Angabe des Zaren: er ſei in Koſtroma geweſen, fälſchen. Fiel ja doch ihre ganze Heldengeſchichte in nichts zuſammen, wenn Michail in der feſten Stadt in Sicherheit war! Und daß er dort war, und zwar im Hypatiuskloſter, giebt nicht nur die Urkunde von 1619 an, ſondern findet ſeine Beſtätigung in allen zeitgenöſſiſchen Quellen, von denen ich hier nur die officielle Wahlurkunde erwähne.

Wenn nun ſchon die Urkunde von 1619 ſelbſt die Legende in ihrer jetzigen Geſtalt als in den Hauptpunkten völlig entſtellt widerlegt und nachweiſt, daß

Michail in Kostroma war und von seiner Rettung durch Ssussanin nichts wußte, ja überhaupt nicht gerettet werden konnte, da er sich gar nicht in Gefahr befand, so erhält diese Auffassung eine nicht zu unterschätzende Unterstützung dadurch, daß bei Gelegenheit, wo Michail nothgedrungen der Sache Erwähnung hätte thun müssen, nichts über Ssussanins That verlautet.

Vor Allem fällt es auf, daß Michail 6 Jahre verstreichen läßt, bevor er auf Bitten seiner Mutter sich den Nachkommen seines Lebensretters dankbar erweist. Dann ist es mehr als merkwürdig, daß Michail, der den Boten gegenüber, die ihm die Zarenkrone anbieten, alle Mittel der Rede anwendet, seine Jugend vorschützt und seine Mutter veranlaßt, ihre Furcht vor den Gefahren für die Person ihres Sohnes in beredten Worten zu schildern, Alles nur, um die Krone abzulehnen, — daß Michail da nicht einfach die Geschichte des soeben versuchten Attentates auf sein Leben vorbringt! Sie mußte beredter sein, als alle Redensarten. Aber weder in der großen Wahlurkunde noch in der Nikonowschen Chronik, die alle auf die Zeit des Interregnums und die Wahl und Thronbesteigung Michails bezüglichen Umstände und Begebenheiten mit peinlicher Sorgfalt und ermüdender Breite erzählen, ist eine Spur von dem so hochwichtigen Factum enthalten. Eben so wenig geschieht seiner in zwei Urkunden Erwähnung, der einen von Michail, der anderen von der Zarin-Mutter, welche beide Schilderungen der Ereignisse vor und während der Wahl in großer Ausführlichkeit und in der Absicht behandeln, dem Volke die Größe der Gefahr vor Augen zu führen, in die sich Michail bei Uebernahme der Regierung begeben. Und wie sich hier kein Wort über Iwan Ssussanin findet, so auch nicht in allen weiteren Erlassen und Schreiben Michails, wo man die Erwähnung seiner Rettung erwartet und erwarten muß.

Es würde die Grenzen dieses Aufsatzes überschreiten, wollte ich für die letzte Behauptung hier die detaillirten Belege mittheilen; eben so verzichte ich darauf, die Angaben der vielgenannten Urkunde von 1619 in ihrer Gesammtheit zu kritisiren und den Beweis ihrer Unwahrscheinlichkeit zu führen. Es war mir nur darum zu thun, festzustellen, wer eigentlich Iwan Ssussanin ist und was er gethan, um sich den Ehrenplatz auf dem zur Feier des 1000jährigen Bestehens des russischen Reiches errichteten Monumente zu erobern.

Wie wir gesehen, verdient er diesen Platz nicht. Die Begeisterung für Iwan Ssussanin, den Patrioten, die es zur Regel gemacht, daß die Oper, die seine vermeintliche Heldenthat und sein tragisches Geschick verherrlicht, bei jeder patriotischen Kundgebung ihre Weisen ertönen lassen muß, — diese Begeisterung ist unberechtigt, denn sie gilt einem Manne, dem nichts mehr nachzusagen ist, als daß er im Jahre 1613 todtgeschlagen wurde, wie so viele andere Leute in Rußland, die — vielleicht besser als er — nicht in den unverdienten Ruf gekommen sind, einen Zaren vom Untergange errettet zu haben.

Iwan Ssussanin's Geschichte ist eine Legende sehr neuen Datums, nicht im Volke entstanden, sondern der Phantasie einiger Schriftsteller entsprungen; sein

Verdienſt um das Haus Romanow iſt nicht größer als das jedes Unterthanen, der in einer Zeit ſchwerer Heimſuchung den Tod durch Feindeshand fand; ſein Name endlich hat 2 Jahrhunderte nur überdauert, weil er einen Schwiegerſohn fand, der ſchlau und gewiſſenlos genug war, die Großmuth ſeines Fürſten und Herrn zu täuſchen und des Vaters Tod für ſich und ſeine Familie auszunutzen.

Aus der Hauptstadt.

Die Stimmung „gänzlicher Wurschtigkeit“ und das öffentliche Interesse. — Die „Herat“-Frage und der Petersburger. — Die Aera der Epidemien. — Zugvögel der Kunst. — Die „Geigenfee“. — Das Gastspiel der Meininger und das Publicum. — Einige Worte über die Inscenirungskunst der Meininger. — Ludwig Barnay und seine Richtung. — Die ewig junge Marie Geistinger. — Ein Augenblick in den Kunstsälen. — Die Kondratenko-Ausstellung. — Vor dem letzten Bilde Repin's.

St. Petersburg, Mitte März.

Die Stimmung „gänzlicher Wurschtigkeit“, die Bismarck, seinem eigenen Ausspruche zufolge, als er im Jahre 1853 dem Frankfurter Bundestage beiwohnte, in sich vorherrschend werden zu lassen bemühte — unsere Gesellschaft leistet in ihr Großes. Der Mangel öffentlichen Lebens im westeuropäischen Sinne, der bei uns herrscht, wird eben zumeist durch eine Stimmung illustrirt, in der Einem Alles „Wurscht“ ist.

Ja — ein sensationelles Bild, wie das Repin'sche auf der diesjährigen Wanderausstellung, eine pikante Proceß-Verhandlung, eine anmuthige Künstlerin mit schönen Augen, oder ein „interessanter“ Künstler mit zahlreichen Boudoir-Abenteuern, eine neue Champagner-Marke oder ein Theaterscandal: das zieht und wirkt für den Augenblick, aber auch nur in ephemerer Weise. Man spricht davon zwei, drei Tage und dann heißt's wieder: „was giebt's nun?“ . . .

Doch tiefgreifend, nachhaltig, einschlagend wirkt nur das Allerwenigste; es muß schon etwas wahrhaft Großartiges oder Furchtbares sein, das so Etwas zu Wege bringt. Tage, wie die der Kriegserklärung im Frühling 1877 und des Beginns des Befreiungskampfes auf der Balkanhalbinsel, oder solche, wie die ersten Märztage des Jahres 1881, grauenvollen Angedenkens — die bilden natürlich eine Ausnahme. Im Uebrigen aber pflegt unsere Gesellschaft aus ihrem fischblütigen Habitus nicht herauszutreten, trotz aller scheinbaren Beweglichkeit und Eindrucksfähigkeit. . . .

So habe ich sie Ihnen schon oft geschildert; so auch muß ich sie Ihnen heute wieder schildern.

Die städtischen Wahlen zum Beispiel, die am 11. c. begonnen haben, in

so fern, als an diesem Tage die Candidatenliste für die erste Kategorie der Stadtverordneten aufgestellt wurde, oder die besorgnißerregenden Bankerotte und Fallissements einiger für „fest gegründet" geltender „Prima-Firmen" Moskaus — erregen sie denn Aufsehen und Interesse in anderen Kreisen, als in den nächstbetheiligten? Die Besucher derjenigen Tracteurs, die die Arena der Wahlagitation bilden, und die Habitués der Börse, die Wahlcandidaten und die Herren Comptoiristen — sie allein werden durch diese Dinge wirklich aus dem täglichen Schlendrianleben herausgerissen; sie allein auch verschlingen die betreffenden Leitartikel der Tagesblätter und Zeitungsnotizen.

Daß die Presse es der Gesellschaft in Interesse an öffentlichen Fragen weit zuvorthut, das versteht sich von selbst. Aber man darf darum noch nicht glauben, daß sie damit einer großen Nachfrage und einem bedeutend sich kundgebenden Bedürfniß Rechnung trägt. Unsere Presse befindet sich eigentlich noch immer in der Lage des Hausirers, der seine Waare auf den Höfen und Straßen laut ausschreit und sie zudringlich in's Haus trägt. Es wäre gar nicht so unmöglich, daß, wenn heute oder morgen sämmtliche Redacteure striken wollten und vereinbarten, nur noch in „Vermischtes" und allenfalls „Unterhaltungsanzeiger" zu „machen" — das Publicum binnen Monatsfrist sich damit vollkommen abgefunden haben und ganz zufrieden sein und nichts vermissen wird.

Richtige, gewissenhafte Zeitungsleser! Ihre Zahl ist gar gering: noch geringer ist aber die Zahl der politisch gebildeten und selbständig denkenden Leser.

So lange man ihnen nicht ganz direct auf den Leib rückt, ist ihnen zumeist gerade auf dem Gebiete der äußeren Politik und des Getriebes des täglichen Weltlebens in der That Alles — „Wurscht".

Man bespricht wohl den einen oder anderen geistreich geschriebenen Leitartikel und jene oder diese sensationelle und frappirende Correspondenz; man erzählt sich den neuesten Witz Ssuworin's und die jüngste Dummheit Komarow's beim Frühstück oder beim Dessert des Diners, dann aber geht man sofort wieder zur oberflächlichen Tagesordnung und zur Tagesordnung der Oberflächlichkeit über; und über den letzten Hauseinsturz und den letzten Fall von Trichinosis, über das Abschiedsbenefiz eines Tenoristen der Italienischen Oper oder über das Debut einer jungen Ballettänzerin ist alles Andere bald genug vergessen. . .

* * *

Nehmen wir an, bei der Herat-Frage, die in ganz Europa so viel Staub aufgewirbelt, handelte es sich nicht um England und Rußland, sondern um England und — Frankreich, oder Deutschland. Wie hätte es da in der letzten Februar- und in der ersten Märzwoche in Paris und Berlin ausgesehen? Welch' Leben und Bewegung hätte da alle Geister ergriffen!

Und in Petersburg!

Ja, man hätte wohl denken sollen, es stände in dieser Sache dem britischen Löwen wirklich die dritte Republik oder das jüngste Kaiserreich gegenüber! In den Tagesblättern freilich, da ward eifrig mit dem Säbel gerasselt, da wurden

den ruſſiſchen Diplomaten Lectionen ertheilt, da ſpukte der Schatten des Siegers von Geok-Tepe und ritt der Geiſt des „weißen Generals“ einher und wurden ſchon Kriegspläne entworfen und gar Friedensbedingungen dictirt. Man las das auch Alles und im Uebrigen — nun, geſtatten Sie mir hier einen Paſſus aus einem Moskauſchen Blatt zu reproduciren, in dem die Stellungnahme des Petersburgers zu der Sache in Dialogform treffend charakteriſirt wird:

„Bon! Wir nehmen Herat! Was kommt dabei heraus?“

„Wie? Was dabei herauskommt? Sie ſagen ja: Wir nehmen Herat. Nun — dann ſtehen wir mit einem Fuße auf dem Hindukuſch und mit dem anderen auf den Waldai-Bergen!“

„Schön. Aber was gewinnen wir dabei in Wahrheit, was erreichen wir damit? Was iſt der reale Zweck?“

„Wir befeſtigen unſere Macht. Wir flößen Furcht und Angſt ein. Warum ſoll man auch Herat nicht nehmen?“

„Natürlich; nehmen kann man es. Aber wozu die Mühe?“

„Wozu die Mühe! Mein Gott, man kann doch nicht immer beim Heller und Zollmaß ſtehen bleiben! Mit Herat liegt die Sache ſo: entweder jetzt, oder gar nicht. Uebrigens — wiſſen Sie was? Ich will Ihnen eine Freude machen: Hol' der Teufel dieſes Herat. Wir haben ſelbſt Sandſteppen genug. Und was die dortigen Indigenen betrifft, die bunte Schlafröcke und keine Hoſen tragen — na, das zieht bei uns nicht! Auch anders wo, als in Herat, giebt's ſolche Leute. In Wahrheit denke ich ſo: nehmen wir Herat — Hurrah Herat! Nehmen wir es nicht — hol' der Teufel das ganze Herat!“ . . .

Es iſt ja wahr, daß eine kleine Doſis Wahrheit in der letzten draſtiſchen Zuſammenſtellung liegen mag; aber jene Anſchauung wurzelt nicht etwa in einer Reihe vernünftiger Reſultate reiflicher und politiſch reifer Erwägungen, ſondern lediglich in dem Beſtreben, möglichſt raſch zur „Tagesordnung“ überzugehen.

Und da es nun einmal meine Aufgabe iſt, die Chronik unſeres Petersburger Lebens Ihnen aufzuzeichnen, ſo, wie dieſes letztere iſt, und nicht, wie es ſein ſollte, ſo bleibt auch mir nun wohl nichts Anderes übrig, als zur „Tages-Ordnung“ des Reſidenzlers überzugehen. . . .

* * *

Auf dieſer Tagesordnung ſtehen zur Zeit in erſter Linie Epidemien: angefangen bei den Epidemien aller Arten von Katarrhen bis zur Epidemie der Concerte, die — entre nous soit dit — gerade nicht eine von den weniger ſchlimmen iſt. . .

Wenn der Winter uns mit einem letzten Nordoſt-Sturm ſeine Viſitenkarten, mit dem „p. p. c.“ in der Ecke, an's Fenſter geworfen hat — dann bricht jene Zeit der Epidemien heterogenſter Art an.

Es giebt ſchwerlich eine andere an Epidemien ſo reiche Stadt, als Petersburg es iſt. Kaum beginnt die Sonne auf der einen Seite der Straßen Früh-

lingsahnungen wachzurufen, indessen auf der anderen noch des Winters grimmiges Regiment herrscht; kaum haben die Bäcker in ihren Vitrinen zum Entzücken der Kinder die gewundenen Brödchen mit den zwei Korinthen ausgestellt, die sie für „Vögelchen" ausgeben, während der superkluge Tertianer, der schon „Naturgeschichte" treibt, seinem Schwesterchen alle Illusionen raubt, indem er ihr erklärt, „dieser Vogel sehe einem Frosch eklig ähnlich!"; kaum füllen sich die Gallerien des Gostinni-Dwor mit Damen, die zu Hause vorerst ihren Gatten und Vätern die vertrauliche Mittheilung gemacht haben, daß „sie eigentlich gar nichts mehr anzuziehen hätten" und daß Käthchen einen Frühlingshut und Hänschen ein Mäntelchen brauche — so brechen auch die Epidemien schon ein. Die Käthchen und Hänschen, die Olinkas und Wanjuschkas machen den Anfang mit Schnupfen und Husten; die Mamas folgen mit Grippe und Halsschmerzen; die Hausherren machen den Beschluß mit geschwollenen Backen und Ohrensausen. . . Und wenn's nur dabei bleibt: je wärmer die Sonne scheint, je mehr es von den Dächern und in den Gossen rieselt und plätschert, desto mehr Aussicht ist dafür vorhanden, daß auch weit ernstere Krankheiten sich verbreiten, wie Diphtherie und Scharlach, und Pocken und Keuchhusten, und Lungenentzündungen und Typhus. In diesem Jahre aber, da kommt gar noch eine neue Epidemie hinzu: die Epidemie der „Cholera"-Furcht. Und wollte Gott, es bliebe bei dieser Epidemie der Furcht und sie würde nicht wirklich der Vorbote des gefürchteten asiatischen Gastes selbst, den „gewappnet und gerüstet" zu empfangen, man sich hier jetzt ernstlich anschickt, so weit — Verordnungen aller Art als Schild und Conferenzbeschlüsse als Panzer angesehen werden können.

Zu keiner anderen Zeit zahlen wir den „atmosphärischen Minimums" unter dem 60. Breitengrade so sehr Tribut, wie gerade in jenen Monaten, wo, in gesegneteren Ländern, die Menschen mit dem Dichter jubelnd singen:

„Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht.
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!" . . .

Der „frische Duft", der den Straßen Petersburgs in diesen Tagen entsteigt — er hat nichts Poetisches und Begeisterndes an sich, und der „neue Klang" hat mit „Lerchenwirbel" und „Amselschlag" nichts gemein, sondern besteht nur in bellendem oder pfeifendem Husten und schmetterndem oder zischendem Niesen. . . .

* * *

Doch noch andere Epidemien giebt es, von denen nun Jedermann gern aus Erfahrung mitspricht: die Epidemie der Kunstgenüsse und ihrer fremdländischen Zugvögel.

Sie ist auch in diesem Jahre wieder recht intensiv aufgetreten und zumal sind es jetzt, in den Fasten, deutsche Zugvögel, die am Horizonte unseres Kunstlebens auftauchten, so weit dasselbe sich auf den Bühnen abspielt, und die

mit der kleinen Geigenfee Tereſina Tua — die mit ihrem liebreizenden Weſen und ihren bald ſchelmiſch, bald träumeriſch blickenden Augen alle Welt bezauberte und nebenbei auch Muſikfreunde mit ihrem Spiel erfreute, ſo daß ſie ſich in die angenehme Lage verſetzt ſah, allein drei „allerletzte“ Concerte geben zu können, die gleich dem zweiten und „letzten“ folgten — und ſonſtigen muſikaliſchen Größen um den Titel einer «greatest attraction» rangen. . . . .

Die „Meininger“ — „Ludwig Barnay“ — „Frau Geiſtinger“: das waren die Namen, die tauſendfach genannt wurden in den letzten Wochen und ſowohl der Herzoglich Sachſen-Meiningenſchen Intendanz, als der Kaiſerlich Ruſſiſchen Theaterdirection einen guten Batzen einbrachten.

Denn — denken Sie ſich: wir haben überraſchender Weiſe noch immer ſo viel Geld, daß allabendlich ſowohl das Michael-Theater, wo die feſche Wienerin gaſtirte, als auch das Alexandra-Theater, in dem die herzogliche Truppe mit ihrem Ehrenmitgliede Barnay hauſte, ausgezeichnet beſucht war.

Als die Subſcription zum Abonnement auf die Meininger-Vorſtellungen eröffnet wurde, erhob ſich ein lautes Weh- und Ach-Geſchrei. Die Preiſe waren exorbitant! In der That, ſelbſt Sarah Bernhardt — und wir haben in den letzten 15—20 Jahren hier kein ſo ſenſationelles Gaſtſpiel zu verzeichnen gehabt, als das ihre — ſelbſt die reclameſüchtige und extravagante Ex-Künſtlerin des „erſten Theaters der Welt“, wie der Pariſer ſeine «Comédie française» gern bezeichnet, ſelbſt ſie hatte im Tages-Kaſſenpreis für die „billigſten“ Lehnſtühle 3 Rbl. 50 Kop. angeſetzt. Herr Hofrath von Chronegk, der Director der Meiningenſchen Truppe, dachte aber augenſcheinlich: „Ach was — die Petersburger haben noch Geld genug; ich gebe keinen Lehnſtuhl unter 4 Rbl. ab. Wir werden es doch mit der Sarah Bernhardt aufnehmen können! Schrumm!“ — „Das wollen wir mal ſehen!“ — dachten die Petersburger — „ſchrumm, ſchrumm!“ und abonnirten nur mit großer Reſerve. Auf 35 Vorſtellungen war das Gaſtſpiel angelegt; davon ſollten 15 Vorſtellungen auf drei Abonnements (zu je 5 Vorſtellungen) fallen und 20 außer Abonnement ſtattfinden. Die Abonnementspreiſe waren derartig geſtellt, daß bei ausverkauftem Hauſe der Ertrag 4000 Rbl. ausmachen mußte. Die 15 Abonnementsvorſtellungen hätten ſomit eine Summe von 60,000 Rbl. ergeben, was das ganze Unternehmen ſicher ſtellen ſollte. Indeſſen wurden Abonnements nur für 18,000 Rbl. gezeichnet. Aber Herr v. Chronegk bewies, daß er den Petersburger beſſer kennt, als dieſer ſich ſelbſt. Er unterzeichnete trotzdem den Contract mit der K. Theaterdirection, er kam mit „Sack und Pack“ und er — ſiegte mit glänzendem Erfolge. Der Petersburger kam auch und ſah und kam wieder und wieder und konnte ſich nicht ſatt ſehen. Und ſchließlich wurden Billets Tage lang vorher beſtellt und Nachts über fror und zitterte eine hundertköpfige Queue vor der Kaſſe des „Alexandra-Theaters“. . . .

Der Erfolg war wirklich ein glänzender und von vornherein durchſchlagender, und vom 10. Februar bis zum 15. März haben die Meininger 39 Mal geſpielt und, mit nur geringen Ausnahmen, faſt immer vor ausverkauftem Hauſe. Und

Herr von Chronegk erhielt einen Orden und die herzogliche Kasse einen recht beträchtlichen Gewinn und der, der prophezeiht hatte, das Gastspiel der „Meininger" würde gar nicht zu Stande kommen oder im besten Falle ziemlich kläglich verlaufen, hatte — Unrecht. Die Thatsache strafte ihn gründlich Lügen.

* * *

Gar mancher Leser der „Nordischen Rundschau" kennt ja die „Meininger" aus eigener Anschauung und hat sie wohl auf ihren Gastspielreisen in der einen oder anderen Stadt Deutschlands angetroffen; zudem ist ja in den letzten zehn Jahren so viel über die Eigenart dieser Truppe geschrieben worden, daß ich mich füglich mit der Schilderung ihrer Leistungen kurz fassen kann.

Daß dieselben wirklich ganz besonderer Art sind, dafür spricht der colossale Erfolg der Truppe in St. Petersburg, die allabendlich ein durchaus internationales Publicum in großer Zahl im „Alexandra"-Theater zu versammeln vermochte. Der sparsame Deutsche, zumal bei den jetzigen „schlechten Zeiten", greift nicht allzu gern und nicht zu tief in seinen Beutel, wenn es heißt, so horrende Preise zu zahlen, wie die „Meininger" sie heischten. Es war also sehr viel russisches Publicum und zwar in durchaus überwiegender Zahl im Theater, und da dieses mit der herzoglichen Mustertruppe noch sehr wenig bekannt war, so hat auch gerade die russische Presse mit besonderem Interesse und in eingehendster Weise das ganze Gastspiel verfolgt.

Wie mögen da zuweilen unseren Regisseuren so gut, wie den Schauspielern allen Grades und nicht weniger auch der gesammten Theater-Administration die Ohren gegellt haben!

Und in der That: ein solches Ensemble, wie die Meininger es bieten, ist bei uns etwas Unerhörtes und wird es aller Wahrscheinlichkeit nach noch lange bleiben, und desgleichen eine solche Disciplin, wie sie bei ihnen herrscht. Schöne Decorationen haben ja auch wir in manchen Theatern aufzuweisen, und in allen macht sich das Bestreben geltend, für möglichst stilgerechte Ausstattung in Kostümen und Accessoires zu sorgen; wie denn z. B. Schpaschinski's vielgenannte Tragödie „Tscharodeika" gerade diesem Umstande ihre Zugkraft hauptsächlich zu danken hat. Aber ihr Repertoire an und für sich eröffnet den Meiningern doch schon einen ganz anderen Spielraum. Man versuche es doch, jetzt bei uns „Julius Caesar", die „Wallenstein"-Trilogie, „Wilhelm Tell", „Die Braut von Messina", „Maria Stuart", „Die Räuber", „Das Wintermärchen" auch nur in Bezug auf Decorationen, äußere Ausstattung, Beleuchtungseffecte u. s. w. so zu insceniren, wie die fremde Gasttruppe es uns gezeigt. Für Geld und bei gründlichem Studium und selbstloser Liebe zur Sache wird man *das* allerdings in einiger Zeit vielleicht zu Wege bringen. Aber das ist, wie gesagt, nur die *eine* Seite des Könnens der Meininger. Was uns Allen jedoch hier am meisten imponirt hat, das ist die andere Seite: das Ensemble und das Zurücktreten der Einzel-Darsteller. Welcher Liebhaberin dürfte z. B. die Regie es zumuthen: heute die Prinzessin im „Wintermärchen" zu spielen und morgen die stumme

Rolle einer Bäuerin in den Volksscenen des „Wilhelm Tell“? Oder dem Illo von gestern und dem Könige von Sicilien im „Wintermärchen“ von heute, morgen — einen stummen römischen Plebejer auf dem Forum?

Und wer übernimmt's, unsere Comparserie und Statisten in wirklich lebendige Volksgruppen mit menschlichem Fühlen in der Brust, mit heißem Blut in den Adern zu verwandeln?

Die großen Volksscenen im „Julius Caesar“, im „Wilhelm Tell“, das Bild des Lagerlebens in „Wallensteins Lager“ oder des Gastmahls der Terzkis in den „Piccolomini“ — das sind in gewisser Beziehung „Ideale“ der Bühnenkunst überhaupt, nach deren Erreichung jede Theaterleitung noch lange vergeblich streben dürfte.

Bilder, künstlerisch feindurchdachte und componirte Bilder mit trefflichen coloristischen Effecten und von tiefem Farbenverständniß waren alle diese Ensemble-Scenen sowohl, wie die einzelnen; ganz abgesehen davon, daß in Decorationen, Kostümen, Möbeln, Waffen geographische, historische und culturhistorische Treue oft mit peinlicher Aengstlichkeit beobachtet wurde. Gab's doch echte, eisenbeschlagene Thüren mit Eichenbohlen, Fenster mit in Blei gefaßten Rundgläsern und farbenglühenden Glasmalereien; waren doch der Park von Fortheringhaye, der Audienzsaal der Königin Elisabeth, das Forum zu Rom, der Rütli u. s. w. u. s. w. nach der Natur gemalt! Aber das ist noch nicht Alles. Denn diese Bilder leben ja, es herrscht Bewegung in ihnen, bunter Wechsel, rege Veränderlichkeit — und doch bleibt die Einheitlichkeit des Gesammteindrucks immer gewahrt und ist die Gesammtwirkung stets die gleiche.

In dieser Hinsicht gemahnt ihr Spiel an ein Orchester. Von einem unsichtbaren Dirigenten nach einer unsichtbaren Partitur mit einem unsichtbaren Tactstock geleitet, greift Alles zur rechten Zeit, am rechten Platze ein, wechselvoll und harmonisch, wie die Klänge einer Symphonie, fügt sich Ton zu Ton; und getragen von den buntfarbigen und vieltönigen Klangwellen und auf ihnen hinschwebend tritt aus dem Ganzen dann das Solo hervor, den Untergrund hebend und von ihm gehoben, reliefartig, aber doch nicht von dem Ganzen sich loslösend, sondern stets organisch mit ihm verbunden. . . .

Daß man den Meiningern hier und da den Vorwurf gemacht hat, den Dichter bisweilen durch ein „Zuviel“ so zu sagen zu Tode zu insceniren, indem sie in ihren Ausstattungsbestrebungen in ein Extrem verfallen und durch sie die Dichtung selbst ab und zu in den Hintergrund drängen — auch das ist bekannt und ihnen oft genug vorgehalten worden, u. A. auch von Paul Lindau in sehr scharfer Weise. Und daß diese Vorwürfe gerechtfertigt sind — auch davon haben wir uns überzeugen können. Manche Scene in „Maria Stuart“ z. B. bewies es uns; desgleichen auch das große Bankett in den „Piccolomini“, wo die Pracht der Ausstattung und der Realismus in der Darstellung einer Gesellschaft von Offizieren des 30jährigen Krieges in dem letzten Stadium eines Gelages uns so zerstreut machte, daß des Dichters Worte und die dichterische Handlung fast

ungehört und unbemerkt verklangen und sich vollzog. Aber darum bleibt die von den Meiningern eingeschlagene Richtung doch wohl die einzig richtige, und ihr Einfluß macht sich ja auch überall geltend.

Daraus, daß zu Shakespeare's, Molière's, Schiller's Zeiten ihre Dichtungen nicht im Entferntesten in gleicher Weise inscenirt wurden — daraus folgt noch nichts. Warum *sollen* wir Epigonen es nicht wenigstens in der Ausstattung besser machen, wenn wir es *können*?

Und so können wir uns nur freuen, daß uns dieser Genuß geboten wurde, der nicht blos genießen, sondern auch lernen ließ. Möge er Früchte tragen! . .

Außer den bereits angeführten Dramen gehörten zum hiesigen Repertoire der Meininger noch „Was ihr wollt", „Die Ahnfrau", „Der eingebildete Kranke" und Gensichens Einacter „Lydia". . . . Nicht Alles hatte den gleichen Erfolg. Am meisten bewundert und somit auch aufgeführt wurden: „Julius Caesar", die „Wallenstein-Trilogie" und „Wilhelm Tell". Diese capitalen Dramen beanspruchten etwa 25 der 39 Vorstellungen, von denen drei Wohlthätigkeitszwecken dienten; sie fanden statt zum Besten des „Rothen Kreuzes", des „deutschen Wohlthätigkeits-Vereins" und des „Fonds zur Unterstützung hülfsbedürftiger Bühnenmitglieder".

Fast jeden Abend wohnten — nach der Fastenzeit — Glieder des Kaiserlichen Hauses den Aufführungen bei, und Herr Hofrath von Chronegk, der kleine martialische Feldherr dieser auserlesenen Truppe, hat denn auch, wie ich schon erwähnte, nicht blos ein Capital in unserer Hauptstadt eingeheimst, sondern auch einen neuen Ordensschmuck für seinen bureaukratischen Frack errungen: den Annenorden 3. Klasse.

* * *

Daß die „Meininger" für gewöhnlich nicht über große Capacitäten verfügen und die Mitglieder der Truppe kaum je über das Niveau des Convenablen hinausragen, obwohl das eine oder andere in „Episoden", dank eben der fein durchdachten Ausstattung und Inscenirung und Kostümirung ꝛc., oft Erstaunliches leistet — auch das ist bekannt.

Bei ihrem hiesigen Gastspiel aber war das nicht der Fall, denn sie führten dieses Mal in ihren Reihen auch den stolzen Namen eines *Ludwig Barnay*.

„Ich bin ein deutscher Künstler,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt" —

könnte auch Ludwig Barnay von sich singen, wenn er hierzu nicht zu bescheiden wäre. Seine Bescheidenheit documentirte er gerade durch dieses Zusammenspielen mit den Meiningern am allerbesten. Nicht etwa, daß auch er in „Volk" und „Ensemble" zu machen verpflichtet war. Aber welch' anderer wahrhaft großer Schauspieler vertrüg's denn bei einem Gastspiel, nicht der Mittelpunkt des Ganzen, der „Magnet" zu sein? Hier nun mußte er sich mit dem Ruhm und Erfolge

der Meininger, als ſolcher, zum mindeſten theilen, oft gar nachſtehen dem äußeren Wirkungsvermögen dieſer Truppe. Er, der gottbegnadete Darſteller eines „Lear", „Macbeth", „Hamlet", „Othello", mußte hier einen Don Manuel in der „Braut von Meſſina", einen Leiceſter in „Maria Stuart" ſpielen. Und wie ſpielte er ſie! Aber auch als Wallenſtein und als Wilhelm Tell haben wir den genialen Künſtler bewundern können, in Leiſtungen, die Friedrich Schiller's unſterbliche Werke uns erſt recht nahe legten, begreiflich und verſtändlich machten. Insbeſondere gilt das vom Tell. In der Darſtellung dieſer Figur iſt Barnay epochemachend geweſen. In ſeinem Tell iſt keine Spur mehr vom „Theaterhelden" übrig: ſein Tell iſt nur Bauer und Familienvater; er kämpft für Haus und Hof, für Weib und Kinder, und daß auch alle Uebrigen nur das thun in erſter Linie, das wird uns klar bei der Aufführung des „Schiller'ſchen Freiheits-Dramas", wie es ja vielfach genannt wird. Es würde zu weit führen — wollte ich hier die Richtigkeit einer ſolchen Auffaſſung aus der Dichtung ſelbſt nachweiſen. Ich will nur noch hinzufügen, daß ſie bei uns, beim Publicum, wie bei der zünftigen Kritik, eine durchſchlagende Anerkennung fand.

Eben ſo abgerundet, einheitlich, von tiefgehendem hiſtoriſchen Studium, wie auch von liebevollem Anſchmiegen an des Dichters Intentionen zeugend, war der Wallenſtein, den Barnay uns vorführte. Ein Meiſterſtück der Diction war ferner die Rede des Marcus Antonius, den er im „Julius Caeſar" ſpielte. . . Doch ich kann leider nicht bei allen dieſen Leiſtungen länger verweilen, ſo intereſſant es auch wäre. Der geniale Künſtler, der ſich vor 3 Jahren bei einem kurzen Gaſtſpiel unter ſehr ungünſtigen Verhältniſſen hier als Schauſpieler ſowohl, wie als Geſellſchafter die Gunſt des Publicums zu erobern vermochte, der dann jetzt wieder unter abermals — aus den oben angeführten Gründen — ihm nicht ſehr günſtigen Bedingungen die alten Freundſchaftsbande noch feſter zu knüpfen, neue anzuknüpfen wußte, er wird im nächſten Winter ein längeres Gaſtſpiel an unſerem deutſchen Hoftheater abſolviren und dann wird ſich wohl wieder Gelegenheit bieten, ſich mit ihm eingehender zu beſchäftigen, denn er iſt im Kreiſe der deutſchen Kunſtgenoſſen keine ephemere Erſcheinung, ſondern — um dasſelbe Wort noch einmal zu gebrauchen — in der That eine Epoche machende.

Es läßt ſich kaum ein größerer Gegenſatz denken, als der, in dem z. B. Haaſe und Barnay zu einander ſtehen. Haaſe hat das Künſtliche auf ſein Panier geſchrieben und nimmt durch das Detail zumeiſt gefangen; Barnay das — einfach Natürliche; ſeine im kunſtſchönen Sinne durchaus *realiſtiſchen* und bis ins Kleinſte hinein naturwahren Geſtalten packen uns ſtets als Ganzes; wir merken bei ihm nirgends die Arbeit im Einzelnen, ſondern immer nur das ganze Werk iſt's, das uns berückt. In dieſer Beziehung erinnert er vielfach an Maëſtro Salvini, mit dem er übrigens auch, wie jeder große Künſtler, das Göthe'ſche „In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter" und die ſelbſtloſe Beſcheidenheit gemein hat. . . .

Und gerade diese Art Realismus weiß das russische kunstverständige Publicum zu schätzen. Ist derselbe doch auch das Ziel allen Kunststrebens der bedeutenden jüngeren russischen schauspielerischen Talente. Barnay's Gastspiel im Paradiesschen Theater in Moskau, von wo aus er hierher kam, gestaltete sich in Folge dessen zu einer Kette glänzender Triumphe, obschon das Publicum der alten Zarenstadt unmittelbar vorher Wochen hindurch Possart zugejubelt hatte. . . . Daß das hier nicht in eben solchem Maße der Fall war — das erklärt sich einfach daraus, daß Barnay gezwungen war, mit den äußerlichen Erfolgen der Meininger zu concurriren. Aber es fragt sich doch sehr, ob — trotz der gemeinhin recht merkbaren Urtheilslosigkeit unserer Gesellschaft — die „Wallenstein-Trilogie" und „Wilhelm Tell" einen so dauernden Erfolg erzielt hätten, auch ohne Barnay in der Titelrolle. . . .

* * *

Barnay! Es reißt sich's schwer los von diesem Namen, mit dem die Erinnerung an so viele Stunden reinen Kunstgenusses und so viele andere ungezwungensten Verkehrs von Mensch zu Mensch verknüpft sind, aber — da ist ja noch unser eigenes deutsches Hoftheater, dem trotz der „Meininger" in dieser „Fastenzeit" doch kein Schmalhans als Küchenmeister den Gedanken nahe gelegt hat, daß es auch Tage giebt, von denen wir sagen: „sie gefallen uns nicht".

Vielmehr war auch das Michael-Theater die ganze Zeit über recht gut besucht.

„Und das hat mit ihrem Spielen — die Geistinger gethan!"

Es war ein glücklicher Gedanke, die fesche Weanerin, die ewig junge Marie Geistinger zu engagiren. Trotz ihrer 48 Jahre — bei einer Dame, die die Kunst besitzt, uns nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Salon glauben zu machen, daß sie mindestens 15 Jahre jünger sei, bei solch' einer Dame vom Alter sprechen ist kein Verbrechen, geschweige denn ein Verstoß gegen einen der Hauptparagraphen des „Complimentirbuches" — und trotzdem, daß sie schon drei Jahrzehnte auf der Bühne gewirkt hat, vermag sie noch immer das Publicum zu packen in Rollen, die mit solchen der „Anstandsmütter", „Blaustrümpfe" und „sentimentalen alten Jungfern" nichts zu thun haben.

Marie Geistinger, deren Name mit der Theatergeschichte der „einzigen Kaiserstadt" auf's Innigste verwachsen ist — ganz so wie der der Pepi Gallmeyer — und die den Ruhm Wienerischer Bühnenkünstlerinnen über den Ocean nach Amerika hin getragen hat, verfügt auch heute noch über eine solche Fülle von Humor, Frische, sprudelnden Esprits, Beweglichkeit und Grazie, daß sie es in dieser Beziehung selbst dreist mit einer Anna Judic aufnehmen könnte, deren Repertoire sie ja auch beherrscht. Sind doch die Wiener Soubretten und Operetten-Divas überhaupt die einzigen, die einen Vergleich mit den Pariser Künstlerinnen dieses Genres nicht zu scheuen brauchen. Ist der Wiener „Chic" auch ein etwas anderer, als der der Damen des Seine-Babels, so ist er doch immer auch ein

„Chic", was ſich von dem Gebahren nicht ſagen läßt, das z. B. die Berlinerinnen dafür ausgeben.

Aber Frau Geiſtinger, die, nebenbei bemerkt, mütterlicherſeits aus Petersburg ſtammt und, wenn ich nicht irre, obſchon in Oeſterreich geboren, erzogen und geſchult, doch zuerſt in der Newa-Reſidenz und in Riga das Lampenfieber gehabt hat — hat noch über andere Eigenſchaften zu verfügen. Sie verſteht uns nicht blos lachen zu machen, ſie weiß uns auch zu rühren; ſie hat nicht nur „Chic", ſondern auch Gefühl, nicht blos Tournüre und Eleganz, ſondern auch Herz und Gemüth, nicht nur ſilberhelles Lachen und ſchelmiſches Kichern, ſondern auch Töne der Wehmuth und rührende Thränen. Sie iſt nicht blos in der Operette, in der Poſſe, im Singſpiel zu Hauſe, ſondern auch im ſentimentalen Volksſtück und gar im ernſten Schauſpiel.

Alle dieſe Eigenſchaften hat ſie uns offenbart in „Thereſe Krones", in den „Drei Paar Schuhen", in „Donna Juanita", in der „Fledermaus", dem „Bettelſtudenten", der „Schönen Galathea", dem „Verſprechen hinter dem Heerd'", „Narciß" (als Pompadour) u. ſ. w.

Leider wurde ihr Gaſtſpiel jäh unterbrochen. Unſerer rauhen Witterung Unbill Tribut zahlend, erkrankte die geſchätzte Künſtlerin kurz vor ihrer Benefizvorſtellung, in der wir ſie zuerſt als „Mutter vor Gericht" in der bekannten hochdramatiſchen Scene von Eduard Mauthner und dann als Loni in der alten Poſſe die „Näherin" kennen lernen ſollten. Die Vorſtellung wurde von einem Tage zum anderen verſchoben, und nun muß ſie ganz unterbleiben, denn die Theater werden geſchloſſen bis zum Oſterfeſte und nach dieſem rufen andere Engagements ſie von hier fort.

Und das Publicum hätte ihr ſo gern bewieſen, wie ſehr es ſie lieb gewonnen und zu ſchätzen weiß. . . . .

* * *

Die Theater werden geſchloſſen und die „ſtille Woche" bricht an. Ludwig Barnay hat uns ſchon das Dampfroß entführt: binnen wenigen Tagen ſpielt er mit Haaſe zuſammen in Breslau. Im Augenblicke, wo ich ſchreibe, ſchnüren bereits auch die Meininger ihre „Ränzel" — die übrigens einen ſtattlichen Waarenzug von 18 Waggons in Anſpruch nehmen — um nach Moskau zu ziehen und zu den hier erworbenen dort neue Lorbeeren einzuernten. Und unſere einheimiſchen Künſtler: ſie haben einmal acht Tage Ruhe in ihrem ſonſt ſo unruhigen, erholungsarmen Leben.

Auch ich ziehe den Vorhang vor dem Tempel Thalias herunter und fordere Sie auf, nun zum Schluſſe noch einen kurzen Beſuch den Zelten abzuſtatten, wo die bildenden Künſte ihre Heimſtätte haben.

Seitdem ich Ihnen das letzte Mal geſchrieben, haben unſere Kunſtrecenſenten und Kunſtfreunde gar viel zu thun gehabt: nicht nur, daß die großen Jahresausſtellungen der „Geſellſchaft der Wanderausſtellung" und die akademiſche und die Aquarell-Ausſtellung mittlerweile eröffnet worden ſind, die ja immer in die zweite

Hälfte der Fastenzeit fallen — es gab außerdem noch eine andere interessante Ausstellung, die „Lermontow-Ausstellung" des Herrn Kondratenko.

Als ich im vergangenen Jahre Sie in einem besonderen Artikel mit unserem Kunstleben und seinen Vertretern bekannt machte, da ward auch Kondratenko's als eines der bedeutendsten jungen Landschafter Erwähnung gethan.

Sein Ruf datirt noch nicht gar lange her. . . . Vor vier oder gar nur drei Jahren wurde auf der akademischen Ausstellung das große Publicum erst aufmerksam auf das Talent, das sich namentlich in einem „Bachtschissarai" betitelten tiefpoetischen Bilde mit dem ganzen Zauber einer südlichen Mondscheinnacht bekundete. Gerade damals stand Kuindshi im Zenith seines Ruhmes als „Mondscheinmaler" par excellence. Um so ehrenvoller für den jungen Künstler, der zudem kein Nachahmer seines ebenfalls südrussischen Collegen war. Er verrieth durchaus Eigenart und scharf ausgeprägte Selbständigkeit. Insbesondere unterschied er sich von Kuindshi dadurch vortheilhaft, daß ihm der „Effect" nicht Hauptsache und Selbstzweck war, und im Ganzen erschien sein Colorit als ein naturwahreres, als das des Malers der „Ukrainischen Nacht" und der „Birkenstämme im Sonnenschein"; wenigstens brauchte er nicht, wie dieser, zu künstlicher Beleuchtung seine Zuflucht zu nehmen.

Heute ist Kuindshi so gut wie verschwunden von der Bildfläche des Petersburger Kunstlebens; Kondratenko aber konnte es wagen, mit einer eigenen Ausstellung von 21 Bildern vor das Publicum hinzutreten, obschon er, nebenbei bemerkt, seit 1882 manches Bild gemalt hat, das dem „Bachtschissarai" nicht gleich kommt.

Kondratenko zeigt überall eine sehr hübsche und saubere Technik, er ist ein trefflicher Zeichner und er vermag hier und da echte „Stimmung" zu erzeugen. Aber in einer Hinsicht ist er hinter den Hoffnungen zurückgeblieben, die er anfänglich erregte: in coloristischer. Seine Farbengebung kann Einen kaum vollständig befriedigen, geschweige denn hinreißen. Alle Bilder zeigen eine gewisse Herbststimmung und machen den Eindruck der Dämmerung: wir vermissen Sonnenschein und Individualisirung der Landschaft in Luft und Licht und Farbe. Er hat eine Vorliebe für blaue und blaugraue Töne, wodurch er allen seinen Bildern den Stempel des Kalten aufdrückt. Da, wo das Sujet jene dämmernde Herbststimmung erfordert, wird das Bild uns stets ganz fesseln können. Im anderen Falle aber empfinden wir ein gewisses Unbehagen, wie es das Vermissen von irgend Etwas erzeugt. So kommt's denn z. B., daß seine sonst ungemein ansprechende Ansicht von Moskau, von den Sperlingsbergen aus gesehen, genau dieselbe Physiognomie trägt, wie das Panorama von Pjatigorsk und anderen Städten des Kaukasus. . . .

Indessen war der Erfolg der Ausstellung ein großer, denn sie fand statt unter der Aegide eines Namens vom besten Klang. Dem Andenken Lermontow's war sie gewidmet, und ihr Ertrag kam dem Fonds des noch immer seiner Ausführung harrenden Lermontow-Denkmals zu gute. „Die Flagge deckte die Waare." Wenige Wochen vorher hatte es in denselben Räumen des Locals der „Gesellschaft zur Förderung der Künste" Naumow erfahren mit seinem ebenfalls dem

frühzeitigen tragiſchen Ende eines ruſſiſchen Dichters auf dem Duellplatze geweihten Bilde. Wie „Puſchkin's Duell“ viele Beſucher anlockte, ſo that es auch die „Lermontow-Ausſtellung“ Kondratenko's, die uns bekannt machte mit der Geburtsſtätte und den verſchiedenen Wohnorten, den Lieblingsplätzen und dem verhängnißvollen Duellplatze und ſonſtigen mit dem Leben und den Dichtungen des Autors des „Dämon“ und des „Helden unſerer Zeit“ in Zuſammenhang ſtehenden Punkten und Ortſchaften, vornehmlich im Kaukaſus.

Vieles aber war dem Beſucher der Ausſtellung ſchon bekannt: der Kaukaſus wird ja von den ruſſiſchen Landſchaftern fleißig bereiſt und gemalt. Aber in Verbindung mit dem Namen Lermontow's erhielt das Alles einen neuen Reiz. Und unter den 21 Bildern befand ſich manches von unzweifelhaftem Werth, wie der „Elborus“, die „Lermontow-Grotte“, das Haus, wo die unglückſelige Forderung fiel, ein Bild, das mit ſeinem keuſchen und keineswegs prätentiöſen Mondlichteffect an die beſten Arbeiten aus der erſten Zeit Kondratenko's erinnert, und einiges Andere. . . .

Nicht unerwähnt darf auch bleiben, daß der junge Künſtler ſehr mäßige Preiſe angeſetzt hatte; auch dadurch unterſcheidet er ſich von manchem anderen aufſtrebenden Talente, und dieſem Umſtande auch hat er es zu verdanken, daß er viele ſeiner Bilder verkaufen konnte. . . .

* * *

Noch zu derſelben Zeit, wo die Kondratenko-Ausſtellung währte, ward die 13. „Wanderausſtellung“ eröffnet; wie Ihnen bekannt, diejenige unſerer Ausſtellungen, der gemeinhin Publicum und Kritik das größeſte Intereſſe entgegenbringen — nicht zum mindeſten darum, weil die Mitglieder der Genoſſenſchaft, die ſie veranſtaltet, zur „Fronde“ unter den Künſtlern gehört.

Im vorigen Jahre hatte ich Gelegenheit, Ihnen die Geſchichte dieſer Genoſſenſchaft zu erzählen und ſie näher zu beleuchten. Ich müßte Sie nun daher jetzt auf ihre letzte Ausſtellung führen, um die damals aufgeſtellten Behauptungen zu beweiſen. Doch ich behalte mir das noch vor: für heute dürfte es hierfür zu ſpät werden.

Nur von einem Bilde will ich heute noch ſprechen, von dem Bilde, das der „Geſellſchaft der Wanderausſtellungen“ in dieſem Jahre gewaltige Summen eingetragen hat und über das hier geradezu Folianten zuſammengeſchrieben werden. An einigen Tagen war der Zudrang zu demſelben ſo groß, daß man im Treppenhauſe des Juſſupowſchen Palais, wo die „Wanderausſtellung“ nunmehr ſchon das dritte Mal ſtattfindet, Queue bilden mußte.

Selten mag ein Bild gemalt worden ſein, das ſo heterogene Urtheile hervorgerufen hat, wie Repin's Gemälde: „Iwan der Schreckliche und ſein Sohn Iwan Iwanowitſch am 16. November 1581“.

Die Kritiker waren gegenüber dieſer Leinewand — je nachdem —

„Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt.“

Es war der „Clou“ der ganzen Ausstellung. Ohne dasselbe wäre in diesem Jahre — trotz alledem — von der „Wanderausstellung“ nur wenig die Rede gewesen.

Repin ist Ihnen nicht mehr ganz unbekannt. In dem Essay „Von den St. Petersburger Kunstausstellungen“ versuchte ich ihn mit wenigen Strichen zu charakterisiren*). Heute wollen wir vor seinem letzten Bilde etwas länger verweilen.

Damals hieß es: „es ist zu bedauern, daß diesem Maler Fleiß, Geduld und Ausdauer immer mehr abhanden kommen; er sudelt und schmiert mehr, als daß er malt: kein Bild ist vollendet . . .“ Das ist auch hier zum Theil noch etwas der Fall, aber doch weit weniger, als früher. Hier begegnen wir vielmehr endlich einmal dem Bestreben, das überquellende Talent in feste Bahnen zu lenken. . . . .

Ich nannte Ihnen schon den Titel dieses Bildes, dessen beide Gestalten fast Lebensgröße zeigen. Und wer mit der russischen Geschichte gut vertraut ist, der weiß, daß am 16. November 1581 Iwan der Schreckliche im Jähzorn seinen Sohn ermordete. Ueber die Motive zu dieser Blutthat cursiren verschiedene Versionen. Die von Repin gewählte Inscenirung entspricht am meisten der Karamsin'schen Darstellung. Doch das ist Nebensache. Man kann sehr realistisch malen, ohne sich an die historische Wahrheit zu halten. Weder der Zar, noch sein Leibeserbe entsprechen auf dem Repin'schen Bilde der historischen Ueberlieferung, eben so wenig wie die «обстановка». Das Historische bildet hier nur, so zu sagen, die Staffage: es tritt blos im Kostüm zu Tage und im Charakter der übrigens zum Theil recht flüchtig behandelten Accessoires. . . . In erster Linie haben wir es mit der Idee des Sohnesmordes zu thun und mit dem psychologischen Moment des Contrastes, den die Verzweiflung eines Rasenden mit dem Tode des versöhnt sterbenden Märtyrers bildet. . . . .

Es ließe sich viel sagen über diese great attraction der „Wanderausstellung“ in Bezug auf Berechtigung zur Wahl eines solchen Stoffes, seine Kunstwirkung u. s. w. — Doch ist's aus verschiedenen, hier nicht näher zu erörternden Gründen und namentlich deshalb ziemlich mißlich, weil Ihnen das Bild selbst nicht vor Augen steht. Nur so viel noch: es ist ungemein flott, breit und kräftig gemalt und zeigt eine schöne Technik, specifisch neufranzösischen Gepräges, wie Repin sie bisher nur selten erreicht hat, und neben mancher Flüchtigkeit zeigt es viele schöne Einzelheiten, wie wohl stets die packende Darstellung des psychologischen Momentes die Hauptanziehungskraft ausübt. . .

Man hat Repin bisweilen mit Dostojewski verglichen. Wie dieser nicht der größeste Dichter Rußlands ist, so bedeutet Repin auch nicht die „höchste Offenbarung moderner russischer Kunst“ — für die Herr Ssuworin dieses Bild ausgeben will — aber einer der bedeutendsten Künstler Rußlands ist er nun doch

*) cf. „Nordische Rundschau“, Bd. I, Heft 5, pag. 540

wohl und Bedeutendes auch nur dürfen wir fortan von ihm erwarten. Hoffen wir, daß er es in Zukunft erreichen wird und daß er, vielleicht in 5—10 Jahren, im Stande sein würde, denselben Vorwurf zu behandeln, ohne daß Einen vor dem Bilde ein Gruseln ankömmt und daß Damen — wie geschehen sein soll — vor ihm in Ohnmacht zu fallen brauchen.

In einer Privatwohnung ist dieses Bild ganz undenkbar. Und darum ist's erfreulich, daß es der Moskausche Kunstmäcen Tretjakow für seine für die kommende Generation bestimmte Gallerie angekauft hat*). Dorthin soll es auch jetzt schon übergeführt werden, denn, wie es heißt, wird es auf höheren Wunsch die Wanderung der Ausstellung, deren Mittelpunkt es bildete, nicht mitmachen. . . .

* * *

Was sonst noch von dieser Ausstellung zu berichten wäre, sowie die Besprechung der Großen Akademischen Ausstellung und der Aquarell-Ausstellung — das sei der nächsten Plauderei vorbehalten. . . .

J. Norden.

*) Um den Preis von 15,000 Rubel.

Die blaue Quelle.

Ein ehstnisches Märchen.
Nacherzählt von T. R.

Tief, tief verborgen in den dunkelsten Waldungen Ehstlands lag in unvordenklichen Zeiten eine Quelle, deren Wasser wunderbar klar und rein war. Die Umgebung war märchenhaft schön: die höchsten Baumriesen spiegelten ihre mächtigen Wipfel in der hellen Fluth der Quelle; ein Kranz bleicher Seerosen schaukelte sich an ihrem Ufer und schlanke Weiden umrahmten dasselbe und schützten den stillen Ort vor den Blicken Neugieriger.

An diesem reizenden Orte hatte eine Wasserfee ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Wenn der Vollmond stieg, die Seerosen leises Zwiegespräch mit einander pflogen und sanftes Rauschen durch die Bäume ging, daß es klang, als erschallte dumpfer Orgelton, dann stieg das zauberisch schöne Weib aus seinem Wasserpalaste und verträumte die Sommernacht, gebettet in Schilf und Blumen, oder sang eine sanfte süße Melodie, wie kein Menschenohr sie je gehört hatte. Einst, in einer schönen Mondnacht, erblickte die also ruhende Fee Rein, der schmuckste und reichste Bauernsohn der Gegend, und vergaß sein Dorf und seine Sippe über den Wundern, die er an der Quelle erschaute. Seitdem zog es ihn jedes Mal, wenn der Vollmond schien, hin, um die schöne Fee zu sehen, die ihrerseits auch Gefallen an ihm fand, und zudem dadurch, daß sie den schmucken Burschen in ihre Netze verstrickte, triumphirte, denn Rein hatte eine liebreizende Braut, deren herrliches Blondhaar nicht einmal von dem der Nixe übertroffen wurde. Und das hatte schon lange den Neid der Nixe geweckt, sowie auch das Lob, das der jungen Anne überall gespendet wurde, ihren Zorn erregt hatte.

Aber wie alles Unrecht, so brachte auch Rein's Untreue bald seine Strafe mit sich. In den herrlichen Sommernächten, die er in seinem unseligen Liebestaumel an der Quelle verbrachte, stiegen verderbenbringende Nebel aus dem Erdreich und legten sich schwer auf seine Augen! Das sonst so strahlende Licht derselben wurde trüb, er empfand einen heftigen, stechenden Schmerz und hatte nur Linderung, wenn ihn völlige Finsterniß umgab. Seine Braut verging fast vor Kummer und Weh, denn in seinem Leid hatte er ihr Alles erzählt — die Ursache seiner Lieblosigkeit und seiner Krankheit. Aber trotzdem verzieh sie ihm in ihrem einfältigen und frommen Herzen Alles, denn am Ende war er ja auch nicht so schuld, wie es schien: ist doch ein Menschenkind stets rettungslos den unheimlichen Zauberkünsten verfallen, in deren Besitz sich ja jede Fee befindet!

Beinahe verzehrt von Sorgen um den Geliebten und nirgends Hilfe für ſein gefährdetes Augenlicht erſehend, machte ſich Anne auf den Weg an die Quelle, um die unheilbringende Nixe um Rettung anzuflehen; aber die Letztere hatte ſeit dem letzten Vollmond ihren bisherigen Wohnort verlaſſen, und das traurige Bauernkind ſtand vergebens am Ufer und rief ſeine Klagen in die bewegungsloſe Fluth hinab! Nichts antwortete ihm als das Brauſen des Windes und das Flüſtern des Schilfes; da beſchloß Anne in ihrer namenloſen Qual, die Waſſerfee in ihrem im tiefen Grunde ruhenden Palaſt aufzuſuchen; ſie dachte an ihre treue, heiße Liebe, raffte allen ihren Muth zuſammen, und ſprang in die klare Fluth! Ein Fall, ein Rauſchen, und ſtill war es wieder! Nach einiger Zeit ſchwamm ein blaſſes Menſchenkind auf der Oberfläche, langſam trieb es dem Ufer zu; die Seeroſen fingen es in ihren weichen Blumenarmen auf, und ein kleiner Vogel ſang ein ſüßes, trauriges Sterbelied zu Anne's glaubensfreudigem Tod, in den ſie die Liebe getrieben.

Vorübergehende brachten die Leiche nach Hauſe.

Als Rein den Tod der Braut, die nicht die Macht beſeſſen hatte, ihn ſeinem Verderben zu entreißen, und die er ſelbſt ins Grab gebracht hatte, hörte, ſtürzte er, Verzweiflung und nagende Reue im Herzen, zur Quelle! Er weinte heiße Thränen, badete ſein Geſicht in dem kühlen Waſſer und wünſchte, der Tod hätte ſich lieber ſeiner erbarmt, als daß er Anne, die reizende Menſchenblume, mit ſeiner kalten mitleidsloſen Hand gebrochen.

Während er ſo klagte, geſchah etwas Wunderbares: die Nebel wichen von ſeinen Augen, er konnte wieder deutlich ſehen, und der Schmerz war von ihm genommen! Nun ſah er auch, daß die vormals ſo helle Quelle tiefblau geworden war und jetzt in noch erhöhtem Reize vor ihm lag.

Aus dem Walde aber trat die einſtmalige Fee dieſer Quelle und ſprach: „In frevelhaftem Uebermuth habe ich Dich und dann Deine liebliche Braut in's Verderben gelockt! Damit aber der Tod des unſchuldvollen Mädchens, der mein Herz gerührt, kein nutzloſes Opfer ſei, habe ich dieſem Waſſer, das durch heiße reine Liebe geheiligt iſt, die Macht verliehen, fortan alle kranken und ſchmerzenden Augen zu heilen, die in dieſen Fluthen gebadet werden, welche jetzt ſo blau ſind, wie es einſt die Augenſterne der ſchönen Anne waren."

Mit dieſen Worten war die Fee verſchwunden. Und wie ſie geſagt, ſo geſchah es auch: Noch immer flechten ſich bleiche Seeroſen zu einem herrlichen Rahmen um die blaue Fläche; noch immer ſtehen die Bäume wie einſt und miſchen ihr Brauſen in das Wehen des Windes, in den Geſang der Vögel, die in ihren Zweigen niſten, und ſehen, wie die Menſchen zu dieſer blauen Wunderſtätte pilgern, die ihnen, Erlöſung von ihren Leiden verheißend, aus ihrem geheimnißvollen Grunde entgegenwinkt!

Vom Büchertisch.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte Auflage. Band I—IX.

Bei der Ausbreitung und steten Vergrößerung des Gebietes des menschlichen Wissens ist ein orientirendes Nachschlagewerk immer mehr ein Bedürfniß für jeden gebildeten Menschen geworden. Es kann daher nur allseitig mit Freuden begrüßt werden, wenn die zu solchen Zwecken dienenden Compendien, mit der Zeit fortschreitend, in ein neues Gewand gekleidet vor uns treten und gewissenhaft die Lücken auszufüllen suchen, die der Fortschritt der Cultur, des Wissens, der Geschichte 2c. nothwendigerweise in das mühsam ausgeführte Gebäude haben reißen müssen. Zu den ältesten Unternehmen dieser Art gehört das Conversations-Lexikon der berühmten Leipziger Firma F. A. Brockhaus — ein monumentales Werk deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit, das seinen Zweck, Bildung im deutschen Volke zu verbreiten, seit Jahrzehnten in ernster Arbeit unablässig verfolgt hat und in seiner seit 1882 in Lieferungen resp. Einzelbänden erscheinenden 13. Auflage einen bedeutenden Schritt auf dem bisher verfolgten Wege vorwärts gemacht hat. Nach sorgfältiger Durchsicht der uns bis dato zugegangenen 9 Bände, deren letzter mit dem Worte „Kades" abschließt, vermögen wir mit gutem Gewissen diese neue Auflage auf das Wärmste zu empfehlen, da sie in jeder Richtung all' den Anforderungen entspricht, die billiger Weise an ein Conversations-Lexikon gestellt werden können. Noch mehr, nicht nur die Abfassung der einzelnen Artikel ist durchweg lobenswerth, sondern gerade die Redaction des Ganzen zeugt von so großer Umsicht und so vollem Verständniß für die Bedürfnisse, die das Unternehmen befriedigeu soll, daß wir in keiner Richtung hin eine Aenderung resp. eine andere Auffassung und Ausführung zu wünschen uns für berechtigt halten. Meisterhaft ist die Bearbeitung des historischen und biographischen Materials, sachlich und ruhig und frei von jeder politischen und socialen Voreingenommenheit, mit einem Worte genau so, wie es der Charakter eines Nachschlagewerkes für Jedermann bedingt. Viel unnützer Ballast ist, vergleicht man die vorliegende Auflage mit den früheren, gerade in den Artikeln dieser Branche über Bord geworfen und durch das Wichtigste und Nothwendigste, das die Zeit neu hinzugeführt, in bewunderungswürdiger Vollständigkeit ersetzt worden. Die Länder- und Völkerkunde ist entsprechend dem erhöhten Interesse, das die moderne

Gesellschaft den einschlägigen Fragen entgegenbringt, ausgiebig behandelt worden, — die Literatur und die Sprachkunde stehen auf derselben Höhe, wie in den früheren Auflagen, — Industrie, Handel, Gewerbe, namentlich die Kunstgewerbe, sowie, wie gleich hier bemerkt werden soll, die Kunstgeschichte sind übersichtlich und verständig behandelt worden, — den Naturwissenschaften ist ein den gerade auf diesem Gebiete rapid gewachsenen Forderungen der Neuzeit entsprechender weiterer Raum als früher gewährt worden, — und alle Fragen des täglichen practischen Lebens nach jeder Richtung hin finden eine vollkommene Beantwortung. Statt des früher separat erschienenen Bilderatlas sind Abbildungen im Texte und Tafeln mitgegeben, welche den Text auf das Wirksamste illustriren und erklären und die Anschauung, dieses so nothwendige Hilfsmittel vollständiger Orientirung, in den durch das Format und die Anlage des Unternehmens naturgemäß gezogenen Grenzen dem Leser gewähren. — Da die Herstellung eines so umfassenden Werkes, wie des Brockhaus'schen Conversations-Lexikon's, sich über den Zeitraum von mehreren Jahren erstreckt, die ersten Bände daher bei Erscheinen des letzten schon wieder Lücken aufweisen müssen, so hat sich die Verlagshandlung, wie uns ein Circulär derselben mittheilt, entschlossen, einen Supplementband nach Vollendung des großen Werkes zu veröffentlichen, der die während der letzten Jahre eingetretenen Veränderungen sämmtlich berücksichtigen, unter anderem auch schon die Resultate der im nächsten December stattfindenden deutschen Volkszählung enthalten wird. Es ist somit Alles gethan und vorausbedacht, was dem Werke die Sympathien der gebildeten deutschen Welt sichern muß, und wir schließen mit dem Wunsche, daß den Erwartungen der Verlagshandlung allseitig und nicht zum wenigsten seitens unserer einheimischen deutschen Gesellschaft, deren speciellen Interessen gleichfalls in jeder Hinsicht Rechnung getragen worden ist, in dem Maße entsprochen werden wird, als es das vorzügliche Unternehmen verdient. E. B.

—r. Unsere Leser seien in Kürze auf ein Unternehmen aufmerksam gemacht, das schon seines guten Zweckes wegen allgemeine Theilnahme beanspruchen darf. Es ist das von **Adolf Hinrichsen** unter Mitwirkung von Ernst von Wildenbruch herausgegebene **„Deutsche Schriftsteller-Album"** (Verlag von Wilhelm Friedrich in Berlin und Leipzig), dessen buchhändlerischer Ertrag nothleidenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen zu gute kommen soll. Das uns vorliegende Probeheft zeichnet sich durch elegante Ausstattung aus und orientirt über die Anlage des Unternehmens. Das Werk bildet eine Anthologie, zu der alle namhaften deutschen Schriftsteller und Dichter aller Länder Originalbeiträge geliefert haben: sinnige Sprüche, reizende Gedichte, Aphorismen, Gedankenspäne in Prosa und Vers ꝛc., und bietet in vorzüglich hergestellten, jeder Lieferung beigegebenen lithographirten Tafeln mit den Portraits der in die Anthologie aufgenommenen Schriftsteller und Dichter ein eben so hübsches wie vollständiges

Album, das auf keinem Tiſche des ſich für die deutſche Literatur intereſſirenden Gebildeten fehlen ſollte. Die den einzelnen Beiträgen beigefügten Daten über Geburt und Wohnort der einzelnen Mitarbeitenden erhöhen den Werth des Unternehmens.

—r. Das in dem Februarhefte der „Nordiſchen Rundſchau" (pag. 210) vorläufig angezeigte Verzeichniß der in und über Rußland und die baltiſchen Provinzen im Jahre 1884 erſchienenen Schriften in deutſcher, franzöſiſcher und engliſcher Sprache, das von unſerem Mitarbeiter **F. v. Szczepanski** unter dem Titel **„Rossica und Baltica"** (Verlag von Lindfors' Erben in Reval) zuſammengeſtellt iſt und zu den fleißigſten bibliographiſchen Arbeiten, die uns auf dieſem Gebiete überhaupt geboten ſind, gehört, iſt, wie hier mitgetheilt ſei, dieſer Tage erſchienen.

* * *

Nachſtehende Werke ſind der Redaction ferner von den reſp. Verlegern oder Verfaſſern zu gelegentlicher Beſprechung eingeſandt worden:

Daniel Leßmann: Wanderbuch eines Schwermüthigen. Neu herausgegeben von Hermann Conradi. Berlin. In Commiſſion der Kamlahſchen Buchhandlung (Georg Nauck). 1885.

Hogia, Altpreußiſches Epos in ſechs Geſängen von Heinrich Nitſchmann. Mit 2 Illuſtrationen nach Originalzeichnungen von H. Laasner. Danzig, Theodor Bertling, 1885.

M. Friedberg: Bilder aus Oſtpreußen. Ein Beitrag zur Vorbereitung der 300jährigen Säculärfeier der ehemaligen Provinzialſchulen zu Tilſit, Lyck und Saalfeld. 1 Bändchen: Einſt und Jetzt an der Oſtmark des deutſchen Ordens. Tilſit, Wilhelm Lohauß. 1885.

Wilhelm Arent: Aus tiefſter Seele. Mit Geleitswort von Hermann Conradi. Berlin, Georg Nauck. 1885.

Dr. Wilhelm Ruprecht: Die Wohnungen der arbeitenden Claſſen in London. Mit beſonderer Berückſichtigung der neueren engliſchen Geſetzgebung und ihrer Erfolge. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1885.

Dr. Th. Schiemann: Charakterköpfe und Sittenbilder der Baltiſchen Geſchichte des 16. Jahrhunderts. Zweite Titelausgabe. Mitau, E. Behre. 1885.

Notiz.

Das Gut Kelles. Das Gut „Kelles“ im Pantenius'schen Romane: „Die von Kelles“ ist nicht mit dem jetzigen Gute Kailes im Kirchspiel St. Jacobi, Kreis Pernau, identisch, wie irrthümlich in den historischen Ermittelungen über „Franz Bonnius und Barbara von Tiesenhausen“ (s. „Nordische Rundschau“ Band III, pag. 323) angenommen worden war. Vielmehr ist das Gut Kelles das im Kirchspiel Cannapäh, Kreis Dorpat, gelegene Gut „Köllitz“, welches im Jahr 1545 dem Dorpatschen Stiftsvogt Elert Kruse gehörte und damals auch Schwartzhof und Karrasky umfaßte (vgl. L. von Stryk. Beitr. z. Gesch. der Rittergüter Livlands. Dorpat, 1877. pag. 224).

Die wahre Lage des Kruse'schen Stammgutes Kelles hat der bekannte und verdienstvolle baltische Forscher J. Döring in einem inzwischen in der „Mitauschen Zeitung“ erschienenen Aufsatze außer jeden Zweifel gesetzt. Zu meiner irrthümlichen Annahme hatte mich der Umstand verleitet, daß der Stiftsvogt Elert Kruse am 2. September des Jahres 1560 unweit von Alt-Pernau mit Weib und Kind gefangen genommen wurde (s. Elert Kruse's, Freiherrn zu Kelles und Treiden, Warhafftiger Gegenbericht. . . Herausg. von Dr. A. Berkholtz, Riga 1861, pag. 37 ff.) und daß ich daher unter den Gütern des Pernauschen Kreises nach einem mit „Kelles“ ähnlich klingenden Namen suchte, welchen ich in „Kailes“ gefunden zu haben glaubte. — Auf meinen Irrthum bin ich zuerst durch ein an mich gerichtetes Schreiben des Herrn A. von Gernet-Friedrichshof bereits am 8. März a. c. aufmerksam gemacht worden, worauf dann der erwähnte Aufsatz von J. Döring noch genaueren Aufschluß gebracht hat.

F. Amelung.

Bibliographischer Anzeiger.

(Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in Reval.

Vom 1. März bis zum 1. April n. St. sind erschienen:

Bornhaupt, Dr. K., Leitfaden beim Unterricht in der Geographie von Liv-, Ehst- und Kurland. Vierte verbesserte und völlig umgearbeitete Auflage, besorgt von Heinrich Treumann. 8°. 34 S. Kymmel, Riga. 25 Kop.

Brieflade, Ehst- und Livländische. Eine Sammlung von Urkunden zur Adels- und Gütergeschichte Ehst- und Livlands. II. Theil. Bd. 1 u. 2: Schwedisch-polnische und schwedische Zeit von 1561—1700. Herausg. v. Ed. Pabst und Rob. Baron v. Toll. Register zum II. Theil, Bd. 1 u. 2. Bearb. v. P. Th. Falck. 8°. 103 S. Deubner, Riga. SR. 1,75.

Dorneth, J. v., Die Letten unter den Deutschen. Den baltischen Landsleuten gewidmet. A. Deubner, Berlin. Mk. 2.

Hasselblatt, C., Nachrichten des Hermannsburger Missionärs über seine Station in Transvaal in Süd-Afrika. 2. Aufl. Erste Lieferung. Einleitung u. erste Eindrücke. 8°. 20 S. Ferd. Wassermann, Reval. 20 Kop.

Klemm, K., Dirigent der Anstalt für ärztliche Massage und Heilturnen in Riga: Die ärztliche Massage und das Heilturnen. Zweite Auflage der ärztlichen Massage, vermehrt durch das Heilturnen. Mit Abbildungen im Texte. 8°. 153 S. N. Kymmel, Riga. SR. 1,20.

Leben und Wirken der beiden Slavenapostel Cyrillus und Methodius. Ein erzählender Vortrag für die Jugend. H. Laakmann, Dorpat. 10 Kop.

Nekrassow, Nikolai Alexejewitsch, Sämmtliche Werke. Zum ersten Male aus dem Russischen metrisch übertragen von Hermann Jurjewitsch Köcher. ca. 5 Bände. 8°. W. Friedrich, Leipzig. à Mk. 3.

Tolstoi, Graf L. N., Die Kosaken. Novelle. Aus dem Russischen. A. Deubner, Berlin. Mk. 3.

Turgenjew, Iwan, Vermischte Aufsätze über Literatur und Kunst. Aus dem Russischen übersetzt von M. S. Mit einer Vorrede von Eugen Zabel. A. Deubner, Berlin. Mk. 3.

Volck, Prof. Dr. W., Die Bibel als Kanon. Drei Vorträge. Karow, Dorpat. ca. 80 Kop.

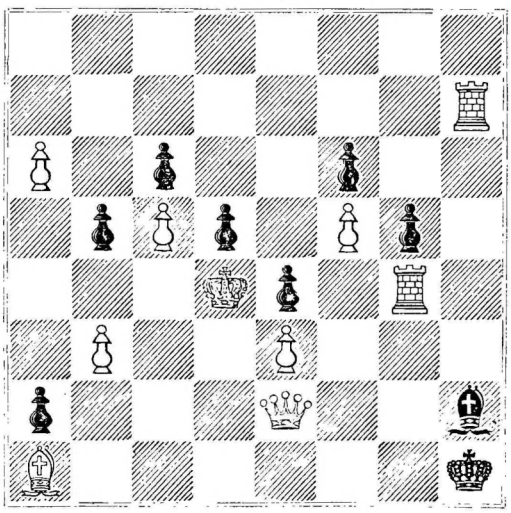
Wrangel, Ferdinand von, und seine Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere. Herausg. von L. v. Engelhardt. Mit einem Vorwort von A. E. Freiherrn von Nordenskiöld. Mit einem Porträt in Lichtdruck und einer Karte. Duncker und Humblot, Leipzig. ca. Mk. 5.

Schach.

Problem Nr. 17.

Von **F. Amelung** in Reval.

Schwarz.



Weiss.

Weiss zieht und zwingt den Schwarzen, ihn in 3 Zügen Mat zu setzen.

Endspiel Nr. 16. In einer am 22. Februar d. J. in der Revaler Schachgesellschaft zwischen R. Grünwaldt und F. Glanström gespielten Partie ergab sich folgende Position:

Weiss: K b2, D e5, L a2, Sp f3, B b3 f5 h4.
Schwarz: K h7, D c6, Sp d5, B a4 b5 f7 g7 h6.
Schwarz (F. Glanström) zog und gewann.

16 Russisches Springerspiel.

Gespielt in Dorpat am 5. April 1884

C. Kupffer.	F. Amelung.	C. Kupffer.	F. Amelung.
Weiss	Schwarz	Weiss	Schwarz
1. e2—e4	e7—e5	9. Sp f3—g5 : [3]	h6—g5 :
2. Sp g1—f3	Sp g8 - f6	10. L h4—g5 :	K g8—g7 [4]
3. Sp b1—c3	L f8—b4	11. f2—f4	D d8—d7
4. L f1—c4 [1]	0—0	12. f4—e5 :	Sp f6 - g8
5. 0—0	L b4—c3 :	13. T f1—f5 [5]	D d7—c6
6. d2—c3 :	d7—d6	14. D d1—g4	K g7—h7
7. L c1 - g5	h7—h6	Schwarz kündigte in 4 Zügen	
8. L g5—h4	g7—g5 [2]	Mat an [6].	

[1]) Im Bilguer'schen Handbuche ist nur der die beiden Spiele ebenfalls ausgleichende Zug 4. Sp f3—e5 : ausgeführt. — [2]) Richtiger war hier L c8—e6 ; der Zug g7—g5 ist nach dem Erfolge zu schliessen mindestens gewagt. — [3]) Durchaus richtig getroffen, obwohl eine völlige Vorausberechnung unmöglich war. — [4]) Man vergleiche die Vertheidigung 10 K g8—h7. Die Stellung ist äusserst interessant und für die Analyse geeignet. — [5]) Bester Zug. — [6]) Das Mat erfolgt mit 15. D h5† Sp h6 ! ! 16. D h6 ‡ K g8, 17. D g6† K h8, 18. L h6† Mat.

Dieselbe Partie wurde am 6. April in Dorpat vom 11. Zuge an in anderer Weise fortgesetzt und ergab folgendes Resultat:

C. Kupffer.	F. Amelung.	C. Kupffer.	F. Amelung.
Weiss	Schwarz	Weiss	Schwarz
	10. K g8—h7	17. D f3—e3	D f6—h6
11. f2—f4	T f8—g8	18. D e3—d4 †	D h6—f6
12 L g5—f6 :	D d8—f6 :	19. D d4—d5	Sp b8—c6
13. f4—e5 :	D f6—e5 :	20. T a1—f1	Sp c6 e7
14. T f1—f7 ‡	T g8 - g7	21. D d5—h5	L c8—f5
15. T f7—g7 †	K h7—g7 :	22. e4—f5 :	
16. D d1—f3	D e5—f6	und Weiss musste gewinnen.	

Auflösung des Problems Nr. 15 (Februar-Heft).

1. T b3 - d3 L e5—f6, 2. S g3—e2 Bel., 3. S e2 setzt Mat.

Auch 2. S g3—e4 oder 2. S g3—f1 führt zum Ziele.

Um jedoch die vom Autor beabsichtigte Spielweise herzustellen, muss der Bauer a5 auf c5 gestellt werden und es ergiebt sich dann folgende Lösung:

1. T b3—e3 d4—e3 : 2. S g3—e2 Bel., 3. S e2 setzt Mat.

Richtig angegeben von W. Böthlingk, Chr. Grohmann, F. Fränzl und mehreren Schachfreunden in Reval

Lösung des Endspieles Nr. 14 (Februar-Heft):

1. T g5—g6 † K h7 ! ! 2. T h6 † K g7 3. D g5 † K f8 4. T h8 † Mat.

Richtig angegeben von N. von Glehn in Jelgimäggi, Pastor Fick in Kegel, Chr. Grohmann und mehreren Schachfreunden in Reval.

Дозволено цензурою. — Ревель, 3-го Апрѣля 1885 г.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Ein Jugendleben.

Roman aus Livland.

Von **Norman Kavanagh** in Riga.

1. Capitel.

Mein Kind, wir waren Kinder!
Heine.

Nach der Schule.

Sonnabend Nachmittag! Die Thurmuhren der Stadt Riga beginnen mit auffallender Uebereinſtimmung 3 zu ſchlagen.

Im großen zweiſtöckigen Gebäude, dem Gymnaſium, wird es lebendig. Zuerſt ertönt das anhaltende Läuten einer Glocke, die den Schluß der Schule verkündet, und wie himmliſche Sphärenmuſik klingen die Töne in den Ohren der Schüler. Sonnabend Nachmittag! Der ganze Sonntag voll behaglicher Ruhe und voller Sonnenſchein liegt vor ihnen! In den verſchiedenſten Bildern und Gruppen findet dieſe freudige Stimmung ihren Ausdruck.

Kaum ſind die erſten Glockentöne verhallt, da klappen ſchon die Bücher zu, Federhalter werden an die Bänke geklopft, um die Tinte auszuſpritzen, Stiefel ſcharren auf der Diele, und ſobald der Lehrer die Stunde geſchloſſen hat, erheben ſich Alle. Selbſt Diejenigen, die auf den letzten Bänken ſanft geſchlummert haben, ſtellen ſich, durch freundſchaftliche Püffe erweckt, hin.

Der Primus beginnt das Schlußgebet, während die Uebrigen, welche nicht gerade auf der erſten Bank ſitzen, leiſe und ſorgfältig ihre Bücher auf einander legen, und kaum iſt das „Amen“ verklungen, der Lehrer verſchwunden, ſo ſchiebt und drängt Alles zu den Paletots und Mützen. Die Klaſſen leeren ſich ſchnell, und das geräumige Vorhaus füllt ſich mit einer dichten Maſſe, die zur Hausthür drängt.

Jetzt wird dieſe aufgeriſſen, und der Erſte fliegt über die niedrigen Stufen der Freitreppe mit einem Schwunge, der zu gefährlich ausſieht, um ganz freiwillig zu erſcheinen. Das treibende Moment erſcheint denn auch gleich darauf in Geſtalt eines laut lachenden Mitſchülers in der Thür, durch die ſich nun drängend, ſtoßend und laut johlend der ganze Strom ergießt.

Kräftige Rippenstöße werden ausgetheilt, mancher Kopf weicht schnell einer erhobenen Hand aus, und so manches arme, stets stiefmütterlich behandelte Schulbuch fällt auf das Straßenpflaster, dabei seinen Inhalt an verbotenen Uebersetzungen schamlos den Augen der Welt preisgebend.

Auf der Straße vor dem Schulgebäude bilden sich nun Gruppen von Jungen, die sich nicht entschließen können, sogleich nach Hause zu gehen, sondern im Vollgenuß ihrer Freiheit noch plaudern und lärmen müssen.

Der Eine, obgleich noch Quintaner, fühlt in der Tasche nach seinem Packet Cigaretten und zeigt es wohl auch den neidisch blickenden Augen seiner Kameraden. Ein Anderer kehrt seine Taschen um, die lästigen Krumen und Reste des Backwerks zu entfernen, welches er die Stunde über gekaut hat, und zwar sehr zu seinem Schaden, denn er hat eine Frage unbeantwortet lassen müssen, weil er eben einen halben Kuchen in den Mund geschoben hatte. Ein Dritter legt noch schnell einen Fetzen Papier als Buchzeichen in den Scott'schen Roman, in dem er eben gelesen hat und von dem ihm noch der Kopf glüht.

Schon beginnen jetzt die älteren Schüler herauszukommen (die jüngeren müssen sich immer zuerst entfernen), da erscheinen plötzlich noch zwei kleine Quintaner mit zerzausten Haaren, feuerrothem Gesichte und etwas defectem Anzuge. Sie haben eine in der vorigen Zwischenstunde durch die Ankunft des Lehrers unterbrochene Prügelei eben fortgesetzt, sind aber doch nicht zum Schluß gelangt, denn der die Klassen schließende Schuldiener hat sie unhöflich hinauscomplimentirt.

Doch ist der Zorn der kleinen Hähne nicht verraucht, wüthende Blicke schießen sie einander zu, und Worte wie „Montag" und „lange Zwischenstunde" fliegen herüber und hinüber. Auch die größeren Schüler sammeln sich vor dem Gebäude und berathen, was nun vorzunehmen sei.

Der Erste proponirt in den Park zu gehen und dort im Pavillon ein Glas Bier zu trinken. Er ist nämlich das letzte Semester in der Schule und spielt den Studenten.

Dieser Vorschlag fällt aber durch, da jetzt am Ende der Woche der Stand der Kassen zu niedrig ist.

„Wollen wir in den Circus gehen," proponirt ein Anderer.

„Die Probe ist bereits aus, und die Damen sind alle fort," erwidert ein Dritter, mit dem Spazierstöckchen die hellgrauen, musterhaft sitzenden Beinkleider klopfend.

„Aber die Pferde wollen wir uns ansehen, da sind prächtige Thiere, und der Esel, der Niemanden auf seinem Rücken duldet!"

„Was, Pferde oder gar Esel!" äußert der jugendliche Roué verächtlich, „laßt uns lieber die große Straße durch die Stadt gehen. Die Mädchenschulen sind eben aus, da können wir uns die jungen Damen ansehen, sie müssen uns jetzt begegnen."

Der Vorschlag wird angenommen, denn erstens verspricht dieses Unternehmen viel Amusement und dann kostet es nichts!

Der Pferdeliebhaber, der zuerſt noch für ſeine Idee Propaganda zu machen ſucht, wird überſtimmt und ſchließt ſich am Ende auch ganz gern der Expedition an, denn er verehrt eine Schülerin der erſten Klaſſe, eine entfernte Couſine, mit großer Leidenſchaft. Vielleicht lächelt ſie ihm heute freundlich zu, und ſie hat ſo prächtige Zähne!

Der Unglückliche ahnt nicht, daß ihm die zerriſſene Strippe ſeines Paletots weit über den Kragen emporragt! Keiner von ſeinen Kameraden hat es bemerkt, — die Angebetete ſieht es gewiß mit dem erſten Blick, und dieſe Lächerlichkeit wird ihm in ihren Augen mehr ſchaden, als wenn er ſie auf einem Balle vernachläſſigt hätte.

Indem man jetzt zur Ausführung des Planes ſchreitet, trennen ſich einige Wenige von dem Trupp und gehen ſtill nach Hauſe. Es ſind dieſes die abnorm Fleißigen, die ſich ſogleich wieder hinter ihre Bücher ſetzen wollen, oder ſolche, die zu Hauſe Rechenſchaft ablegen müſſen über jede Stunde, die ſie außerhalb des Hauſes und der Schule verbracht haben.

Mitleidig lächelnd ſchauen die Uebrigen ihnen nach und machen ſich dann auf den Weg, voran der junge Löwe, der ſein Stöckchen unternehmend ſchwingt und manchen ſelbſtzufriedenen Blick auf ſeine glanzledernen Schuhe gleiten läßt. Um die bekannten Damen frei und elegant grüßen zu können, hat er ſeine Schulbücher dem jüngeren Bruder aufgepackt und nach Hauſe geſchickt.

Schon wird es auf der Straße vor dem Gymnaſium ſtiller, da treten noch zwei Primaner aus der Thür. Der Eine iſt der Primus. Wie der Schiffscapitän der letzte ſein muß, der das Schiff verläßt, ſo hält er als gewiſſenhafter Primus ſich für verpflichtet, als Letzter die Klaſſe zu verlaſſen. Der Andere iſt ſein Freund, der gefällig auf ihn gewartet hat, da ſie einen Theil des Heimweges zuſammen zurücklegen müſſen.

Der Erſte iſt ein großer, ſchlanker Jüngling mit blonden Haaren. Seine großen grauen Augen blicken mit einer Ruhe und einem Ernſt umher, die zu ſeinem jugendlichen Alter, er zählt kaum 19 Jahre, nicht recht paſſen, obſchon ſie ſeinem hübſchen, regelmäßigen Geſichte gut ſtehen. Auch in ſeinem ganzen Weſen ſpricht ſich dieſe Ruhe aus. Er iſt ein muſterhafter Schüler, gewiſſenhaft und ordentlich. Bei ſeinen Mitſchülern genießt er einen hohen Reſpect, was er ſeinem Ernſte und ſeinem feſten, zuweilen ſogar ſchroffen Auftreten zu verdanken hat.

Der ihn begleitende Freund iſt gleichfalls groß und ſchlank, aber brünett mit prächtigen dunklen Augen und einem ſympathiſchen, etwas weichen Geſichte. Er iſt von lebhaftem Temperament, dabei aber ſchüchtern und befangen. Für ſeinen Freund hegt er eine wahrhaft ſchwärmeriſche Liebe und Verehrung, denn er bewundert ihn wegen ſeiner Ruhe und Kraft, welche Eigenſchaften ihm ſelbſt völlig abgehen Eben ſchildert er ſeinem Freunde, wie prächtig es in ſeinem Garten ausſehe, beſonders der Obſtgarten ſtehe eben voller Früchte, und mit freundlicher Ueberredung fährt er fort: „Nicht wahr, Arved, Du kommſt morgen zum Mittag zu uns?“

„Ja, ich werde kommen, wenn auch nicht gerade wegen des Obſtgartens.“

„Nun, ja, ja, ich weiß ſchon,“ fährt der Erſtere fort, indem er den Freund verſtändnißvoll anlächelt, „zu Hauſe werden ſich Alle ſehr freuen, Dich wieder zu ſehen. Du biſt ſchon ziemlich lange nicht bei uns geweſen!“

Arved ſcheint das Lächeln des Freundes nicht zu bemerken, ſondern erwidert unbefangen: „Ja, ſeit vorigen Sonntag.“

Indeſſen ſind ſie vor einem großen Hauſe in der Hauptſtraße angelangt. Vor der Thüre desſelben, auf welcher eine Platte mit der Inſchrift „A. von Eichen, Hofgerichts-Advocat“ prangt, verabſchiedet ſich Arved von ſeinem Freunde Karl Lautern, wobei er dieſem noch einmal verſprechen muß, ihn morgen zu beſuchen. Dann tritt er in das Haus ſeines Vaters, des eben genannten Conſulenten.

Herr von Eichen war der jüngere Sohn eines wohlhabenden Gutsbeſitzers, der bei ſeinem Tode dem älteren Sohne das Gut Eichenhof, dem jüngeren das ſchöne Haus in der Stadt vererbt hatte.

Der Aeltere, der einige Zeit in Petersburg in der Garde gedient und ſich dabei an ein tolles Leben gewöhnt hatte, verſuchte dieſes nachher auch auf ſeinem Gute fortzuführen. Da aber ſeine Freunde aus der Reſidenz den Weg zu ihm allzu beſchwerlich fanden, aus der Nachbarſchaft aber Niemand das wilde Treiben mitmachen wollte, begann er bald ſich ſchrecklich zu langweilen. Nachdem er das ſchöne Gut durch allerhand Neuerungen, die mehr originell als praktiſch waren, in wenigen Jahren gründlich verwirthſchaftet hatte, begab er ſich in's Ausland auf Reiſen, meiſt in Paris lebend.

Sein jüngerer Bruder hatte die juriſtiſche Laufbahn eingeſchlagen. Er war als Advocat durch Fleiß und Tüchtigkeit bereits zu einer angeſehenen Stellung und zu einem eben ſo anſehnlichen Vermögen gelangt, als der ältere Bruder unverheirathet ſtarb und ihm auch noch das väterliche Gut hinterließ. Er hatte dieſes, da er ſeine Beſchäftigung und Praxis nicht aufgeben wollte, außerdem auch kein Intereſſe für Landwirthſchaft beſaß, anfangs verkaufen wollen. Auf Zureden ſeiner Frau ſtand er davon ab, ließ die Geſchäfte auf dem Gute durch einen Verwalter führen und benutzte es als Ferien-Aufenthaltsort für ſich und ſeine Familie.

Herr von Eichen war ein noch kräftiger, aber durch Arbeit und Sorgen früh ergrauter Mann von feſtem Charakter und unbeugſamem Rechtsgefühl. Er genoß allgemein das größte Vertrauen. Zu Hauſe in der Familie war er der liebevollſte Gatte und ein trefflicher, wenn auch ſtrenger Vater. Den älteren Sohn, der viel von ſeinen Eigenſchaften geerbt, hatte er ſelbſt erzogen, während der jüngere, ein munterer 14jähriger Junge, mehr unter der Aufſicht der Mutter heranwuchs, einer liebenswürdigen, ſehr gebildeten Dame von noch faſt jugendlichem Ausſehen. Sie war ihrem Manne in der ſchweren Zeit, da er ſich noch durch harte Arbeit ſeine Stellung hatte erringen müſſen, eine eben ſo treue Stütze geweſen, als ſie jetzt eine würdige Repräſentantin ſeines Hauſes war.

Doch lebte sie mehr ihrem Manne und ihren Kindern, als in der Gesellschaft, in welcher sie einst eine glänzende Rolle gespielt hatte.

Arved trat in die elegant eingerichtete Wohnung und begrüßte zärtlich die Mutter, die er bei der Lectüre eines englischen Werkes antraf. Gleich darauf erschienen auch der Vater und Otto, der Erstere etwas müde und abgespannt, aber in froher Stimmung, denn auch sein Tagewerk war beendet.

In bester Laune ging man zu Tisch und darnach auf den Balcon, wo man beim Kaffee noch ein angenehmes Stündchen verbrachte. Die Söhne erzählten Erlebnisse aus der Schule, dann lenkte die Mutter das Gespräch auf ein kürzlich gelesenes Buch, auf ein Concert oder Schauspiel, während der Vater, behaglich aus einer langen Pfeife rauchend, auch seinen nicht am wenigsten anregenden Theil zur Unterhaltung lieferte. Oft erscholl herzliches Lachen, dazwischen tönte das gemüthliche Knistern der Pfeife, aus dem oberen Stockwerk, wo ein musikalischer Pastor mit zahlreichem Nachwuchs wohnte, hörte man Kindergetrappel und die langgezogenen Klänge einer Orgel, und von der Straße herauf erscholl das brausende Geräusch des Lebens der Großstadt.

Nach einiger Zeit setzten sich die Söhne an die Arbeit, während der Vater einige Zeitungen vornahm, und die Mutter sich mit einer Handarbeit neben ihn setzte und seinen Ausführungen über das Gelesene folgte.

Arved hatte viel zu lernen, aber das ging bei ihm schnell und leicht. Nur sein Bruder, der in demselben Zimmer arbeitete, störte ihn häufig. Bald mußte er ihn zum Fleiße ermahnen, weil er, statt zu arbeiten, an seinem Federhalter schnitzte oder ein Messer so zu werfen suchte, daß es, sich in der Luft überschlagend, mit der Spitze in die Diele fuhr; bald hieß es „wie soll ich diese Gleichung ansetzen" oder „wie heißt dieses Wort im Lateinischen" u. s. w. Ohne im Geringsten die Geduld zu verlieren, beantwortete Arved alle diese Fragen, bis Otto endlich fertig war und davon rannte, worauf jener den Rest seiner Arbeit ungestört ausführen konnte.

2. Capitel.

Weit, weit aus ferner Zeit,
Aus grüner Jugendwildniß,
Grüßt mich in Schmerz und Leid
Ein wundersames Bildniß.
(Schottisches Volkslied, nach Geibel.)

Sonntag.

Bereits um 8 Uhr Morgens begannen die Kirchenglocken ihr vielstimmiges Concert, und von dieser mehr feierlichen als lieblichen Musik ward auch Arved erweckt. Ein behagliches Gefühl durchströmte ihn.

Sonntag Morgen! Wer beschreibt den Zauber dieses Gedankens für einen Schüler! Behaglich bleibt man im Bette liegen, wenn man um die gewohnte Stunde erwacht, denkt an die Freuden, die Einen heute erwarten, hört dem Läuten

der Glocken zu und legt sich dann mit himmlischem Behagen auf die andere Seite, um noch ein Stündchen zu schlafen und zu träumen!

Der Lärm von draußen klingt feierlicher und gedämpfter herauf, denn heute poltern keine Lastwagen über das Pflaster, und die Roheisen-Handlung auf der anderen Seite der Straße, vor der sonst Eisenstangen und Blechplatten mit Ohren zerreißendem Getöse abgeladen werden, ist heute geschlossen.

Erst spät erhebt sich Arved. Nachdem er sich mit Muße gekleidet und sein Morgenmahl eingenommen hat, macht er sich an Beschäftigungen, welche der behaglichen, ruhigen Stimmung entsprechen.

Er nimmt einige Zeitungen vor, die er im Laufe der Woche nicht regelmäßig hat lesen können, dann spielt er mit dem Vater eine Partie Schach, und schließlich macht er mit Otto einen Spaziergang.

Da die Straßen von Menschen erfüllt sind, die aus den Kirchen strömen, wenden sie sich dem Hafen zu. Auch ist dieses ein Lieblings-Spaziergang Otto's, der eine besondere Schwärmerei für Schiffe hat. Er macht sich ein Vergnügen daraus, vermöge seiner nautischen Kenntnisse nach der Takelage eines Schiffes zu bestimmen, ob es eine Brigg oder ein Schoner, ein Bark- oder Vollschiff ist.

Auch hier im Hafen herrscht heute nicht der wüste Lärm und das hastige Gedränge des Werkeltages. Die Schiffe prangen im Flaggenschmuck, und müssige Matrosen aller Nationalitäten schlendern, die Hände in den Taschen, breitspurig am Ufer umher. An diesem entlang nehmen auch die Brüder ihren Weg. Nachdem sie an dem Trödelmarkt und den Obstbuden vorbei gekommen sind, gelangen sie zu dem Stapelplatze, der mit Haufen der verschiedenartigsten Waaren erfüllt ist. Hier verbreiten einige Tonnen Heringe ihren penetranten Geruch, dort stehen klafterweis aufgeschichtet dunkle Farbhölzer, dann folgen Dampfmaschinen, Weintonnen, Waggonräder, Eisenbahnschienen, Flachsballen, Kornsäcke und Berge von schwarzen Steinkohlen. Am äußersten Ende des Quais aber liegen die unförmlichen Holzboote, die von den waldreichen nördlichen Küsten herkommen.

Nachdem die Brüder längere Zeit alle diese Schätze betrachtet hatten und Otto sich die Taschen mit unnützen Abfällen vollgestopt hatte, kehrten sie nach Hause zurück.

Hier fanden sie mehrere Besucher vor, Bekannte ihrer Eltern, die der Sitte gemäß ihre Visite machten.

Da war ein College des Vaters, ein Advocat, ein kleiner lebhafter Mann mit listigen Augen, der sehr viel sprach, aber mit angenehmer gedämpfter Stimme. Dann ein junger Professor, der erst kürzlich aus dem Auslande an das Polytechnikum berufen war und sich nun für verpflichtet hielt, sein Licht vor den nordischen Barbaren leuchten zu lassen. Er sprach mit sehr lauter Stimme, und sein schnarrendes R klang aus der lebhaftesten Unterhaltung hervor.

Ferner waren da einige Gutsbesitzer, die Geschäfte halber in die Stadt gekommen waren. Der erste von ihnen, ein Client des Hausherrn, suchte das

Gespräch immer wieder auf seinen Proceß zu bringen, der aber in Wirklichkeit leider sehr wenig interessant war. Der zweite sprach von Branntweinbrennereien und Mastochsen, und die beiden letzten unterhielten sich über den nahe bevorstehenden Landtag.

Auch ein alter Doctor mit jovialem Gesichte und einem großen Knebelbarte war da. Arved nahm ohne Schüchternheit an dem Gespräche Theil, denn er war es gewohnt, mit älteren Herren, den Bekannten seines Vaters, zu verkehren.

Nachdem er einige Zeit mit dem einen Herrn über Brennereien und Mastochsen gesprochen und dabei einige sehr richtige, weil ganz allgemeine Bemerkungen gemacht hatte, wandte er sich an seinen alten Freund, den Doctor, und brachte ihn durch einige geschickte Fragen auf seine Studienzeit, die das Lieblingsthema des alten Herrn war.

Sofort begann dieser die seltsamen Streiche und abenteuerlichen Erlebnisse zu schildern, die zu seiner Zeit sich zugetragen hatten. Dabei leuchteten seine Augen, und lebhafte Gesticulationen begleiteten die Erzählung. Nachdem er so einige Zeit in Erinnerungen geschwelgt hatte, wandte er sich an Arved mit der Frage:

„Im nächsten Semester beziehen Sie wohl die Universität?"

„Ja, wenn ich jetzt im December das Examen glücklich bestehe."

„Und in welche Corporation wollen Sie dann eintreten?"

„Ich werde mich wohl zu keiner halten."

Der alte Doctor fiel fast vom Stuhle und erst nachdem er sich ein wenig erholt hatte, vermochte er Arved zu fragen, aus welchen Gründen dieser sich von jeder Verbindung fern halten wolle?

„Weil mir das Corporationsleben nach dem, was ich darüber gehört habe, durchaus nicht gefällt. Auch möchte ich mein Studium recht bald beenden."

„Aha, um recht bald ein großer Mann zu werden! Dazu können Sie immer noch rechtzeitig gelangen, und die Corporation kann Ihnen dabei nur von Nutzen sein."

„Aber das wüste Leben, namentlich das viele Trinken, ist mir zuwider!"

Nun riß dem Alten die Geduld.

Er nannte Arved zunächst einen Philister, Stubenhocker u. s. w., dann aber begann er in sachlicherer Weise die Vortheile des Corporationslebens hervorzuheben. Er sprach davon, wie sehr der beständige und verschiedenartige Verkehr mit Altersgenossen zur Ausbildung des Charakters beitrage, von wie großem Vortheil für das spätere Leben es sei, in vielen Menschen, mit denen man zu thun habe, Landsleute seiner Corporation zu finden u. s. w.

Arved mußte zwar dem Doctor meist Recht geben, doch versuchte er zu beweisen, daß man die meisten der angeführten Vortheile schon erlange, wenn man nur auf der Landesuniversität studire. Ob man da in eine Landsmannschaft eintrete oder nicht, sei unwichtig. So stritten sie lange Zeit, bis der Doctor mit den übrigen Gästen aufbrach. Aber noch beim Abschiede beschwor er feierlich,

wenn er Arved nur halbwegs richtig geſchätzt habe, werde dieſer ſich noch bekehren und nicht nur in eine Corporation eintreten, ſondern auch einer der flotteſten Studenten werden.

Nachdem der Beſuch ſich entfernt hatte, machte auch Arved ſich auf den Weg, um das ſeinem Freunde Karl gegebene Verſprechen zu erfüllen. Schwer fiel es ihm nicht.

Die Familie ſeines Freundes wohnte in einem hübſchen Hauſe in der Vorſtadt.

Der Vater, ein Jugendfreund des Conſulenten Eichen, war ein höherer Beamter geweſen, der bei ſeinem Tode der Frau außer dem Hauſe mit einem hübſchen Garten auch ein Vermögen hinterlaſſen hatte, welches hinreichte, um ſie und die Kinder davon leben zu laſſen.

Arved ſtand bald vor der Thür der Wohnung. Sein Freund öffnete ihm und begrüßte ihn herzlich.

„Gut, daß Du heute gekommen biſt," ſagte er, „in unſerem Garten iſt es bei dem ſchönen Wetter prächtig. Die Anderen ſind auf der Veranda, komm."

Arved folgte ihm dahin und fand dort Frau Lautern und eine andere Dame, eine im Hauſe lebende alte Tante, mit einer Handarbeit beſchäftigt, vor. Daneben lag Helene, die älteſte Tochter des Hauſes, in einem Schaukelſtuhle und las eifrig.

Die alten Damen begrüßten Arved freundlich, die junge reichte ihm nur flüchtig, ohne ihn anzublicken, die Hand.

Während nun die Mutter einige Fragen an Arved richtete, konnte Helene ſich nicht enthalten, wieder in das Buch zu blicken. Die Mutter warf ihr einen verweiſenden Blick zu, das Mädchen klappte das Buch etwas geräuſchvoll zu und warf den Kopf empor. Ihr Geſicht war reizend. Dunkle, lebhafte Augen blickten unter den regelmäßigen Brauen hervor, und die ſonſt etwas bleichen Wangen waren von der eifrigen Lectüre ſanft geröthet. Sie ſtrich mit der feinen Hand über die Stirn, als ob ſie die über dieſelbe fallenden dunklen Löckchen zurückſtreichen wolle, doch fielen ſie ſogleich in noch reizenderer Unordnung wieder herab. Sie war eine prächtige Erſcheinung, wie ſie jetzt, nachläſſig im Stuhle zurückgelehnt, ſich unwillig ſchaukelte.

Arved that, als wenn er die Ungeduld der jungen Dame nicht bemerkte, und unterhielt ſich ruhig mit den älteren Damen und mit Karl. Helene griff noch mehrere Male halb mechaniſch nach dem Buche, ohne es jedoch aufzuſchlagen. Endlich nahm ſie es doch wieder, prüfte den Einband, beſah das Titelbild und vergewiſſerte ſich dann, daß die Seitenzahl des Bandes nicht mehr als 384 betrug.

„Sie waren wohl eben bei einer ſehr intereſſanten Stelle?" fragte Arved boshaft.

„O ja," erwiderte ſie mit der größten Ruhe, „und nur wenige Seiten vor Schluß eines Capitels."

Arved hätte ſie beinahe gebeten, ſich ſeinetwegen keinen Zwang anzuthun und das Capitel zu beenden. Doch that er es nicht, ſondern erkundigte ſich blos, welches Werk ſie eben geleſen habe. Sie nannte den Titel und fügte hinzu: „Herr Kurtz hat mir das Buch dringend empfohlen, und ich finde es in der That reizend. Er hat wirklich einen ſehr guten Geſchmack.“

Arved ſah ſie zweifelnd an. Sollte das wieder ein Stich für ihn ſein? Herr Kurtz war nämlich ein junger Herr, den er öfters hier im Hauſe getroffen hatte und mit dem er auf ſehr geſpanntem Fuße lebte, hauptſächlich deshalb, weil dieſer Herr Kurtz, der ein reicher Kaufmann war und trotz ſeiner Jugend ſchon ſelbſtändig ſein Geſchäft verwaltete, ihn, den Schüler, immer allzu herablaſſend behandelte, wobei wohl auch der Antagonismus des Städters gegenüber einem „Landjunker“ mitwirken mochte.

„Kennen Sie das Buch ſchon?“ wandte ſich jetzt Helene an Arved.

„Nein,“ verſetzte dieſer, „ich habe jetzt keine Zeit, Romane zu leſen.“

„Vielleicht finden Sie auf der Univerſität Zeit dazu. Gehen Sie nicht nächſte Weihnachten dahin?“

Arved hatte dieſe ſeine Abſicht oft genug mitgetheilt und konnte daher in jener Frage nur eine oſtentative Gleichgiltigkeit gegen ſich erblicken. Sich halb verwundert, halb erfreut über das ihm gewidmete Intereſſe ſtellend, fragte er: „Woher wiſſen Sie das ſchon?“

Sie biß ſich auf die Lippe und ſagte: „Ich glaube, Sie äußerten einmal etwas Aehnliches.“

„Warum glaubſt Du aber, daß man auf der Univerſität nichts Beſſeres zu thun hat, als Romane zu leſen?“ fragte jetzt ihr Bruder.

„Ich wüßte nicht, was die Studenten ſonſt Beſſeres zu thun haben. So viel ich gehört habe, ſchlagen ſie die Zeit mit den unnützeſten Dingen todt.“

„Das hat Dir natürlich Kurtz eingeredet!“ erwiderte Karl unwillig. „Er macht die Studenten immer ſchlecht, wo und wie er kann, und zwar nur deshalb, weil er ſelbſt es in der Schule nicht ſo weit hat bringen können, um auf die Univerſität zu gehen. Du ſollteſt doch nicht Alles glauben, was er erzählt.“

Helene würdigte ihren Bruder keiner Antwort, ſondern warf ihm und dem keine Miene verziehenden Arved nur einen unwilligen Blick zu.

„Wo iſt denn Hedwig?“ fragte jetzt die Mutter.

„Wahrſcheinlich iſt ſie wieder in der Wirthſchaft beſchäftigt! Sie wird den Mittagstiſch beſorgen,“ antwortete Helene mit einem Blick auf Arved. Dieſer konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

Gleich darauf erſchien die Erwähnte, ein ſchlankes Mädchen von 18 Jahren mit zartem, lieblichem Geſichte und freundlich blickenden, tiefblauen Augen. Ihr dunkelblondes Haar trug ſie einfach geſcheitelt und in einen prachtvollen Zopf geflochten. Auch ihre Kleidung war einfach und bildete dadurch einen Gegenſatz zu der eleganten, faſt auffallenden Toilette ihrer älteren Schweſter.

Sie reichte Arved freundlich die Hand, und während er dieſe ergriff, konnte

er es nicht verhindern, daß ein leichtes Roth ſein Geſicht überflog, was ihm um ſo unangenehmer war, als er fühlte, daß Helene ihn beobachtete.

Er begann mit Hedwig eine Unterhaltung, wobei Helene wieder Zeichen von Ungeduld blicken ließ und nur von Zeit zu Zeit eine in jedem Fall widerſprechende Anſicht äußerte.

Unwillkürlich mußte Arved die beiden Schweſtern vergleichen, und er begriff nicht mehr, wie er früher für die ältere, die er jetzt für kokett und oberflächlich halten mußte, hatte ſchwärmen können und dabei Hedwig, die ihm nun faſt als Ideal reiner Weiblichkeit erſchien, kaum bemerkt hatte. Offenbar nahm ihm Helene dieſen Wechſel ſeiner Gefühle übel, was er freilich nur ihrer verletzten Eitelkeit zuſchrieb. Hieraus erklärte er ſich ihr ſo wenig liebenswürdiges Benehmen.

Bald darauf ward man zu Tiſch gebeten. „Ruft doch Gretchen, ſie muß irgendwo im Garten ſein," ſagte die Mutter.

Hedwig rief ihren Namen und Karl klatſchte laut in die Hände. Gleich darauf kam die Gerufene, ein niedliches Mädchen von 12 Jahren, herangelaufen. Ihr großer Strohhut hing ihr im Nacken und die Locken wallten um ihr geröthetes Geſicht. In der Hand trug ſie ein Körbchen mit Obſt.

Sobald ſie Arved bemerkte, eilte ſie auf ihn zu, ſchüttelte ihm fröhlich die Hand und ſchenkte ihm gleich den größten Apfel aus ihrem Korbe. Dann wandte ſie ſich plötzlich um und umarmte und küßte Hedwig ſtürmiſch, die es ſich lächelnd gefallen ließ und ihr freundlich die Haare zurecht ſtrich.

„Warum haſt Du nicht Otto mitgebracht?" fragte die Kleine darauf Arved. „Ich wollte mit ihm Ball ſpielen, und dann ſoll er mir eine große Birne herunterholen, die ganz oben auf einem Baume iſt. Karl will es nicht thun und ſagt, ſie ſei noch nicht reif, aber er iſt nur zu faul! Otto wird es gleich machen."

„Er iſt eben bei einem Schulfreunde zu Beſuch, aber nachher wird er gewiß herkommen."

„Wenn er doch nicht kommt, mußt Du die Birne herunterholen," erklärte Gretchen.

Arved verſprach es lächelnd.

Man begab ſich nun zu Tiſch, und Arved, der neben Hedwig zu ſitzen kam, unterhielt ſich während der Mahlzeit auf das Beſte. Nach derſelben kehrte man auf die Veranda zurück, wo das Deſſert und der Kaffee eingenommen wurden.

Während man noch damit beſchäftigt war, wurde an der Hausthür geklingelt.

„Das iſt Otto!" rief Gretchen und lief fort, um ihn herein zu laſſen. Bald darauf kehrte ſie etwas enttäuſcht zurück und ſagte: „Der Lange und der Dicke ſind ſchon wieder da!"

„Wer?" fragte die Mutter verwundert.

Gretchen wiederholte ihre allerdings nicht ganz genauen Angaben.

„Sie meint ja wohl Herrn Kurtz und Herrn Strecker," ſagte Helene erfreut.

Karl ging und führte gleich darauf die beiden Herren herein. Herr Kurtz war ein kleiner, runder, ſehr lebhafter Herr in einem äußerſt eleganten Anzuge, geſchniegelt und gebügelt. Sein größter Stolz ſchienen ſein langer, wohlgepflegter Schnurrbart, den er beſtändig ſtrich, und eine coloſſale Brillant-Buſennadel zu ſein. Er machte den Damen, namentlich Helene, die ihn zuvorkommend empfing, eine tiefe Verbeugung und ſchüttelte Karl wohlwollend die Hand. Nur Arved begrüßte er kalt und von oben herab, was dieſem ſofort die Galle erregte.

Herr Strecker war lang, hager und nichts weniger als lebhaft. Seine langen Gliedmaßen ſchienen ihm ſtets im Wege zu ſein, denn er befand ſich beſtändig in Verlegenheit, wo er ſie hinthun ſollte. Seinem auffallend kleinen Kopfe verſuchte er dadurch ein beſſeres Anſehen zu verleihen, daß er die Haare halb kurz geſchnitten und in die Höhe gekämmt trug, ſo daß ſie ihm wie ein Heiligenſchein das Haupt umrahmten. Er ſchüttelte allen Anweſenden ernſthaft und kräftig die Hand, auch der gebrechlichen alten Tante, die ihm eigentlich die Hand gar nicht hatte geben wollen, weil ſie ſeine Gewohnheit kannte.

Da das Buch, in dem Helene vorhin geleſen hatte, noch auf dem Tiſche lag, benutzte es Herr Kurtz ſogleich als Anknüpfungspunkt für ein Geſpräch über Literatur. Natürlich! hatte er doch ſo viel Geld und Mühe darauf verwandt, ſich literariſche Kenntniſſe anzuſchaffen, daß es eine Sünde geweſen wäre, dieſelben nun als todtes Capital liegen zu laſſen. „Wie ich ſehe, mein Fräulein," begann er, „leſen Sie bereits das Buch, das ich Ihnen neulich ſo dringend empfahl. Wie gefällt es Ihnen?"

„Ich danke Ihnen ſehr für Ihre Empfehlung, denn das Buch iſt wirklich reizend!"

„Das freut mich," fuhr Jener fort, „denn da Sie meinen Geſchmack zu theilen ſcheinen, kann ich Ihnen dutzendweiſe Werke nennen, die Ihnen gefallen werden."

„Etwas Neues von Wilhelm Buſch habe ich auch kürzlich geleſen," ſagte Strecker mit ſeiner tiefen Stimme und dem ernſthafteſten Geſichte, „es heißt, glaube ich, „die fromme Helene"."

Da ihn ſein Freund heftig anſtieß und ihm zugleich einfiel, daß die junge Dame, zu der er ſprach, auch Helene hieße, ward er feuerroth und verſtummte, während Herr Kurtz fortfuhr:

„Ich habe es mir zur Pflicht gemacht, alle neu erſcheinenden bedeutenden Werke belletriſtiſchen Inhalts zu leſen," dabei ſtrich er herausfordernd ſeinen Schnurrbart, als erwarte er, daß ihn Jemand ſofort für dieſen Pflichteifer angreifen werde. „Man muß den Anforderungen ſeiner Zeit gerecht werden," fügte er erläuternd hinzu. Offenbar hielt er es für die höchſte Aufgabe ſeines Zeitalters, alle Romane zu kennen. Da ihm Niemand widerſprach, ward er noch kühner und fuhr fort:

„Will man aber durch Lectüre für ſeine geiſtige Bildung etwas thun,

braucht man nur die neueren Werke zu lesen. Von den alten Schriftstellern, wie Homer und -- und — Cicero," fügte er triumphirend hinzu, „hat man weder Genuß noch Nutzen. Darum bin ich auch immer gegen das Lernen der alten Sprachen gewesen. Es ist die reine Zeitverschwendung. Lieber sollte man Französisch und Englisch lernen, denn diese Sprachen haben doch eine Literatur." Strecker betrachtete seinen Freund nach dieser glänzenden Rede mit wahrer Bewunderung, Helene stimmte ihm völlig bei, Gretchen, der das Gespräch langweilig wurde, lief in den Garten hinaus, und Karl blickte vertrauensvoll auf Arved, der sich auch beeilte, den der classischen Bildung hingeworfenen Fehde-Handschuh aufzunehmen Besonders gern that er es, weil ihm ein solcher Disput Gelegenheit zu bieten schien, seinen alten Feind einmal tüchtig abzufertigen.

„Als ich noch in Quarta oder Quinta war, dachte ich genau ebenso," sagte er, ohne auf die zornigen Blicke seines Gegners zu achten, „jetzt aber kann ich Ihrer Behauptung von dem geringen Nutzen der alten Sprachen nicht mehr ganz beistimmen. Zu vielen Wissenschaften sind die wichtigsten Quellen in diesen Sprachen abgefaßt, und die Erforschung dieser Quellen ist zu einem gründlichen Studium doch wohl nothwendig. Was wären z. B. Jurisprudenz, Philosophie, historische Wissenschaft u. s. w. ohne die lateinischen und griechischen Schriftsteller?"

„Für diese Quellen giebt es ja genügende Uebersetzungen," secundirte Strecker seinem Freunde!

„Wer soll denn diese Uebersetzungen machen, wenn Niemand die alten Sprachen treibt?"

„Sie sind aber schon einmal da. Auch habe ich ja nichts dagegen, daß sich einige Leute mit dem Uebersetzen beschäftigen. Ich rede nur gegen das allgemeine Einbläuen von Latein und Griechisch in den Gymnasien!" sagte Kurtz, den allerdings gerade diese Sprachen verhindert hatten, über Tertia hinaus zu kommen.

„Wahrscheinlich hält man es für rationeller, die Quellen in der Ursprache zu lesen und die Romane in Uebersetzungen, als umgekehrt."

„In Bezug auf die Wissenschaften mögen die alten Sprachen freilich von einigem Nutzen sein," gab Herr Kurtz nach einer Pause mit saurem Gesichte zu, „aber daß die schöne Literatur dieser Sprachen nichts taugt, daß die Werke ihrer Dichter herzlich langweilig sind, werden Sie zugeben müssen."

„Durchaus nicht. Denken Sie nur daran, wie Viele sich an den Heldenthaten der alten Dichtungen begeistert haben. Und wie viel Poesie liegt in der alten Mythologie! Glauben Sie ferner, daß die heutigen Schriftsteller, welche Sie so hoch schätzen, so Vortreffliches leisten würden, wenn sie sich nicht an den Alten gebildet hätten? Nennen Sie mir einen bedeutenden Autor unserer Zeit, von dem sich nicht nachweisen ließe, daß er classische Bildung genossen hat. Sind doch Viele erst durch die Lectüre der Alten zu selbständigem literärischem Schaffen angeregt worden."

„Mag dem ſein, wie ihm wolle," erwiderte Kurtz ärgerlich, „ich leſe dann jedenfalls die neuen Schriftſteller lieber, als ihre Muſter, und dazu brauche ich weder Latein noch Griechiſch!" Dagegen war freilich nichts einzuwenden, und ſo ſprach man von etwas Anderem.

Dann machten die jungen Leute einen Gang durch den Garten. Schwerbeladene Obſtbäume ſtanden hier in Reihen da, dann folgten Gruppen von Linden und Ahornbäumen, zwiſchen denen ſich Raſenplätze ausbreiteten, unterbrochen von Hecken und Blumenbeeten. Die letzteren ſahen allerdings wegen der ſpäten Jahreszeit bereits recht verödet aus.

Da Helene eine Vorliebe für Blumen beſaß, heuchelte auch Herr Kurtz eine ſolche. Er half ihr die vom Winde umgeworfenen Roſenſträucher aufrichten, bedauerte mit ihr die abgefrorenen Georginen und beklagte wie ſie das baldige Ende der ſchönen Jahreszeit. Auf dieſe Weiſe machte er ſich ſo nützlich und angenehm, daß er ſchließlich mit einer großen brennendrothen Nelke belohnt ward, die er triumphirend an ſeinem Rock befeſtigte.

Nachdem ſie längere Zeit umhergegangen waren und ſich Alles angeſehen hatten, ſagte Helene:

„Wollen wir eine Partie Croquet ſpielen!"

Alle waren einverſtanden; ſo theilte man ſich in zwei Parteien und begann zu ſpielen. Arved ſpielte mit Hedwig und Karl zuſammen, Helene mit den beiden anderen jungen Herren.

Gretchen jagte ſich mit Otto, der indeſſen angekommen war, unter den Bäumen umher, und ihr frohes Jauchzen tönte oft herüber.

Wie bei der Theilung der Parteien vorauszuſehen war, geriethen die Spieler bald in großen Eifer, und es entwickelte ſich ein ausgeprägter Parteihaß, der durch beſtändige Neckereien im Spiel noch geſchürt wurde.

Alle ſpielten gut bis auf Hedwig, deren Ungeübtheit jedoch durch das vortreffliche Spiel ihrer Parteigenoſſen ausgeglichen wurde. Sie erbot ſich mehrmals aus der Partie auszutreten, um dieſelbe ihren Mitſpielern nicht zu verderben, aber natürlich wurde dieſer Vorſchlag nicht angenommen. Arved namentlich verſuchte mit ſeiner Kugel immer in der Nähe der ihrigen zu bleiben, und ſo oft ſie auch aus einander gejagt wurden, er kehrte immer wieder zurück. Dabei reizte er ſeine Gegner, indem er die Bälle der beiden Herren, ſo oft er ſie traf, in die entfernteſten Winkel des Raſenplatzes in die Geſträuche und Neſſeln jagte, Helene's Ball aber immer nur gerade aus der Stellung brachte. Dieſe verſtummte ſchließlich ganz und ward bleich vor Aerger. Kurtz zitterte vor Aufregung und ſchlug ſich beim Fortſchleudern einer feindlichen Kugel öfters auf den Fuß oder vorbei in den Raſen, daß der Staub aufwirbelte, und Strecker holte mit ſeinen langen Armen ſo gewaltig aus, daß ihm ein Hammer in den Händen zerbrach.

Doch es half Alles nichts, Arved's Partei ſiegte.

„Revanche!" rief Helene zornig.

„Und dieses Mal wollen wir uns mehr zusammen nehmen!“ fügte Kurtz hinzu.

Sie begannen eine neue Partie. Die Aufregung war jetzt noch größer. Die Gesichter glühten, die Hämmer schlugen laut schallend auf die Kugeln, und diese flogen sausend mehr durch die Luft, als auf dem Boden.

Arved's Partei siegte wieder.

„Es ist wie verhext!“ sagte Kurtz, „wir haben heute im Croquet kein Glück.“

„Ich mache mir nichts daraus,“ erwiderte Helene, warf den Hammer zu Boden, und entfernte sich, ohne ein Wort weiter zu sagen, nach dem Hause zu. Kurtz eilte ihr nach, und auch die Anderen folgten.

„Ihre Schwester scheint sich sehr geärgert zu haben,“ sagte Arved zu Hedwig, als sie neben einander durch die zum Hause führende Allee schritten.

„Sie ist leicht erregbar und Sie haben sie noch absichtlich gereizt.“

„Doch nur im Spiele! Dieses wird ja erst durch solche Neckereien interessant.“

„Es war offenbar zu viel. Wir hätten die zweite Partie nicht mehr spielen, oder doch die Parteien anders theilen sollen. Ich hätte daran denken sollen, daß Helene's Laune dadurch würde verdorben werden.“

„Dann haben Sie wohl auch mit Absicht in der zweiten Partie so schlecht gespielt?“

„Das weiß ich wirklich nicht genau,“ erwiderte sie lächelnd, „aber jedenfalls kam mir mein schlechtes Spiel recht erwünscht. Schade, daß es schließlich doch nicht half.“

Als Arved darauf schwieg, fuhr sie fort: „Sie bedauern jetzt wohl, daß Sie mir in dem Spiele so viel geholfen haben; ja, daß Sie überhaupt mit mir haben spielen müssen!“

„Nein, wir haben ja doch gewonnen. Uebrigens,“ fügte er nach einiger Zeit plötzlich hinzu, „würde ich es nicht bedauern, auch wenn wir die Partie verloren hätten.“

Die Gesellschaft blieb noch längere Zeit beisammen, doch herrschte immer noch eine etwas gespannte Stimmung. Endlich verabschiedeten sich die Gäste.

Zuerst gingen die Herren Kurtz und Strecker.

„Ein naseweiser Junge, dieser Eichen!“ sagte Kurtz, als die Beiden auf der Straße waren, „ich werde ihn nächstens gründlich zurechtweisen müssen.“ Dabei strich er unternehmend seinen Schnurrbart.

„Er ist noch ein richtiger Schuljunge,“ bemerkte Strecker, der freilich schon seit fünf Jahren die Schule verlassen hatte, ohne doch seitdem sonderlich viel profitirt zu haben.

„Schade, daß die Beiden gerade heute kamen,“ sagte Karl zu Arved, als dieser sich verabschiedete, „wir hätten uns sonst weit besser amüsirt. Glaubst Du nicht auch?“

„Die Croquet-Partien waren doch köſtlich. Ich habe mich über den Zorn der beiden Herren ſo amüſirt!“

Als die beiden Schweſtern allein waren, fragte Helene: „Wie gefiel Dir heute Dein Arved?“

Hedwig ſah ſie verwundert an.

„Nun, ich meine Deinen Protégé Arved! Du vertheidigſt ihn ja immer. Dafür hat er Dir ja auch im Spiele mit wahrhaft rührender Sorgfalt geholfen! Aber findeſt Du nicht, daß er arrogant und vorlaut iſt?“

„Nein, ich habe heute nur noch bemerkt, daß er ſehr gut Croquet ſpielt. Das kannſt Du ihm doch nicht zum Vorwurf machen!“

„Ach, davon rede ich ja nicht! Aber er hat ſo ein moquantes Lächeln, das mich ärgert.“

„Das iſt mir nicht aufgefallen. Er tritt allerdings ſicher und ſelbſtbewußt auf, aber das gefällt mir, namentlich gegenüber der prahleriſchen Geſchwätzigkeit des Herrn Kurtz. Du haſt doch denſelben Arved früher ſehr gern gehabt!“

„Ach ja, das war früher, als er noch ein netter kleiner Junge war, aber jetzt mag ich ihn nicht leiden.“

3. Capitel.

Schwarze Röcke, ſeid'ne Strümpfe,
Weiße höfliche Manſchetten.
Heine.

Ein Ball.

Wieder war der Unterricht geſchloſſen, und Arved verließ mit Karl das Gymnaſium. Aber heute wanderten ſie ſchnell durch die Straßen, denn Arved eilte nach Hauſe, wo es für ihn noch viel zu thun gab. Es war ein wichtiger Tag für ihn, denn heute ſollte bei ihm zu Hauſe ein Tanzabend ſtattfinden.

Eine nahe Verwandte der Familie, Couſine Adelheid von Eichen, war für längere Zeit in die Stadt gezogen, um hier dem Studium der weiblichen Künſte, Muſik und Sprachen, obzuliegen, und lebte indeſſen bei Arved's Eltern. Ihr zu Ehren ſollte der Ball gegeben werden.

„Wen von den Kameraden haſt Du eingeladen?“ fragte Karl ſeinen Freund. Arved nannte eine Anzahl von Namen.

„Oskar Schlucker wird nicht da ſein?“

„Nein, der betrinkt ſich ja immer gleich.“

„Und Alexander Roman auch nicht?“

„Der?“ erwiderte Arved faſt unwillig, „gewiß nicht! Er verkehrt ja mit Circusreiterinnen und dergleichen Damen.“

„Du biſt ein ſtrenger Cenſor.“

In der That war die Liſte der eingeladenen Herren auf das Scrupulöſeſte zuſammengeſetzt.

Als Arved nach Hauſe kam, fand er die Wohnung in völliger Unordnung.

Die Möbel mehrerer Zimmer waren umgestellt, der Saal war fast ganz ausgeräumt, und einige Arbeiter waren eben damit beschäftigt, das Parquet zu glätten. Der alte Diener Anton, ein Inventarstück des Gutes, der seit dem Tode des älteren Herrn von Eichen bei dem jüngeren in der Stadt diente, stand auf einem Tische und steckte Lichte in den großen Kronleuchter.

Arved rief ihn von dieser Beschäftigung ab, um sich von ihm bei der Zubereitung der Bowle helfen zu lassen, was der alte Anton vortrefflich verstand. Er hatte nicht umsonst so lange bei dem alten lebenslustigen Herrn von Eichen gedient und ihn sogar nach Petersburg begleitet, als dieser dort in der Garde diente. Er überließ das Lichteinstecken sogleich einem Mädchen und folgte seinem jungen Herrn, für den er eine große Zuneigung hegte.

Nachdem das Geschäft der Bowlebereitung zur Zufriedenheit beendet war, suchte Arved die Cousine Adelheid auf. Er fand sie auf einem Fensterbrett sitzend und Otto, den sie zum Secretair gepreßt hatte, eine Unzahl von Versen und Sprüchen dictirend, die zu einer Cotillon-Tour nöthig sein sollten. Sie war ungefähr von Arved's Alter, groß und schlank gewachsen. Ihre Haare waren aschblond, ihre Augen und die Brauen aber dunkel, was den zwar nicht ganz regelmäßigen, aber geistvollen Zügen ein besonders interessantes Aussehen verlieh.

Als sie Arved erblickte, sprang sie auf, ergriff ihn am Arme und führte ihn vor einen Tisch, der mit Schleifen und Bouquets bedeckt war, welche sie eigenhändig verfertigt hatte.

„Ist das nicht reizend?" fragte sie. Arved äußerte auf das Bereitwilligste sein unbegrenztes Entzücken. Als sie nun aber an ihre frühere Beschäftigung zurückkehren wollte, stellte es sich heraus, daß Otto indessen desertirt war. Die energische junge Dame machte ihn jedoch bald ausfindig und brachte ihn wieder „zu seiner Pflicht" zurück.

Arved erbot sich, als Freiwilliger in ihre Dienste zu treten, was sie huldvoll annahm, und mit seiner Hilfe wurden die Verse wirklich noch rechtzeitig fertig. Unter solchen Zurüstungen verging der Nachmittag, und endlich schlug es sieben, die für das Erscheinen der Gäste angesetzte Stunde.

Arved im schwarzen Frackanzug und Adelheid im eleganten Ballkostüm, das ihre auffallend schöne Gestalt auf das Vortheilhafteste hervorhob, schritten erwartungsvoll durch die hellerleuchteten Räume.

„Ich werde mich heute in der Gesellschaft nicht ganz heimisch fühlen," sagte die stolze junge Dame, „denn die Herren sind lauter Schüler und unter den Damen — Töchter von Kaufleuten, Literaten und dergleichen!"

„Für uns genügt die Gesellschaft, der Erbherrin von Schloß Rodern mag sie freilich etwas gemischt erscheinen," erwiderte Arved scherzend, was ihm aber fast einen Schlag mit dem Fächer eingetragen hätte.

Jetzt erschien ein Trupp von Herren, die verabredet hatten, sich an der Hausthür zu treffen, um zusammen hereinzukommen. Sie hofften so ihre Blödig-

keit beſſer bemeiſtern zu können. Als ſie aber ſahen, daß ſie die Erſten waren, machten ſie ein recht verlegenes Geſicht, denn nun mußte ihr ſchaarenweiſes Auftreten bemerkt werden und ihre Kriegsliſt an den Tag kommen.

Nachdem ſie die Hausfrau begrüßt hatten, führte Arved ſie in das Herrenzimmer, wo ſie ſich die Zeit bis zum Beginn des Tanzes mit Thee und Backwerk vertreiben ſollten.

Bald darauf erſchienen Lauterns, die Wittwe mit den beiden älteren Töchtern und Karl. Helene in einer prächtigen rothen Ballrobe mit weißen Spitzen und einer dunklen Roſe im Haar ſtrahlte von Schönheit, aber Arved mußte doch immer wieder auf Hedwig blicken, die im ſchlichten, hellblauen Kleide mit einer weißen Roſe am Buſen weit anziehender erſchien.

Nun langten die Gäſte in Schaaren an. Da kamen mehrere Herren und Damen vom Lande; Bekannte der Familie, die ſich zufällig eben in der Stadt befanden; dann mehrere Töchter von ſtädtiſchen Bekannten, alle ſehr reich gekleidet, ſehr hübſch und ſehr kokett.

So war die Geſellſchaft bald vollzählig. Die Herren ſtanden ſchon erwartungsvoll an der Saalthüre, rückten die Cravatten zurecht und zupften an den Handſchuhen, oder ſchauten durch's Pince-nez zu der Reihe der Damen hinüber. Auch dieſe konnten den Anfang des Tanzes kaum erwarten, unterhielten ſich aber ſcheinbar auf das Angelegentlichſte unter einander oder ſpielten gleichgiltig mit dem Fächer.

Jetzt begann die Muſik einen rauſchenden Walzer und die Paare flogen dahin. Arved tanzte mit Leidenſchaft, um ſo mehr, als er erſt kürzlich angefangen hatte, Geſchmack an dieſem Vergnügen zu finden.

In den Pauſen zogen ſich die Herren in ihr Zimmer zurück, um ſich dort zu ſtärken und zu rauchen. Nur wenige von ihnen blieben im Saale, promenirten mit den Damen umher und machten dieſen den Hof.

Im Herrenzimmer ſpielte neben Arved die Hauptrolle ein Vetter von ihm, ein Polytechniker, ein übermüthiger junger Menſch, mit dem Arved auf ewigem Kriegsfuße lebte, obſchon ſie die beſten Freunde waren. Der Vetter, ein Liebling der Damen, war ein ſo wilder Tänzer, daß er in den Pauſen ſtets völlig erſchöpft auf einen Stuhl ſank, keuchend und nach Luft ſchnappend. Sobald er etwas zu Athem gekommen war, begann er leiſe und bedeutungsvoll:

„Höre, Arved, die jüngere Lautern iſt ja ein reizendes Mädchen. Ich könnte mich ſogleich in ſie verlieben.“

„Einſtweilen haſt Du aber Dein Herz bei der älteren angebracht,“ entgegnete Arved etwas verlegen.

„Ja, die iſt wahrhaftig ſchön, eine wahre Helena, die noch die trojaniſchen Greiſe in Flammen zu ſetzen vermochte. Ich ſchwanke ſchon den ganzen Abend zwiſchen ihr und der Couſine Adelheid. Dieſe iſt intereſſanter, aber jene iſt ſo ſchön, dabei auch heiter und geſprächig, daß man nichts vermißt, wenn man neben ihr ſitzt.“

Jetzt ertönte wieder die Muſik, der Vetter eilte in den Saal und ſtürzte ſich in den wildeſten Strudel. Nach einigen kürzeren Tänzen kam endlich der Cotillon. Dieſen tanzte Arved mit Hedwig, und noch nie in ſeinem Leben ſchien ihm die Zeit ſo ſchnell vergangen zu ſein. So ließ er es ſich nicht nehmen, dieſen Tanz recht lange dauern zu laſſen. Nur eines ſtörte ihn in ſeiner Unterhaltung. Sein Vetter, der mit Adelheid ihm gegenüber ſaß, ſchien ihn öfters zu beobachten und dann lächelnd einige Worte mit ſeiner Tänzerin zu tauſchen. Arved nahm ſich vor, ſeinem Vetter nachher dieſes Benehmen zu verweiſen, und kehrte ſich einſtweilen nicht weiter daran.

Nach dem Cotillon folgte das Souper, bei dem es äußerſt lebhaft zuging. Die Herren waren von dem Wein, die Damen vom lebhaften Tanze animirt, und die Unterhaltung wurde dadurch ungezwungen und geräuſchvoll. Der Vetter, der Helene zu Tiſch geführt hatte und bei dem ſich in Folge deſſen die Waagſchale ſtark zu Gunſten dieſer Dame neigte, brachte einen hübſchen Toaſt auf die freundlichen Gaſtgeber aus, und Arved dankte mit einem Hoch auf die Gäſte.

Die Unterhaltung war leiſer geworden, und ſpähend blickten Alle umher, denn noch fehlte ein Toaſt. Endlich erhob ſich ein blonder ſchüchterner Jüngling, der den Abend über kaum gewagt hatte, eine Dame anzuſehen, geſchweige denn anzureden, klingelte mit plötzlicher Herzhaftigkeit an ſeinem Glaſe und recitirte dann einige begeiſterte Verſe, in denen er das Wohl der Damen ausbrachte und ſie höchſt originell mit den „Kindern Floras“, den Blumen, verglich. Die Herren riefen laut das „Hoch“ mit, die Damen lächelten dem Dichter huldvoll zu, dieſer wagte, dadurch ermuthigt, mit ſeiner Dame anzuſtoßen, die Gläſer klangen fröhlich an einander, und Alles verlief auf das Beſte.

Unterdeß war es ſpät geworden, und nachdem noch eine kurze Zeit lang getanzt worden war, verabſchiedeten ſich die Gäſte, ein Chaos von Handſchuhen, Shawls, Fächern und Taſchentüchern zurücklaſſend. Zwiſchen dieſen Ruinen wanderten Arved und Adelheid noch eine Zeit lang umher und ſchwelgten in der Erinnerung an den eben verlebten Abend.

„Du haſt Dich heute prächtig amüſirt, Arved?“ fragte Adelheid.

„Ja, vortrefflich.“

„Das glaube ich Dir. Hedwig Lautern iſt wirklich ein allerliebſtes Mädchen. Ich kann Deinen Geſchmack nur billigen.“

„Ich den Deinen weniger, wenn Dir der Vetter Konrad noch gefällt. Es war recht tactlos von ihm, mich während des Cotillons ſo zu fixiren.“

„Was kümmert mich der Vetter Konrad? Er iſt ein Leichtfuß, der ſich in jedes hübſche Mädchen verliebt.“

„Darum alſo auch in Dich?“

„Höre einmal, Junge,“ entgegnete ſie in wichtigem Tone, „erzürne mich nicht! In dem Lebensalter, in welchem Du Dich eben befindeſt, braucht man am nothwendigſten eine Schweſter, und in Ermangelung dieſer eine gefällige

Couſine! Bedenke zum Beiſpiel, daß meine Anweſenheit es Dir ermöglicht, die Lauterns hierher einzuladen. Verſtehſt Du jetzt?“

Arved beeilte ſich, mit ihr Frieden zu ſchließen, und verſöhnte ſie dann völlig, indem er ſie ein kluges Mädchen nannte. Dann weckte er Otto, der auf einem Lehnſtuhle eingeſchlafen war, und Alle begaben ſich zur Ruhe.

4. Capitel.

Schlöſſer ſah ich und Thürme,
Schimmernd und marmorweiß,
Dunkeler Pinien Schirme
Wiegten im Winde ſich leis,
Aber ſchöner und beſſer —
Lacht mich immerhin aus —
Als die Marmorſchlöſſer
Dünkt mich das Vaterhaus.
R. Baumbach.

In Eichenhof.

Das Semeſter näherte ſich ſeinem Ende, und Arved's Examen ſtand bevor. Er beſuchte die Schule nicht mehr, um die letzten Wochen ungeſtört zu Hauſe arbeiten zu können, und nun ſtudirte er ſo eifrig, daß er bleich und hager ward. Seine einzige Erholung war der Verkehr mit ſeiner klugen Couſine, die er immer mehr ſchätzen lernte, und mit Lauterns. Namentlich Hedwig, mit der Adelheid ſich trotz ihrer verſchiedenen Charaktere innig befreundet hatte, beſuchte dieſe häufig, wobei dann auch Arved Gelegenheit fand, ſie zu ſehen.

Oft auch begleitete er ſeine Couſine zu Lauterns, wo ſie herrliche Abende verlebten, denn da auch Helene ſich ſeit jenem Balle mit Arved ausgeſöhnt hatte, trübte nichts das Glück dieſer Stunden.

Einmal trafen ſie dort auch wieder die Herren Kurtz und Strecker, und Arved erlebte dabei eine große Freude. Der erſtgenannte dieſer Herren wurde nämlich von Adelheid, als er dieſer in Helene's Abweſenheit in der läppiſchſten Weiſe den Hof zu machen verſuchte, ſo gründlich abgetrumpft, daß er nie mehr auch nur ein Wort an ſie zu richten wagte. Freilich verſuchte er nachher, als er mit ſeinem Freunde allein war, deſto mehr, ſich über das „hochnaſige, adelige Fräulein“ luſtig zu machen.

Arved's Leidenſchaft für Hedwig hatte ſich in der letzten Zeit ſtetig vergrößert. Beſtimmte Gedanken über ſein Verhältniß zu ihr machte er ſich nicht; er wußte nur, daß er ſie mit aller Gluth, deren ſein Herz fähig war, liebe. Häufig überkam ihn der Gedanke an ſie während der Arbeit und quälte ihn dann mit ſo glühender Sehnſucht, daß er die Bücher fortwarf, aufſprang und unter dem Vorwande, ein Buch oder Heft leihen zu müſſen, zu ſeinem Freunde Karl eilte, blos in der Hoffnung, dabei Hedwig, wenn auch nur flüchtig, wiederſehen zu können. Dann eilte er wieder beſchämt nach Hauſe und ſuchte in angeſtrengteſter Arbeit Vergeſſen. Hätte er nicht ſo viel Ehrgeiz beſeſſen, er wäre im Stande geweſen, das Examen abſichtlich nicht zu beſtehen, nur um noch

ein halbes Jahr länger in der Schule und in der Nähe Hedwig's bleiben zu können. Dann aber bäumte ſich ſein Stolz auf, und von ſolchen Kämpfen gepeinigt, ſaß er oft ſtundenlang da, in Gedanken verloren. Er mußte alle Energie aufbieten, um ſich aus ihnen aufzuraffen, und mit verdoppeltem, faſt fieberhaftem Fleiße warf er ſich dann wieder auf ſein Studium.

Hedwig ſelbſt ahnte kaum die Tiefe ſeiner Leidenſchaft für ſie. Sie war gegen ihn freundlich wie gegen Jedermann, wohl auch freundlicher, denn auch ſie hegte eine Zuneigung für ihn. Aber bei ihrem leidenſchaftsloſen zarten Gemüthe hätte erſt die Erkenntniß ſeiner Liebe die ihrige entzünden können, und gerade dieſe Erkenntniß hütete er ſich ihr zukommen zu laſſen. So lange er nicht mehr war als jetzt, ein Schüler, wollte er ſie nicht zu einem Verſprechen bewegen, ſie durch ein ſolches binden. Erſt mußte er eine Stellung, einen Namen gewinnen — dann wollte er vor ſie hintreten und ihr ſeine Liebe erklären.

Der Tag des Examens kam. Da Arved mit allen ſeinen Arbeiten fertig geworden war, ging er ruhig und ſelbſtbewußt vor und beſtand es in allen Fächern auf das beſte. Er äußerte keine große Freude, als er ſein glänzendes Zeugniß empfing. Ruhig ging er nach Hauſe und nahm eben ſo gelaſſen alle ihm dargebrachten Glückwünſche entgegen. „Der Junge ſcheint ſich zu ſehr angeſtrengt zu haben, er ſieht angegriffen aus," ſagte der Vater zu der Mutter.

Dieſe, die wohl ahnte, was im Gemüth ihres Sohnes vorging, entgegnete: „Ich gedenke in den nächſten Tagen mit ihm und Otto nach Eichenhof zu ziehen; dort in der friſchen Landluft wird er ſich bald erholen. Für die Feiertage kommſt Du dann auch hin, und wir verleben dieſe gemeinſam auf dem Lande."

Der Vater war damit einverſtanden. Dann rief er Arved zu ſich, um mit ihm über deſſen Zukunft zu ſprechen.

„Biſt Du noch entſchloſſen, die Rechte zu ſtudiren?" fragte er, nachdem Arved vor ihm Platz genommen hatte.

„Ja," antwortete dieſer, „ich glaube dafür das meiſte Intereſſe zu beſitzen."

„Gut, Du kannſt mir dann künftig in meiner Praxis helfen, vielleicht auch einmal dieſelbe übernehmen, doch ſtehen Dir ja als Juriſt viele Wege offen." Nach einer Pauſe fuhr der Vater fort: „Ich weiß, daß Du ein vernünftiger und ſtrebſamer Menſch biſt, der nicht im Taumel des Studentenlebens ſeine Beſinnung und ſeine Energie verlieren wird. Ich würde es daher gern ſehen, wenn Du auf der Univerſität in eine Verbindung einträteſt. Gerade Deinem Charakter wird ein intimer Verkehr mit verſchiedenartigen Altersgenoſſen ſehr zuträglich ſein. Wenn Du auch dadurch Dein Studium langſamer beenden ſollteſt — ich werde Dich nicht drängen und werde dieſes wohl auch nicht nöthig haben."

Arved verſprach, dem Wunſche ſeines Vaters nachzukommen und in eine Corporation einzutreten.

„In welche, kann ja wohl kaum eine Frage ſein, denn durch die Geburt in unſerer Provinz wie auch durch Familien-Tradition biſt Du auf eine beſtimmte Landsmannſchaft hingewieſen. Wie Du weißt, habe auch ich zu ihr gehört.

Ich verſtehe auch, daß Du als Glied einer Corporation mehr Ausgaben wirſt machen müſſen und öfters in Verſuchung kommen wirſt, leichtſinnig mit dem Gelde umzugehen, aber ich vertraue Dir und ſtelle Dich vollſtändig frei. Schreibe mir, ſo oft Du etwas nöthig haſt. Du wirſt mein Vertrauen nicht mißbrauchen."

Arved verſprach auch dieſes und zwar mit vollſter Ueberzeugung.

Auch Adelheid gab ihm einige gute Rathſchläge für die Zukunft. „Es iſt ein wahres Glück," ſagte ſie, „daß Dein Vater Dich zu einem richtigen Studenten machen will und Dich deshalb in eine Corporation eintreten läßt; Du haſt das ſehr nöthig; Du biſt viel zu vernünftig und ehrbar. Vielleicht legſt Du Dir jetzt auf der Univerſität etwas mehr Jugendfriſche an und lernſt Dich etwas austoben. Ich würde an Deiner Stelle ein ſo wilder Student werden, daß alle Menſchen die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen ſollten!"

Arved traf alle Vorbereitungen für ſeine Abreiſe, und am Tage vor derſelben machte er in Begleitung von Adelheid ſeinen Abſchiedsbeſuch bei Lauterns. Es waren jetzt keine ſo heiteren Stunden wie die, welche ſie ſonſt dort verbracht hatten. Alle waren in gedrückter Stimmung und wenig aufgelegt zu einem heiteren Geſpräche.

„Wann ſehen wir Sie denn wieder bei uns?" fragte Frau Lautern Arved.

„Das weiß ich nicht, gnädige Frau, denn die nächſten Sommerferien werde ich wohl mit meinen Eltern in Eichenhof zubringen. Aber vielleicht kann ich von dort aus einmal herüberkommen, denn die Entfernung iſt nicht allzu groß."

„Ich werde Dich wohl öfters in den Ferien ſehen," ſagte Karl, „denn ich gehe im nächſten Jahre zu meinem Onkel, um dort die Landwirthſchaft zu erlernen, und ſein Gut iſt, glaube ich, nicht weit von Eichenhof."

„Nein, blos 10 Werſt; Dein Onkel iſt einer unſerer nächſten Nachbarn, und wir wollen uns da recht häufig beſuchen."

„Auch Sie verlaſſen bald unſere Stadt?" wandte ſich Frau Lautern an Adelheid.

„Ja, ich kehre zu meinem Vater zurück. Schon ſeit mehreren Jahren, ſeit dem Tode meiner Mutter, lebt er ganz allein mit mir auf ſeinem Gute, und er kann mich nicht leicht entbehren. Es fiel ihm ſchwer genug, mich für die Zeit fortzulaſſen, die ich jetzt hier verbracht habe. Ich führe ihm die ganze Wirthſchaft und kann mir denken, in was für einer Unordnung ich jetzt nach meiner langen Abweſenheit zu Hauſe Alles vorfinden werde."

Arved und Adelheid blieben nur kurze Zeit da.

Beim Abſchiede war Karl ſehr gerührt, und aus Hedwig's Augen, in denen eine Thräne zu ſchimmern ſchien, fiel, als Arved ihr zum Abſchiede die Hand reichte, ein ſo tiefer inniger Blick auf ihn, daß er ſie faſt betroffen anſah. Er drückte ihre Hand feſt, ſie erwiderte den Druck, dann wandte er ſich zum Gehen. Von der Straße aus warf er noch einen Blick auf das Fenſter, ſie ſtand mit Karl an demſelben, und Beide nickten ihm noch einmal freundlich zu.

Am nächſten Morgen fuhr er mit der Mutter und dem Bruder im großen

Reiseschlitten durch die Straßen der Stadt davon. Zunächst ging es durch die engen von hohen Häusern eingeschlossenen Straßen der eigentlichen Stadt, dann durch die freundlichen breiten Straßen der Vorstadt, und noch ein Mal sah er in einiger Entfernung das Dach des hübschen Lautern'schen Hauses und über dieses emporragend die Wipfel der Bäume, unter denen er so manche glückliche Stunde verlebt hatte. Bald wurde der Weg nur noch von niedrigen unscheinbaren Häusern, den letzten der Stadt, eingeschlossen, und jetzt kamen sie durch das alte Thor hinaus auf die breite Chaussee. Der Postillon trieb die Pferde an, hell erklangen die Postglocken, und in schnellerem Trabe ging es davon. Arved war es recht traurig zu Muthe, als die Kirchthürme der Stadt allmählich im kalten Nebel des Wintermorgens seinen Augen entschwanden.

Es war bereits Abend, als die Reisenden auf der letzten Station vor Eichenhof anlangten, denn bis zu dieser hatten sie eine Strecke von mehr als 100 Werst zurückzulegen. Hier erwarteten sie die eigenen Pferde aus Eichenhof, und mit verdoppelter Schnelligkeit ward nun die letzte Strecke zurückgelegt.

Es war eine klare Winternacht und der Mond schien fast mit Tageshelle. Die muthigen Pferde griffen mächtig aus, ohne der Ermahnungen des bärtigen Kutschers zu bedürfen, der mit großen Eiszapfen im Barte und am Pelzkragen ernsthaft und unbeweglich auf dem Bocke saß. Lustig klangen die Glocken durch die stille Nacht, und sausend flog der Schlitten über den knisternden Schnee. Sie fuhren über weite, einförmig weiße Feld- und Wiesenflächen, aus denen nur hier und da ein Gesinde oder eine Heuscheune emporragte, dann wieder durch dichten Wald oder, wenn sie die kürzeren Winterwege einschlugen, über weite Strecken von Morast.

Jetzt kamen sie um die letzte Waldecke — und vor ihnen ragten die Gutsgebäude von Eichenhof und die hohen Bäume des Parkes aus dem weißen Schnee hervor.

Durch die nackten Kronen der Bäume sah man auf einem steilen Hügel die Ruinen einer alten Burg.

Hier hatte früher zu den Zeiten der Ordensritter ein festes Schloß gestanden, das aber, wie die meisten Burgen Livlands, unter Iwan dem Schrecklichen von den Russen erobert und zerstört worden war. Jetzt standen nur noch wenige gewaltige Mauern und Thürme, die allen Stürmen und Wettern tapfer widerstanden hatten.

Bei einer einsamen alten Kiefer, die ihre knorrigen Aeste weithin ausbreitete, bog der Schlitten von der großen Straße ab, die Pferde fielen, froh, die Heimath erreicht zu haben, in einen rasenden Galopp, und gleich darauf hielt der Schlitten vor dem Wohnhause.

Dieses stand, von einigen alten Bäumen umgeben, nach alter Art mit der Front zum Hofe gekehrt, der von den Wirthschaftsgebäuden gebildet wurde. Es war ein altes Gebäude. Die letzten Besitzer hatten zwar viel daran gebaut, um es aufzuputzen und zu modernisiren, aber noch verriethen das hohe Dach

und die dicken Mauern sein Alter. Durch ein geräumiges Glasvorhaus gelangten die Heimgekehrten in die gut durchwärmten Zimmer, wo ganze Scheiterhaufen von Holz in den großen altmodischen Kachelöfen brannten.

In der ganzen Einrichtung machte sich eine sonderbare Mischung von Altem und Modernem bemerkbar. So war der Saal nach dem neuesten Geschmack eingerichtet, die Diele parquettirt, große Teppiche unter allen Tischen, die Möbel mit hellem Seidenstoff überzogen, an den Wänden Gemälde neuerer Maler und große Spiegel, die von der Diele bis zur Decke reichten, auf einem Tisch mit Marmorplatte unter einer großen Glasglocke eine Stutzuhr, auf der Figuren aus Bronce und mattem Silber prangten, und an der einen kürzeren Wand ein schöner ausländischer Flügel.

Dagegen war das Speisezimmer ganz alterthümlich. Die Wände waren hoch hinauf mit Holz getäfelt, uralte ganz gedunkelte Bilder, Fruchtstücke und Thierscenen, hingen an ihnen; die Tische und Stühle aus massivem Eichenholz hatten gewundene und geschnörkelte Füße, und in einer Ecke tickte langsam eine alte englische Wanduhr, die nicht nur Stunde, Minute und Secunde, sondern auch Wochentag, Datum, Mondphase und wer weiß was noch alles anzeigte.

Am merkwürdigsten war aber die Vermischung der verschiedenen Zeitalter im Bibliothekzimmer, einem geräumigen Saale in der oberen Etage. Die Fensterscheiben waren mit bunten Malereien versehen, gleich am Eingange standen rechts und links die Marmorbüsten von Apollo und Minerva, dann folgten in langer Reihe die Glasschränke aus Eichenholz. Ihr Inhalt war sonderbar zusammengestellt. Da waren alte Foliobände in Schweinsleder und Pergament, oft in lateinischer Sprache abgefaßt oder in einem Deutsch, das Niemand mehr verstehen konnte, Atlanten, auf denen das Innere Amerikas als «terra incognita» figurirte und Australien noch gar nicht erwähnt wurde, dann kamen die Werke des vorigen Jahrhunderts, darunter die Classiker in den ältesten Ausgaben und zuletzt die Werke unserer Zeit in prächtigen Einbänden, darunter viele in französischer und englischer Sprache, denn der vorige Besitzer war ein großer Freund der westeuropäischen Literatur gewesen. Zwischen den Schränken hingen an der Wand die Ahnenbilder. Da war ein alter Herr mit kühnem Gesicht in schwedischer Generalsuniform. Er war einer der tüchtigsten Heerführer Gustav Adolf's gewesen, hatte sich dann unter Banér und Torstenson noch mehr ausgezeichnet und war schließlich tapfer kämpfend in einer der letzten Schlachten des unseligen Krieges gefallen. Mehrere andere Portraits trugen schwedische Obersten-Uniform. Dann kamen russische Uniformen. Ein Vorfahr war unter Katharina II. Admiral gewesen, ein anderer hatte als General gegen die Türken gekämpft und ein dritter als russischer Diplomat im Wiener Congreß gesessen. Seit diesem letzten hatten die Eichens nicht mehr Staatsdienste genommen, sondern friedlich ihr Gut bestellt und Landesposten bekleidet. Auch der vorige Besitzer hatte weniger des Berufes und der Carrière wegen, als aus Passion für wildes Leben im Militär gedient. Auch einige weibliche Portraits befanden sich

unter den Bildern, theils mit hohen Toupets und großen Spitzenkragen, theils in der classischen Tracht, wie sie am Anfange dieses Jahrhunderts üblich war. Alle aber hielten in der Hand ein Bouquet oder eine einzelne Blume.

Wie heimisch fühlten sich die Heimgekehrten in diesen Räumen! Otto lief im ganzen Hause umher, um sich zu vergewissern, daß nichts verändert worden oder durch Zauberhand verschwunden sei, und auch Arved wanderte umher und schwelgte im angenehmen Gefühle des Zuhauseseins.

Am nächsten Morgen, während die Mutter das Haus für einen längeren Aufenthalt einrichtete, gingen die Söhne hinaus, um auch den Hof zu besichtigen. Dieser ward eingeschlossen von den Ställen, der massiven, aus Feldsteinen aufgeführten Klete, einer großen Futterscheune und der Leuteherberge. Zwischen dieser letzteren und dem Wohnhause waren dichte Hecken von Akazien und Syringen angepflanzt, um die oft allzu naiven Scenen des Volkslebens zu verschleiern. Die Riege stand wegen der Feuersgefahr etwas weiter außerhalb des von den übrigen Gebäuden gebildeten Ringes.

Wie auf den meisten Gütern, deren Herrschaft den größten Theil des Jahres in der Stadt zubringt, sah auch in Eichenhof die Umgebung des Hauses, wie der Hof etwas verwahrlost aus. Es stand nicht alles so solide und ordentlich da, wie es sich für einen Edelhof ziemte. Die Dächer mehrerer Gebäude waren schadhaft, und die massive Mauer, die den Hof von allen Seiten umschloß, war an einer Stelle eingefallen. Rings umher lag so hoher Schnee, daß es nur auf wenigen eingefahrenen Wegen möglich war vorwärts zu kommen. Auf den Bäumen vor dem Wohnhause kreischten Elstern und Krähen, die auf Abfälle aus der Küche lauerten, und Schaaren von Sperlingen und Goldammern trippelten zutraulich in der Nähe des Hauses und der Scheuern umher. Neben der Küchenthüre in einem kleinen Schuppen sägte ein Knecht Brennholz, und ein anderer führte in einer auf Schlittensohlen befestigten großen Tonne Wasser vom Flusse herauf, der dicht hinter dem Hause vorüberfloß, den Park durchströmte und unterhalb desselben bei der Mühle sich zu einem großen Teiche aufstaute. Der Park war wegen der Schneemassen unzugänglich. Tiefe Stille herrschte in ihm. Nur einige Zaunkönige und Meisen hüpften zirpend durch das Gesträuch, und auf den Bäumen pfiffen ein paar Dompfaffen. Nun gingen Arved und Otto in den Stall, um die Pferde zu besehen. Der Kutscher, ein kräftiger Mann mit großem russischen Barte, erschien, klopfte seinen Thieren auf die runden Schenkel und lobte dieses oder jenes. Nur über eins klagte er. Es war schon seit längerer Zeit krank und wollte durchaus nicht gesund werden.

„Ich habe schon Alles mit ihm versucht," sagte er traurig, „habe auch unter seinem Bauche einen Flintenschuß abgefeuert, aber selbst das half nicht!"

Auch den Hundezwinger besuchten sie. Hier sprangen mehrere Jagdhunde freudig bellend umher, und als Arved einen Jagdruf erschallen ließ, begannen sie laut zu heulen.

Als die Brüder weiter gingen, begegnete ihnen auf dem Hofe der „alte

Jacob" mit einem Bündel Weidenruthen. Es war dieſes ein 93jähriger Greis, der faſt ſein ganzes Leben in Eichenhof zugebracht hatte und daher eine lebende Chronik des Gutes war. In ſeiner Jugend war er noch Leibeigener geweſen und hatte dann als Soldat im ruſſiſchen Heere die napoleoniſchen Kriege mitgemacht. Er hatte noch Arved's Aelterväter, den Diplomaten, gekannt. Von dieſem hielt er jedoch nicht viel. Warum war er immerfort im Auslande herumgereiſt und hatte ſein ſchönes Gut verfallen laſſen? Die beiden Nachfolger, Arved's Urgroßvater und Großvater, waren ganz andere Herren geweſen, die hatten doch zu Hauſe gelebt und ſich um die Wirthſchaft gekümmert. Der erſte war freilich ein großer Jäger geweſen, dem es nicht darauf ankam, mit Pferden und Hunden durch Korn und Flachs zu jagen, aber er wie auch ſein Sohn waren leutſelige Herren geweſen, die für das Wohl ihrer Bauern ſorgten. Dieſen zweiten, der Landrath geweſen war, nannte der Alte immer nur „die Excellenz". Arved unterhielt ſich einige Zeit mit dem Greiſe, ließ ſich alle die alten Geſchichten wieder erzählen und ging dann weiter zur Klete.

Hier war der Kletenkerl, gleichfalls ein alter Mann, eben damit beſchäftigt, dem Stallmeiſter den Hafer für die Pferde zuzumeſſen.

„Warum machſt Du denn ein ſo trauriges Geſicht?" fragte Arved den Kletenkerl.

Dieſer nahm ſeine Pelzmütze vom Kopfe, drehte ſie in den Händen, blickte wehmüthig zum Himmel empor und ſeufzte: „Meine Frau iſt dieſe Nacht geſtorben, und ich bin doch ſchon 30 Jahre mit ihr verheirathet geweſen."

„Warum biſt Du denn heute zur Arbeit gekommen und nicht zu Hauſe geblieben?"

„Nu," ſagte der Alte, „warum ſollten denn die Pferde hungern? Die ſind doch nicht ſchuld daran, daß meine Frau geſtorben iſt. Aber ſie war noch eine fixe Frau." Und mit tiefſinnigem Kopfſchütteln fuhr er fort: „Ja, ja. Vorgeſtern noch habe ich ein Pferd an einen Juden verkauft, und heute iſt meine Frau todt." Dann verſank er wieder in ſtilles Grübeln über dieſes merkwürdige Zuſammentreffen.

Von hier gingen die Brüder zur Riege, wo eben Flachs gebrochen wurde. Schon von Weitem hörte man das Klappern der Hölzer. Dort trafen ſie den Verwalter, einen ſogenannten Halbdeutſchen, Namens Johannſon. Er war ein tüchtiger und zuverläſſiger Menſch. Seine Geſtalt war ſehr lang und hager, er trug einen großen blonden Vollbart und ging als leidenſchaftlicher Jäger immer in einem Jagdrock und in Waſſerſtiefeln umher.

„Nu, gnädiger Herr," ſagte er zu Arved, „was denken Sie morgen zu einer Haſenjagd?"

„Bei dem tiefen Schnee kommt man ja nicht durch," entgegnete Arved.

„Oi, kommt ſchon durch," verſetzte jener mit einem Blick auf ſeine langen Beine. „Und Füchſe ſind auch viel. Noch vorgeſtern haben die Beeſter hier eine Gans ausgeſchleppt."

„Haben Sie nichts von Elennthieren gehört?“

„Nein, noch nicht. Aber ich habe dem Buſchwächter geſagt, daß er ſieht, wo ein guter Boll is. Bei die viele Schnee und klare Wetter muß er bald Spuren finden.“

„Gut, wollen wir einſtweilen Haſen jagen. Beſtellen Sie zu morgen einen geſchickten Jungen als Piqueur.“

„Dieſer da wird gut ſein dazu,“ ſagte der Verwalter, auf einen Jungen weiſend, der vor Freude darüber ſeinen großen Mund noch breiter zog.

„Wie iſt denn der Flachs dieſes Jahr?“ fragte Arved darauf.

„Schwach, ſchwach; er iſt heedig, nur gut, um Stricke d'raus zu drehen.“ Und dann begann der Verwalter eine lange Jeremiade. Er klagte über die niedrigen Kornpreiſe, über die ſchlechten Ernten, über den tiefen Schnee, der es unmöglich mache, Holz aus dem Walde zu holen u. ſ. w.

Zum Schluß jedoch ſagte er, als wenn Arved und nicht er ſelbſt des Troſtes bedürftig wäre: „Aber ſeien Sie ganz ruhig, gnädiger Herr, es wird ſchon gehen.“

Nachdem Arved und Otto nun noch einen kleinen Spaziergang bis zum Walde gemacht hatten, kehrten ſie nach Hauſe zurück.

Die Tage vergingen Arved auf das Angenehmſte. Bald ging er auf die Jagd, bald machte er eine Spazierfahrt, oder er ſtöberte eifrig in der Bibliothek herum und vergrub ſich dort in die alten ſtaubigen Bücher. Dann wurden Beſuche auf den benachbarten Gütern gemacht, darunter auch in Steinau, wo der Onkel von Karl Lautern lebte. Dieſer war ein alter rüſtiger Herr, der als tüchtiger Landwirth bekannt war. Sein Sohn, der eben die Schule verlaſſen hatte, ſollte im nächſten Jahre zuſammen mit Karl die Landwirthſchaft bei ihm praktiſch erlernen. — Da Arved ſich jetzt viel in der freien Luft bewegte, erholte er ſich ſchnell von den geiſtigen Anſtrengungen der letzten Wochen in der Stadt, und weil er ſtets angenehm beſchäftigt war, erblaßten auch die Erinnerungen aus jener Zeit immer mehr. Sie quälten ihn jetzt weniger, des Tages nur noch ſelten, aber des Nachts in ſeinen Träumen kehrten ſie oft wieder. Dann umgaukelten ſie ihn mit ſo lieblichen Bildern, daß er am Morgen mit einem wehmüthigen Gefühle und brennender Sehnſucht nach jenen Tagen erwachte.

So verging die Ferienzeit, und eines Tages wurden ſeine Koffer, in welche die Mutter ſorgſamer Weiſe eine ganze Ausſteuer eingepackt hatte, mit einem Boten abgeſchickt, und am nächſten Tage reiſte Arved ſelbſt, begleitet von den beſten Wünſchen und Hoffnungen der Eltern, zur Univerſität ab. Noch ein Mal winkte er zurück, als der Schlitten durch das Hofthor hinausfuhr, und in ſauſendem Galopp mit luſtigem Schellengeklingel ging es fort, der wilden Luſt und der ungebundenen Freiheit des Studentenlebens entgegen.

5. Capitel.

Wie wird das kleine Volk genannt,
Zieht luſtig durch die Welt
Und treibt, wie's Niemand noch gekannt,
Den Frohſinn ohne Geld:
Das iſt der Burſch, aus froher freier Bruſt
Schöpft er des Lebens Luſt.

Grindel.

Studentenleben.

Arved war ſeit mehreren Tagen in Dorpat. Er hatte ſeine Wohnung eingerichtet, ſeine Papiere abgeliefert und wartete nun auf die Immatriculation, die heute ſtattfinden ſollte. Mit dieſem Acte ſollte das Studentenleben beginnen. Da er in der Stadt noch völlig unbekannt war, hatte er ſeine Wohnung in einer abgelegenen Gegend gemiethet, aber ſie war geräumig und freundlich und die hübſche Einrichtung, die ihm ſeine Mutter mitgegeben hatte, machte ſie noch traulicher. Uebrigens dachte er noch nicht daran, ſeine Wohnung beſonders ſorgfältig auszuſchmücken, denn er hatte ſich darauf gefaßt gemacht, daß er dieſes Semeſter nur wenig zu Hauſe ſein werde.

Um 12 Uhr begab er ſich in das Univerſitäts-Gebäude. Die neuen Studenten, gegen 100 an der Zahl, wurden nun von dem Rector in kurzen Worten ermahnt, des Zweckes ihres Aufenthaltes auf der Univerſität ſtets eingedenk zu ſein und ein fleißiges, ſittliches Leben zu führen, dann erhielt Jeder ſein Immatriculations-Zeugniß, ein Belegbuch nebſt „Vorſchriften für Studirende", und nun konnten ſie gehen. Sie waren jetzt Studenten! Unten im Vorſaal warteten die Olderleute der verſchiedenen Corporationen auf ihren Zuzug.

Arved geſellte ſich zu dem Oldermann der von ihm auserwählten Verbindung, und nach und nach fanden ſich bei dieſem 15 Füchſe zuſammen. Nun ging es in langem Zuge im Gänſemarſch durch die Straßen der Stadt über den Marktplatz zur Corporationskneipe, wo ſchon eine Geſellſchaft älterer Studenten ſaß und die Neuankommenden erwartete.

Dieſe wurden bei ihrer Ankunft ſofort an die Wand geſtellt und Jeder erhielt den obligaten „Antrittswanzen", ein greuliches Gebräu aus warmem Waſſer und dem allerbilligſten Rum. Während ſie nun dieſes Getränk unter den Klängen eines bekannten Liedes ausſchlürften, erſchien Brutus, der Corporationshund. Er hatte früher den ſchlichten Namen Caro geführt, nachdem er aber einſt einen anderen Hund, Caeſar, getödtet, war er mit dem hiſtoriſchen Namen Brutus belegt worden. Dieſer beſchnüffelte einen Jeden der Reihe nach und machte ſich ſo vorläufig mit den Füchſen bekannt. Er ſchien für das Erſte nicht ſehr erbaut über den diesjährigen Zuzug zu ſein, denn er ſchüttelte mißmuthig ſein Haupt und legte ſich wieder reſignirt auf ſeinen Stammplatz, eine Ecke des Sophas.

Nachdem die Füchſe ihre Gläſer geleert hatten, wurde jeder von ihnen in die Mitte einer kleinen Geſellſchaft Aelterer genommen und das „Bekanntmachen" begann.

Freilich ward die Bekanntſchaft oft recht ſonderbar eingeleitet. Der eine

Fuchs wurde sogleich auf den Tisch gestellt, um von allen Seiten genau betrachtet werden zu können. Die Bewunderung galt nämlich seiner auffallend eleganten Kleidung. Einem Anderen wurde seines Körperbaues, namentlich seiner langen Arme wegen zugemuthet, daß er vortrefflich klettern müsse, und er ward aufgefordert, sofort am Thürpfosten eine Probe seiner Geschicklichkeit abzulegen. An einem anderen Tische fielen einige im geistreichen Spiele „Fuchs und Hase" herein oder es ward ihnen mit kniffligen Fragen zugesetzt. So wurde ein angehender Mediciner gefragt, ob er glaube, daß Unfruchtbarkeit erblich sein könne und Aehnliches.

Arved erhielt seinen Platz neben einem kräftig gebauten Jüngling mit äußerst burschikosen Manieren und einem anderen von schlankem Körperbau mit einem sympathischen Gesichte und ernstblickenden Augen. Der Erste, der auf den nicht mehr ungewöhnlichen Namen Schmidt hörte, saß in Hemdsärmeln da und schien Hemdkragen wie Manchetten für überflüssige Luxusgegenstände zu halten. Er eröffnete die Unterhaltung, indem er Arved fragte, ob er auch brav zu saufen verstände. Auf dessen verneinende Antwort wollte er ihn zur Probe eine Flasche aus dem Halse trinken lassen, wovon ihn jedoch der Andere, der Friedrich Streber hieß, aber den Spitznamen „Schiller" führte, abhielt, indem er sagte: „Schone doch den Fuchs ein wenig. Willst Du ihn denn durchaus gleich betrunken machen?"

„Ein guter Männerrausch kann ihm nichts schaden, denn er scheint ein Muttersöhnchen zu sein. So ein Fuchs wird durch zarte Behandlung nur noch mehr verdorben."

„Hast Du sonst noch etwas für Dich anzuführen?" wandte er sich wieder an Arved. „Verstehst Du wenigstens zu pauken?" Arved verneinte. „Auch das nicht! Was willst Du denn eigentlich hier machen?"

„Vielleicht das Saufen und Pauken lernen."

„Das ist gesinnungstüchtig. Bist Du Duellant?"

„Ich habe mich in dieser Frage noch nicht entschieden."

„Diese greisenhafte Bedenklichkeit! Was giebt es da viel zu überlegen und zu entscheiden? Auf Schimpf folgt Schlag! Ist es ein Knot — mit der Faust vor den Kopf, ist es ein Bursch — mit der Plempe über den Buckel."

Jetzt gab auch Streber eine ausführliche Abhandlung über das Duell, und zwar behandelte er die Sache weit idealer. Er erklärte die Bedeutung des Zweikampfes dahin, daß dieser zunächst ein Beweis dafür sei, daß der Beleidigte die Ehre als sein höchstes Gut achte und selbst sein Leben für sie einzusetzen bereit sei, und dann sei das Duell das äußerste Mittel, um eine Beleidigung aufzuheben, wenn der Beleidiger nicht die Erklärung machen wolle, welche der Beleidigte seinem Ehrgefühle nach verlangt. Die Satisfaction liege somit nicht erst im Beschädigen des Gegners, sondern schon darin, daß man auf die Mensur trete und so sein Leben gegen das des Gegners riskire.

„So stehe ich jedenfalls nicht," fiel Schmidt ein. „Hat mich Jemand

beleidigt, so suche ich ihm die Sache einzutränken. Ich will Rache, und da mir im Duell eine anständige Art dafür geboten wird — gehe ich eben los. Gebe ich ihm — gut, giebt er mir — nichts zu machen. Einstweilen pauke ich eifrig, damit mir dieses nicht oft passirt."

In diesem Augenblick trat noch einer von den Aelteren hinzu. Er war hager und bleich, hatte abgespannte Züge, eingefallene Wangen und einen kalten, fast todten Blick. Sein Deckel saß ihm tief im Nacken.

„Wie geht es Dir mit den neuen Füchsen, Spitzer?" fragte Schmidt den neu Hinzugekommenen. „Amüsirst Du Dich mit ihnen?"

„Amüsiren mit diesem Pack? Nein, aber sie wirken ganz wohlthätig auf mich, besser als jede scheußliche Medicin, und Du weißt, ich leide an Schlaflosigkeit." Dann setzte er sich ein Pince-nez auf, betrachtete Arved flüchtig und fragte ganz laut, „wer dieses Pflänzchen sei". Arved stellte sich ihm vor. „Wie?" Arved wiederholte seinen Namen deutlicher. „Wie?" fragte jener noch einmal. Arved merkte nun, daß es auf eine Provocation abgesehen war, und fragte ihn daher gleichfalls mit barscher Stimme, ob er harthörig sei. Spitzer betrachtete ihn etwas genauer, denn eine solche Dreistigkeit hatte er bei einem Fuchse wohl nicht erwartet, im Uebrigen machte er aber, als wenn er die Frage nicht gehört hätte, und schickte Arved nach einer Flasche Bier an das Buffet.

Nachdem dieser sich entfernt hatte, fragte er: „Was ist das für ein Fuchs? Seiner Physiognomie nach muß er etwas Intelligenz besitzen."

„Wenigstens läßt er sich nicht verblüffen," sagte Streber.

„Mir scheint er stark philisterhaft zu sein," bemerkte Schmidt unwillig.

„So, so. Das soll heißen, er trägt reine Wäsche, heile Kleider und eine Cravatte," versetzte Spitzer mit einem Blick auf Schmidt. „Was ich sonst an Füchsen eben kennen gelernt habe, ist keine 5 Kopeken werth."

„Ich glaube gern, daß Du auf Deine Art nicht viel aus ihnen herausbekommst," erwiderte Streber, „denn wenn Du mit einem auch nur 2 Minuten gesprochen hast, ist er sicher Dein Parte."

„Gut, wenn sie nur immer fordern würden, dann wäre man sie schnell los, aber Einige sind selbst dazu zu blöde. Ein dummes Volk!"

Jetzt kehrte Arved mit dem Bestellten zurück.

„Oeffne die Flasche." Er that es.

„Das wenigstens verstehst Du," sagte Schmidt, „zur Noth wirst Du also Dein Brod als Kellner verdienen können."

Arved war erst ganz verblüfft über diese unmotivirte Grobheit, dann forderte er. Schmidt lachte, ließ ihm sofort seine Entschuldigung machen und die Unterhaltung ward fortgesetzt.

„Natürlich wurdest Du, wie alle Füchse, eben über Deine Stellung zum Duell interpellirt," sagte Spitzer zu Arved. Dieser bejahte es.

„Und was haben Dir diese da eingeredet?"

„Ich weiß nicht, ob sie diesen Zweck verfolgten. Streber meinte, er ginge

los, weil er seine gekränkte äußere Ehre durch das Riskiren des Lebens rehabilitire, Schmidt dagegen behauptet, das Duell nur als einen Racheact aufzufassen."

„Und wem schließt Du Dich an?"

„Ich glaube, der richtige Standpunkt wird zwischen beiden liegen, denn es werden wohl beide Momente dabei in Betracht kommen."

„Wirklich! Ich würde Dir rathen, mit diesen beiden Ansichten zu brechen und folgendes Princip zu verfolgen: weder halte Deine Ehre für gekränkt, wenn Dich Jemand Esel schimpft, noch ärgere Dich allzu sehr darüber, sondern begnüge Dich mit der Entschuldigung, welche Dir Dein Parte vor dem Ehrengericht doch machen m u ß. Das wird ihn am meisten ärgern."

Arved konnte sich damit nicht einverstanden erklären, sondern begann seine Gegengründe anzuführen. Er betonte, daß die Satisfaction im wahren Sinne doch nicht im größeren oder geringeren Aerger des Gegners liege u. s. w. Natürlich konnte er dabei nicht viel Neues vorbringen, sondern führte blos Gründe und Beweise an, die Spitzer als älterem Studenten schon lange geläufig waren. Dieser hörte ihn daher nicht lange an, sondern erhob sich, nachdem er einige Male gegähnt hatte, und äußerte mit der größten Freimüthigkeit, zu Streber gewandt:

„Ich finde keine Spur von einem Geist, und Alles ist Dressur!" Arved forderte.

„Du gehst zu scharf in's Zeug, Fuchschen," sagte Schmidt ihm auf die Schulter klopfend, „wofür hast Du ihn eigentlich gefordert? Er ist doch nicht verpflichtet, Deine Unterhaltung geistreich zu finden."

„Nein, aber das Wort Dressur halte ich für beleidigend."

„Was kann er denn dafür, daß Goethe so reimt!"

„Laß ihn nur," unterbrach ihn Streber, „es ist besser, er fordert zu viel als zu wenig. Allmählich wird er schon seine Empfindlichkeit ablegen und lernen, nur da zu fordern, wo es nöthig ist."

Jetzt wurde Arved an einen anderen Tisch gerufen, wo er einen Landsmann Baron Hartfels kennen lernte, eine durchaus aristokratische Erscheinung. Er war groß und schlank mit sehr strammer Haltung und einem langen blonden Schnurrbart. Neben ihm saß ein dicker Mensch mit jovialem rothem Gesichte und einer noch rötheren Nase, der Bachmann hieß, in der Corporation aber den Spitznamen Bacchus führte.

Der Erste eröffnete das Gespräch mit Arved, indem er diesen fragte, aus welchem Hause er sei. Es gab nämlich im Lande mehrere Familien v. Eichen. Darauf begann er sich mit ihm auf das Liebenswürdigste zu unterhalten. Er war offenbar kein Anhänger des „burschikosen Princips", von dem Arved bisher wenig Gutes erfahren hatte. Um so mehr schien Bachmann Vertreter jenes Princips zu sein, denn er unterbrach Arved häufig durch schnöde Anspielungen und Bemerkungen, was diesem um so unangenehmer wurde, als er auf dem besten Wege war, mit Hartfels in ein vernünftiges Gespräch zu gerathen. Er

ſah bald ein, auf eine ungeſtörte Unterhaltung dürfte er heute nicht rechnen, das ſchien gegen jeglichen Uſus zu ſein.

Nachdem Arved noch mehrere Male die Geſellſchaft gewechſelt hatte, rief ihn Streber, für den er von der erſten Bekanntſchaft her eine Zuneigung hegte, zu ſich, ſetzte ſich mit ihm allein an einen Tiſch und fragte:

„Nun, was für einen Eindruck haſt Du bisher von dem Leben hier gewonnen?“

„Ich bin weit davon entfernt, aus dem bisher Erlebten auf das Ganze ſchließen zu wollen,“ erwiderte Arved, „aber bis jetzt iſt mir wohl Alles recht fade und abgeſchmackt erſchienen.“

Streber lächelte und Arved fuhr freimüthig fort: „Wohin man kommt — überall wird man in derſelben Weiſe, faſt mit denſelben Worten empfangen, mit Jedem muß man über dieſelben Gegenſtände ſprechen, und von Jedem wird man mit ſchlechten Witzen oder gar Grobheiten tractirt. Mindeſtens ein halbes Dutzend habe ich ſchon fordern müſſen.“

„Du haſt Recht, Fuchs. Aber am erſten Tage, ja im Laufe der erſten Wochen darfſt Du es nicht anders erwarten. Es iſt auch dieſes eine nützliche Schule. Du ſollſt lernen, Dich aus Sticheleien und für Dich unangenehmen Geſprächen auf gute Weiſe herauszuziehen, immer richtig zu reagiren. Dazu wirſt Du jetzt ſo zu ſagen mit allen Hunden gehetzt, d. h. nicht nur mit Sticheleien, ſondern auch mit Grobheiten auf die Probe geſtellt. Haſt Du aber erſt längere Zeit hier gelebt und Dich mit den Verhältniſſen vertraut gemacht, wirſt Du einſehen, daß dieſes Simpeln und Witzeln nicht die Hauptſache ausmacht, ſondern daß der Kern des Corporationslebens weit tiefer und ernſter iſt. Doch das mußt Du ſelbſt einmal erkennen.“

Darauf ging Streber auf ein anderes Thema über. Er erkundigte ſich nach Arved's früherem Leben, nach ſeinen Intereſſen, und unterhielt ſich dann längere Zeit mit ihm über Literatur und Geſchichte. Dabei führte er das Geſpräch mit der größten Liebenswürdigkeit, ſtörte es nicht durch die einem Fuchſe gegenüber ſo gewöhnlichen Spöttereien und behandelte Arved überhaupt wie einen gleichgeſtellten Kameraden, was Füchſen ſelten genug paſſirt. Streber ſtudirte Geſchichte und war ein begeiſterter Verehrer ſeiner Wiſſenſchaft. Hand in Hand damit ging ſein Intereſſe für die Literatur, und ſeine näheren Bekannten behaupteten ſogar, er ſei ſelbſt Dichter. Dieſes Gerücht hatte zuſammen mit ſeinem Vornamen Friedrich den Spitznamen Schiller erzeugt.

Arved ward durch die idealen Anſchauungen, die Streber im Laufe ſeines Geſpräches entwickelte, ſo angenehm berührt, daß er das Mißtrauen, welches in ihm durch die vielen vorhergegangenen Hetzereien erzeugt war, bald ablegte und ſich auch ſelbſt offen und ungenirt äußerte. So war es natürlich, daß die Unterhaltung angenehm und anregend für ihn wurde. Er fühlte ſich ſo wohl, daß er alle Unannehmlichkeiten vergaß und ſchon jetzt zufrieden damit war, in die Corporation eingetreten zu ſein, die ihm ſolche Bekanntſchaften vermittelte. So

unterhielten ſie ſich längere Zeit ungeſtört, während ringsumher Lärmen, Gläſerklingen und lautes Lachen ertönte.

Plötzlich kam Spitzer wieder heran. Sein Gang war bereits etwas unſicher, und ſein Deckel ſaß ihm noch tiefer im Nacken als vorhin. Er ſetzte ſich ruhig zu den Beiden und ſagte:

„Fuchs, gieb mir was zu rauchen!“

Arved ließ ihn darauf aufmerkſam machen, daß ſie Parten wären, worauf Spitzer ihm durch Streber Vertrag anbieten ließ. Arved erklärte, ſo ohne Weiteres nicht darauf eingehen zu können.

„Was verlangt er denn von mir?“ fragte Spitzer, zwar noch zu Streber gewandt, aber ſo laut, daß Arved jedes Wort hören mußte.

„Ich will ihm gegenüber ſein eigenes Princip anwenden,“ entgegnete Arved, „und von ihm die Satisfaction in Form der vom Ehrengericht vorgeſchriebenen Entſchuldigung nehmen.“

„Iſt der Menſch verrückt?“ rief Spitzer auffahrend, dann aber lachte er, reichte Arved die Hand und ſagte: „Ich mache Dir meine Entſchuldigung, und Du magſt annehmen, daß es eine erzwungene iſt.“

Arved ſchlug ein und jener fuhr fort:

„Du ſcheinſt mir wirklich der einzige Fuchs zu ſein, der einigermaßen angeht. Die anderen ſind ſämmtlich Schlafmützen. Sieh mal dieſen!“ — er wies dabei auf einen ſchwerbetrunkenen Fuchs, der eben vorbeiſtolperte und auf dieſe Worte hin grinſend ſtehen blieb. — „Ich habe ihm eben klar gemacht, daß er nicht nur mir und ſich ſelbſt, ſondern auch der ganzen Menſchheit eine Wohlthat erweiſen würde, wenn er ſich aufhinge. Aber er thut es nicht! Jetzt ſchieb ab.“ Der Unglückliche trollte ſich, noch immer grinſend.

Auch Streber entfernte ſich und Arved blieb mit Spitzer allein.

„Du haſt Dich vorhin über mein Citat geärgert,“ begann er, „aber das mußt Du Dir abgewöhnen. Ich habe nämlich die Angewohnheit, hin und wieder Stellen aus dem „Fauſt“ zu citiren, und daß dieſe nicht immer ganz zahm ſein können, wirſt Du verſtehen. Nebenbei geſagt, ſind Heine's Werke und dieſer „Fauſt“ die einzigen Erzeugniſſe der deutſchen Literatur, die etwas taugen.“

Arved erlaubte ſich, dem zu widerſprechen.

„Du biſt am Ende auch ein Verehrer der Poeten und der Poeſie im Allgemeinen?“

„Ja, in hohem Grade.“

„Das iſt mir unbegreiflich! Es iſt doch klar, daß mindeſtens 90 Procent der deutſchen Dichter einfach verrückt geweſen ſind. Dichteſt Du am Ende auch?“

„Ich habe mich bisweilen darin verſucht.“

„Hm! Alſo iſt die Wahrſcheinlichkeit, daß Du einmal verrückt werden wirſt, wie 90 gegen 10. Mache nicht gleich ein ſo piquirtes Geſicht, Du brauchſt deshalb nicht wieder zu fordern. Du magſt ja annehmen, daß Du zu den 10 Procenten gehörſt oder noch kein deutſcher Dichter biſt.“

„Ich weiß aber nur von sehr wenigen Dichtern, daß sie wahnsinnig geworden sind."

„Ja freilich, im Tollhause gestorben sind nicht viele, aber dort zu leben hätte so Mancher verdient! Nimm z. B. Schiller! Der Kerl muß entweder blind und taub gewesen sein, sonst hätte das Leben unter Menschen ihn schon von seinem überspannten Idealismus abgebracht, oder — er war eben verrückt!"

Arved war empört. „Hast Du denn seine Gedichte nie mit Vergnügen gelesen? Dich nie an ihnen begeistert?" fragte er.

„Ich begeistere mich niemals, das ist ein Unsinn."

„Auch nie an den Thaten großer Männer, wie sie uns die Geschichte überliefert?"

„Das ist ja Schwindel! Wer glaubt denn das Alles? Hinter diesen begeisternden Heldenthaten steckt sicherlich immer etwas sehr Nüchternes und Prosaisches. Der Heldentod des Leonidas! Er war umzingelt, Pardon konnte er nicht erwarten, er kämpfte also tapfer bis zum letzten Blutstropfen, was jedes wilde Thier auch thut, und jetzt wird ein solches Geschrei von ihm gemacht! Themistokles soll des Nachts herumgewandert sein, weil ihn das Denkmal des Miltiades nicht Ruhe finden ließ! Wahrscheinlich soupirte er zu reichlich und mußte deshalb Nachts Spaziergänge unternehmen. Marcus Curtius, der sich zum Wohle Roms in einen Abgrund stürzte, kam wohl betrunken aus einer Weintaberne und taumelte in eine Kloake. Decius Mus soll für den Sieg seines Heeres den Opfertod gesucht und gefunden haben! Sicherlich ging blos sein Pferd mit ihm durch, oder er wollte auf diese passabel anständige Weise seinen Manichäern, einem bösen Weibe oder dergleichen entgehen!"

Arved war erst starr vor Entrüstung, dann aber begann er seinen Standpunkt mit Feuer zu vertheidigen.

„Sonderbarer Schwärmer!" unterbrach ihn Spitzer, „was studirst Du denn?" — „Jurisprudenz." — „Und da glaubst Du mit Idealismus irgend etwas anfangen zu können? Wirf den weg! Halte Menschenliebe, höhere Gerechtigkeit und dem Aehnliches für sentimentale Phrasen, traue keinem Menschen, sondern halte jeden für einen Schurken, der Dich betrügen will — dann wirst Du ein berühmter und reicher Jurist werden!"

Jetzt ward es Arved zu viel. Er gab das Gespräch auf.

Unterdessen ist der Abend angebrochen. Mehrere Füchse sind schon wegen allzu großer Trunkenheit nach Hause geschickt worden, und auch die Zahl der Aelteren hat sich stark verringert. Arved, der den ganzen Tag über mäßig getrunken hat, ist noch verhältnißmäßig nüchtern und im Stande, die Vorgänge zu beobachten. Es herrscht eine äußerst lärmende Lustigkeit.

Jetzt springt Einer auf den Tisch und ruft laut: „Halloh! wollen wir einen Länderpodräd machen. Nach Ropkoi!" Lauter Beifall antwortet.

„Füchse, Füchse!" schreit der Oldermann und klopft mit einem Glase an eine Flasche, bis beides in Stücke geht. Arved und einige andere Füchse eilen herbei.

„Ihr verfluchten Schnauzen, könnt Ihr nicht ſchneller hören? Wo habt Ihr eure Grauen (scil. Ohren)?“

Nachdem er ſie ſo abgekanzelt und ihnen ſeine Autorität vor Augen geführt hat, befiehlt er:

„Schnell, geht und holt 4—6 Fuhrleute, aber Zweiſpänner!“

Die Füchſe wollen hinauseilen, aber der Oldermann ruft ſie noch einmal zurück.

„Wartet noch und hört erſt ordentlich zu, wenn man Euch etwas ſagt. Holt alſo 5—7 Zweiſpänner, aber nur nicht Nr. 22, den habe ich neulich gehauen, und auch nicht Nr. 87, dem bin ich noch verſchiedenes Geld ſchuldig! Jetzt geht!“

Die Fuhrleute ſtehen bald vor der Thür, die meiſten der Anweſenden ſetzen ſich in die Schlitten, und fort geht es mit Schellengeklingel, lautem Gejohl und Schreien, erſt durch die Straßen der Stadt, dann in raſendem Galopp, bei dem ein Schlitten den anderen zu überholen ſucht, noch einige Werſt auf der Landſtraße hin bis vor den betreffenden Ropkoiſchen Krug.

Lärmend dringt man hinein. Ein paar Handwerksburſchen, die mit ihren Freundinnen in dasſelbe Local gekommen ſind, um ſich einen frohen Tag zu machen, drücken ſich ſchleunigſt durch die Hinterthür.

Nachdem alle Theilnehmer des Podräds ſich verſammelt haben, werden zunächſt einige Schnäpſe „gerieben“, dann ſetzt man ſich in den Saal, und das Trinken wird fortgeſetzt.

Die Muſik-Capelle, die für ſolche Gelegenheiten hier bereit gehalten wird, erſcheint 8 Mann ſtark, die Inſtrumente werden geſtimmt — und nun geht es los! Muntere Tänze und Märſche folgen ununterbrochen. Ganz richtig wird freilich nicht geſpielt, aber für die Verhältniſſe genügt es, und die Muſik animirt die ſchon erhitzten Gemüther noch mehr.

Bier iſt bald zu ſchlecht, eine Bowle wird beſtellt, eine zweite folgt bald. Die Luſt ſteigt immer mehr, ſie wird bald zu einem wilden Taumel, und jetzt, wo die Muſik den feurigen Galopp aus der „ſchönen Helena“ intonirt, fährt die Melodie Einigen ſo in die Beine, daß ſie aufſpringen, ſich einander gegenüber ſtellen und, von lautem Beifallsrufe umrauſcht, einen wüſten Cancan aufführen.

„Das iſt noch gar nichts!“ ruft jetzt Schmidt, nachdem die Tänzer ſich erſchöpft geſetzt haben, „wir wollen einen Circus machen.“ Und er eilt hinaus.

Gleich darauf kehrt er mit einem ausgeſpannten Fuhrmannspferde in den Saal zurück. Das Thier ſcheut vor dem hellen Lichtſchein und dem frenetiſchen Beifallsgebrüll, aber Schmidt ſpringt ihm auf den Rücken und galoppirt mehrmals im Kreiſe herum. Damit noch nicht zufrieden, ſtellt er ſich aufrecht auf den Rücken des Pferdes und vollführt dort einige ſo kunſtvolle Evolutionen, daß er das Gleichgewicht verliert und — ſich plötzlich auf der Diele befindet, wo er mehr in Folge der Trunkenheit als des Sturzes ruhig liegen bleibt. Er wird

auf ein Sopha gelegt, und da ſich der Gaul unterdeß durch Treten und Beißen unliebſam gemacht hat, wird er ſeinem Herrn zugeſtellt.

Da man ſich aber einmal in das Gebiet der darſtellenden Künſte gewagt hat, wird proponirt, lebende Bilder aufzuführen.

„Vortrefflich, aber wer wird ſie ſtellen und wie?“ fragt man.

„Ich übernehme es, dieſelben zu arrangiren,“ ſagt Spitzer, „aber Jeder von Euch muß verſprechen, ſo weit ich es verlange, mitzuwirken.“

Dieſes wird zugeſagt, und er zieht ſich in ein Nebenzimmer zurück, deſſen Thür mit einem alten Laken als Vorhang verſehen wird. Auch ſieht man ihn mit dem Wirth und der Wirthin conferiren, worauf einige geheimnißvolle Päckchen zu ihm geſchafft werden.

Schon nach einer Viertelſtunde öffnet er die Thür und hält hinter dem Laken hervor einen kleinen Prolog, in welchem er die Zuſchauer ermahnt, beſcheiden in ihren Anforderungen zu ſein und ſich vom eigenen Scharfſinn im Errathen mehr Unterhaltung zu verſprechen, als von den mimiſchen Künſten der Aufführenden und deren Ausſtattung. Dann verkündigt er, das erſte Bild ſtelle eine hiſtoriſche Scene vor, und der Vorhang wird zur Seite geſchoben.

Man ſieht ihn als Triumphator gekleidet, mit einem Purpurmantel, d. h. einer rothen Bettdecke, und einem alten Erntekranz auf dem Haupte am Ufer eines Fluſſes ſtehen, welcher auf der Diele durch Ausgießen einer Flaſche Bier erzeugt worden iſt. Er zählt an ſeinen Rockknöpfen ab „ja, nein, ja, nein, ja!“ und ſetzt dann mit kühnem Sprung über den Fluß.

„Cäſar am Rubicon!“ «Alea jacta est!» jubeln die Zuſchauer.

„Richtig gerathen.“

Wieder wird eine hiſtoriſche Scene angekündigt. Man ſieht einen gedeckten Tiſch, und an dieſem ſitzt Spitzer, der an einem Backenbarte aus Flachs und daran, daß er eigenthümlicher Weiſe in ein Plaid gewickelt ſpeiſt, ſogleich als Engländer zu erkennen iſt. Unter häufigem Gebrauch von «Goddam» beſtellt er beim Kellner eine Portion Beefſteak mit Mixed Pickles und eine Flaſche Porter.

Erſt nach längerem Hin- und Herrathen ward conſtatirt, daß die engliſche Reſtauration gemeint ſei.

Jetzt werden noch zwei von den Anweſenden hereingerufen, und es entſteht eine längere Pauſe, dann hört man Spitzer's Stimme:

„Ein Schiller'ſches Gedicht,“ ſagt er, „und dieſes Mal treten Damen auf.“

Als hierauf ein Hurrah ertönt, fügt er warnend hinzu: „Für Solche, welche geneigt ſein ſollten, die Grenzen des Anſtandes zu überſchreiten, ſteht ein Knüppel hinter der Thür.“

Der Vorhang verſchwindet, und man ſieht den Einen als Mädchen gekleidet in etwas derangirter Toilette auf einem Sopha ſitzen und verzweiflungsvoll die Hände ringen, während der Liebhaber die Thür zu gewinnen ſucht, verfolgt von Spitzer, der als altes Weib gekleidet ihm mit einem Beſen nacheilt.

Das Bild findet colossalen Beifall, namentlich wird das Mädchen bewundert, das von einem sehr hübschen jungen Commilitonen gegeben wird.

„Was stellt es vor?"

„Hektor's Abschied!"

„Unsinn, wozu denn das alte Weib?"

„Es ist die Stelle aus der Glocke „Da werden Weiber zu Hyänen u. s. w."

„Oder „Munter fördert seine Schritte"!"

„Nein, Alles nichts."

„Ich hab's, es ist der Kampf mit dem alten Drachen."

„Richtig."

Nun wird Schmidt aus dem Schlafe gerüttelt und auf die Bühne geschleppt, und als sich der Vorhang wieder hebt, sieht man ihn mit sehr verschlafenem Gesichte, aber mit aufgekrempelten Aermeln und geballten Fäusten hinter einer Thür stehen, während Spitzer, als harmloser Stutzer gekleidet, sich nichts ahnend derselben nähert. Das Bild soll wieder ein Gedicht von Schiller vorstellen.

„Es ist „die Erwartung":

Hört' ich das Pförtchen nicht gehen,
Hat nicht der Riegel geklirrt?"

„Nein, ich weiß, es soll Faust vorstellen!"

„Esel, ist das ein Gedicht von Schiller?" ruft Spitzer, aus der Rolle fallend, dem Unbedachten ärgerlich zu.

„Die Glocke! Nehmet Holz vom Fichtenstamme!"

„Nein, Ihr müßt auf unsere Namen achten," entgegnete Spitzer.

„Ach so, es ist der Spaziergang."

„Wie kommt denn das heraus?"

„Nun, Spitzer ist doch der Wiener Spaziergänger!"

„Nein, das ist zu gesucht, wir werden das Stück weiter spielen," versetzt dieser.

Man sieht ihn nun zu Boden geschlagen und über ihn gebeugt murmelt Schmidt: „der ist besorgt."

„Ach, der Gang zum Eisenhammer!" rufen Alle.

„Nun endlich! Ihr seid grenzenlos schwerfällig, Schmidt — Eisenhammer —, das liegt doch auf der Hand!"

Es folgt nun Bild auf Bild, eines drolliger und bald auch pikanter als das andere. Fast alle Schiller'schen Dramen werden aufgeführt, und namentlich erntet die „Jungfrau von Orleans" rasenden Applaus. Erst als Allen die Seiten vom Lachen schmerzen, außerdem auch die wenigen vorhandenen Kostüme sich allzu oft zu wiederholen beginnen, hört man mit diesem Spiele auf und setzt sich wieder an den Kneiptisch.

Arved hat dem wilden Treiben zuerst mit einigem Befremden zugeschaut, bald aber ist er selbst in derselben Stimmung, er macht jeden Unsinn mit und amüsirt sich dabei vortrefflich. Auch ihm ist das viele Trinken etwas zu Kopf

gestiegen, aber er giebt sich dadurch nur noch offener und freier, er verkehrt zwanglos mit den älteren Leuten, ohne die Blödigkeit oder allzu große Empfindlichkeit eines Fuchses zu zeigen, und erregt dadurch bei Allen große Zufriedenheit. So geht es noch manche Stunde, dann kehrt man in die Stadt zurück, doch nicht ohne einige Abenteuer, und Arved ist am nächsten Morgen eben so erstaunt als froh, sich glücklich in seinem Bette zu finden, wenn auch mit schrecklichen Kopfschmerzen. Er hat noch eine dunkle Vorstellung davon, daß er zweimal mit dem Schlitten und allen seinen Insassen im Graben gelegen hat, daß der Fuhrmann zur Strafe dafür mitten auf dem Wege zurückgelassen worden ist und er selbst auf dem Bocke gesessen und den Schlitten in einem wahnsinnigen Tempo in die Stadt zurückgekutscht hat. Weiter erinnert er sich noch eines großen Saales, trübe von Tabaksqualm, gefüllt mit Menschen und alle Tische bedeckt mit Bierflaschen. Auch kommt es ihm so vor, als ob er eine Zeit lang mitten in einem großen Kreise älterer Commilitonen gesessen hat, von ihnen überfallen worden ist und dreist geantwortet hat, wofür er mit ungezählten Strafgläsern bedacht wurde, alles Weitere aber ist ein völlig dunkler Zeitabschnitt in seinem Leben.

Kaum weniger wild und ungebunden vergingen die nächsten Wochen, ja Monate für Arved. Es war das richtige Fuchsleben: des Morgens kaum aus dem Bette gestiegen — in die Kneipe und dort die Mittagszeit zugebracht; dann gaben gewöhnlich Aufträge und Besorgungen für den Nachmittag zu thun; zum Thee ging es zu irgend einem der älteren Leute, und hier verlebten dann die Füchse die ruhigsten und angenehmsten Stunden des Tages, denn da sie Gäste waren, wurden sie hier weit zuvorkommender behandelt, als bei anderen Gelegenheiten; nach dem Thee hieß es stets: „auf's Conventsquartier", wo dann ein guter Theil der Nacht todtgeschlagen ward, bis der geplagte Fuchs endlich gegen Morgen todtmüde nach Hause wankte, um endlich einige Stunden der wohlverdienten Ruhe zu pflegen und am nächsten Morgen den Kreislauf von Neuem zu beginnen. — — —

So sehr dieses Leben den bisherigen Gewohnheiten Arved's widersprach, er befreundete sich doch bald mit demselben. Ja, er fand sogar bald einen gewissen Reiz in diesem ungebundenen, sorglosen Leben, um so mehr, als seine durch Verhältnisse und Erziehung zurückgehaltene Jugendfrische und Wildheit sich nun endlich frei sah. So ging das Semester zu Ende. Es war Anfang Mai, als die Füchse aus allerhand Anzeichen herauscombinirten, daß auf dem heutigen Convente die Aufnahme in die Landsmannschaft stattfinden würde. Von der Stunde an, zu der sie den Convent anzuzeigen gehabt hatten, saß nun Jeder voller Erwartung zu Hause.

Auch Arved war in nicht geringer Spannung. Ueberlegte er sich seine Stellung in der Corporation und vergegenwärtigte er sich das Benehmen der Landsleute gegen sich, so schien es ihm das eine Mal sehr wahrscheinlich, daß er heute aufgenommen werden würde; im nächsten Augenblicke aber fiel ihm allerhand ein, was diese Hoffnung völlig zerstörte.

Plötzlich hörte er Schritte auf der Treppe, und mehrere Landsleute, Arthur Hartfels an der Spitze, treten ein. Natürlich hätte Arved den Zweck ihres Erscheinens leicht errathen müssen, aber gerade jetzt wagte er es nicht, an das Nächstliegende zu denken.

Seine Gäste setzten sich und begannen von gleichgiltigen Gegenständen zu reden. Dann ergriff Hartfels das Wort und erzählte mit sehr ernstem Gesichte, daß heute der Aufnahme-Convent gewesen sei, daß er auf demselben Arved zur Aufnahme proponirt hätte, daß aber die meisten Landsleute der Meinung gewesen seien, er habe sich noch viel zu wenig in die Verhältnisse eingelebt und müsse sich noch sehr ändern, ehe er aufgenommen werden könne. Nun mischten sich auch die Anderen in das Gespräch. Jeder von ihnen hatte eine schlechte Eigenschaft an Arved bemerkt und tadelte diese nun in den schärfsten Ausdrücken. Dabei konnte sich Arved gegen diese Anschuldigungen nicht vertheidigen, obgleich sie in der schonungslosesten Form vorgebracht wurden, denn erstens sollte ja Alles zu seinem Besten geschehen, und dann enthielten die meisten Vorwürfe wirklich eine Spur von Wahrheit. So saß er denn da wie ein armer Sünder. Als er eben völlig niedergedrückt die letzte Hoffnung aufgeben wollte, setzte ihm Hartfels plötzlich den dreifarbigen Deckel auf das Haupt. Arved sah ihn erst zweifelnd an, dann aber fiel er ihm um den Hals und umarmte ihn stürmisch, ebenso die Uebrigen, von denen ihm Jeder ein Farbenband umhängte.

Nun ging es im Fluge zur Kneipe, wo die neu Aufgenommenen von den Alten empfangen und sehr herzlich als Landsleute begrüßt wurden. Die nun folgende Nacht wurde, da es eine prächtige warme Frühlingsnacht war, im Freien zechend verbracht, und als Arved am Morgen darauf schon beim hellen Sonnenscheine etwas unsicheren Schrittes nach Hause kam, glaubte er noch nie so glückliche Stunden verlebt zu haben.

6. Capitel.

O Lieb', o Liebe,
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf lichten Höh'n.
Goethe.

Herrentage.

Eine fröhliche Zeit verlebte jetzt Arved; in einem wahren Freudentaumel brachte er seine Tage zu. Seine Aufnahme in die Landsmannschaft hatte ihn völlig umgewandelt. Sein Auftreten war noch selbstbewußter und seine sonst ernste Laune zu sprudelndem Uebermuthe geworden. Jetzt erst fühlte er sich als Student, und seine so viel intimer gewordene Stellung zu den Landsleuten kam hinzu, um ihn völlig aufleben zu lassen.

Besonders eng hatte er sich an Arthur Hartfels geschlossen, zu dem er ja auch dadurch, daß dieser ihn aufgenommen hatte, in einem besonders nahen Ver-

hältniſſe ſtand. Die Beiden waren jetzt unzertrennlich, überall ſah man ſie zuſammen.

Faſt Tag für Tag unternahmen ſie allein oder mit anderen Freunden zuſammen eine luſtige Ausfahrt in die Umgebung der Stadt.

Entweder jagten ſie im Fuhrmann umher und beſuchten alle irgend wie intereſſanten Orte der Umgegend, oder ſie fuhren zu Boot auf dem Embach nach den beliebten Ausflugsorten an den Ufern desſelben, wo dann auch wieder Wein und Bier in Strömen floß.

So vergingen einige Wochen, denn Arved koſtete dieſen Trank der Freude bis auf die Neige. Aber als er eines Morgens wieder mit einem fürchterlichen Jammer erwachte, kam er zu der Ueberzeugung, daß er dieſes Leben für das Erſte nicht weiter führen könne. So packte er denn ſeine Sachen, verabſchiedete ſich von Arthur und fuhr nach Hauſe, nach Eichenhof, wo ſeine Mutter und ſein Bruder ſich bereits aufhielten, da die Sommerferien begonnen hatten.

Am Abend ſpät reiſte er ab und da er durch die Nacht fuhr, war er am Vormittage des nächſten Tages in Eichenhof.

Ein wonniges Gefühl durchſtrömte ihn, als er wieder den alten bekannten Weg durch die heimathlichen Fluren fuhr, wo er jedes Fleckchen Erde, jeden Feldſtein am Wege, jeden Baum und Strauch kannte.

Die ihm begegnenden Bauern ſtarrten ihn verwundert an und grüßten ihn noch höflicher als früher, weil ihnen ſeine prächtige bunte Mütze imponirte. Er mußte ein großer Herr geworden ſein!

Und jetzt lag er in den Armen der Mutter, die mit glücklichem Stolze ihren Sohn betrachtete, welcher in der kurzen Zeit ſeiner Abweſenheit ſo viel männlicher und kräftiger geworden war.

Arved fühlte ſich in der Stille des Familienlebens unbeſchreiblich wohl, und die Tage vergingen ihm in behaglicher Ruhe.

Er beſuchte Felder und Heuſchläge und kümmerte ſich um die Wirthſchaft; hin und wieder ging er dann auf die Jagd, denn obſchon ſie in dieſer Jahreszeit nicht gerade lohnend war, bot ſie doch die beſte Gelegenheit zu weiten Streifereien durch Wald und Moraſt; oder er lag träumend auf einer Moosbank im Parke und horchte auf das leiſe Rauſchen der Bäume und das Plätſchern des Baches. Nach dem wilden Leben der letzten Wochen erſchien ihm die ländliche Stille zunächſt doppelt anſprechend, und er genoß ſie in vollen Zügen.

Aber bald begann er den Mangel an jeglicher Abwechſelung und Aufregung zu fühlen, und nach wenigen Wochen konnte er es ſich nicht mehr verhehlen, daß er ſich zu Hauſe — langweile!

Er verſuchte es, die Zeit mit Leſen und Arbeiten zu vertreiben, aber auch das gewährte nur für kurze Zeit Abhilfe. Er war zu ſehr an ein wechſelvolles Leben im Kreiſe vieler Freunde und Bekannten gewöhnt und hatte es verlernt, ſich allein zu beſchäftigen.

Die Mutter, die an der Laune ihres Sohnes bald deſſen Gemüthsſtimmung

erkannte, schlug ihm vor, nach Riga zu fahren, um den Vater zu besuchen, der noch dort weilte. Arved ging gern auf den Vorschlag ein und machte sich schon am nächsten Tage auf die Reise.

Er kam am Abend in Riga an. Der Vater empfing ihn sehr freundlich und den ersten Abend verbrachten sie allein mit einander.

Aber schon im Laufe dieses Abends bemerkte Arved, daß er seinem Vater etwas entfremdet war. Nach einem ungebunden, ja wild verlebten Halbjahr fühlte er seinem früheren strengen Erzieher gegenüber eine gewisse Befangenheit, die das alte vertrauliche Verhältniß nicht zurückkehren ließ. Der Vater erkundigte sich nach den jetzigen Verhältnissen der Studentenschaft, nach den Vorgängen und Einrichtungen in der Corporation, der ja auch er einst angehört hatte, und nach Arved's Leben in Dorpat. Dieser antwortete nur zögernd und einsilbig, auch konnte er ja, wenigstens was das letzte betraf, nicht viel Gutes berichten. Zudem drückte ihn das Bewußtsein, daß er weit mehr Geld verbraucht hatte, als ihm bestimmt gewesen war, und daß er in Folge dessen dem Vater würde „beichten" müssen. Dem Principe gemäß, etwas Unangenehmes aber Nothwendiges nie zu verschieben, that er dieses gleich am ersten Abend, und das schien auf den Vater keinen guten Eindruck zu machen, um so mehr, als Arved sein Bekenntniß ohne alle Entschuldigung in eigensinniger Kürze vorbrachte. Doch machte ihm der Vater weiter keine Vorwürfe, sondern sagte blos:

„Du bist im ersten Semester, da kannst Du freilich noch nicht verstehen, mit Geld umzugehen und Haus zu halten. Allmählich wirst Du das wohl noch lernen."

Arved konnte ihn in dieser Hoffnung nicht bestärken, denn er glaubte sehr geringe Aussichten zu haben, jemals mit weniger auszukommen. So blieb er stumm und die Mißstimmung zwischen Vater und Sohn ward nur noch größer.

Auch dadurch ward ihr Verhältniß nicht gebessert, daß Arved in der ersten Zeit, die er bei dem Vater in der Stadt verbrachte, sich viel herumtrieb, öfters erst gegen Morgen nach Hause kam, einmal sogar, als er einige lustige Kameraden getroffen hatte, mit diesen einen Ausflug an den Strand unternahm und zwei ganze Tage fortblieb, ohne den Vater davon benachrichtigt zu haben. In seinem Eigensinn hielt er sich für zu alt und selbständig, um noch dem Vater, dessen Zucht er sich entwachsen fühlte, jedes Mal mittheilen zu müssen, was er gerade vorhabe.

Den Vater schmerzte natürlich diese Entfremdung des Sohnes, doch fühlte er sich in sofern mitschuldig daran, als er einzusehen begann, daß er bei dem Charakter seines Sohnes diesem früher wohl zu wenig Freiheit gelassen habe und daß dessen jetziges hartnäckiges Vertreten der Unabhängigkeit eine Folge hiervon sei. Auch hatte er für den Trotz seines Sohnes um so mehr Verständniß, als er selbst seinem Vater gegenüber eine Zeit lang in ähnlicher Lage gewesen war und wußte, daß der Eigensinn eine Familieneigenschaft der Eichens war.

So sah er jetzt, wenn auch mit Kummer, doch ohne Unwillen dem Treiben

Arved's zu und tröſtete ſich mit der Gewißheit, daß dem Sohne mit der Reife auch die Einſicht in Bezug auf ihr Verhältniß kommen werde.

Eines Abends, bald nach ſeiner Ankunft in Riga, machte Arved auch einen Beſuch bei Lauterns.

Als er auf dem Wege dahin wieder durch die von früher her ſo bekannten Straßen ſchritt, als er dann das Lautern'ſche Haus, den Garten und die Bäume vor ſich ſah, drängten die alten trauten Erinnerungen ſich ihm mit neuer Gewalt auf, und nicht ohne einiges Herzklopfen zog er die Klingel, deren bekannter heller Ton ihm ſo lieblich und glückverheißend in den Ohren tönte.

Die erſte Perſon, die ihm begegnete, war Hedwig. Sie begrüßte ihn ſehr freundlich und ſchien ſich über das Wiederſehen aufrichtig zu freuen. Dann aber, als ſie bemerkte, daß Arved's Blicke voller Bewunderung auf ihr ruhten, ſenkte ſie die Augen und erröthete tief. Erſt nach einer Pauſe ſagte ſie mit einem Blick auf ſeine neue Kopfbedeckung:

„Wie ich ſehe, haben Sie bereits die Farben erhalten! Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie ſich ſo ſchnell auf der Univerſität einleben würden."

„Das ſoll wohl heißen," erwiderte er lächelnd, „daß Sie mich bisher für einen ſtillen und ernſten jungen Menſchen gehalten haben, jetzt aber anfangen zu glauben, ich ſei ein Leichtfuß und Liederling geworden. Nicht wahr?"

„Das wollte ich nicht ſagen, ſondern nur, daß Sie ſich verändert haben müſſen. Und ich ſehe auch ſchon, daß dieſes der Fall iſt!" fügte ſie mit einem freundlichen Blicke hinzu, der wohl beſagte, daß dieſe Veränderung ihm nicht zum Nachtheil gereiche.

Sie begaben ſich nun auf die Veranda, wo ſie die übrige Familie trafen, und in ihrer Mitte verbrachte Arved einen ſo glücklichen Abend wie in früheren Zeiten.

Unten aus dem Garten wehte der Duft der Blumen herauf, die Lampe, an der die beiden alten Damen und Hedwig mit einer Handarbeit beſchäftigt ſaßen, lockte mit ihrem hellen Schein zahlreiche Nachtſchmetterlinge und andere Inſecten herbei, die ſummend umherflogen und mit den Köpfen gegen die erleuchtete Kuppel ſtießen, Hedwig und Helene, letztere wieder im Schaukelſtuhle ſich wiegend, plauderten lebhaft mit ihm, und Gretchen ſaß horchend daneben und richtete ihre großen ſchalkhaft-fröhlichen Augen abwechſelnd auf Arved und auf Hedwig. Alles, Alles kam ihm ſo bekannt und vertraut vor, als hätte er es erſt geſtern zuletzt erlebt. Nur Karl fehlte noch.

Zwar fühlte Arved, der im Laufe des ganzen vorigen Semeſters nur mit Kameraden verkehrt hatte, jetzt in Geſellſchaft von lauter Damen anfangs eine gewiſſe Befangenheit, doch wer hätte zwei ſo hübſchen und liebenswürdigen jungen Mädchen gegenüber nicht bald dieſe Befangenheit abgelegt, und ſo unterhielt er ſie und ſich auf das beſte. —

Von nun an begann Arved die Lauterns häufig zu beſuchen, ja, er kam zuletzt faſt täglich hin, und zu ſeiner Freude bemerkte er, daß er immer willkommen war.

Namentlich ward sein Verhältniß zu Hedwig von Tag zu Tage inniger. Wenn er kam, leuchtete es freudig in ihren Augen, sie erwiderte den Druck seiner Hand, und so oft ihre Blicke sich begegneten, was häufig geschah, überzog eine holde Röthe ihr Gesicht. So durfte er sich wohl gestehen, daß seine Leidenschaft für das liebliche Mädchen nicht unerwidert blieb. In dieser Erkenntniß bestärkte ihn auch das Benehmen Helene's, denn diese, die doch die Gefühle ihrer Schwester zu beurtheilen verstehen mußte, wenn sie nicht gar deren Vertraute war, gefiel sich jetzt in der Rolle einer mütterlichen Beschützerin Hedwig's und deren zarten Verhältnisses.

Mit Herrn Kurtz traf Arved nicht zusammen, was sicherlich als ein Glück zu bezeichnen war. Bei dem Ungestüm und der rücksichtslosen Offenheit, die sich Arved im Studentenleben angeeignet hatte, wäre es sonst gewiß zu unangenehmen Scenen gekommen. Er hätte es sich nicht versagen können, die nichtachtende Behandlung zu vergelten, die ihm früher von Seiten jenes Herrn Kurtz zu Theil geworden war. Dieser befand sich jedoch, wie Helene mittheilte, im Auslande auf Reisen.

„Auf einer Weinreise?" wollte Arved fragen, doch unterließ er es auf einen bittenden Blick Hedwig's hin, die wohl in seinen Zügen gelesen haben mochte, daß er etwas Moquantes über den betreffenden Herrn zu sagen beabsichtigte. Sie theilte ihm nachher mit, daß Herr Kurtz noch zu den Verehrern Helene's gehöre, und Arved war klug genug, jenes Herrn nicht wieder Erwähnung zu thun, denn er durfte Helene's günstige Meinung gegen sich nicht verderben.

So blieb das friedliche Zusammenleben ungestört, und die Tage vergingen in der angenehmsten Weise. Da Arved in der letzten Zeit so häufig bei Lauterns war, kam er nur noch selten mit Commilitonen zusammen, und lebte in Folge dessen regelmäßiger, zur großen Freude seines Vaters. Doch kannte dieser nicht den Grund der plötzlichen Umwandlung seines Sohnes, denn er fragte diesen nie, wohin er gehe oder wo er gewesen sei.

Nach Ablauf von zwei glücklichen Wochen erklärte der Vater eines Tages, daß er seine nothwendigen Arbeiten beendet habe und in den nächsten Tagen nach Eichenhof reisen würde, um sich hier einige Zeit von der Arbeit zu erholen.

Da Arved durchaus keinen Vorwand hatte, allein noch länger in der Stadt zu bleiben, mußte er sich darin ergeben, mit dem Vater nach Hause zurückzukehren.

So ging er denn zum letzten Male zu Lauterns, mit der festen Absicht, heute sein Verhältniß zu Hedwig zu einem gewissen Abschluß zu bringen, doch wußte er noch nicht, wie weit er dabei gehen sollte.

Der Zufall unterstützte ihn in seinem Vorhaben in so fern, als er bei Lauterns heute eine größere Gesellschaft vorfand, denn mehrere Freundinnen der jungen Damen waren zum Besuch erschienen, und so konnte Arved eher hoffen, unbemerkt einige Worte mit Hedwig sprechen zu können.

Freilich wurde er dadurch, daß er der einzige Herr in dem Kreise war,

auch wieder zum Gegenstande einer gewissen Aufmerksamkeit von Seiten der jungen Damen, was die höchste Vorsicht bei seinem Unternehmen nöthig machte.

Unwillkürlich ward er zum Mittelpunkt der Gesellschaft, und mancher kokette Blick fiel auf den hübschen jungen Studenten, der zu alledem noch heute seine ganze Liebenswürdigkeit entfaltete. Die Aufregung darüber, ob er heute zur Ausführung seiner Absicht gelangen würde und wie dann das Ergebniß sein würde, hatte ihn in eine ausgelassene Lustigkeit versetzt, und er erhielt die Gesellschaft beständig in Athem.

Als es gegen Abend etwas kühler wurde, schlug er vor, im Garten, dessen Rasenplätze die beste Gelegenheit dazu boten, einige Laufspiele zu unternehmen. Der Vorschlag ward mit Begeisterung angenommen, und bald hallte der Garten von hellem Gelächter und Geschrei wider. Gesichter und Augen glühten vor Eifer und Lust.

Als aber die Damen anfingen über Müdigkeit und Hitze zu klagen, schlug Arved, der nur auf diesen Moment gewartet hatte, vor, Verstecken zu spielen und erbot sich, zuerst das Suchen zu übernehmen.

Er stellte sich an einen Baum, bedeckte die Augen und begann laut zu zählen. Als er bei 100 angekommen war, wandte er sich und blickte umher.

Der eben noch so lebendige Garten lag jetzt wie verzaubert todtenstill vor ihm. Nur die Blätter der Bäume flüsterten leise im Abendwinde, denn der Straßenlärm der Stadt war hier in der Mitte des großen Gartens kaum vernehmbar. Die schräg fallenden Strahlen der Sonne, die das Blätterdach nicht mehr zu durchdringen vermochten, vergoldeten nur noch die Wipfel der Bäume, unter ihnen begann es zu dämmern, Abendruhe und Frieden überall. Von den Elfen, die eben noch den Garten belebt hatten, war keine mehr zu erblicken. Nur Gretchen, die zu stolz war, um sich in die Gesellschaft so vieler älterer Mädchen zu mischen, saß auf einer Bank und wand leise singend einen Kranz.

Arved entschloß sich kurz, näherte sich ihr und fragte sie leise, wohin Hedwig sich gewandt habe.

Die Kleine sah ihn verständnißvoll lächelnd an, wies mit dem Haupte nach der Richtung und flüsterte: „Hinter der Syringenhecke in der Laube.“ Nach kurzem scheinbaren Umherirren schritt Arved in der angedeuteten Richtung vorwärts, übersah einen hinter dichtem Gebüsch auffallend genug hervorschimmernden weißen Kleidersaum, durchdrang die Syringenhecke, fand glücklich die bezeichnete Laube und in dieser die Gesuchte.

Sie erschrak leicht, als er plötzlich in die Laube trat, und fragte erstaunt, wie er sie so schnell habe finden können. „Ich ahnte es, daß Sie hier seien,“ erwiderte er.

Sie wollte aus der Laube heraustreten, um nun, da sie einmal gefunden war, auf den Spielplatz zurückzukehren, aber Arved trat vor sie hin und sagte:

„Ich bitte Sie, mich einen Augenblick anzuhören. Ich möchte einige Worte allein mit Ihnen sprechen, und will versuchen, mich kurz zu fassen.“

Sie betrachtete ängſtlich ſein erregtes Geſicht und erröthete dann tief.

„Ich ſehe, Sie errathen bereits, was ich Ihnen zu ſagen habe,“ fuhr Arved fort, „und fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen jetzt eine läſtige Scene bereiten, wie ein alberner Romanheld vor Ihnen auf die Knie fallen und meine Liebe in romantiſchen Phraſen betheuern werde. Ich bin mir völlig bewußt, daß ich noch nichts weiter bin, als ein junger Student, und daß es daher gewiſſenlos von mir wäre, Sie zu einem bindenden Verſprechen zu bereden. Ich bitte Sie daher nur, ſagen Sie mir, daß ich nach einigen Jahren, wenn ich mein Studium beendigt habe und ein ſelbſtändiger Mann bin, mit der Hoffnung vor Sie treten kann, in Ihnen das zu erlangen, was mir zu meinem Glücke noch nöthig ſein wird. Und bis dahin — denken Sie bisweilen an mich!“

Sie war nach ſeinen erſten Worten erſchreckt zurückgetreten, als er aber mit Ruhe und ſo inniger Betonung weiterſprach, wechſelte ſie zwar mehrmals die Farbe, hörte aber zu, ohne ihn zu unterbrechen. Als er geendet hatte, blickte ſie ihn mit ihren milden Augen freundlich an und reichte ihm ihre Hand, die er ſtürmiſch an ſeine Lippen drückte.

„Aber nun kein Wort weiter!“ ſagte ſie, als er von Neuem beginnen wollte. „Laſſen Sie uns zu den Anderen zurückkehren.“

„Ich bitte Sie, bleiben Sie noch hier. Kehren wir zuſammen zurück, könnte eine ihrer Freundinnen vielleicht errathen, was zwiſchen uns vorgefallen iſt. Ich finde Sie lieber im Laufe des Spieles nachher noch einmal und zwar ſo, daß Niemand Verdacht ſchöpfen kann.“

Sie dankte ihm für die Vorſicht und folgte ſeinem Rathe. Er ſchlüpfte nun eine Strecke in der Hecke dahin, kam erſt an einer entfernten Stelle aus ihr hervor und begann nun wirklich zu ſuchen. Bald waren Alle gefunden, denn die jungen Damen, welche bereits ungeduldig wurden, machten ihm das Geſchäft leicht. Da es bereits zu dunkeln begann, ward das Spiel auch nicht wiederholt, und man kehrte zum Hauſe zurück.

Arved befand ſich in einer ſeligen Stimmung. Die wenigen Worte, die er eben mit Hedwig geſprochen, hatten alle Zweifel und Sorgen, welche ihn bisher gequält, vertrieben, und mit dem freudigſten Muthe ſchaute er der Zukunft entgegen.

Da er ſeiner Stimmung irgend einen Ausdruck geben mußte, ohne jedoch ſein Geheimniß zu verrathen, begann er plötzlich, Helene in der übermüthigſten und drolligſten Weiſe den Hof zu machen, wodurch er dieſe Dame zwar ſehr für ſich einnahm, es aber mit allen übrigen, die ſich dadurch zurückgeſetzt fühlten, gründlich verdarb.

Doch was kümmerte ihn jetzt dieſes!

Hin und wieder blickte er zu Hedwig hinüber, die zwar einſylbig, aber mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen daſaß — und die ganze Welt, vor Allem ſeine eigene Zukunft erſchien ihm im roſigſten Lichte. Er, der ſonſt ſo ruhig und nüchtern Denkende, baute jetzt die ungeheuerlichſten Luftſchlöſſer.

Das geringſte davon war, daß er in drei Jahren ſein Studium beenden wollte. Wie fleißig würde er ſein, wie zurückgezogen und ruhig leben! Wie wollte er die Commilitonen, die Profeſſoren und die Eltern durch ſeine ſchnellen und glänzenden Examina in Verwunderung ſetzen! Sobald er jetzt nach Eichenhof kam, wollte er mit dem Arbeiten beginnen, und in dieſem Gedanken ſuchte er einen Troſt für das Schmerzliche der baldigen Trennung. — Als er nun aber wirklich Abſchied nehmen mußte, ward es ihm doch recht wehmüthig um das Herz. Das Glück war ſo kurz geweſen! Auch Hedwig war gerührt.

„Auf Wiederſehen,“ flüſterte ſie zärtlich.

„Auf Wiederſehen,“ erwiderte er, und leiſe fügte er hinzu: „Und dann auf längere Zeit!“

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an Bernhard Freiherrn von Uexküll.

Von **W. F. Eichhorn** in Baltischport.

„Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft!"
Schiller.

Gegen sechs Monate sind vergangen, seit sich der Rasen über dem irdischen Theil des Mannes schloß, dessen vielseitige Bildung, geistige Begabung und regste, treueste Theilnahme an der Förderung unseres Heimathlandes erst nach seinem Tode zur allgemeinen Anerkennung, wenigstens zur öffentlichen Würdigung gelangte. Während seines Lebens theilte Bernhard Freiherr von Uexküll das Schicksal vieler hervorragender Männer, namentlich solcher, die nicht nach einer officiellen Machtstellung im großen Weltgetriebe strebten und diese auch nicht erlangten. Und er theilte darin das Schicksal der Entwickelung unseres Heimathlandes: sein einflußreiches Wirken auf eben diese Entwickelung blieb weiteren Kreisen unbekannt, ja, es wurde sogar verkannt, gleichfalls wie diese Entwickelung selbst. Der Grund dieser Nichtanerkennung und dieser Verkennung liegt wohl in der conservativen Natur der Entwickelung unserer Heimath und in der freiherrlichen Natur dieses ausgezeichneten Vertreters dieser unserer heimathlichen Arbeit, deren scheinbar widerstrebende Strömungen der moderne Liberalismus nicht versteht und die daher bei demselben keinen guten Klang haben.

Wir wollen den mittelbaren Einfluß Bernhard Baron Uexküll's auf die große Politik nicht verkennen, zu dem ihn seine Talente und seine Verbindungen in hohen diplomatischen Kreisen befähigten und veranlaßten und von dem seine soeben in der „Baltischen Monatsschrift" erschienenen Aufzeichnungen „Petersburg und Gadebusch" mehr ahnen lassen, als reden. Aber dieser Einfluß entzieht sich unserer Beurtheilung, und wir glauben auch, daß nicht hier der Schwerpunkt seines Wirkens lag, sondern unmittelbar in dem relativ kleinen Kreise seiner eigenen und der seiner speciellen Fürsorge anvertrauten Gebiete, wo sich seine besondere Kraft

sammelte und bethätigte und von diesem kleinen Raum aus maßgebend weiter wirkte. Wir meinen vorzugsweise die Streulegung der Bauerstellen, die in allen ihren Consequenzen zuerst auf den Freiherrlich Uexküll'schen Majoratsgütern Schloß-Fickel unter der Leitung Bernhard Uexküll's, der damals noch nicht Majoratsherr war, durchgeführt wurde. Diese bedeutsame agrarische Reformarbeit ist aber nicht in Folge eines allgemein verbindlichen Beschlusses gemacht worden, sondern sowohl auf Schloß-Fickel, wie auch später von jedem Gutsherrn als häusliche Arbeit innerhalb seines eigenen Gebietes, aus eigener Initiative, auf eigene Rechnung und nach eigenem Ermessen. Diese Reformarbeit, die die agrarischen Verhältnisse unseres Heimathlandes völlig umgestaltete und den steigenden Wohlstand der Bauern begründete, wurde in ihrem Anfange und in ihrem Fortgange ohne jede Ostentation gemacht, und es drang zunächst nichts davon in die Oeffentlichkeit; es konnte somit die maßgebende Theilnahme Bernhard Uexküll's an dieser Arbeit seinen Namen auch nicht in weiteren Kreisen bekannt machen.

In seinem äußeren Auftreten und in seiner allgemeinen Gesinnung war Bernhard Uexküll der unbeugsame feudale Freiherr, der keines seiner ständischen Prärogative und gutsherrlichen Rechte aufgeben oder auch nur in der Form unberücksichtigt sehen wollte. Nebenbei war er aber doch der entschiedenste und liberalste Mann des Forschritts, der in seiner Macht- und Wirkungssphäre keinen Stein des Ueberlebten auf dem anderen ließ und dabei gelegentlich sogar mit so stürmischem Schritt vorging, daß er das Vorhandene niederriß, bevor das Material zum Neubau beisammen war, was freilich nur von Gebäuden und von dem Wirthschaftsturnus auf seinen unmittelbaren Hofesfeldern gilt. Um einen unzeitgemäßen Zustand, der übersehen und nur darum geblieben war, abzuschaffen, dazu bedurfte es oft nur eines Winkes. Ich erinnere mich, wie ich um das Jahr 1860 mit Baron Bernhard Uexküll eine Rundfahrt durch die Wirthschaft des Gutes Keblas machte. Es wurden auf dem Felde am Wege Erbsen gerissen, wobei etwa ein halbes Dutzend Mädchen arbeitete, der aus alter Zeit überkommene Frohnvogt der Mägde — der „Schilter" — ein junger kräftiger Mann, mit dem Amtszeichen der Frohnzeit, dem Stock, aber dabei stand und sich nur mit dem Ueberwachen seiner geringen Amazonenschaar beschäftigte. „Herr Baron," bemerkte ich, „dieses da sieht aus wie ein Stückchen Mittelalter." Sofort ließ der Baron halten, stieg aus und verwandelte den „Schilter" auf immer in einen Vorarbeiter.

Die durchgreifenden fortschrittlichen Umgestaltungen in seinen Gebieten sah Bernhard Uexküll ebenso einfach für seine feudalherrliche Pflicht an, wie er nicht daran zweifelte, daß jede Idee zur Lösung der so verschiedenartigen Fragen des einzuführenden neuen Systems seine eigene sei. Wer mit ihm arbeitete und gleich ihm mit seiner ganzen Seele bei der Sache war, dem konnte diese gelegentliche Zueignung fremder Ideen indessen durchaus nicht kränkend sein. Einerseits ließ sich das Eigenthumsrecht einer bei und nach den gemeinsamen Berathungen entstandenen neuen Idee nicht immer genügend verfolgen, andererseits

leugnete Baron Uexküll nie die Verdienste seiner Mitarbeiter, wie er auch beziehendlich der bei ihm begonnenen systematischen Streulegungen mir, unter Berufung auf seinen Wappenspruch «Suum cuique», in einem gedruckten Bericht des Ehstländischen Landwirthschaftlichen Vereins meinen Antheil an dem Werk öffentlich zuerkannte. Zudem besaß dieser baltische Freiherr die Eigenschaft, die der alte Arndt an dem Freiherrn vom Stein rühmend hervorhebt: Er vereinigte an seinem Tisch gern Alles, was in seiner Stellung Anspruch auf Auszeichnung machen konnte, und da herrschte zwanglose Conversation. So manche interessante Persönlichkeit und so manches Licht unserer Literatenwelt habe ich am Tisch Bernhard Uexküll's kennen gelernt.

Diese Selbstverständlichkeit, die Bernhard Uexküll seinen Reformarbeiten innerhalb der ihm untergebenen Gebiete beilegte und mit der er jede Idee an den einzelnen Theilen dieses Werkes für sich in Anspruch nahm, schloß jede Ruhmredigkeit aus, und schon darum konnte von diesen Arbeiten wenig gesprochen werden. Noch weniger konnten dieselben aber in weiten Kreisen Aufmerksamkeit erregen oder gar Anerkennung finden, als sie in einer Form gemacht wurden, die der gerade damals in unserem großen Reich Mode gewordenen Auffassung über Reformarbeiten diametral entgegengesetzt war. Gerade damals war die Aufhebung der Leibeigenschaft in den inneren Gouvernements des Reiches in die Tagesordnung eingetreten, hatte die Sentimentalität mächtig erregt und wurde mit Allem, was drum und dran hängt, in den maßgebenden sowohl, wie auch in den zur Mitarbeit und zur Mitleidenschaft gezogenen Kreisen durchaus als ein Werk der Wohlthätigkeit angesehen und ausgegeben. Diese Verkennung der leitenden und fördernden Arbeits-Pflicht des Gutsherrenthums gegenüber dem Bauernthum hat in den baltischen Provinzen nie geherrscht, und darin war Bernhard Baron Uexküll zu einem Prototyp des baltischen Landadels crystallisirt. Wie man von russisch-liberaler Seite auch über die schroffe ständische Scheidung in den baltischen Provinzen declamiren mag, bis zu dem Grade ist diese Scheidung den Ständen hier nie zum Bewußtsein gelangt, daß der obere Stand den unteren für einen Gegenstand des Wohlthuns, also gewissermaßen für elendes Bettelvolk, ansah, dem nur durch Wohlthun zu helfen sei. Die Kräfte der Selbstförderung in dem Landvolk zu wecken und die wirthschaftliche Bahn frei zu machen, darauf hat sich das Gutsherrenthum in den baltischen Provinzen beschränkt, hat in der allgemeinen Förderung des wirthschaftlichen Lebens zugleich die Förderung des Bauernstandes erkannt und hat eben dadurch anerkannt, daß es gleiche Kräfte, eine menschliche Ebenbürtigkeit in allen Menschen voraussetzt. So sehr diese Anschauung, die hier übrigens nur instinctiv, ohne ausgesprochenes Wort wirkte, so sehr sie auch dem tieferen Sinn der Freiheit und Gleichheit entspricht, so galt sie damals, gilt leider auch noch jetzt für reactionär, weil ihr die schimmernde Farbe des Wohlthuns fehlt, die in sentimentalen Kreisen als Farbe der Liberalität galt und gilt. Bei aller Tiefe und sogar Weiche des Gemüths war Bernhard Uexküll fern von dieser Sentimenta-

lität und galt daher für reactionär. In ſeinen Aufzeichnungen „Petersburg und Gadebuſch“, erzählt er ſelbſt, gelegentlich der Erwähnung der Theilnahme der Großfürſtin Helene Pawlowna an der Befreiung der ruſſiſchen Bauern und ſeines Verhältniſſes zu dieſer hohen Frau:

„Der unheilvolle Miljutin wurde bald ihr Berather, den ſie viel ſah. Ich hatte mich nun auf die andere Seite geſtellt, ich konnte und wollte weder einen raſchen, entſchiedenen Bruch mit der Vergangenheit, ich wollte das Eigenthumsrecht an Grund und Boden den Beſitzern gewahrt wiſſen, — ſo wurde ich als Reactionär verſchrieen. Die Großfürſtin behandelte mich ſo wenig wohlwollend, daß ich ganz aufhörte mich im Palais Michel zu zeigen. Erſt in den letzten Lebensjahren der Großfürſtin habe ich wieder die Ehre gehabt, mich ihr zu nähern, und bewahre ich mit Genugthuung die Erinnerung an ihre Liebenswürdigkeit, ihr Wohlwollen für Alle und ihren regen, immer der Wahrheit und der Erkenntniß nachſpürenden Geiſt.“

Nun, Bernhard Freiherr von Uexküll galt nicht allein in den ruſſiſchen Kreiſen, bei denen die ſtändiſchen und agrariſchen Reformen eine ſachwidrige Sentimentalität hatten zum Durchbruch kommen laſſen, für reactionär, ſondern auch in mehreren heimathlichen. Die bewahrte Continuität mit der gegebenen hiſtoriſchen Grundlage, das aufſehenloſe Entwickeln des Werdenden aus dem Gewordenen hat die agrariſchen großen Reformen in den baltiſchen Provinzen in eine Stille gehüllt, die ſie der großen Welt, beſonders aber unſeren ſentimentaler angelegten und damals ſentimental angeregten Mitbürgern ruſſiſchen Stammes gar nicht zur Wahrnehmung gelangen ließ. Es ſei ja hier den Bauern eigentlich nichts „*gegeben*“, es ſei ihnen keine *Wohlthat* erwieſen, namentlich ſei aber keine Verſchiebung des Vermögensverhältniſſes zwiſchen den Gutsherren und den Bauern, zu Ungunſten der Erſteren, zu conſtatiren, folglich ſei hier auch *Nichts* geſchehen, ſo urtheilen die ſentimental-liberalen Politiker. Daß die Verſchiebung des Vermögensverhältniſſes der vormaligen Leibherren und der vormaligen Leibeigenen in den inneren Gouvernements des Reiches auch nur eine ſcheinbare war und ſich in der Folge in fallender Tendenz ausglich, während dieſes Verhältniß ſich in den baltiſchen Provinzen in ſteigender Tendenz ausgleicht, das entzog ſich zunächſt der Beurtheilung weiterer Kreiſe, und jetzt, wo dieſe beiden divergirenden Tendenzen wohl kaum mehr abzuleugnen ſind, jetzt klammert ſich die Scheu vor dem Bekenntniß des Fiasko eigenſinnig an die Erinnerung des erſten genugthuenden Gefühls wirklich oder ſcheinbar gebrachter Opfer.

Am wenigſten konnte der ſentimentale und opferbereite, vielleicht ſenſationell opferungsſüchtige ruſſiſche Liberalismus es dem baltiſchen Landadel und deſſen ausgeprägten Repräſentanten, zu denen Bernhard Baron Uexküll entſchieden gehörte, vergeben, daß bei dieſen allerdings recht koſtſpieligen Reformarbeiten die Capitalien, die Mühe und die Intelligenz auch für die Gutsherren ſelbſt recht gewinnbringend angelegt waren und daß die Gutsherren ihren Einfluß auf die Bauern durchaus nicht aufgeben wollten. Der ſentimentale Liberalismus hatte

sich in seinem ungefesselten Fortschritt bis dahin sublimirt, wo schließlich alle Begriffe umstürzen, weil ihnen die reale Basis fehlt, oder sich gar in das Gegentheil verkehren. Die liebevolle Theilnahme höherer Stände für die Bauern hatte sich so weit verstiegen, daß sie sich selbst für die natürlichen Feinde der Bauern hielten und darum eine festere ständische Scheidewand aufmauerten, als zur Zeit der Leibeigenschaft bestanden hatte, daß sie somit die ständische Scheidewand in eine menschliche verwandelten. Der vormalige Leibherr wurde möglichst weit weg von seinen vormaligen Leibeigenen abgedrängt, damit er durchaus keinen Einfluß auf dieselben gewinnen könne. Wenn wir nicht irren, so war gar eine Minimaldistance normirt, die das Gemeindehaus vom Gutshof trennen sollte. Die anfängliche liebevolle Sentimentalität hatte sich also in ihren Consequenzen in einen Realismus verwandelt, der kaum nackter gedacht werden kann und der der unbestreitbaren Wahrheit keinen Eingang gestattete, daß die Interessen aller Landwirthe eines Landes, also der Großwirthe oder Gutsherren und der Kleinwirthe oder Bauern, durchaus identisch sind und als identisch anerkannt und behandelt werden müssen, wenn beide Gruppen der Landwirthe gedeihen sollen. Man übersah in den liberalen russischen Kreisen, daß man mit der Scheidewand, die man zwischen den Bauern und ihren vormaligen Leibherren aufmauerte, diese zugleich jeder Pflicht gegen jene entband und im Grunde die allgemeine Menschenliebe durch eine dicke Mauer zwischen den Gesellschaftsgruppen trennte, daß man zugleich aber auch die Intelligenz vom ummauerten Gemeindelande ausschloß.

Dieser moderne Liberalismus hatte aber auch große Kreise der baltischen Mittelstände ergriffen und wurde von dort in die unteren Schichten getragen, wie ja auch die im Jahre 1860 gegründete „Revalsche Zeitung", das erste politische Blatt Ehstlands, anfangs recht bedenklich zu der Anschauung gravitirte, die das Wohlthun, das unmittelbare *Geben*, zu einem Factor der Volkswirthschaft macht und damit die eigene Thatkraft des Volkes lähmt, zugleich aber auch die Würde des Volkes verletzt. — In diesen Kreisen galt Alles für reactionär, was keine Verschiebung des Eigenthumsrechtes und Eigenthumsbegriffes duldet, was die Volkswohlfahrt auf dem Wege der Entwickelung der eigenen Kräfte des Volkes anstrebt und darum seinen Einfluß auf das Volk erhalten will. Darum galt Bernhard Freiherr von Uexküll auch in diesen heimathlichen Kreisen für reactionär.

Bereits früher, in den Artikeln „Selbsterlebtes und Nacherzähltes", ist in diesen Blättern von dem hervorragenden Antheil vielfach die Rede gewesen, den Bernhard Uexküll an der Streulegung der Bauerstellen in Ehstland, d. h. an der Zusammenlegung des bis dahin ungeordneten Bauerpachtlandes zu festgefügten Bauerngütern, genommen hat, daß wir ihn als den Begründer dieser großen Reformarbeit, wenigstens in ihrer systematischen Form, anzusehen haben. Dieser gutsherrlichen Pflicht hat er sich mit dem regsten Eifer und mit dem zielbewußtesten Verständniß unterzogen, und hat selbst auf die geringsten Einzelfragen seine höchste Kraft gesammelt, darum ist diese Arbeit auf den Majoratgütern Schloß-

Fickel, trotz mancher Unvollkommenheiten, die einem Erſtlingswerk immer mehr oder weniger anhaften, auch beſſer gelungen, als manche ſpätere Arbeit dieſer Art, für die doch bereits Erfahrungen vorlagen. Da das frühere Chaos, die bedeutenden Schwierigkeiten der Reform, die Einzelheiten der Ausführung und der erzielte Erfolg bereits früher, in den angezogenen Artikeln, beſchrieben ſind, ſo können wir uns hier auf die perſönliche Theilnahme Bernhard Uexküll's an dieſen Arbeiten beſchränken.

Hier iſt zunächſt hervorzuheben, daß Baron Uexküll zur Zeit der heißeſten Arbeit auf dieſem Felde noch gar nicht Majoratsherr, ſondern nur präſumtiver Erbe und Arrendator war, daß er als unverheiratheter Mann auch nicht die Ausſicht hatte für ſeine unmittelbaren Erben zu arbeiten und ſomit die Mühen und Koſten nur aus Liebe zur Sache ſelbſt und in echt ariſtokratiſchem Idealismus zum Beſten des Geſchlechtes und des dieſem Geſchlecht empfohlenen Volkes trug. Auch war er damals noch keineswegs ein reicher Mann, den die zunächſt unverzinsliche Anlage bedeutender Capitalien nicht zeitweilig gedrückt hätte, wie dieſe Anlage von der in Ausſicht genommenen Reorganiſation des ganzen Gebietes und zur Inſtandſetzung der durch vieljährige Pachtverhältniſſe ſchwer geſchädigten Hofswirthſchaft durchaus nöthig war.

Zu den Zeiten der Leibeigenſchaft und in der darauf folgenden Uebergangs-Periode, die ſich im thatſächlichen Leben nicht weſentlich von der vorhergegangenen unterſchied, war der relative Wohlſtand und war die Dürftigkeit ganzer Gemeinden nicht immer davon abhängig, ob die Bauern beſſer oder ſchlechter mit Land dotirt waren, ſondern mehr von einer Art von Chorgeiſt, der von der größeren oder geringeren Ordnung abhing, die einmal durch den einen der Gutsherren oder durch andere glückliche oder unglückliche Conſtellationen in die Gemeinde gebracht war und durch ganze Generationen weiter wirkte. Es gab im Lande wohlhabende Gemeinden mit verhältnißmäßig geringem Landbeſtande, und es gab verarmte Gemeinden mit verhältnißmäßig günſtigem Landbeſtande. Durch Meſſung und Taxation des Landes ließ ſich der Unterſchied in der Lebenslage der Bauern nicht immer nachweiſen und mußte alſo, wenigſtens theilweiſe, auf die Verwaltung eines Gutsherrn zurückgeführt werden, die in den meiſten Fällen bereits vergeſſen war, aber noch immer fortwirkte. Wohlhabende und dürftige Bauern in einer Gemeinde, beſonders aber in einer Dorfſchaft, kamen neben einander ſelten vor, was ſehr erklärlich iſt, da ſie vor der Streulegung in ihrer äußeren Wirthſchaft zu ſehr von einander abhängig waren und die vorerwähnten Nebenumſtände auf alle gleichmäßig einwirkten.

Die Gemeinde der Majoratgüter Fickel — das Prädicat „Schloß" erhielten die Güter erſt unter der Verwaltung Baron Bernhard Uexküll's — hatte immer für eine wohlhabende gegolten. Dazu hatten verſchiedene nachweisbare Urſachen mitgewirkt. Die Bauerſtellen waren an ſich gut mit Land dotirt, beſonders mit Heuſchlägen, was in Bauerwirthſchaften immer ein ſehr maßgebender Factor iſt. Wie die Güter als Majorat unverrückbar im Beſitz einer Familie waren, ſo

waren auch die Bauerstellen von Glied zu Glied fortgeerbt, so daß bei den stattgehabten bezüglichen Erhebungen gewöhnlich die Zeit vor der Pest angegeben wurde, seit der die Stelle vom Vater auf den Sohn übergegangen war. Diese Stabilität hatte selbstverständlich viel zur Wohlhabenheit der Gemeinde beigetragen, und zudem hatte der Großvater Bernhard Uexküll's, der Gouverneur, nachmaliger Senateur und Geheimrath Bernhard Freiherr von Uexküll, der unter dem Namen „Suur Herra" („Großer Herr") noch damals in der Gemeinde im traditionellen besten Andenken stand, sehr viel für die Gemeinde gethan, hatte den Pferde- und Viehstand der Bauern durch eingeführte edle Racen, es heißt sogar Araber-Hengste, verbessert u. s. w.

Auch in sittlicher und intellectueller Beziehung hatte die Fickelsche Gemeinde lange Zeit dem übrigen Lande vorgeleuchtet. Der Sohn und Nachfolger des „Großen Herrn", Garde-Rittmeister und Ritter Boris Freiherr von Uexküll, war ein humaner Philosoph, der bereits im Jahre 1823 den ersten Versuch zur Einführung der Geldpacht gemacht und im Verein mit dem Ortsprediger, dem nachmaligen Propst und Director des Seminars Kuda, Eduard Harten, eine wohldotirte Gemeindeschule eingerichtet hatte, lange vor dem, als die Landesverwaltung oder gar die Staatsregierung der Schule des ehstnischen Landvolkes ihre Theilnahme zugewandt hatten. Aus dieser Gemeindeschule waren bereits viele Söhne Fickel'scher Bauern in alle Gegenden Ehstlands und über dessen Grenzen hinausgegangen, hatten vermöge ihrer relativ guten Bildung gute Anstellungen gefunden, und viele von denselben haben eine gewisse Rolle gespielt, einige freilich in früheren Jahren auch leider eine zweideutige.

Im Allgemeinen dauerte der Wohlstand noch fort, war aber durch verschiedene ungünstige Verhältnisse der letzten Jahrzehnte in's Schwanken gerathen und drohte eine entschieden rückläufige Bewegung zu nehmen. Der vorerwähnte humane und philosophische Majoratsherr hatte den größten Theil seines Lebens auf Reisen in Europa, Asien und Afrika zugebracht und hatte unterdessen die Güter verarrendirt, was selten wohlthätig auf ein Gut eingewirkt hat. Nicht allein waren die Hofsfelder durch Raubbau ausgesogen, sondern es waren auch in der Gemeinde verschiedene Unordnungen eingerissen. Die schon früher in in diesen Blättern erwähnte Sucht des Landvolkes nach einer ungeregelten Selbständigkeit, die in den ersten Jahrzehnten nach Aufhebung der Leibeigenschaft eine Unzahl ungeregelter und zum regelmäßigen Lebensunterhalt ungenügender Lostreiber-Ansiedelungen hatte erstehen lassen, war hier besonders stark hervorgetreten und hatte alle freien Plätze, die den Bauern als Weideland dienten, mit solchen regellosen Ansiedelungen durchsetzt. Wenn die Bauern schon durch diese Ansiedelungen selbst belästigt wurden und durch die vermehrte Frequenz das so nothwendige Weideland eingeengt war, so war dieses noch nicht der Uebel größtes. Im Verlaufe der Zeit hatten sich diese Lostreiber auch in den Besitz manches Feld- und Heuschlagstückes der Bauern zu setzen gewußt, das sie später nicht wieder herausgaben. Dadurch war ein unsicheres Element in den Wirthschaftscomplex

der Dorfschaften eingedrungen, das sich mit den Erträgen der usurpirten Landsetzen oft nicht begnügte, sondern gelegentlich auch wohl geschnittenes Korn und Heu von den angrenzenden Landstücken auf die seinigen umstapelte, wie überhaupt in diesen ungeregelten Neugründungen, von denen Viele nicht einmal der Gutsverwaltung bekannt waren, sich manche bedenklichen sittlichen Erscheinungen gezeigt hatten. Als der Majorathsherr später seinen Wohnsitz ständiger auf seinen Gütern nahm, da war er schon zu alt und war der Wirthschaft zu sehr entfremdet, um die beginnende Unordnung mit sicherer Hand einzudämmen, vielmehr verleitete ihn seine humane Gesinnung, die ungeregelten Neugründungen sich immer noch vermehren zu lassen. Zu Anfang der vierziger Jahre war ein verunglückter Versuch zur Vermessung der Güter und zur neuen Regulirung der Bauerländereien gemacht worden, der jäh abgebrochen werden mußte und nur eine vermehrte Verwirrung hinterließ. Spätere Versuche, die dadurch veranlaßten Unordnungen mit häuslichen Kräften abzustellen, hatten zu nichts Anderem geführt, als zur weiteren Zersplitterung des Bodens, so daß eine Bauerstelle zuletzt wohlgezählte 156 Ackerstücke besaß.

So war es auf den Majoratgütern Schloß Fickel, auf einer Bodenfläche beschaffen, die der des Fürstenthums Lichtenstein nahezu gleichkommt, als die Verwaltung Baron Bernhard Uexküll übergeben wurde. Der gute Geist der Gemeinde, die feste Ordnung und der Wohlstand waren vielfach geschädigt und bestanden zum Theil vielleicht nur noch durch die gute Tradition. In diese Wirrniß sollte er Ordnung bringen, und er faßte die Sache mit fester Hand und sicherem Blick in die Zukunft an. Vielleicht hat ihn mit das vorgefundene Chaos darauf gebracht, die Jahrhunderte lang getragene und in den letzten Zeiten noch mehr ausgebildete Idee von der Gleichheit der Bauerstellen mit einem kräftigen Ruck abzustreifen und die Bequemlichkeit und Ungestörtheit, die wirthschaftliche Freiheit jedes einzelnen Bauerngutes, an ihre Stelle zu setzen. Der Entschluß, mit der agrarischen Vergangenheit zu brechen, mag nachträglich recht einfach erscheinen, weil derselbe in der That den natürlichsten Weg zur Entwickelung der bäuerlichen Landwirthschaft aufschloß, aber es geht damit wohl wie mit dem Ei des Columbus, und für die Zukunft des Landes ist dieser Entschluß so fruchtbringend gewesen, daß derselbe vielleicht den ganzen Inhalt eines Menschenlebens gelten dürfte.

Baron Bernhard Uexküll begnügte sich aber nicht damit, die leitende Idee zu dieser Umgestaltung und die Mittel zur Ausführung derselben herzugeben. Mit regem Eifer und mit verständnißvollem Interesse ist er auf alle Einzelfragen eingegangen, die sich aus dieser Umgestaltung ergaben und zur weiteren Entwickelung und Consolidirung der wirthschaftlichen Freiheit beitrugen. Der Anfang wurde übrigens nicht mit dem ganzen Gebiet gemacht, sondern schon vor Beendigung der Aufnahme der Güter mit einem geeigneten kleinen Theil, um nicht mit einer unbekannten und unbegriffenen Maßregel gleichsam gewaltthätig vor das Volk zu treten und dieses damit scheu zu machen. Es lagen drei Bauer-

stellen störend und gestört in der Wirthschaftssphäre eines Nebengutes. Mit diesen wurde der Anfang gemacht. Sie wurden nach den theoretisch festgesetzten Grundlagen auf eine von Bauerpachtland umschlossene Hoflage versetzt und auch der Rest dieser Hoflage zu neuen Bauerstellen eingerichtet, mit Anrechnung des überschüssigen Bodenwerthes für spätere Territorialausgleichungen zwischen Hofsland und Bauerpachtland, wie diese sich bei der nachfolgenden allgemeinen Regulirung voraussichtlich ergeben mußten. Diese versetzten und neugegründeten Stellen, von denen auch die letzten sogleich an Bauern in Pacht gegeben wurden, dienten inzwischen der Gemeinde zu einem sichtbaren Argument, daß die nach drei Jahren über das ganze Gebiet auszudehnende Maßregel nicht eine bloße Theorie sei, sondern sich praktisch bewähren müsse, und daß die relativ gewaltige Umgestaltung nicht erschütternd auf die bäuerlichen Wirthschaften einwirke, wenn die durch den Uebergang veranlaßten Verluste vom Gutsherrn getragen wurden, wie es hier geschah. Diese vorläufig nach der neuen Grundlage organisirten Bauerstellen dienten aber auch uns selbst, um an denselben Erfahrungen zu machen, die sich später bei der allgemeinen Umgestaltung verwerthen ließen.

Mit der regsten und thätigsten Theilnahme folgte Baron Bernhard Uexküll später dem Entwurf des Projectes der neuen Organisation über das ganze Gebiet und griff mit raschem und sicherem Ueberblick fördernd und klärend ein. Und als der wesentlichste Theil der Aufgabe gelöst, jedem Bauerngut sein Land zugewiesen war, als zur Werthausrechnung des Landes die Grundsätze aufgestellt, die Pachten und Entschädigungen für die Uebergangsjahre bestimmt waren, da entwickelte sich aus der neuen Anordnung eine ganze Reihe von Fragen, die geregelt werden mußten, wenn die geschaffene wirthschaftliche Freiheit sich in feste Ordnung fügen sollte. Nicht allein sind alle gemeinschaftlichen Wege des Gebietes und alle besonderen Wege der einzelnen Bauerhöfe zur Unterhaltung an dieselben nach genauer Berechnung überwiesen, sondern es sind auch alle Durchgangsrechte auf entferntere Heuschläge und sogar die Flachsweichen und übrigen Rechte und Lasten genau bestimmt und im Grundbuch verschrieben worden. Und als Alles geordnet war, da hat Baron Bernhard Uexküll die Mühe nicht gescheut, persönlich auf jeden Bauerhof zu gehen, um nach etwa vergessenen und übergangenen Bedürfnissen Erkundigungen einzuziehen und diesen noch nachträglich möglichst Rechnung zu tragen.

Das Resultat dieser Sorgfalt war ein überraschendes. Nach bisherigen Erfahrungen hatte bei neuen Eintheilungen der Bauerstellen, nach dem Princip der Gleichstellung und meist nach einem Plebiscit, doch gewöhnlich ein recht starker Procentsatz der Bauern ihre Stellen aufgegeben, weil ihre Erwartungen nicht erfüllt waren. Man hatte daher bei diesen Gelegenheiten auch Alles vermieden, was bei einem Bauer weitere Wünsche in Anregung bringen und ihn an frühere erinnern konnte, damit er sich ohne weitgehende Gedanken in die neue Lage der Dinge finden könne. Hier war die eingewurzelte Idee der Gleichheit von Anfang an zurückgestoßen worden, hier wurde die Verlautbarung weiterer Wünsche absichtlich angeregt, und doch haben vielleicht nur zwei Procent der Bauern ihre

Stellen aufgegeben. In der Regel wußten sie eben nichts Weiteres zu wünschen, als ihnen schon zuerkannt und zugetheilt war.

Auf den seiner besonderen Fürsorge empfohlenen Gütern hatte Baron Uexküll die große agrarische Reform in allen ihren Consequenzen durchgeführt, die für das ganze Land maßgebend wurde und speciell für den Bauernstand so segensreiche Früchte getragen hat. Auf die „kleinsten Punkte" dieser großen Umgestaltung hat er die entsprechende „höchste Kraft" gesammelt und damit thatsächlich etwas „Treffliches" geleistet. Aber der von den liberalen russischen Kreisen als reactionär „verschrieene" baltische Freiherr hat noch mehr im thatsächlich fortschrittlichen Sinne gethan: auf den Freiherrlich Uexküll'schen Majoratgütern Schloß-Fickel wurde die Landgemeinde-Ordnung früher eingeführt, als sie gegeben war.

Bereits seit einer Reihe von Jahren bestand für das Fickelsche Gebiet ein Gemeindegericht mit einem aus der Fickelschen Gemeindeschule hervorgegangenen Gemeindeschreiber. Als die Streulegung beendigt war und darauf hin mit den Bauern Geldpacht-Contracte abgeschlossen wurden, so geschah dieses in Grundlage allgemeiner, für das ganze Gebiet verbindlicher Bestimmungen, und diese „Allgemeinen Bestimmungen" entsprachen in allen wesentlichen Theilen der später eingeführten Landgemeinde-Ordnung. Freilich fehlen da noch die Bestimmungen beziehendlich der Entschädigungen der Pächter bei gewissen Fällen des Pachtwechsels, die aber doch eigentlich nicht in den Rahmen einer administrativen Ordnung hineingehören, da sie nur civilrechtliche Fragen berühren. Ferner vertritt in diesen „Allgemeinen Bestimmungen" in manchen Fällen der Gutsherr die Aufsichtsbehörde, was durchaus consequent ist, da der Gutsherr damals noch gesetzlich richterliche Gewalt besaß. Im Uebrigen war das Gemeindegericht durchaus selbständig gemacht und demselben waren auch verschiedene Sachen unterstellt, die aus dem Pachtverhältniß der Bauern und Lostreiber resultirten. Zugleich waren durch diese „Allgemeinen Bestimmungen" die Pächter von der Leibesstrafe befreit, soweit diese von der Gemeindepolizei und Gutspolizei erkannt werden konnte. Für die übrigen Gemeindeglieder bedurfte die Leibesstrafe der Bestätigung des Gutsherrn. Bei einer solchen Bestätigung bin ich zugegen gewesen, und die Erinnerung daran mag hier aufbewahrt werden, weil sich darin das weiche Herz des feudalen Freiherrn ausspricht. Es handelte sich um einen groben Hausfriedensbruch durch ein zänkisches Lostreiberweib. Das Gemeindegericht hatte auf 30 Ruthenhiebe erkannt und kam die Bestätigung einholen. Der Baron fand die Strafe gesetzlich und dem Vergehen durchaus angemessen. Kaum hatte sich der Gemeindebeamte aber umgewandt, um hinauszugehen und die Strafvollziehung anzuordnen, so rief ihm der Baron nach: „Laßt ihr nur zwanzig Hiebe geben!" Der Gemeindebeamte verbeugte sich, wandte sich dann wieder und öffnete die Thür; bevor er diese aber schließen konnte, traf ihn schon der zweite Befehl: „Zehn Hiebe werden genug sein, laßt ihr nur zehn Hiebe geben!" Dabei blieb es.

Ob die „Allgemeinen Bestimmungen" zu den Pacht-Contracten der Bauern

zu Schloß Fickel auf die Landgemeindeordnung, die drei Jahre später eingeführt wurde, einen Einfluß gehabt haben, darnach habe ich mich nicht erkundigt, eine Aehnlichkeit ist aber unverkennbar vorhanden.

Erst einige Jahre nach Beendigung dieser Organisationsarbeiten, die übrigens in ihrem formalen Theil nicht zum völligen Abschluß gelangt sind, weil dieser formale Theil auf zu breiter Basis angelegt war, wurde Bernhard Freiherr von Uexküll Majoratsherr. Bald darauf bildete sich bei ihm das Leiden immer mehr aus, das seine rastlose Thätigkeit einschränkte und seinem Leben ein vorzeitiges Ende machen sollte. Einer späteren Einladung nach Schloß Fickel habe ich nicht folgen können, theils wegen anderweitiger Verpflichtungen, theils wegen zunehmender Kränklichkeit des Freiherrn, die ihn der möglichsten Ruhe bedürftig machte. Weitere Berichte aus eigener Anschauung über die Entwickelung der großartigen Hofswirthschaft und des Gemeindelebens dieser Güter können daher hier nicht gegeben werden. Alle eingezogenen und zufällig erhaltenen Nachrichten stimmen aber darin überein, daß das Werk seine guten Früchte getragen und daß der kranke Majoratsherr auch in seinen schwersten Leidenstagen, wo seine Füße gelähmt und seine Augen erblindet waren, nicht aufgehört hatte, die große Wirthschaft zu leiten und die Gemeindeangelegenheiten theilnahmvoll zu verfolgen und zu stützen.

In den ersten Jahren nach Uebernahme der Güter hat Bernhard Baron Uexküll von der Hofswirthschaft kaum einen Ueberschuß erzielt, hat den ganzen Ertrag, wohl auch erhebliche Summen darüber, auf allgemeine Meliorationen, auf Schutz vor Ueberschwemmungen, denen gerade die Felder mit dem reichsten Boden dort ausgesetzt waren, auf Veredelung der Heerden, auf Beschaffung der vorzüglichsten landwirthschaftlichen Maschinen, massiver Wirthschaftsgebäude u. s. w. verwendet, während die Felder theils noch unter den Folgen früheren Raubbaues litten, theils in Folge gewaltsamer, oft zu gewaltsamer Einführung verbesserter Fruchtfolgeordnungen zeitweilige Rückschläge im Ertrage zeigten. Er hat aber die Genugthuung gehabt, daß der von den angelegten Capitalien vollgesogene Boden schließlich Ernten gab, wie sie früher selbst auf diesem reichen Boden unerhört waren.

Die Gemeinde, die durch seine thätige Fürsorge vom Wege des Verfalles auf den Weg erneuter Ordnung und auf von ihm geschaffener Grundlage wirthschaftlicher Freiheit auf den sichersten Weg zum Wohlstande geleitet war, hat er auch fernerhin durch Gründung und Unterhaltung von Schulen und anderen nützlichen Anstalten gestützt und erfreut, wie auch noch in seinem letzten Lebensjahr ein mit seiner reichen Beihülfe gebautes Bethaus eingeweiht wurde. Seine letzte Gabe an die Familiengüter seiner Vorfahren, die er schon früher mit dem von ihm erkauften Waldgute Nelwa vergrößert und completirt hatte, war eine eiserne Brücke über einen Hauptarm des Kasargenschen Baches, die kurz vor seinem Tode festlich dem Verkehr übergeben wurde.

Wie groß der Einfluß der Organisationsarbeiten auf den Majoratgütern

Schloß Fickel auf die ſo ſegensreiche agrariſche Umgeſtaltung unſeres Heimathlandes geweſen iſt, das läßt ſich freilich nicht ziffermäßig nachweiſen, es iſt aber gewiß, daß erſt nach dieſer Arbeit und nach den unter Munificenz und unter der thätigen Theilnahme von Bernhard Freiherrn von Uexküll geſchaffenen Grundlagen die früheren ſporadiſchen Verſuche zur Streulegung der Bauerſtellen in eine ſichere, ſyſtematiſche Bahn geleitet wurden, die ihre glückliche Ausführung ermöglichte. Nicht um Ruhm, noch weniger um ſeine eigene Popularität hat er gearbeitet, indem er auf den Familiengütern ſeiner Vorfahren der agrariſchen Entwickelung und dem landwirthſchaftlichen Betriebe mit Aufwendung aller ſeiner reichen Kraft und ſeiner Mittel neue Bahnen brach, ſondern warm hat er das Anſehen ſeines Geſchlechtes, das Wohl der ſeiner Fürſorge angeheimgefallenen Gemeinden und des ganzen Heimathlandes mit all ſeinen Stämmen und Ständen auf dem Herzen getragen, hat ohne Ruhmredigkeit verſtändig und thatkräftig eingegriffen in die Entwickelung auf ſicherer hiſtoriſcher Grundlage, als heimathlicher Freiherr, dem die Pflicht der Entwickelung und Förderung des Heimathlandes und des Landvolkes von Gottes Gnaden mit zugefallen war. Möge das Heimathland ſeine treue Pflichterfüllung richtig würdigen und ſein Andenken in warmem, treuem Herzen tragen!

Aus ruſſiſchen Dichtern.

VI.

Gedichte von Alexander Puſchkin.

Ueberſetzt von Dr. **Otto Harnack** in Riga.

1.

Der Einſame.

Als einſt ich wanderte durch ein gar wildes Thal,
Ergriff urplötzlich mich verzweiflungsvolle Qual;
Ich ſchien, von Bergeslaſt gedrückt, ſchon faſt erſtickt
Gleich dem, der wegen Mords zum Blutgerüſt entrückt.
Ich rang, das Haupt geſenkt, im Gram die kalten Hände
Und ſchluchzte laut, daß ich das inn're Grauſen ende;
Von Neuem rief ich ſtets in krankhaft wirrem Fleh'n:
„Was ſoll ich fürder thun? was wird mit mir geſcheh'n?"

Und ſo verworr'nen Sinn's floh ich zur Heimath endlich;
Mein gramvoll Weſen blieb dort Allen unverſtändlich.
Zuerſt war ich vor Weib und Kind verſchloſſen, ſtille;
Denn meinen tiefen Harm zu bergen war mein Wille.
Doch da von Stund' zu Stund' der Schmerz mich wilder drängte,
War nicht zu hindern mehr, daß er mein Schweigen ſprengte:
„O weh! uns Allen weh! mein Weib! und weh Euch Kindern!
O wißt! nichts mehr vermag mein herbes Leid zu lindern;
Mich drückt die ſchwerſte Laſt; im Auge düſter glüht
Der Zukunft wildes Bild, die nah' und näher zieht;
Der Flamme und dem Sturm iſt unſ're Stadt geweiht,
Zu Staub und Aſche wird all' ihre Herrlichkeit;
Uns Alle trifft der Tod; wer iſt, der hier erſpäh'
Noch einen Rettungsort? o weh uns Allen, weh!"

Verwirrt und voller Schmerz vernahmen dies die Meinen;
Es wollte ihnen faſt, ich ſei von Sinnen, ſcheinen.
Doch wähnten ſie, die Nacht, des Schlafes Heilungskraft
Beruh'ge wohl die Gluth der irren Leidenſchaft.
Doch weinend, ſtöhnend ließ ich nur vergeh'n die Nacht,
Die keinen Augenblick des Schlummers mir gebracht.
Vom Lager ſtand ich auf, ſaß einſam bis zum Morgen;
Man kam, nach mir zu ſeh'n, man fragte mich mit Sorgen,
Und ich erwiderte, wie ſchon des Tags zuvor;
Da fuhren Alle rings beſorgt, erzürnt, empor.
Man wähnte, daß man mich mit Schelten und mit Strenge,
Ja, mit Verachtung gar zum rechten Wege dränge.
Doch ich vernahm ſie nicht; des Grames grauſam Nagen
Erpreßte fort und fort nur Thränen mir und Klagen;
Zuletzt ermüdete ſie mein beſtändig Schrei'n:
Man ließ, voll Ungeduld und Aerger, mich allein,
Als einen Kranken, deſſ' Gerede nur beſtändig
Die Leute quält und dem ein ſtrenger Arzt nothwendig.

Von Neuem ging ich aus, in dumpfe Qual verſenkt,
Die Blicke rings umher in ſcheuer Angſt gelenkt,
Dem Wand'rer gleich, der vor dem Regen Obdach ſucht —
Vielmehr dem Sclaven, der gewagt tollkühne Flucht,
Dem Büßer, der mit ſich die Geißel ſchleppt umher.
Und einen Jüngling traf ich wie von Ungefähr.
Er kam desſelben Wegs, die Augen auf ein Buch
Geſenkt; nun hob den Blick er leis empor und frug:
„Weshalb irrſt Du allein? Was ſoll Dein bitter Klagen?"
Und Antwort gab ich ihm: „Laſſ' mich den Grund Dir ſagen!
Ich bin verloren; nah' iſt mir der ſich're Tod!
Und nach dem Tode mich das Endgericht bedroht!
Das peinigt meine Seel'! Denn ich bin nicht bereit,
Und mich erſchreckt der Tod."
„Biſt Du dem Tod geweiht,"
Entgegnet' er, „und fühlſt Du wirklich ſolches Schaudern,
Warum entfliehſt Du nicht? was läßt Dich hier noch zaudern?"
Und ich: „Wohin entfliehn? wo iſt ein Rettungsort?"
Er wies in's Weite hin und frug: „Nun, ſiehſt Du dort,
In fernſter Ferne nichts?"
Wie nach des Lichtes Strahlen
Der Kranke, der erſt jüngſt geheilt von Blindheitsqualen,
So ſtarrt' ich ſehnſuchtsvoll hinaus in's Weite jetzt:

„Ich ſeh' ein ſchwaches Licht," erwidert' ich zuletzt.
„So gehe," fuhr er fort, „und folge dieſem Lichte!
Das einz'ge Zeichen ſei's, wonach Dein Weg ſich richte!
Stets vorwärts! Du erreichſt zuletzt ein rettend Thor."
Er ſprach's, und ich ſogleich ſchritt ohne Säumen vor.
Mein Flieh'n erſchreckte und entrüſtete die Meinen;
Von meiner Schwelle riefen Weib und Kind mit Weinen:
„O kehre uns zurück!" — Es zog ihr laut Gebahren
Von ringsumher zum Markt geſchäft'ge Freundesſchaaren,
Der Eine ſchalt auf mich; der And're klagte laut;
Ein Dritter zeigte ſich als Rathsfreund ſehr vertraut;
Als Schmäh'n und Lachen mir jedoch nicht Halt gebot,
Ward endlich mit Gewalt und Banden mir gedroht.
Schon warf man ſich auf mich; doch ich, verſtärkter Schnelle,
Erſtrebte nur zu ſchau'n des Lichtes reine Helle,
Daß auf des Heiles Pfad ich weiter dränge vor
Und endlich ſchaue das geheimnißvolle Thor!

2.

Erloſchen iſt des Tages Leuchte;
Der Abendnebel ſank auf's blaue Meer;
Ja, woge, walle, dunkle Feuchte,
Gehorſam Segel, rauſche tief und ſchwer!
Ich ſehe die entfernte Küſte,
Der Mittagslande zaubervolles Reich;
Bewegt und traurig nahe ich mich Euch;
O daß ich nichts mehr von Vergang'nem wüßte!
Ich fühl's . . . im Auge quillt die Thräne neu,
Die Seele brennt und bebt in Leiden
Und will ſich an vertrauten Qualen weiden,
Wie einſt ich liebte — allzu thöricht treu,
Und wie ich litt, und wie mir nah ſchon däuchte
Erſehnten Glücks bezaubernde Gewähr . . .
Ja, woge, walle, dunkle Feuchte,
Gehorſam Segel, rauſche tief und ſchwer!
Zieh' hin, mein Schiff! trag' mich zu fernen Gauen
Durch trügeriſcher Fluthen grauſe Bahn!
Nur laß mich nicht die Heimath ſchauen,
Nicht ihrer trüben Oede nah'n!
Ihr Stätten, wo ich einſt empfand
Die Gluth der erſten Leidenſchaft,

Wo mich geheim erfüllt der Muſen holde Kraft,
Wo früh im Sturm die Jugend ſchwand,
Die nun auf ewig mir entflogen,
Wo allzu leicht beſchwingt die Freude mich betrogen,
Wo kalt das Herz ward . . . O unſelig Land!
Daß neues Leben werd' erſchloſſen,
Floh ich Dich, heimathliche Flur!
Ich floh Euch, heit're Feſtgenoſſen,
Die nur zu mir geführt der Freude flücht'ge Spur.
Und Ihr, Genoſſinnen verbot'ner Freuden,
Ihr, denen ohne Liebe ich geweiht
Glück, Freiheit, Ruhm, — Ihr, meiner Jugendzeit
Geheime Freundinnen, mit unſ'rem Scheiden
Seid Ihr vergeſſen auch . . . doch was den Muth mir beugte,
Der Liebe ſchweres Leid, vertilgt kein fernes Meer;
Ja, woge, walle, dunkle Feuchte,
Gehorſam Segel, rauſche trüb und ſchwer!

3.

Die Schöne.

In ihr iſt Alles Harmonie
Und alles wunderſam erhaben;
In zarter Reinheit heget ſie
Der Schönheit feiervolle Gaben;
Sie ſieht im Kreiſe rings ſich um,
Sie findet keine, die ihr gleichet,
Geprieſ'ner Schönen Glanz erbleichet
Und ihre Lober werden ſtumm.

Wohin Du auch nur eilen magſt,
Vielleicht zur heimlichen Geliebten,
Ob Du in tiefem Grübeln lagſt,
Ob Glück Dich hob, Dich Schmerzen trübten,
Begegneſt ihr Du, — wie gefeit
Bleibſt ſtehen Du verwirrt und ſchweigend,
Im Geiſt Dich andachtvoll verneigend
Vor reinſter Schöne Heiligkeit.

4.

Ich habe überlebt mein Lieben,
Mein Glückstraum ward mir längſt verhaßt;

Und nur das Leid ist mir geblieben,
Des öden Herzens traur'ger Gast.

Des Schicksals Sturm ließ kalt und schneidend
Verwelken meines Kranzes Pracht;
Ich lebe einsam, harre leidend, —
Wann endlich kommt die ew'ge Nacht?

So bebt, erstarrt von eis'gem Reife,
Weil es der Herbst vergessen hat,
Bei winterlichem Sturmgepfeife
Am kahlen Ast ein letztes Blatt.

5.

An Byron.

Ein Bild des Meers, das Du besungen,
Von seinem Geist gezeugt warst Du,
Wie dies, von keiner Macht bezwungen,
Wie dies — so stürmisch, sonder Ruh'!

6.

Das Vögelchen.

Der Heimath altverehrte Sitte
Bewahr' ich in der Ferne treu;
Ein Vögelchen, das lang in Mitte
Des Kerkers schmachtet, lass' ich frei.

Und neuer Trost wird mir erschlossen;
Was murr' ich wider mein Geschick!
Da heut' noch einem Leidgenossen
Ich schenken durfte Freiheitsglück.

7.

Widmung.

Dir — aber wirst Du lassen dringen
Zu Dir des düst'ren Liedes Klang?
Ein schlicht Gemüth entgegenbringen
Des Dichters tiefem Herzensdrang?
Wirst Du, wie einst der Liebe Klagen
So auch des Sängers Liebespfand

Erhoffte Antwort jetzt verſagen,
Verhallt auch dies nicht anerkannt?
Zu lauſchen wenigſtens nicht meide
Den Klängen, die Du einſt geliebt!
Und denke, daß im Trennungsleide,
Im herbſten Weh, das mich betrübt,
Dein Heimathort, der einſam trübe,
Dein letztverhallend Abſchiedswort,
Im Herzen lebt als einz'ge Liebe,
Als Heiligthum und letzter Hort!

8.

Die Roſe.

Wo iſt unſ're Roſe?
Sagt, Freunde, geſchwind! —
Verwelkt iſt die Roſe,
Des Morgenroths Kind.
O ſage nicht:
So kurz ſind die Freuden!
O klage nicht,
Daß die Jugend muß ſcheiden!
Sag' dem Blümelein:
Leb' wohl, Du Arme!
Troſt ſoll im Harme
Die Lilie uns ſein!

9.

Abſchied.

Wolken haben neu umzogen
Unerwartet mir das Haupt;
Von des Schickſals Neid betrogen,
Werd' ich neu des Glücks beraubt.
Werde ich den Muth mir wahren,
Daß ich wie zur Jugendzeit
Mög' begegnen den Gefahren
Stolz in Selbſtgenügſamkeit?!
Von des Lebens Sturm ermüdet,
Harr' ich neuen Sturms in Ruh'.

Und vielleicht einſt neu befriedet
Steur' ich neuem Hafen zu.
Schaurig dennoch näher rücken
Fühl' ich ew'ges Scheiden mir;
Engel, Deine Hand zu drücken
Eil' ich einmal noch zu Dir.

Flüſt're leiſen Abſchiedsſegen,
Du mein Engel, ſtill und rein!
Bring' den zartſten Blick entgegen,
Laß' ihn ſchwer von Kummer ſein!
Und ein ſtetes Deingedenken
Wird verleih'n mir Hoffnungsgluth,
Ewigen Erſatz mir ſchenken
Für der Jugend Kraft und Muth!

Wie es auf dem Lande aussieht.

(Correspondenz aus Weiß-Rußland.)

Wer die russische Grenze, von Deutschland kommend, bei Eydtkuhnen passirt, wird sogleich frappirt von dem Abstande in der Cultur des Bodens. Soeben noch lachten uns die üppigen, überaus wohlbestellten Saatfelder Ostpreußens von beiden Seiten der Eisenbahnstraße entgegen; wohlgepflegte Bauerhöfe, mit hohen oder niederen Bäumen umfaßt, durchsetzten in großer Menge und in reizender Abwechselung die Landschaft, Landwege und Chausseen durchkreuzten nach allen Richtungen die Gegend in sauberstem Zustande, überall von Steinen und Alleebäumen ohne Lücke eingefaßt, mit Wegweiser an allen Kreuzungen versehen; ab und zu kleine Waldboskets in das Grün der Wiesenfelder eingestreut, in Nähe und Ferne schlanke Kirchthürme aus behaglichen und wohlhabenden Dörfern oder Gutshöfen hervorragend! Es ist der gesegnete Strich, auf welchem das edle Trakehner Pferd gedeiht, wie man alsbald an der auffallend guten Bespannung der bäuerlichen Gefährte mit Wohlgefallen erkennt. Mit einem Schlage wird das anders. Die isolirten Bauerhöfe hören allmählich ganz auf, die Felder sind nur noch bruchstückweise angebaut, die unentwässerten Brüche und Moore stellen sich ein, zwischen welche nur unregelmäßig gehaltene vielfach ganz verhauene Tannenwälder eine Abwechselung schaffen. Geschlossene kleine Dörfer treten in immer längeren Intervallen auf, aber ohne Pflege und ohne entsprechendes Aeußere, das Bild ziemlicher Aermlichkeit. Und dieser Charakter nimmt, was mangelhafte Cultur anbetrifft, auf der ganzen Strecke bis Dünaburg und von da ab weiter bis Witebsk zu. Wohl nirgends wird hier der Blick durch ein befriedigendes Bild von ländlicher Anmuth, Sauberkeit oder Wohlstand erquickt, die einzigen geradlinigsten und musterhaft gehaltenen Gebäude der Eisenbahn selbst abgerechnet, welche einen um so auffallenderen Gegensatz dazu bilden, als sie, zum Theil wohl wegen ihrer noch vorwaltenden Neuheit, die Zustände der deutschen Eisenbahn an Geschmack und Comfort unzweifelhaft hinter sich lassen. Aber auffallend für den Fremden ist das deutsche Sprachidiom, welches auf dieser Bahnstrecke überall durchtönt. Verläßt man die Eisenbahn

nach West oder Ost, so begegnet uns überall derselbe Typus, große Strecken unbebaut, der Wald überwiegend, aber unsauber und verhauen, Dörfer, welche sich entwickeln, das merkt man wohl, aber noch sehr im Rohen, Gutsmarken, welche ebenso augenscheinlich zurückgegangen sind, verwahrloste Brüche, versumpfte Wiesen, ehemalige Aecker, die jetzt von Birken und Tannen neu angeflogen sind. Vieh und Anspann sind überall sehr mäßig im Stande. Dieser allgemeine Zustand datirt, wie man sagt, von der Zeit der Freigebung der Bauern her, welche die Gutsbesitzer der zur Bestellung ihrer Felder bisher verwandten und durchaus nöthigen Kraft beraubte, ohne Etwas an deren Stelle zu setzen. Wird dieses ungünstige Verhältniß sich mit der Zeit bessern? Das ist fraglich; keinenfalls sehr bald. Woran es gebricht, sind Menschenkräfte und Capital.

Der Mangel an Menschenkräften hängt unzweifelhaft mit der Verfassung der bäuerlichen Gemeinde zusammen. Bei Feststellung des Dorfslandes als *Gemeindebesitz*, an dem den Mitgliedern nur die Nutzung zusteht, hat man nur den einen Gesichtspunkt in's Auge gefaßt, die Verhinderung eines Standes, der ganz ohne Landbesitz ist. Das mag seine gewisse Berechtigung haben, läßt aber doch zwei andere wohl überwiegende Vortheile aus dem Auge, einmal die Bildung eines hinreichend zahlreichen vierten Standes, der ländlichen Arbeiter, und zweitens die Entwickelung einzelner begabterer und fleißigerer Bauern zu größerem Wohlstande. So weit *hier* das Land in Betracht kommt (Weißrußland), giebt es nur einen allgemeinen Durchschnittsbauern, über den sich auch der wohlhabendste nur um Weniges erhebt. Die Güter aber empfinden den Mangel des vierten oder Knechtsstandes recht unangenehm. Ueberall, wo die Landwirthschaft in Aufschwung gekommen ist und in Blüthe steht, ist der Anfang dazu bei den größeren Gütern zu suchen. Hier allein ist Intelligenz, Nachdenken, Capital zu neuen Untersuchungen und Entdeckungen. Erst was hier gelingt, pflegt der Bauer nachzuahmen. Läßt man den großen Gutsbesitz herunterkommen, wird die Landwirthschaft allgemein zurückgehen. Die größere Gutswirthschaft kann aber ohne ein gewisses Personal von ständigen Knechten nicht bestehen. Keine Maschine ist im Stande, diesen Mangel zu ersetzen, am wenigsten da, wo es an Capital fehlt, um die Ausgaben für Maschinen zu bestreiten, und auch die Maschinen wollen bedient sein. In allen Ländern ist ein zahlreicher Knechtsstand die Voraussetzung der landwirthschaftlichen Cultur. In England weist die statistische Zählung den bei Weitem größten Theil der Bevölkerung in der *dienenden* Klasse nach. Niemand wundert sich darüber, und gewiß Herr Katkow, der Hauptvertheidiger des bäuerlichen Grundbesitzes, auch nicht, daß die Städte ohne eine zahlreiche dienende Klasse gar nicht bestehen können. Warum soll für das Land entbehrlich sein, was für den Bürgerstand unentbehrlich? Bei dem gegenwätigen höchst traurigen Stande der Gutsbauerschaft wegen Mangels an dienenden Kräften hilft man sich hier wohl mit der von den Nachbarbauern dargebotenen Arbeit. Aber diese Arbeit ist theils unsicher und unregelmäßig, theils theuer. Die Ernten sind nicht so reichhaltig und die

Preise der Producte nicht so hoch, um hohe Arbeitslöhne zu vertragen. Die Arbeit der Bauern aber ist auch an sich äußerst unvollkommen. Sie kennen für die Bestellung ihres Ackers nur die Zoche, ihre Pferde leisten auch nichts mehr, weil sie an Schwereres nicht gewöhnt sind. Wo auf Gütern der ordentliche Pflug angewendet wird, und das ist doch erst der Anfang zu besserer Bestellung, entzieht sich der dazu engagirte Bauer mit seinem Pferde der Arbeit: er sagt, er könne das nicht leisten!

Aber die Arbeit der Bauern, wo man bon gré mal gré zu ihr greift, ist auch außerordentlich unregelmäßig, schon durch die unglaubliche Unzahl von Feiertagen (праздники), welche gerade dann die Feldarbeit unterbrechen, wenn sie am nothwendigsten ist (Juli, August, September). In diesen Feiertagen liegt ein großes Hinderniß des Aufkommens des landwirthschaftlichen Gewerbes. Der Bauer arbeitet zu wenig.

Die russische Regierung hat es sich angelegen sein lassen, den fühlbaren Mangel an Betriebscapital für den Bauernstand in einigen Gouvernements durch die Errichtung von Agrarbanken zu ersetzen. Der Gedanke ist höchst anerkennenswerth. Aber uns scheint, als wenn die Vorbedingung dabei nicht genügend in's Auge gefaßt ist, nämlich die Hindernisse, welche der Kalender dem Fleiße und der Arbeit des Bauern entgegenstellt. Es mag ja sein, daß die Kirche in den Zeiten der Erbunterthänigkeit und der Robote es auf sich nahm, den Bauer vor Ueberdruck zu bewahren. Wenigstens lassen sich die vielen Festtage gerade in der Ernte- und Bestellzeit nicht anders erklären. Aber heute, wo diese Unterlage fortgefallen ist, kann auch die alte Consequenz nicht mehr gezogen werden. Man sagt dem Slaven im westlichen Auslande nach, daß er in Arbeitsausdauer und Arbeitslust mit dem Germanen sich nicht messen könne. Wer von Westen hierher kommt, kann sich der Wahrheit dieser Nachrede nicht verschließen. In allen Ständen, den Beamtenstand vorzugsweise nicht ausgeschlossen, hört man den Grundsatz predigen, größten Genuß mit möglichst wenig Anstrengung zu erkaufen. Daß, wie in der germanischen Welt, die Arbeit selbst der höchste und edelste Genuß ist, dafür ist hier das Verständniß noch nicht aufgegangen. Jede Staats-Regierung hat unzweifelhaft den Beruf, ein Volk, welches noch niedrig in der Cultur steht, zu erziehen. Die erste Handhabe, an welcher die russische Regierung diese Erziehung beginnen sollte, wäre die größere Anhaltung zur Arbeit. Wenn positiv hier nicht sogleich etwas geschehen mag, so liegt doch das Negative sehr nahe, die Hinwegräumung der unnöthigen und überlebten Hindernisse. Die Regierung hat den Gegenstand ja augenscheinlich schon einmal in die Hand genommen. Das Statut zur Vorbeugung der Uebertretungen in Glaubenssachen (Band XIV des Gesetzbuches Art. 30 und 31 der Fortsetzung vom Jahre 1863, oder Art. 27 und 28 desselben Statuts in der Ausgabe vom Jahre 1876) hat die Tage im Jahre genau bezeichnet, in welchen die Behörden frei von Beschäftigung und die Lehranstalten frei vom Unterricht sein sollen. Es sind dies außer den 52 Sonntagen im Jahre die

Tage: 1. und 6. Januar, 2. Februar, 25. März, 9. Mai, 29. Juni, 6., 15., 25. August, 8., 14., 26. September, 1. und 22. October, 21. November, 6., 25., 26., 27. December, zusammen 19 Tage. Außerdem Geburts- und Namensfeste der Kaiserlichen Familie und das Krönungs- und Thronbesteigungsfest, zusammen 8 Tage; Freitag und Sonnabend der Butterwoche, Dienstag, Freitag und Sonnabend der Charwoche, die ganze Osterwoche, Himmelfahrtstag und der zweite Pfingsttag, abermals 13 Tage: zusammen 40 Tage. Wenn alle diese Feiertage auch auf dem Lande mit Arbeitseinstellung begangen werden, so hat man schon 92 Tage, d. h. den vierten Theil des Jahres ohne Arbeit. Das wäre schon enorm. Aber dabei beruhigt sich der Bauer noch keineswegs. Im Kalender sind alle die hier genannten 40 Tage mit groß umrahmten Kreuzen versehen. Aber daneben sind im Kalender noch 56 andere Tage mit halbumrahmten und einfachen Kreuzen bezeichnet, überall zum Gedächtniß an einen dem Landmann völlig unbekannten Heiligen. Aber mit Begier stürzt der Bauer auf diese Kalender, die bei Einem oder dem Anderen von ihnen immer zu finden sind, oder die Erinnerung an locale Heilige lebt noch von vergangener Zeit in älteren Köpfen: genug der Kalender giebt 148 Mal im Jahre dem Bauern Anlaß zu denken, ob er nicht vorziehen soll zu feiern statt zu arbeiten. Und was ein Bauer thut, will sofort der Gutsknecht nachthun und schreit, bei geweigerter Erlaubniß, über Entkirchlichung.

Das ist nun geradezu ein Unwesen, und kein civilisirtes Land in der Welt würde das begreifen. Dabei herrscht noch dazu die größte Confusion unter den Dörfern selbst. Zwei Dörfer haben Feiertag, zwei Nachbardörfer nicht: auf einem Gutshofe arbeiten in Folge dessen die Knechte, auf dem anderen nicht. Dabei ist ja gar kein Voranschlag zu machen! Auch hat dieses ewige Feiern den nachtheiligsten Einfluß auf die Vorstellung von der Lebensaufgabe des Menschen. Ja, wenn dem Bauer als das höchste Ziel seiner Wünsche beständig der Prasdnik vorschwebt und ostensibel vorgehalten wird, so wird er nie aufhören, die Arbeit als etwas Lästiges und Hassenswerthes anzusehen, und der erste reine Impuls zur Thätigkeit und Arbeit ist ihm genommen. Unseres Erachtens muß hier eingeschritten werden, wenn das Wohl und wirthschaftliche Emporkommen des Volkes gefördert werden sollen. Erst wenn die Arbeit lieb gewonnen wird, kann an Neigung zum Ueberſparen gedacht werden, wovon jetzt nirgend hier eine Spur zu bemerken ist, und erst wenn übergespart wird, kann der durch die Banken gewährte Credit etwas nützen und kann an die Errichtung der so nützlichen Sparkassen gedacht werden.

Um die Regelung der das Landvolk von der Arbeit entbindenden Festtage vorzunehmen, scheint uns ein einfaches Mittel geboten. Die Gesetzsammlung liest keiner, die Kalender, wie sie jetzt bestehen und die ohnehin nicht einmal unter einander übereinstimmen, schaffen nur Verwirrung. Es ist nur nöthig, daß am Schluß jedes Kalenders ein officielles Verzeichniß abgedruckt wird, mit der ausdrücklichen Ueberschrift: „Die Feiertage, an denen die ländlichen Arbeiter

Freilassung von der Arbeit beanspruchen können". Ein solches Verzeichniß muß auch bindend für die Pfarrgeistlichkeit gemacht werden, damit diese nicht, wie hier häufig vorgekommen, auf Anrufen der Knechte auch für Tage, welche der Kalender nicht mit vollem Kreuz bezeichnet, zur großen Ueberraschung der Gutsherren und Störung der Wirthschaft von der Arbeit einseitig dispensiren.

Der gesellige Verkehr unter den Gutsbesitzern läßt viel zu wünschen übrig. Und das ist zu bedauern, weil der Slave an sich gastfrei ist und des polnischen Gutsbesitzers — denn das ist hier noch die Mehrzahl — Gastfreundschaft in längst bekanntem Rufe steht. Allein dem Verkehre fehlt es an Comfort, an den aus dem Westen kommende Ansäßlinge gewöhnt sind. Bei aller Bereitwilligkeit, dem Gaste das Beste zu gewähren, fehlt es doch zu sehr am Besten, am behaglichen Logement. Freilich, — sieht der Gast, wie anspruchslos und wenig verwöhnt der Besitzer selbst logirt ist, so schwindet jedes Mißbehagen. Den Gutsbesitzer aus alter Zeit hat Gogol in seinen „Todten Seelen" unübertrefflich geschildert. Aber seitdem hat sich doch Manches zum Besseren gewendet, wohl mit, weil die Gesellschaft sich mit fremden, insbesondere deutschen Elementen aus den Ostseeprovinzen, durchsetzt hat. Es dämmert allmählich, während in gewissen Dingen wieder noch auffallende Naivetät herrscht. Obgleich nämlich schon durch die Strafordnung vom 20. November 1864, also seit 20 Jahren, das Betreiben der Jagd auf fremdem Grund und Boden (§ 146) mit Geldbuße bis 25 Rubeln bedroht wird, so gilt in vielen Gutsbesitzer-Köpfen noch heute die Meinung, daß ihnen erlaubt sei, zu schießen, wo sie wollen. So beliebte es vor wenigen Jahren einem meiner Nachbarn, der in meinem Hause verkehrt hatte, mit einigen fremden Jagdgenossen, die er dazu eingeladen hatte, auf einem meiner Seen und den angrenzenden Wiesen auf wilde Enten Jagd zu machen, ohne es auch nur für schicklich zu finden, mir eine Anzeige zu machen, geschweige denn um Erlaubniß zu bitten, und sodann mit einer Beute von 75 Enten heimzukehren, ohne es für geboten zu erachten, mir auch nur eine davon anzubieten.

Der gesellige Umgang findet an der Kostspieligkeit keine Schranke. Die Bewirthung ist, mit dem Westen verglichen, überaus einfach. Kaum erscheint jemals Wein bei Tisch, während in Deutschland des Gutsbesitzers Weinkeller stets strotzen muß, will er sich au niveau erhalten. Aber Erschwernisse findet ein häufiger Besuch in der meist schwachen Bespannung und sodann in den weiten und oft keineswegs erfreulichen Wegen. Wegsamkeit ist Cultur, unwegsame Gegenden werden gleich wilden gerechnet! Aus Caesar's Commentaren wissen wir, daß die Legionen sich sträubten gegen Ariovist zu ziehen, denn die Wege in Germanien seien zu schlecht. Also ein altes Lied!

Der hiesige Boden ist an sich guter Fahrbarkeit nicht ungünstig; meist mit Sand durchsetzter Lehm oder besser noch lehmiger Sand, findet sich der Boden niemals weder durch Nässe noch durch Trockenheit ganz unpraktikabel. Dazu kommt im Sommer die nie ganz verrinnende Feuchtigkeit und die Ausdünstung zwischen Wäldern und Morästen, und die sechs bis sieben Monate des Winters

hindurch meist eine feste Schlittenbahn. Aber im Sommer machen die vielen Wasserübergänge viel Verdruß und im Winter die hohen Schneethürmungen in den Dörfern. Beides ist polizeiwidrig, und gäbe es eine Polizei, so könnte hierin Manches geschehen. Das Klägliche auf den Sommerwegen ist der Zustand der Brücken. Unzählige Rinnsale, Bäche, Wiesen-Lachen durchfurchen das Land. Nun macht der baupflichtige Bauer den Uebergang sehr einfach. Er legt zwei oder drei Balken einfach über die Wasserrinne, in die Erde eingeklemmt, und bedeckt sie mit Stangen. Natürlich sinken die Träger sehr bald in die feuchte Erde ein, und der Brückenübergang kommt unter das Niveau des zu führenden Weges zu liegen. Von jetzt an hat der an sich schon schwache Belag nicht blos das drückende Gewicht des passirenden Wagens zu tragen, sondern er seufzt auch unter dem drückenderen Gesetze des Falles. Kein Wunder, daß der Belag sehr bald bricht oder einfach ins Wasser gedrückt wird, wodurch die Passage nicht blos für Menschen und Pferde bedenklich wird, sondern meistens auch noch eine Stauung entsteht, die die ganze Operation verballhornt. Eine einfache Instruction für derartigen Brückenbau wäre sehr am Platze und eine Polizei, welche diese Instruction überwacht. Aber das ist der wunde Punkt; Polizei ist eigentlich auf dem Lande gar nicht vorhanden. Es ist zu beklagen, daß die frühere Polizei sich so mißliebig gemacht hatte, daß die Staatsregierung nichts Besseres thun zu können glaubte, als sie ganz ihrer Macht zu entkleiden. Dadurch ist aber das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Ohne eingreifende Polizei kann kein Staat, am wenigstens ein noch frischer und unentwickelter, wie der russische, bestehen. Verwaltungs-Beamte, vom Gouverneur herab, haben mir gestanden, daß, seitdem man alle Gewalt im Lande auf die Friedensrichter übertragen habe, die Verwaltungsbeamten alles Interesse verloren hätten. Ja, sie scheuen sich auch nur das Geringste zu thun, um nicht selbst noch mit dem Friedensrichter in Collision zu kommen, der jetzt, eifersüchtig auf seine Alleinherrschaft, sich ein besonderes Vergnügen zu machen pflege, Polizeibeamte bloßzustellen. Es fungiren nun freilich in jedem Kreise ein Isprawnik, mehrere Pristaws und einige Urjädniks, was, ins Deutsche übertragen, etwa heißen würde: ein Landrath, mehrere Districts-Commissaire und einige Wachtmeister. Ja, aber was fungiren sie? Ich kann von mir selbst versichern, daß ich in acht Jahren, die ich hier auf dem Lande wohne, den Isprawnik meines Kreises noch nicht zu Gesicht bekommen habe. Ich fragte bei einer zufälligen Zusammenkunft mit dem mir wohlwollenden Gouverneur: „Was machen Ihre Isprawniks?“ Antwort: „Sie haben die Polizei.“ Ich erwiderte: „Mag sein, aber sie üben sie nicht. Erlauben Sie mir, die einzelnen Gattungen der Polizei nach Anleitung des Friedensgerichtsgesetzes durchzugehen. Nehmen wir die Verwaltungs-Ordnung, d. h. den Gehorsam den öffentlichen Anordnungen gegenüber: der Isprawnik thut darin nichts; die Religion, was hat er da zu sagen — nichts; die öffentliche Ordnung und öffentliche Ruhe — nichts; die öffentlichen Bauten und Wegebrücken — nichts; die Wasserpolizei und Feuerpolizei — nichts; die Medi-

cinal-Polizei — nichts; die persönliche Sicherheit — nichts; die Armen-Polizei — es giebt keine Armen; die Fremden-Polizei — nichts, als daß Pässe eingefordert werden." Der Gouverneur war selbst erstaunt, aber gab mir Recht. Ich bemerkte: „Was könnte ein solcher Mann wirken, wenn man ihn auf die Beine brächte und ihn verpflichtete, selbst sich in seinem Kreise umzusehen und die Beschwerden, Vorstellungen und Rathschläge der besitzenden Klasse entgegenzunehmen." Antwort: „Ja, aber der Unglückselige bekommt ja seine Reisekosten nicht ersetzt!" Das ist des Pudels Kern: man bestellt für die ganze Polizei-Pflege eines Kreises einen obersten Beamten und bindet ihn an sein Lotterbett fest, daß er sich ja nicht rühre! Es versteht sich von selbst, daß die untergebenen Pristaws und Urjädniks sich das Beispiel ihres Isprawnik gesagt sein lassen. Nur, wenn man sie an den Haaren herbeizieht, ist von ihnen etwas zu erlangen.

Dies ist auch der schwache Punkt im ganzen Verkehre des gebildeteren Standes auf dem Lande: es fehlt darin die politische Person. Der Mensch ist nun einmal, wie schon Aristoteles bemerkt, ein politisches Wesen. Sein oberstes Interesse ist, wenigstens wenn Männer zusammenkommen, immer das öffentliche Wesen; der Meinungsaustausch über die Bedürfnisse des Landes und über die Regierung des Volkes. Dieser ganze Reiz fehlt dem hiesigen Verkehr, und deshalb ist er auch so lahm und interesselos. Wie ganz anders im Westen: der Landrath eines Kreises in Preußen ist zugleich sein Mittelpunkt. Er führt die Verwaltung zur allgemeinen Fühlbarkeit, beruft den Kreistag regelmäßig und präsidirt ihm, ist fast beständig auf den Rädern und kennt jedes Gutsbesitzers Haus und Hof wie seine eigenen; sieht Alles mit eigenen Augen, bespricht Alles mit den Betheiligten, führt es in Gemeinschaft mit ihnen aus. Es giebt fast keine Gesellschaft, wo er nicht erscheint. Das trägt auch Folgen.

Man hat hier in Weiß-Rußland, wie schon bemerkt, einen zu raschen Vorgriff gemacht, indem man die Polizei durch den Friedensrichter beseitigte. Was hat der Friedensrichter für ein spontanes Interesse an den öffentlichen Zuständen? Auch nicht das leiseste. Er dankt Gott, wenn es ihm, dem juristisch Unstudirten, gelingt, in den viel zu umständlichen Formen des Gerichtsverfahrens sich zurechtzufinden und mit Hilfe dieser Umständlichkeiten endlich einen elenden Contraventionsfall zur Entscheidung zu bringen, — aber wohlgemerkt, keineswegs im Geiste des Gesetzes, welches Paragraph 129 vorschreibt: „Der Friedensrichter entscheidet nach freier Gewissensüberzeugung, nach vorheriger Prüfung der Beweismittel"; im Gegentheil, die todten Beweisformen schlagen ihn so in Fesseln, daß von der Gewissensüberzeugung wenig übrig bleibt; oder wenn er ganz gewissenlos, erkennt er willkürlich.

Auch die Zusammensetzung des Friedensrichter-Plenums als alleinige Appellations-Instanz ist, so schön der Gedanke des Gesetzgebers an sich erscheint, doch der hiesigen rauhen Wirklichkeit gegenüber durchaus vorgegriffen. Das Muster stammt ja aus England. Aber die englische Volkssitte und die hiesige! Das setzt eine Gentry voraus, deren Integrität über jeden Zweifel erhaben ist. Die hiesige

Versammlung der Friedensrichter desavouirt ungern ihren Collegen. Ein Beispiel aus meiner Nachbarschaft. Ein Gutsbesitzer ist veranlaßt, seinen Verwalter wegen Untreue zu entlassen. Er hatte ihm während seiner Verwaltung, weil er ihm vertraute, die Schlüssel des Speichers überlassen, und dieser nahm sich nach seinem Belieben das ihm zugebilligte Deputat. Als er entlassen war, klagte er auf Ersatz des angeblich nicht erhobenen Deputats in ungemessener Summe. Der Friedensrichter entgegnete ihm, wenn er, wie er zugestehe, die Schlüssel stets in Händen gehabt, warum er nicht genommen, was ihm offen gestellt, und wovon er denn mit seiner Familie und seinem Vieh gelebt habe? Er wies ihn — ganz mit Recht — mit seiner unerwiesenen und auch gar nicht zu erweisenden Forderung ab. Das Plenum bestätigte auf eingelegte Appellation dieses Urtheil. Zwei Jahre später wiederholte sich genau derselbe Fall: in terminis. Der inzwischen neu eingetretene Friedensrichter verurtheilte dieses Mal: und das Plenum — ungeachtet der Hinweisung auf genau denselben Fall — bestätigte wieder. Glücklicher Weise beruhigte sich der Gutsbesitzer nicht, und der Senat cassirte das Urtheil; ein anderes Friedensrichter-Plenum wies den Kläger pure ab. Aber was hatte der Gutsbesitzer gewonnen? Das erste Friedensrichter-Plenum hatte, des wiederholten Protestes ungeachtet, das nachher cassirte Erkenntniß ohne Weiteres zur Execution gebracht, und der obsiegende Gutsbesitzer hat nie einen Kopeken zurückerhalten. Jedermann muß über den Nonsens eines Gesetzes staunen, welches ein Erkenntniß ausführen läßt, gegen welches noch ein Rechtsmittel einzulegen ist und eingelegt wird; aber das Plenum beruft sich auf Paragraph 184 der Proceß-Ordnung, welcher besagt: „Die Plenum-Urtheile sind endgiltig und werden sogleich ausgeführt". Es ist diese Gesetzes-Auslegung längst allgemeiner Anstoß geworden, und es wäre wohl geboten, hier eine Declaration oder eine Aenderung zu erlassen.

Wie sehr der todte Buchstabe hier überall noch das richterliche Herz beherrscht, darüber nur ein selbsterlebtes Beispiel. Mein Unterinspector eines Vorwerks war mit einer Kuh von mir durchgegangen. Ich erließ sofort per Expreß eine Anzeige an den Friedensrichter mit der Bitte, an den Besitzer der Wohnung, wohin die Kuh gebracht war, ohne Verzug ein Decret zu erlassen, die Kuh bei Strafe des Diebstahls nicht weiter zu geben. Vier Wochen später erhalte ich meine Eingabe mit dem Bemerken zurück, es fehle darin bei dem als Zeugen vorgeschlagenen Oberinspector der Vorname! Und doch sagt das Gesetz nur (§ 42) — und natürlich wieder nur zur Unterscheidung von anderen Personen — der Zeuge solle, wo möglich, mit seinem Vornamen genannt werden. Hier war aber gar keine Verwechselung möglich: der Inspector, ein kürzlich hergekommener Deutscher, war ein Unicum seines Namens. Die Kuh ging natürlich verloren, und der Spitzbube suchte das Weite, wozu ihm der vorsichtige Friedensrichter auch alle Zeit gelassen hatte. Noch eine andere Probe friedensrichterlichen Rechtsschutzes kann ich mittheilen. Ich mußte meinen Inspector wegen Ungehorsams und Untreue plötzlich entlassen (nebenbei bemerkt:

die Klasse der sich hier anbietenden Verwalter oder Inspectoren ist ein durchweg sehr übel berüchtigtes Volk). Die Wohnung brauchte ich für den neuen Inspector, der sehr bald eintraf. Der Entlassene weigerte sich zu räumen. Ich wandte mich an die Polizeibehörden, mir in meinem Hausrechte beizustehen. Allgemeine Weigerung. Ich klagte beim Friedensrichter und stellte vor, daß größte Eile, wie er sich selbst denken könne, nothwendig sei: ein fremder, widerspenstiger Schlingel auf meinem Hofe zwischen meinen Knechten, die er gegen mich aufhetzte! Nach vierwöchentlichem Warten erhielt ich eine Vorlage zu einem auf weitere sechs Wochen angesetzten Termin. Das sah doch einer Rechtsverweigerung völlig gleich. Ich konnte das unmöglich abwarten. Ich deckte deshalb den Schornstein zu und hob meine Fenster aus. Darauf entfernte sich der Entlassene, klagte aber gegen mich (dem ich übrigens aus Güte einstweiliges Quartier auf meinem Vorwerke gab) wegen Eigenmächtigkeit, und derselbe Friedensrichter, der mir den erbetenen Schutz gegen diesen Schlingel und Betrüger versagt hatte, machte sich nun ein Vergnügen daraus, mich wegen Eigenmächtigkeit über ein Jahr lang zu verfolgen, und nur die Amnestie machte dieser Verfolgung ein Ende.

Ist nun gar an einer Stelle eine längere Vacanz in dem Richteramte, wie wir es erlebt haben, dann liegen die Klagen ewig lange oder gerathen in die unsauberen Hände eines Pristaw, Sudebnik oder Aehnlicher.

Der Geschäftskreis der Friedensrichter ist für eine in kleinen Sachen doch so wünschenswerthe schnelle Erledigung offenbar viel zu groß. Die Entfernung mancher Orte vom Sitz des Friedensrichters (ich selbst wohne 60 Werst davon) ist im Vergleich zur Bedeutung der Klagesache viel zu weit.

Einen nicht zu unterschätzenden Ersatz für die Umständlichkeit, ja Unzuträglichkeit des Friedensgerichts in Verfolgung kleinerer Vergehen bildet das Wolostamt oder Bauerngericht, eine Institution, um welche uns das Ausland beneiden kann. Ein Complex von 20 bis 30 Dörfern constituirt ein solches Bauerngericht durch Wahl eines Starschina als Vorsitzenden und eines Staroſten als Executions-Organ, denen ein besoldeter fester Schreiber als Protokollführer beigegeben wird. Alle kleinen Vergehen, für welche eine Geldbuße nicht über 5 Rubel beantragt wird, können, wenn beide Theile wollen, vor dieser Instanz abgemacht werden. Eine außerordentliche Wohlthat. Man denke sich den Weg durch den Friedensrichter. Anfangs glaubte ich mich an diesen gebunden. Ein Bauer schlägt eigenmächtig einen Baum in meinem Walde und wird dabei ertappt. Der Baum wird taxirt auf 30 Kop. und das Gesetz verhängt den doppelten Werth, also 60 Kop., als Strafe. Ich mache dem Friedensrichter die Anzeige: dort besinnt man sich mindestens 6 Wochen auf Ausschreibung eines Termins, der Termin selbst wird auf weitere 6 Wochen anberaumt. Zu demselben werden Kläger, Angeklagter und Zeugen vorgeladen. Diese Gesellschaft macht seiner Zeit die Reise von 60 Werst. Der Waldbesitzer hält nicht für nöthig, die Reise mitzumachen, da sein Waldaufseher zur Stelle ist.

Das Erste ist — wie ich es persönlich erlebt — daß der Friedensrichter in bekanntem Wohlwollen für den Gutsbesitzer diesen wegen Nichterscheinens in 20 Rubel Strafe nimmt. Dann wird er gewahr, daß ein Zeuge ausgeblieben. Grund genug, einen neuen Termin auszuschreiben. Wird dieser wirklich eingehalten, so haben 5 bis 6 Menschen zweimal eine Reise von 60 Werst hin und zurück gemacht, der Waldbesitzer ist um 20 Rubel gekränkt, und der übelthuende Bauer wird wegen irgend eines von dem Scharfsinn des Friedensrichters und dessen Protection für den armen gedrückten Bauernstand aufgefundenen Einwandes freigesprochen — von 60 Kopeken Strafe. Risum teneatis amici! Solche Erfahrungen machen klug. Ich halte jetzt mit dem Wolostamt ein Duplicat-Register aller derartigen Peccata. Die Bauern sind damit vollkommen zufrieden. Der Anklage wird das Register beigelegt, mein Förster erscheint, bestätigt den bestrittenen Frevel und das Gericht trägt durch die Hand des Schreibers 1 oder 2 Tage „Abarbeiten" in das Register. Kommt der Termin, so wird der Schuldige aufgefordert zu erscheinen und ihm sein Pensum im Urtheil und Duplicat abgeschrieben. Die Säumigen hält das Wolostamt nach Einsicht in das Register und auf Anrufen des Gutsbesitzers zur Erfüllung an. Und man glaube nicht etwa, daß die Bauern des Gerichts allzu nachsichtig gegen ihre Standesgenossen sind. Schon die bekannte Mißgunst, die dem Uebelthäter den unredlichen Gewinn nicht gönnt, schützt davor. Einer meiner Forstaufseher hatte einen solchen Frevler auf der That ertappt und erhielt, als er sein Beil pfänden wollte, mit diesem Beile einen heftigen Schlag auf den Arm, der mit Blut unterlief. Das Wolostamt verurtheilte ohne Schwanken zu 25 Stockschlägen und übergab dem Förster selbst im Termin den Stock zur Ausführung der Execution; dieser entschuldigte sich aber mit der noch nicht gehobenen Lähmung seines Armes. Sofort nahm ihm ein Genosse des Verurtheilten den Stock aus der Hand und wichste mit größtem Vergnügen dem Schuldigen den Rücken aus, „und Alle lachten herzlich". . .

Dies setzt Alles freilich voraus, daß das Wolostamt guten Willens ist. Ist das Wolostamt unwillig, so bringt es keine Beschwerde auf den Trab, wie denn das als eine allgemeine Erfahrung gelten kann. Im Princip bleibt in Polizeisachen nichts übrig, als für die Contravention des öffentlichen Rechts, in den eigentlichen Polizeisachen, dem Wegewesen, Wasserwesen, Feuerwesen ꝛc. der Polizei die Strafandrohung und auch die erste Straffestsetzung zurückzugeben. Wenn die Polizei die Entscheidung in diesen Contraventionen — wenn auch nur die vorläufige, wie in allen übrigen Ländern des Continents — zurückerhält, so wäre der Rechtsschutz ein prompterer, die Friedensrichter von elenden Bagatellen entlastet und die Polizei in ihrem Lebensmuthe und ihrer Wirksamkeit wieder erheblich gestärkt.

An der Stellung des Gouverneurs hängt in dieser Beziehung viel. Er kann sich der Polizeiverwaltung in öffentlichen Dingen, z. B. den Wegen, sehr gut annehmen. Das Bureau des Gouvernements muß aber freilich nicht der

Löwenhöhle in der alten Fabel ähnlich sein, von der es heißt: Tausend Spuren führen hinein, keine zurück. Mein Nachbar hatte — vor Jahren schon — es einmal versucht, den Gouverneur schriftlich auf den schauderhaften Zustand der übrigens für die ganze Gegend so unentbehrlichen Communication mit dem nächsten Bahnhofe aufmerksam zu machen. Er erhielt über zwei Jahre lang keine Antwort und der Weg keine Besserung. Der Zufall führte ihn im dritten Jahre zum Gouverneur. Dieser empfing ihn mit großem Wohlwollen, hatte gerade seine Wegebeschwerde in der Hand und bemerkte mit großer Leutseligkeit: „Gut, daß Sie kommen; da habe ich gerade Ihre Beschwerde in der Hand; Sie können selbst lesen, was der Isprawnik mir darauf schreibt": „Allerdings, der Weg ist schauderhaft, aber er ist auch lang und die Gemeinden dürftig". Dabei blieb es.

Im Winter legt der Schnee innerhalb der Dörfer oft unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Mir selbst begegnete, daß, als ich eines Abends ein solches Dorf zu Schlitten passirte, der Schnee an einer Stelle bis zur Giebelfirst des Stalles emporragte. Auf der First selbst hatte der Hofhund seinen Wacht-Posten genommen. Als er die Köpfe meiner Pferde plötzlich neben sich erblickte, fuhr er auf und schlug ein lautes Gebell an: meine Pferde, so unvermuthet angeschrien, scheuten, warfen den Schlitten um und schleiften mich mit ihm den Berg hinüber. Ich war heilfroh, mit ungebrochenem Genick davon gekommen zu sein. Die Hauptschuld liegt hierbei darin, daß die Bauern ihre Hofsgärten auf Kosten der Landstraße immer mehr ausdehnen, so daß die Landstraße selbst, statt 32 Fuß breit zu sein, wie sie soll, in den Dörfern selten mehr als die Hälfte, oft diese kaum, erreicht. Zwischen so eng gestellten Zäunen muß natürlich der Schnee sich thürmen. Aber kein Isprawnik hat in meiner Gegend jemals um diese allgemeine Polizeiwidrigkeit sich gekümmert und auch die Districtsbeamten zeigen sich dagegen meistens gleichgiltig. Und was könnte nicht geschehen, wenn nur ein wenig Spontaneität in den Organen steckte!

In der diesbezüglichen Strafordnung ist verboten, *fließende Gewässer* in ihrer Vorfluth zu hemmen. Nun lüstert den Bauern natürlich nach den Fischen darin. Also überall bauen sie Wehre zum Fange hinein. Ein solches Flüßchen fließt durch mein Gebiet, und es fanden sich nicht weniger als an 30 Stellen Wehre eingelassen. Die Folge konnte natürlich nicht ausbleiben. Die ganzen umfangreichen Wiesen waren versumpft. Der Schaden im Ertrage meines Heues war unberechenbar. Was hat es für Mühe gekostet, diesen Unfug zu beseitigen. Der Gouverneur selber hat mehrmals einschreiten müssen. Aber die Bauern wiederholen heimlich immer wieder den Frevel, ohne daß jemals ein einziges Polizei-Organ von selbst sich bemüssigt findet, seine Aufmerksamkeit darauf zu richten. Und doch ist es eine Sache der öffentlichen Ordnung. Aus versumpften Wiesen macht sich der Bauer nichts. Einmal ersuchte ich den Districts-Commissarius, sich von den Polizeiwidrigkeiten selbst zu überzeugen. Die Bauern, die Wind davon hatten, luden ihn ein, an einem Tage Umschau zu halten, wo gerade nach starken Regengüssen hoher Wasserstand war. Die

Wehrpfähle steckten sämmtlich mit den Köpfen unter der Oberfläche. Der Pristaw war vollkommen zufriedengestellt und die Bumaga (das Protokoll) war in Ordnung.

Eine heillose Sache ist der systematische Holzdiebstahl seitens der Bauern in den herrschaftlichen Wäldern. Die letzteren gehen vollständig darüber zu Grunde. Alle Lesniks scheitern an der nächtlichen Entwendung. Nun wäre es ein Leichtes und ist in cultivirten Ländern längst in ähnlicher Weise eingeführt, eine polizeiliche Holzcontrole durch das ganze Gebiet einzuführen. Die Districtbeamten und Urjädniks müssen nicht blos mit der Befugniß versehen, sondern mit der Verpflichtung betraut werden, die Bauerndörfer von Zeit zu Zeit oder auf Anrufen der Waldbesitzer einer Durchsuchung nach frischen, insbesondere Bauhölzern zu unterziehen, und wo nicht ein Ursprungszeugniß des redlichen Erwerbes beigebracht werden kann, das gefundene Holz einstweilen zu confisciren und demnächst dem nächsten Waldeigenthümer zuzusprechen. Gegen den Pferdediebstahl werden ja ähnliche Maßregeln ergriffen, warum nicht gegen den Waldfrevel?

Soll aber überhaupt Leben in die Provinzial-Verwaltung kommen, so muß dem Gouverneur das Verordnungs-Recht beigelegt werden, wie es z. B. seit Alters die Provinzial-Behörden in Preußen haben. Ein ausgezeichneter Gouverneur sagte mir: „Man macht uns in Petersbnrg für Alles verantwortlich, ohne uns die geringste Machtbefugniß einzuräumen." In der That, diese unbedingte Abhängigkeit von der Hauptstadt legt allen Local-Eifer lahm. Haben die Gouverneure die Verordnungs-Befugniß, so werden sie schon, um nicht unfähig zu erscheinen, öffentliche Bedürfnisse entdecken; und haben sie erst die Verordnung erlassen, werden sie auch schon Sorge tragen, sie zur Ausführung zu bringen. Es wird zugleich eine Rivalität der bestverwalteten Gouvernements entstehen, welche nur wohlthätig wirken kann, — den Verwaltungsbehörden selbst aber ein Ziel edlen Ehrgeizes und politischer Befriedigung. Endlich wird daraus eine öffentliche Meinung erwachsen, welche jetzt überall fehlt und Schuld trägt, daß die öffentliche Moral noch auf einer so niedrigen Stufe bleibt, so daß als der Gescheiteste gefeiert wird, wer am Besten zu betrügen versteht.

Man hat auch meines Erachtens nicht zu fürchten, daß die Rückgabe der polizeilichen Strafgewalt vor die Verwaltungsbeamten die Lauterkeit dieser Beamten in größere Gefahr und das öffentliche Recht wieder in Mißcredit bringt. Die Zeit ist freilich längst überwunden, wo der Justizminister einem seiner Vertrauten, der ihm nach Einführung der Friedensgerichte sein persönliches Compliment zu diesem großen Werke machte, erwidern konnte: „Ja, mein lieber Freund, das wäre Alles sehr schön, wenn nur nicht unter 100 Friedensrichtern 90 — — sich finden werden." Das aufsehende Auge und das nicht verschlossene Ohr der Vorgesetzten können hier Unendliches leisten. Die ganze locale Verwaltungsmaschine muß mehr Athem und Leben bekommen, und die Organe müssen sich mehr persönlich in die besseren Gesellschaftskreise mischen. Das wird die ganze

Bevölkerung zuversichtlicher und zufriedener stellen und auch dem gesammten Leben und Verkehr auf dem platten Lande mehr Nerv und mehr Reiz verleihen, und der besseren Gesellschaft dort mehr und lebendigen Zusammenhang unter sich gewähren. Dies würde auch für das Emporkommen der Landwirthschaft nicht ohne Segen sein. Der gegenseitige Austausch wird mehr wissenschaftlichen Charakter in dies Gewerbe bringen und eine gegenseitige Aemulation erzeugen, welche überall eines der wirksamsten Mittel zur Erzielung besserer Erfolge ist.

Wir schließen mit einer Skizze des Lebens auf dem Lande in England, welche wir in seinen kurzen Hauptzügen dem eingehenden Werke des französischen Schriftstellers Taine „Geschichte der englischen Literatur" entnehmen, einem Werke, in welchem der ausgezeichnete National-Charakter und die staunenswerthen Erfolge dieses Volkes mit Begeisterung und Bewunderung entwickelt und vor Augen geführt werden. Wir sind natürlich weit entfert, von dem russischen Volke schon jetzt Aehnliches verlangen zu wollen. Aber es ist Jedermann von Nutzen, von Zeit zu Zeit in einen Spiegel zu blicken, welcher ihm sein Bild in veredelter Form wiedergiebt, damit er daraus ersieht, was er erreichen kann, und wohin er also seine Aufmerksamkeit und seine Kräfte zu richten hat.

„Nachdem ich," erzählt Taine, „lange die englische Geschichte und englische Literatur studirt hatte, war ich bei meinem ersten Besuche auf der Insel selbst erstaunt über die realen Bestätigungen dessen, was die Geschichte mich gelehrt hatte: die reale Gegenwart schien mir überall die Erfüllung der Vergangenheit und die Vergangenheit die Erklärung für die Gegenwart. Zunächst das Meer! Es beunruhigt und setzt in Erstaunen. Es war in den ruhigen Sommertagen des Juli: der feuchte Nebel wirft über den ganzen Horizont seinen gelbgrauen Schleier; das Meer bekommt die Farbe einer Schiefertafel und die Segel rücken ruhig und friedlich in diesem Dunste vor. Aber blickt man aufmerksamer um sich, so erkennt man bald die Merkzeichen der täglichen Gefahr. Der Strand ist zerrissen, die Wellen haben ihre Macht daran geübt; die Bäume sind verschwunden, der Boden ist durchweicht unter den unabläßigen Regengüssen, der Ocean steht unabänderlich da, wild und unversöhnlich. Er murrt und brüllt ohne Stillstand und wälzt den Schwall seiner ballernden Wogen in einer unabsehbaren Schlachtlinie vor sich hin, wovor jeder menschliche Widerstand weichen muß. Ringsum steigen dichte Wolken auf, bleifarben, dann wieder dem Kohlenrauche gleich, einige von schreckhafter Helle, bereit in jedem Augenblick zu bersten. Ihre schwerwiegenden Massen rücken vorwärts, erdrücken sich gegenseitig, endlich bricht der Himmel entzwei in einem allgemeinen Wolkenguß. Im Augenblick ist das Meer getrübt und leichenfarbig, seine Wellen überschlagen sich mit seltsamem Getöse. Das colossale Himmelsgewölbe hat den ganzen Horizont ertränkt. Der Regen klatscht nieder in dichten Massen und erbarmungslos. Wer dergleichen nicht erlebt hat, hat keine Vorstellung davon. Als die Römer aus ihrem Süden zum ersten Male hier ans Land stiegen, müssen sie sich in die Hölle versetzt geglaubt haben. Der Raum zwischen Himmel und Erde, den man sonst mit den

Augen zu beherrschen gewohnt ist, ist verschwunden, keine Luft mehr, nur rinnender Nebel. Keine Farben, keine Formen. In diesem gelblichen Dunst scheinen die Gegenstände wie Phantome, Natur und Luft wie eine mit dem Aermel übergewischte Skizze auf einer Schiefertafel. In der That, hier ist die kimmerische Nacht des Homer. Zu leben hier, scheint kein Leben. Ein solches Klima gebietet Thätigkeit, verbietet Müssiggang, entwickelt Energie und lehrt Geduld. Man muß sich durchaus dem Klima accommodiren, um zu leben, auf die Lässigkeit des Genusses, der flanirenden Muße, auf die Befriedigung des Auges, auf die harmonische Entwickelung der Kunst Verzicht leisten: statt dessen in allen Branchen des Lebens sich schützen gegen die Unbill des Klimas, wo Thätigkeit und Widerstand sich gewöhnen, sich anstrengen und sich abhärten. Nach Race, Temperament und Geist ein Germane, hat der Engländer doch durch die Jahrhunderte lange Uebung seine ursprüngliche Natur noch gestärkt und modificirt, er ist gegenwärtig ein *tränirtes* Wesen. Geist und Körper haben durch die reichliche Ernährung und die stete körperliche Uebung, durch die strenge gebieterische Religionsform, durch die öffentliche Moral, durch die politischen Kämpfe, durch die Unablässigkeit der Anstrengung eine wesentliche Vervollkommnung erfahren. Von allen Menschenracen ist er der fähigste zu nützlicher und erfolgreicher Wirksamkeit auf allen Gebieten, der productivste und zäheste Arbeiter, so wie sein Rind das beste Fleischthier, sein Schaf das beste Wollthier und sein Pferd der beste Renner.

Uebrigens finden sich in England auch reizende und sanftere Schönheiten der Natur, nämlich solche, die aus dem feuchten Klima und Boden hervorgehen. Wenn man an einem leidlich heiteren Tage auf das Land hinausgeht und besteigt dort einen mäßigen Hügel, so empfindet das Auge einen Eindruck, einzig in seiner Art und dem man nirgend sonst begegnet. So weit das Auge reicht, nach allen vier Himmelsgegenden, auf den Wiesen, auf den Hügeln breitet sich ein unabsehbares Grün aus, Felder mit Futterkräutern, Gemüsegärten, Luzerne, Hopfen, Wiesen mit einer bewunderungswürdigen Fülle von hohen und dichtgedrängten Gräsern und Kräutern: hier und da ein Bouquet hoher Bäume, Weiden von lebendigen Hecken eingeschlossen, wo die Mutterkühe hingelagert wiederkäuen. Der feuchte Duft füllt die Zwischenräume der Baumgruppen und die entfernteren schwimmen in einem förmlichen Lichtdunst. Es giebt nichts Sanfteres in der Welt, nichts Zarteres als diese Tinten. Man könnte Stunden zubringen, um diese Wolken von Atlas zu betrachten, diesen feinen Aetherduft, diese molligen und durchsichtigen Luftgase, welche den Strahl der Sonne so milde verschleiern und dämpfen und ihn hindern, mit unmittelbarer Wirkung die Erde zu berühren. Von beiden Seiten des Weges unaufhörlich immer schönere Weideflächen, wo die Goldknöpfchen, diese Königinnen der Wiese, mit den langen Streifen Maßliebe sich drängen in den gesättigten Farben: eine fast schmerzliche Wonnigkeit, ein seltsamer Reiz athmet aus dieser unerschöpflichen und vergänglichen Vegetation. Sie ist zu frisch, um zu dauern. Nichts ist hier stabil und fest wie in den

Ländern des Südens, Alles im ewigen Wandel begriffen, entsteht und vergeht, ein Schweben zwischen Freude und Thräne. Die Thautropfen auf den Blättern leuchten wie Perlen, die Kronen der Bäume, sowie die breitblättrigen Staudengebüsche zischeln unter der frischen Brise und unterbrechen das Geräusch der fallenden Wassertropfen von dem jüngsten Regenguss. Dazu der zum Himmel ununterbrochen aufsteigende Duft des erfrischten Pflanzensaftes. Himmel und Erde scheinen hier geschaffen, um alle diese Gewebe gemeinsam zu bereiten und mit lebendigen Farben zu schmücken. Bei der Wunderbarkeit dieses Schauspiels lernt man zuerst den Reiz des hiesigen Landlebens verstehen.

Zu diesen Schönheiten der Natur treten aber die Werke des Menschen. Schon vom Eisenbahn-Waggon wird man deren genügend gewahr. Ein Weideplatz, von lebendiger Hecke umschlossen, dann ein anderer Weideplatz, desgleichen umfriedigt und so fort, ohne Absehen. Zuweilen colossale Rübenfelder, Alles nach der Schnur gezogen, vollständig gereinigt, glänzend. Keine Wälder, ab und zu ein Bouquet Bäume. Die Flur ist ein ausgedehnter Gemüsegarten, eine Fabrikationsstätte von Kraut und Fleiß. Nichts ist hier der Natur oder dem Zufall überlassen, Alles berechnet und eingerichtet nach Production, Ertrag und Gewinn. Sieht man sich die Bauern an: das sind keine wirklichen Bauern des Festlandes; schollengebundenes, mißtrauisches, unwissendes, von den Städtern durch eine große Kluft geschiedenes Volk. Der Landmann hier ist dem Handwerker ähnlich, seine Wirthschaft ist eine Manufactur mit einem Pächter als Werkmeister. Eigenthümer wie Pächter verwenden darauf Capital wie große Gewerbs-Unternehmer. Hier ist alles drainirt, alles in fruchttragenden Boden verwandelt, das Vieh ist zu einer Rentabilität ohne Gleichen gebracht. Dampfmaschinen fördern das Getriebe, das Stallwesen kann nicht vollkommener mehr sein. Die größten Magnaten setzen ihren Ruhm hierin: es giebt eine große Zahl von Landedelleuten, welche gar keine andere Beschäftigung haben. Der Prinz Albert schuf nicht weit von Windsor eine Musterfarm, und diese bringt Gold. Es ist nicht lange her, da veröffentlichten die Journale, daß die Königin ein Mittel gegen Krankheiten der Truthühner erfunden habe. Unter dieser allgemeinen und vereinten Anstrengung hat die Production des Ackers sich seit 50 Jahren verdoppelt; die englische Hektar erhält 8 bis 10 Mal mehr Dünger als die französische. Obgleich von Natur von geringerer Beschaffenheit, hat man sie auf das Doppelte des Ertrages der französischen gebracht; wozu in Frankreich 40 Menschen nöthig sind, das vollbringen in England 30. Nun tritt man in eine solche Farm ein: wir wollen annehmen von 100 Acker Umfang (40 Dessätinen). Darin trifft man wohlgekleidete, ehrbare und würdige Leute, die sich klar und mit Einsicht ausdrücken, ein großes gesundes Wohnhaus, comfortable, oft mit einer Vorhalle, an der Klettergewächse emporranken, einen wohlgepflegten Garten, Zierbäume, die inneren Wände jährlich neu ausgeweißt, die Fußböden wöchentlich gescheuert, eine fast holländische Reinlichkeit. Dabei eine große Anzahl von Büchern, Reisebeschreibungen, ökonomische Abhandlungen, einige religiöse und

geschichtliche Werke und vor Allem die große Familien-Bibel. Selbst in den ärmsten Bauerhäusern findet man immer noch einige Gegenstände des Comforts und der Annehmlichkeit: einen breiten gußeisernen Ofen, einen Teppich, fast überall in den Zimmern Tapeten, einige wenige moralische Romane und ausnahmslos die Bibel. Das Wohnhaus des Pächters (cottage) ist sauber, unter dem Regimente bestimmter Ordnungsregeln; die Schüsseln, meist in blaugeäderter Zeichnung und nach Geschmack aufgestellt, machen einen guten Effect von der Höhe des Buffets. Die hellen Fensterscheiben sind wohl gewaschen, keine Scheibe zerbrochen, keine schmutzig. Keine Thüren, die nicht schließen, keine Fensterladen, die herabhängen, keine stehenden Pfützen, keine Misthaufen vor der Thür. Der kleine Hausgarten ist sorgfältig gejätet. Häufig fassen Rosenstöcke und Geißblatt die Hausthür ein, und am Sonntage sieht man Mann und Frau, an einem sehr sauberen Tisch sitzend, bei Thee und Butter ihr Heim genießen und die Ordnung, die sie darin geschaffen haben. In dem Grade, als man zu den höheren Klassen aufwärts steigt, tritt der Geschmack für Comfort und *gute* Sachen stärker hervor. In den mittleren Klassen überarbeitet sich der Mann, um seiner Frau eine stattliche Robe und seinem Hauswesen möglichst Gegenstände des sogenannten kleinen Luxus zu verschaffen. Gegen den Gipfel vervielfältigen sich die Erfindungen des Wohlseins in einem Grade, daß der Fremde davor genirt wird. Zu viel Journale und Revuen legt man auf den Nachttisch; zu viel Arten von Teppichen, von Näpfen, von Lichtanzündern, von Servietten ins Ankleidezimmer; ihre Erfindungskraft ist ohne Grenzen: wenn der Fremde die ihm hingestellten Pantoffeln anzieht, kann er darüber nachdenken, daß es zwanzig Generationen von Erfindern bedurft hat, um der Fütterung und der Sohle diesen Grad von Vollkommenheit zu verleihen. Sieht man endlich im Hyde-Park die jungen Töchter der Aristokratie und die jungen Gentlemen zu Pferde oder zu Wagen und erinnert sich ihrer Landsitze, betrachtet ihren Anzug, ihre Parks und ihre Ställe, so muß man sich gestehen, daß dieses Volk so ganz nach dem Herzen der Oekonomisten geschaffen ist, nämlich der größte Producent und zugleich der größte Consument auf der Welt und daß keines in gleicher Weise geeignet ist, den Dingen ihren inneren Saft auszupressen und zugleich zu genießen; daß es zu gleicher Zeit mit seinen Bedürfnissen auch seine Einkünfte gesteigert hat. Ja, man wird dabei unwillkürlich an gewisse Insecten erinnert, welche nach geschehener Metamorphose sich plötzlich mit Zähnen, Fühlfäden und Zappelbeinen behaftet sehen, genügend, um zu peitschen, zu sägen, zu bauen, kurzum Alles zu vollbringen, aber zugleich ausgestattet mit einem unersättlichen Hunger und vier Magen.

Und wie wächst dieses arbeitsame Geschlecht auf? Dieser Landedelmann, sechs Fuß hoch, von starkem und grobem germanischen Körperbau, mit Schnauze und Doggennase, unverhältnißmäßigem und ziemlich wüstem Backenbart, rollenden Augen, — und bei den Frauen das oft blendende Gebiß carnivorer Zähne und die großen stelzbeinigen Füße ausgezeichnet beschuht, um im Schmutz zu wandeln. Aber das sind die Auswüchse der zu kräftigen Ernährung. Aber dagegen die

Jugend, wenn sie auf dem Lande ihr Kricket spielt. Wenn auch Geist nicht überall aus den Augen sprühen mag, so doch welches Uebermaß von Leben überall, welche Entschiedenheit, welche Energie! Gesund und lebendig, schnell in der Bewegung und in der Unternehmung. Manche erinnern an hochbeinige Windhunde, welche die Luft in vollem Jagen einathmen. Das gymnastische und abenteuernde Leben steht hier in Achtung. Ihr Bedürfniß ist, ihren Körper zu rühren, zu schwimmen, Ball zu schlagen, in feuchten Wiesen umherzustreifen, zu rudern, auf kleinen Booten die salzige Seeluft einzuathmen, auf ihrer Stirn die Regentropfen von den großen Eichen zu fühlen und zu Pferde Hecken und Gräben zu überspringen. Nichts einfacher und natürlicher zugleich als die jungen Mädchen: selten wird man so viel Schönheiten unter den Schönen finden, als hier. Schlank und stark, ihrer selbst gewiß, so durch und durch offen und ehrbar und so frei von jeder Koketterie. Hat man es nicht selbst gesehen, man hat keine Vorstellung von dieser Frische und dieser Unschuld: nur eine Morgenrose kann in ihrem Thau und Duft eine Vorstellung davon geben. Diese Augen, so unschuldig und blau wie Vergißmeinnicht, blicken um sich ohne eine Ahnung, daß man sie betrachtet. Bei der geringsten Bewegung der Seele strömt das Blut in die Wangen, in die Schultern. Die Bewegungen des Herzens wechseln auf diesem durchsichtigen Teint so schnell wie die Farben auf ihren Wiesen. Und diese weibliche Schamhaftigkeit ist so aufrichtig, daß man sich fast gedrungen fühlt, die Augen aus Respect niederzuschlagen. Und bei aller ihrer Natürlichkeit und Naivetät, sind sie doch keineswegs schmachtend oder träumerisch: nein, sie lieben und treiben und ertragen die Körperübungen trotz ihrer Brüder.

Und wie wird dieser große Ameisenhaufen regiert? Vom Eisenbahnwaggon aus bemerkt man zwischen Culturen und Pachthöfen die lange Mauer eines Parks, die Façade eines Schlosses, öfter nur ein großes verziertes Gebäude von mäßigem architektonischen Werthe mit gothischen oder italienischen Prätensionen, aber inmitten schöner Rasenplätze und wohl conservirter alter Bäume. Hier leben die reichen Gentlemen, die 100,000 Familien, welche jährlich 1000 Livres Sterl. und mehr zu verzehren haben und thatsächlich das Land verwalten, und zwar in natürlicher und freiwilliger Form: der angesehene Grundeigenthümer, vor Alters Besitzer des Landes, mächtig durch seine Freunde, seine Clientel und seine Pächter, und durch seine großen Besitzungen mehr als jeder Andere interessirt am Wohlergehen des Kreises, der Commune, fähig und bereit, jeden guten Rath zu ertheilen.

Täglich sieht man Hunderte von reichen Leuten London verlassen, um einen oder mehrere Tage auf dem Lande zu verleben, meistens in Angelegenheiten der Commune oder der Kirche, wofür sie eine Versammlung anberaumt haben. Sie sind Friedensrichter, Richter, Aufseher (justices, owerseers), Präsidenten aller Arten von Gesellschaften, und allezeit unentgeltlich. Der hat eine Brücke auf seine Kosten gebaut, Jener eine Capelle oder ein Schulhaus. Diese stiften eine

Bibliothek, um die Bücher an die Einwohner zu verleihen, zugleich mit erleuchteten und geheizten Lesezimmern, in denen die Landleute die Journale, Spiel und auch Thee zu mäßigen Preisen finden, kurz, honette Unterhaltung, welche sie von dem Wirthshause und dem Gin abhalten. Manche halten selbst Vorlesungen, ihre weiblichen Angehörigen geben Unterricht in der Dorfjugend. Mit einem Wort, sie gewähren auf ihre Kosten den Unwissenden und Armen Rechtspflege, Verwaltung und Bildung."

Aus der Hauptstadt.

Vom „Krieg und Kriegsgeschrei“. — Bunte Ostern. — Der Coursſturz vom 29. März. — Ruſſiſche Blätter und Petersburger Geſellſchaft. — Aus den Tagen der Wahlcampagne. — Die „intelligente Plebs der Rechtloſigkeit“ und die „wahlberechtigte Plebs der Unbildung“. — Zwei charakteriſtiſche Epiſoden. — „Some thing is rotten . . .“ — Der Eisgang der Newa und „Krieg und Peſtilenz“. — Wovon nicht geredet wird. — Mlle. Dica-Petit †. — Noch einmal die Politik.

St. Petersburg, Mitte April.

„Nichts Beſſ'res weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei,
Wenn hinten, weit in der Türkei,
Die Völker auf einander ſchlagen —“

ſo ſpricht am Oſtertage, beim Spaziergang vor dem Thor, einer der Bürger aus der Vaterſtadt des Dr. Fauſt, und der Nachbar antwortet ihm:

„Sie mögen ſich die Köpfe ſpalten,
Mag Alles durcheinandergeh'n;
Doch nur zu Hauſe bleibt's beim Alten.“

Auch bei uns, zu den heurigen Oſtern, hieß es ſo; auf dem Newſki Proſpect, auf der Großen Morſkaja, am Quai, vor dem Buffet bei Leiner oder Dominique, im Cabinet apart bei Borrel oder Duſeaux, im Foyer des Theaters und im Salon der diplomatiſchen und ariſtokratiſchen Kreiſe und vor Allem in dem griechiſchen Tempel, den man auf der Spitze von Waſſili-Oſtrow Mercur, dem beflügelten Gott der Courſe und der Fondsmäkler, errichtet hat — überall dasſelbe „Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei“.

Das Oſterei, das uns General-Lieutenant Alexander Wiſſarionowitſch Komarow in den Korb unſeres täglichen Lebens und Webens legte — es hat das Reſidenzpublicum endlich aus der Indifferenz herausgeriſſen, von der ich Ihnen neulich ſchreiben konnte, oder ſage ich beſſer — mußte?

Ja, es waren bunte Oſtern, die wir gefeiert haben, und bei uns hieß es nicht, wie jener Philiſter antwortete:

„Mag Alles durcheinandergeh'n —
Doch nur zu Hauſe bleibt's beim Alten.“

Es blieb durchaus nicht beim Alten — man erwachte vielmehr zu neuem Leben. Und dieses neue Leben sieht sich nicht häßlich an: da ist nur gar wenig von Chauvinismus zu bemerken und von Phrasenreiterei und bombastischem Maulheldenthum. Sondern würdige Ruhe und vernünftige Besonnenheit trägt's zur Schau, in der Presse sowohl, als auch in den meisten Gesellschaftsschichten.

Ertönt auch hier und da der drohende Ruf: „Auf nach Herat!", „Nieder mit den Engländern!", wird auch in den einen oder anderen Redactionen die Kriegstrommel gerührt und mit dem Säbel gerasselt — im Ganzen zeigt die Petersburger Gesellschaft zur Zeit doch ganz dieselbe Physiognomie, wie sie die Haltung der „Nowoje Wremja" zum Ausdruck gebracht hat und bringt, mit ihrem energischen Ruf: „Friede! Friede! Friede!" — so lange das mit der nationalen und staatlichen Würde Rußlands vereinbar ist.

Herr Ssuworin, der Heißsporn von ehemals, thut plötzlich gerade so, als ob er an der Weisheit Brüsten großgesäugt worden sei. Nun — „man muß die Feste feiern, wie sie fallen", und wir können dem Herausgeber der „Now. Wr." nur dankbar dafür sein, daß er einmal nicht in „Hetzpolitik" macht.

* * *

Auf dem Marsfelde herrschte das bekannte „Balagan"-Treiben, die Freuden der Butterwoche wiederholend für die großen Volksmassen; in den Theatern erstrahlten Abends und Morgens wieder die elektrischen und Gaslampen und mit allerlei Novitäten und sonstigen Anziehungsmitteln wurde die „Frühjahrssaison" der Theater inscenirt; eine milde, von Frühlingsahnungen durchwehte Temperatur und heller Sonnenschein lockte Tausende von Residenzbewohnern hinaus auf die breiten, dank der Fürsorge des Stadthauptmanns in diesem Jahre besonders rasch trocken gelegten Straßen und Quais, und Ostergrüße und Osterküsse wurden nach alter Sitte hüben und drüben gewechselt und getauscht — da platzte die Komarow'sche Depesche hinein in die Osterfreude und in die Kanzleien und Conferenzsäle der Ministerien des Auswärtigen und des Krieges wie eine Bombe.

Und plötzlich entsann sich Alles der mehrwöchentlichen Verhandlungen zwischen den Cabineten von St. Petersburg und London und entdeckte man, daß die Situation schon längst eine äußerst gespannte war und daß es sich denn doch lohnte, etwas mehr und ernster mit der Sache sich zu beschäftigen, als bisher geschehen, und daß sie am Ende interessanter und bedeutsamer wäre, als gar vieles Andere, mit dem der Residenzler sich in den Wochen vorher beschäftigt hatte: man nahm schleunig die Zeitungen zur Hand und suchte, so gut es ging, nachzuholen, was man versäumt, und sich ein richtiges Bild von der „Situation" zu machen, um das „Kommende" zu verstehen und ihm folgen zu können.

Das „Kommende"! Was kam denn? Zunächst nur eine gewaltige Börsenaufregung. Die Börse, dieses treffliche Maximalthermometer für den Pulsschlag des öffentlichen, socialen oder politischen Lebens, markirte sofort hochgradiges „Fieber" in der Geschäftswelt.

Besonders denkwürdig war die Versammlung am 29. März. In dem

griechiſchen Tempel, den man dem beflügelten Gotte der Makler und Wechſelagenten und Böhnhaſen auf der Oſtſpitze von Waſſili-Oſtrow errichtet hat, kam an dieſem Tage die ganze Finanzwelt St. Petersburgs zuſammen: die Geldprotzen von der Getreidebörſe und die Banquiers vom Newſki-Proſpect und vom engliſchen Quai, und die Directoren der großen Actien-Bankhäuſer und die Exporteure und Importeure und das Heer der Fondsmakler und Börſenjobber aller Art. Und Telegraph und Telephon arbeiteten fieberhaft und hin und her flogen die Fragen: „was wird London? was Hamburg? was beſonders Berlin ſagen?“ Und Berlin ſagte etwas recht Niederſchlagendes: unſer Cours fiel auf einen Ruck von 208½ Pfennig für den Rubel auf 195 Pfennig! Und London beeilte ſich mitzutheilen: „ich gebe nur noch 23¼ Pence anſtatt 24⅜ für den Rubel!“ Und aus Paris kam die Antwort: „246 Centimes für den Rubel, anſtatt 257!“ Und „erſte“ Prämienlooſe fielen von 218½ Rubel auf 215 und „zweite“ um einen Rubel!

Da herrſchte denn gewaltige Beſtürzung und bei Manchem auch Heulen und Zähneklappern, denn man ſtand ja dicht vor „Ultimo“ und mit den „Differenz-Geſchäften“ war es mehr als „alle“! Der Coursſturz ging Manchem bis auf Herz und Nieren — denn es handelte ſich ja nicht blos um die eine oder die andere mißglückte Finanzoperation und das Fiasco eines Börſengeſchäftes, als ſolchen, ſondern um das Wohl und Wehe vieler Familien; ein derartiger Coursſturz bedeutete für Viele: den Ruin.

Doch gab es auch Andere, die rieben ſich im Verborgenen ſtillvergnügt die Hände: das waren die Wechsler und Goldmakler, die hübſche Vorräthe an Imperialen liegen hatten; der Preis des Halbimperials ſtieg ſofort von 8 Rbl. 9 Kop. auf 8 Rbl. 45 Kop. „Sechsunddreißig Kopeken pro Halbimperial“ — in der That eine recht nette „Differenz“ für den, der ſie einzuſtreichen hatte. . .

* * *

Und was dann kam? Nun — der Cours ging wieder in die Höhe und dann ſank er wieder, um auf's Neue zu ſteigen und ſo fort — ſo das Schwankende, ewig zwiſchen „Krieg und Frieden“ Hin- und Herpendelnde, das Unklare und Ungewiſſe der Situation zutreffend illuſtrirend. Und das

Freudvoll
Und leidvoll
Gedankenvoll ſein;
Hangen
Und Bangen
In ſchwebender Pein —

wurde in Permanenz erklärt, und wir ſollten uns einmal auf das Gründlichſte und leider auch Empfindlichſte davon überzeugen, daß unter Umſtänden ein „fauler Friede“ gar ſchlimmer ſein kann, als der Krieg ſelbſt.

Die öffentliche Meinung und die allgemeine Stimmung ſchwankten und zitterten auf und ab, wie die Magnetnadel, wenn ſie die Nähe des Eiſens ſpürt.

Doch ist das „Zittern" nur figürlich zu nehmen: es „zittert" Niemand vor dem Kriege; nur das Hin- und Hergestoßenwerden zwischen den beiden Polen „Krieg" und „Frieden" bringt diese Wirkung hervor, läßt die öffentliche Meinung nicht zur Ruhe kommen. „Wir wollen nicht den Krieg — aber ist er uns beschieden, dann werden wir ihn zu führen wissen, seine Folgen zu tragen verstehen" — das ist die allgemeine Ansicht, die die Richtung anzeigt in dem unaufhörlichen Wortgeplänkel und dem Rufen „Hi Lumsden!" — „Hi Komarow!" Der Bruder des Letzteren mit seinem consequent täglich wiederholten «caeterum censeo — daß Herat zu nehmen ist", bildet eine Ausnahme in dem Chorus der Preßstimmen. Im Uebrigen begnügt man sich damit, das Unsinnige der englischen Forderung, die russische Regierung möge ihre eigenen Generale und deren officielle Berichte desavouiren und mehr Glauben schenken den Aussagen, die Sir Peter Lumsden auf Grund von Mittheilungen macht, welche ihm aus zweiter und dritter, oft gar fragwürdiger Hand zugegangen sind — „kühl bis an's Herz hinein" zurückzuweisen und abzuwarten, was da kommt. «Qui vivra verra» — da haben Sie die Devise unseres augenblicklichen Tageslebens. . .

Und zwischen durch laufen die aberwitzigsten Gerüchte und sensationellsten Enten umher; Mancher erwartet in den nächsten Tagen eine britische Panzerflotte wo möglich im Katharinen-Canal auftauchen zu sehen, wo doch allsommerlich selbst die kleinen finnischen Passagierdampfer mit großem Behagen wöchentlich einige Male auf den Sand gerathen; Andere haben in Gedanken nicht nur schon Herat und Kandahar genommen, sondern gar den Himalaya überschritten, pflücken Lotosblumen an den Ufern des Ganges und sehen zu, wie der Mond, ihr Buhle, sie küßt, oder aber weiden das Auge an dem Mastenwald in einer russischen Hafenstadt am Persischen Golf und denken daran, in Calcutta ein Restaurant mit national-russisch gekleideten Kellnern zu eröffnen. . . .

Deren aber, die nur beim Dessert sich mit „Politik" beschäftigen, um, sich die Zähne stochernd, gleichmüthig auszurufen: „Nehmen wir Herat — Hurrah Herat! Nehmen wir es nicht — Hol' der Teufel dieses Herat!" — ihrer sind gar wenige geworden. Alle Welt liest wieder Zeitungen und zwar vornehmlich Leitartikel, Special-Correspondenzen, Depeschen! Sogar die Frauen begnügen sich nicht mehr mit dem Studium der Annoncen, wo „Frühjahrsausverkäufe" angepriesen werden und die fashionablen Modistinnen und Damenschneider Sommermode-Berichte veröffentlichen. Es lohnt sich ja auch nicht! Weiß doch zur Stunde Niemand, wo er den Sommer zubringen wird, was man in der kommenden Saison „tragen" soll und was man demzufolge zu bestellen hat. Denn das hängt doch ganz und gar von der Wahl des Sommeraufenthaltsortes ab. Und dann: wer weiß, ob's nicht neue Modefarben geben wird: vielleicht ein „Herat-Roth", oder „Pendshdeh-Blau" oder „Afghanen-Braun".

* * *

Nein, wir sind plötzlich Alle sehr einseitig geworden und sehr gründlich und sehr ernst.

Daß die Helden des Skopinſchen Bankproceſſes, mit Herrn Rykow an der Spitze, mit ihrer Caſſationsklage abgewieſen worden ſind, iſt ebenſo ziemlich ſpurlos an uns vorübergegangen, wie einige Mordthaten, die bald nach Oſtern ſtattfanden. Die Trichinoſis-Angſt, die Vielen das Feſt ſo getrübt und bis zu demſelben ſo manche ſonderbare Blüthe gezeitigt hat — ſie iſt vergeſſen; man ſchneidet wacker in den roheſten Schinken hinein, weil der Gedanke nicht bei ihm weilt, ſondern in London oder in Gatſchina, im Bosporus oder in Daſch-Köpri. Der jüngſte Theaterſcandal intereſſirt Einen jetzt weit weniger, als die Frage von der Neutraliſirung der Meerengen und offenherzige und unverfrorene Polemik von Brodneid erfüllter Tagesblätter überſchlägt man, wenn ſie ſich nicht auf die einzige, große Cardinalfrage „Krieg oder Frieden?“ oder „Wann geht's los?“ bezieht.

Der Petersburger iſt in der That nicht mehr wiederzuerkennen. Aber man laſſe ſich dadurch nur nicht täuſchen: «chassez le naturel — il revient au galop!» Das mag ſchließlich doch nur eine vorübergehende Stimmung ſein. Kommt's nicht zum Kriege, ſo geht's bald auf der ganzen Linie wieder nach dem Alten.

Man glaube daher auch nicht, daß die Gleichgiltigkeit, die der Reſidenzler zur Zeit der ſeit Mitte März ſtattfindenden Stadtverordnetenwahlen entgegenbringt, ſich nur durch das „Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei“ erklären läßt. Oh nein — das war immer ſo und wird immer ſo ſein.

Wir haben genau das Gleiche vor vier Jahren erlebt, und damals drohte doch kein gigantiſcher Kampf zwiſchen dem „Elephanten“ und dem „Walfiſch“...

Doch die Periode unſerer Dumawahlen iſt eine zu lehrreiche und charakteriſtiſche, als daß ich ſie mit einigen wenigen Worten abmachen könnte: wir müſſen daher etwas länger bei ihr verweilen.

* * *

... Vor ca. zehn Jahren war es; in einem der geſegneten Landſtriche der Provence, dem Garten Frankreichs. Die Umſtände brachten es mit ſich, daß ich, weit ab von dem Getriebe Cannes' und Nizza's, dieſer Filialen des Pariſer Treibens, mitten unter der Weinbauer-, Olivenzüchter- und Gemüſegärtner-Bevölkerung auf dem flachen Lande leben durfte, wo ſich jedenfalls intereſſantere Studien machen ließen, als auf der «Promenade des Anglais» oder im «Cercle des Etrangers». ... Die Wahlen für den conseil général des Arrondiſſements waren gerade ausgeſchrieben... Allabendlich wanderte ich durch die nahe bei einander liegenden Dörfer, wo «Mr. le Russe» nicht mehr als ein Wunderthier angeſtaunt wurde, ſondern in vielen Häuſern ein freundlich aufgenommener Gaſt war.... Mich intereſſirte die Stellung der guten Leute — die übrigens weitaus zum größeſten Theil legitimiſtiſch geſinnt waren — zu den Wahlen. Ich fragte hier und da nach, ſprach mit ihnen über die Candidaten u. ſ. w. Da antwortete mir einmal ein Bäcker, in dem breiten Patois des Provençalen: «je me fiche de ces élections — si je mets le

pain au faur!» . . . . Er hatte noch keinen Blick in die Candidatenlisten geworfen, und Tags darauf schon sollten die Wahlen stattfinden. Daß er keine Vorversammlung besucht hatte, versteht sich natürlich von selbst. . .

Wie oft habe ich später hier wieder des Ausspruchs des braven alten Payen gedenken müssen, hier wo eben der Standpunkt „grenzenloser Wurschtigkeit" gegenüber dem öffentlichen Leben nicht eine Ausnahme bildet, wie bei den Bewohnern des Fleckens Carqueyrannes, sondern die allgemeine Regel; dagegen aber eine so feinfühlige Erregbarkeit und Susceptibilität, wie eben jetzt, durchaus dasselbe bedeutet, wie weißes Gefieder unter den Raben.

Wie brauchen nicht weit nach Beispielen zu suchen. Bleiben wir bei den Communalwahlen stehen. Wen haben sie bei uns je erregt und wer nimmt von ihnen ernstlich Notiz, außer den Wahlcandidaten? Dem Wahlkörper selbst ist schließlich doch alles „Wurscht". Er wählt, wen man will, wenn man ihn im Uebrigen nur ruhig seines Weges ziehen läßt.

Davon haben wir uns auch heuer wieder überzeugen können: es gab sogar recht drastische Illustrationen. War es z. B. nicht charakteristisch, daß von den Wählern der zweiten Kategorie, deren Zahl sich auf über 1200 beläuft, nur etwas über zehn Procent zur Wahlversammlung sich einfanden? Und noch weit geringer ist der Procentsatz in der dritten Kategorie. . . .

Was will man noch mehr?

Es ist leider in der That so: die Dumawahlen machen, außer den Stadtverordneten-Candidaten, nur noch hungrigen Reportern Kopfschmerzen; solchen penny-a-liners aber — die lediglich in Sensation arbeiten — Freude. Denn an sensationellen Episoden mangelt's bei diesen Wahlen nun allerdings nicht, und jene Herren hoffen stets auf's Neue darauf, diesen ihnen äußerst dankbar erscheinenden Stoff an den Mann bringen zu können. . . . Und es gelingt ihnen ja auch bisweilen, ohne aber, daß sie mehr Effect erzielten, als mit einer gut vorgetragenen Anekdote oder einem besonders verblüffenden Kalauer. . . .

* * *

Sie fragen: woher denn diese erschütternde Gleichgiltigkeit gegenüber einem Act, der für das Wohl und Wehe der Stadt doch von so großer Bedeutung ist?

Nun — es liegt allerdings nicht blos an jenem eminenten „Wurschtigkeitsgefühl". Es kommt noch etwas Anderes hinzu: die Organisation der Communalwahlen, derzufolge ja von den ca. 900,000 Einwohnern der Newaresidenz nur etwa 19,500 als Wähler fungiren können. Eine Misère, die die Presse freilich immer wieder auf das Tapet bringt und namentlich in Wahljahren, ohne daß es bisher aber etwas gefruchtet hätte. . . .

Und welche Leute sind diese Wähler? Zur Wahl berechtigt sind ja bekanntlich nur Personen, die dem Stadtsäckel Immobiliensteuer und Handels- und Gewerbeabgaben entrichten, in einem Gesammtbetrage von etwas über 1½ Millionen, während das Budget der Residenz nahezu 6 Millionen beträgt. Hieraus geht hervor, daß drei Viertel dieses Budgets zum größesten Theil

von nicht wahlberechtigten Bürgern aufgebracht werden müssen, in Form von indirecten Steuern. Und diese Stiefkinder unserer Communalverwaltung sind es gerade, die die „Intelligenz“ repräsentiren, die gebildeten Klassen der Gesellschaft!..

Die am Ruder sitzenden Wähler, die die intelligente „Plebs“ der machtlosen Bürger so zu sagen für Luft ansehen, zerfallen, je nach der Höhe der Abgabensumme, die sie zu entrichten haben, in drei Kategorien: zur ersten gehören in Petersburg 256, zur zweiten 1238, zur dritten 18,233 Wähler. Jede dieser Kategorien hat die gleiche Anzahl von 84 Stadtverordneten zu wählen. Obschon nun Reichthum und Bildung nicht immer Hand in Hand zu gehen pflegen und diese nicht eine Folge jener ist — besonders bei uns nicht, wo auch der reiche russische Kaufmann, der berüchtigte „Kupez“, Schule und Universität meist nur dem Hörensagen nach kennt — so ist in der ersten Gruppe der Stadtverordneten immerhin doch noch ein bedeutender Procentsatz an Intelligenz anzutreffen. Schlimmer sieht es schon mit den Candidaten der zweiten Kategorie aus, noch schlimmer mit denen der dritten.

Diese dritte Kategorie ist eine höchst merkwürdige Erscheinung. Wenn ich erst die „Intelligenz“ die „Plebs der Rechtlosigkeit“ nennen durfte, so bilden die Wähler der dritten Kategorie ihrerseits unter den wahlberechtigten Bürgern die „Plebs der Unbildung und des Obscurantismus“: ein buntscheckiges Durcheinander von Elementen, darunter eine ungeheure Anzahl von „Traktirschtschiks“, der Schank- und Kneipwirthe, von Branntweinhändlern, kleinen Handwerkern, Reservesoldaten und Unteroffizierswittwen, die für einen kleinen Gemüsegarten oder eine kleine Milchwirthschaft der Stadt ein paar Rubel Abgaben zu entrichten haben und somit Wahlrecht besitzen, von Bauern und Droschkenkutschern u. s. w., u. s. w. — lauter Leute, die sich ihres Rechtes gar nicht bewußt sind, es nicht ausüben, oder, wenn sie es thun, sich dabei lediglich vom Zufall oder, noch häufiger, von den Parteiinteressen — Anderer bestimmen lassen. . . . Hier sowohl, als auch bei einem großen Theil der Wähler zweiter Kategorie hat daher grob betriebene Wahlagitation den weitesten Spielraum. . . . Hier verrichten Schnapslibationen, gut maskirte Drohungen und hübsch verhüllte Gewaltmaßregeln Wunderdinge. . . . Hier auch erhebt sie ihr Haupt, die berüchtigte „Schwarze Hundert,“ die gewaltige Cohorte von Dunkelmännern, die immer wieder in die Duma gelangt, um als eine festgefügte Majorität ein willfähriges Werkzeug zu sein in den Händen einzelner Streber, deren Lippen von begeisterten Reden für das öffentliche Wohl träufeln und deren Taschen und „Arnheims“ jene zur Schau getragenen „bürgerlichen Gesinnungen“ Lügen strafen. . . . .

Doch, es wäre falsch, wollte man glauben, in der ersten Kategorie herrschten keine Intrigue, keine Agitation, keine Parteikämpfe.

Daß dem nicht so ist, davon haben wir uns in diesem Jahre besonders deutlich und schmerzlich überzeugen können, wo die Wahlen der Stadtverordneten der ersten Gruppe gar absonderliche Resultate ergaben.

* * *

Ich nenne nur zwei Dinge, die hierfür sehr charakteristisch sind. Doch muß ich zu diesem Behufe etwas zurückgreifen, früher schon Erwähntes kurz in's Gedächtniß zurückrufen und einige Worte über den Proceß der Duma mit der Wasserleitungsgesellschaft und über den Scandal in der städtischen Creditgesellschaft sagen, zwei Angelegenheiten, die die Thätigkeit der Herren vom communalen Selfgovernment des Quadrienniums 1882—85 allen Residenzlern unvergeßlich machen.

Der Proceß mit der Wasserleitungsgesellschaft ist auch heute noch nicht zu Ende. Contractlich steht die Sache so: für den Fall, daß die Gesellschaft, die die Versorgung der Residenz mit — beiläufig bemerkt, entsetzlichem — Wasser von der Duma übernommen hat, ihren Verpflichtungen säumig oder schlecht nachkommt, so daß sie sich im Laufe eines Jahres mehr als fünf Strafzahlungs-Urtheile zuzieht — wird der Contract null und nichtig und das ganze Wasserwerk mit dem Röhrennetz und dem Betrieb fällt an die Stadt. Im Jahre 1883 wurde die ominöse Zahl der Pönen erreicht, doch die Gesellschaft begann zu processiren, indem sie nachzuweisen suchte, daß diese oder jene Strafe unrechtmäßig dictirt worden sei. Den Proceß führte für die Gesellschaft ihr Jurisconsult, der vereidigte Rechtsanwalt Potechin, obschon er gleichzeitig — Stadtverordneter ist Als er dann vor die Alternative gestellt wurde, die eine oder andere Function niederzulegen, entschloß er sich, lieber das Mandat fahren zu lassen, als das Honorar eines Rechtsbeistandes der Gesellschaft: er trat aus dem Verbande der Stadtverordneten aus. Nichtsdestoweniger ward er jetzt bei den Wahlen wiederum als Candidat aufgestellt und — auf's Neue gewählt! Und nicht er allein. Mit ihm fanden ihren Weg in die Duma eine ganze Reihe von Männern der sogenannten „Wasserleitungs-Partei", Herren, die zum Verwaltungsrath der Gesellschaft gehören oder die vollwichtige Actionäre derselben sind! . . .

„Dieses war der erste Streich,
Doch der zweite kommt sogleich."

Wenn die „Wasserleitungs-Partei" bisher so ziemlich vor der Thür der Duma gestanden, so hatte sich dagegen die der „Creditler", d. h. der Machthaber der „städtischen Creditgesellschaft", im Schooße des städtischen Verwaltungskörpers ein warmes Plätzchen zu schaffen gewußt und eine stattliche Majorität um sich geschaart, zu der auch die „schwarze Hundert" gehört. „Eine Hand wäscht die andere" — hieß es auch hier. . . .

Mittlerweile begann aber das Vertrauen zu diesem Creditverein, resp. seinem Verwaltungskörper inmitten der Vereinsglieder und des Publicums allmählich immer mehr zu schwinden. Warum? . . . Nun — wie ich schon einmal schrieb — z. B. darum, weil u. A. im letzten Jahre der Gesellschaft 19 verpfändet gewesene und verfallene Immobilien verblieben waren: sie fanden keinen Käufer, denn die auf ihnen lastenden Hypotheken waren ganz unverhältnißmäßig hohe und zudem erwiesen sich die betreffenden Häuser als fast gänzlich ruinirt. . . . Es

bildete sich in aller Stille eine Opposition; sie wuchs und wuchs, ward immer kräftiger und eines schönen Tages, da war sie der Verwaltung über den Kopf gewachsen, und es kam „zum Klappen", glücklicherweise noch ehe der Krach da war.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier noch einmal den Kampf schildern, der Ende des v. J. ausbrach und sich bis in's neue hinüberzog; ein Kampf, der von beiden Seiten mit größester Erbitterung geführt wurde, mit Unverfrorenheit von der einen, mit Willkür von der anderen Seite. Sie wissen es bereits, daß das Tohu-Bohu der tausendköpfigen Menge in der Sitzung vom 28. December erst dank der Intervention der Polizei ein Ende erreichte. In der nächsten Generalversammlung aber, am 8. Januar, da erfocht die Opposition einen glänzenden Sieg; ihr Führer, Herr Schaumann, der als Inspector des städtischen Wasserversorgungswesens auch jener anderen Gesellschaft viel zu schaffen gemacht hat, inscenirte einen kleinen „Staatsstreich", und das Ende vom Liede war, daß die ganze Verwaltung, die Mitglieder der Taxationscommission und die als Experten fungirenden Architekten sammt und sonders für abgesetzt erklärt wurden; gleichzeitig beschloß die Versammlung, alle diese Herren, von denen ja die meisten übrigens bereits zu Beginn der Versammlung ihren Austritt gemeldet hatten — der Procuratur zu überweisen.

Das „Ende vom Liede"! Oh nein — das war's noch nicht; das kam erst am 16. (28.) März, an dem Tage, wo im thurmgeschmückten Gebäude an der Perspective mit der Freitreppe die Stadtverordneten der ersten Kategorie gewählt wurden: in der Liste der Gewählten begegnen wir den Namen fast all' der bisherigen „Säulen" und Leiter der „Kreditka", wie der Volkswitz die „städtische Creditgesellschaft" getauft, denselben Herren, denen zwei Monate vorher ein so erdrückendes Mißtrauensvotum öffentlich zu Theil geworden, von derselben Gesellschaft, die sich jetzt diese „Revanche für Sadowa" gefallen lassen muß, weil sie nicht anders kann. . . .

Und sie macht auch wirklich gute Miene zum bösen Spiel und hat die beiden vollwichtigen Ohrfeigen, die ihr mit diesen zwei Wahlresultaten applicirt wurden, ruhig hingenommen und „zum Uebrigen gethan".

Ja — sie sind sehr lehrreich, solche Episoden aus unseren Wahltagen.

* * *

Aber ganz abgesehen von ihnen — auch sonst dürften die Wahlresultate kaum viel befriedigender ausfallen für die große gouvernirte Masse, für alle jene Hunderttausende, denen das Wohl der Residenz nicht gleichbedeutend ist mit den Interessen der Krämer und Schankwirthe und für die städtische Angelegenheiten nicht mit commerziellen Geschäften in Zusammenhang stehen. Denn, wie die allermeisten der ehemaligen Stadtverordneten der ersten Kategorie wiedergewählt wurden — mit fast immer der gleichen Stimmenzahl, was dafür spricht, daß eine fest geschlossene Partei hinter ihnen steht — so dürften auch die Listen der beiden anderen Kategorien nicht viel Veränderung zeigen.

Daß es auch in der zweiten in der That so ist — das wissen wir ja bereits. Auch hier hat die „Wasserleitungspartei" so ziemlich auf der ganzen Linie gesiegt und die mit der Partei der Traktirschtschiks gemeinsame Sache machende „Neue-Credit-Partei" (die Schaumannsche) eine so gründliche Niederlage erlebt, daß nicht einmal ihre Führer — die Herren Botschagow und Schaumann — durchgedrungen sind.

Auf die dritte Wählergruppe allein können denn jetzt nur noch diese Herren und die anderen in der ersten und zweiten Kategorie durchgefallenen Candidaten zählen und solche Leute von der Opposition gegen den alten Duma-Bestand, die bisher noch auf gar keiner Candidaten-Liste standen. Der Wahlkampf wird also vornehmlich inmitten der dritten Gruppe ein besonders heftiger und wohl auch interessanter sein.

Hoch geht's schon her unter jenen ca. 18,000 Wählern der dritten Klasse, von denen viele nicht zu lesen und zu schreiben verstehen; denen gar oft jedes gestempelte Papier von officiellem Charakter, wie es auch die Wahlcitationen 2c. sind, einen heillosen Schrecken einjagen und die dasselbe wo möglich gleich in den Ofen oder in die Kehrichtgrube werfen, oder seinen Empfang ableugnen, um keine „Unannehmlichkeiten" zu haben und keine „unnützen Laufereien und Plackereien"; die endlich stets bereit sind, heute Iwan Iwanowitsch ihre Stimme zu geben, weil er ihr Hausherr ist, und morgen Wassili Wassiljewitsch, weil er sie mit Bier und Schnaps tractirt hat, und übermorgen Kalimon Dunjanowitsch, der ihnen ein gutes Geschäft in Aussicht stellt.

Da kommt's nur darauf an, wer die Sache besser anzupacken weiß. Wer's vermag — ist Sieger. . . .

Und sind dann zu Beginn des Mai die Wahlen glücklich vollzogen und ist der Dumabestand reconstituirt worden — so überzeugt sich die „Plebs", rechtlose Intelligenz genannt, gar bald davon, daß es wieder dieselbe Couleur „in Irien" ist. Und es hebt auf's Neue an das große Gerede in der gelbgetünchten Worttretmühle an dem Newski-Prospect, und wir hören und lesen wieder von unzähligen Commissionen und Subcommissionen, Comités und Ausschüssen, Gutachten und Memorialen, Projecten und Contraprojecten; und wir lassen uns in denselben armseligen Miethdroschken über dasselbe schauderhafte Pflaster fortschleifen und trinken dasselbe miserable Wasser, haben dieselbe elende Beleuchtung, lassen uns von denselben Düften und Dünsten umwehen, wie sie der Mangel einer Canalisation zur Folge hat, und lesen dieselben schlechten Witze der Feuilletonisten über die Stadtväter, deren Mund überfließt von denselben begeisterten Reden über „Selbstlosigkeit" und „öffentliches Interesse" und „Sanitätswesen" und „Hygiene" u. s. w. und sagen uns mit derselben sauren Miene, wie früher:

«some thing is rotten . . .»

* * *

Ja — es wird noch lange währen, bis es auch hierin bei uns anders geworden, und viel Waſſer wird noch durch die Newa ſtrömen und in unſere Häuſer gepumpt werden, bis die u. A. auch auf Reorganiſation der Städteverwaltung gerichteten Reformpläne der ſogenannten „Kachanow'ſchen Commiſſion" ins Leben getreten ſein werden.

Viel Waſſer wird bis dahin, wie geſagt, durch die Newa ſtrömen und noch manches Mal dürften wir ihrem Eisgang beiwohnen.

In dieſem Jahre hat er ſich beſonders ſchnell vollzogen und zwar gerade am Durchſchnittsdatum dieſes für unſer Leben ſo bedeutſamen Ereigniſſes: am 9/10. April. . .

Gleißend und ſchimmernd in ihrer blauen Pracht, die ſie aber vom Himmel über ihr erborgt hat, treibt ſie ihre Fluthen auf's Neue dem Meere zu; auf's Neue entzückt ſie, die ja den Hauptreiz der Phyſiognomie Petersburgs bildet, das Auge des Naturſchwärmers und Kunſtfreundes; auf's Neue auch liefert ſie uns beſonders ſchlechtes Waſſer in Küche, Speiſezimmer und Schlafſtube und auf's Neue läßt ſie die berüchtigte „Waſſerleitungs-Geſellſchaft" den Gegenſtand von Geſprächen werden, die mit ſchmeichelhaften Epitheta durchaus nichts zu thun haben.

Im Uebrigen aber erregte dieſes Mal der Eisgang ganz beſondere Gedanken. Iſt er vorüber, ſind wir aus unſerer Gefangenſchaft befreit und der Feſſeln des Winters los und ledig, ſo bekommen wir ja allemal auch wieder mehr directe Fühlung mit dem Weſten: das „Fenſter", das Peter der Große einſt mit mächtiger Fauſt hier, an der Mündung der Newa, nach Europa zu ausgebrochen — es wird, wenn der Eisgang vorüber iſt, gewiſſermaßen weit geöffnet. Aber was wird uns der Weſten heuer ſchicken, was wird durch dieſes „Fenſter" unterhalb der Nicolai-Brücke, wo es in den langen acht Wintermonaten meiſt ſo dunkel und öde ausſieht, zu uns hereinbrechen?

Erwarten wir doch die Cholera und rüſten wir uns doch immer energiſcher, ſie zu empfangen, falls ſie uns wirklich einen Beſuch abſtatten ſollte und wollte. Und nicht die „Peſtilenz" allein — auch des „Krieges" Haupt dürfte durch jenes Fenſter blutig und verzerrt zu uns hereinblicken; und wie die Sanitätsbehörden ſich rüſten, den einen furchtbaren Gaſt zu empfangen, ſo thun's auch die Militär-Behörden, um den anderen in entſprechender Weiſe zu begrüßen. . . Weit hin tönt das Hämmern und Feilen und Ziſchen und Raſſeln und Pfeifen und Klappern in den Werften und Docks und mannigfachen Werkſtätten der Reſidenz und ihrer Seefeſtung, und iſt erſt einmal der ganze Buſen eisfrei, ſo kann die Flotte ausſegeln und das Vertheidigungswerk in Angriff nehmen.

* * *

Da bin ich nun wieder bei dem einen Thema angelangt, das uns Alle beſchäftigt und das Intereſſe an allem Anderen in den Hintergrund drängt.

Die Indifferenz gegenüber dem Verwaltungsorganismus der Stadt kann

unser Publicum somit nicht blos mit den oben erwähnten Umständen entschuldigen, sondern zum Theil auch mit dem „Kriegsgeschrei". Und das „Kriegsgeschrei" auch erklärt seine Theilnahmlosigkeit gegenüber vielen Dingen, denen es sonst doch weit mehr offene Augen und Ohren, ein wärmeres Herz und eine flinkere Zunge entgegenzubringen pflegte, als — nun z. B. als den Duma-Wahlen.

Wie gering ist das Interesse auch am Theater und doch gab's und giebt's auf diesem Gebiete gar Manches, von dem unter anderen Umständen viel mehr geredet worden wäre.

Da war der erschütternde Todesfall der Primadonna unserer französischen Bühne, Frl. Dica-Petit, die am Ostermontage, auf der Rückreise von Paris nach Petersburg begriffen, nachdem ein mehrmonatlicher zum Curgebrauch ihr bewilligter Urlaub abgelaufen war, in Compiègne im Eisenbahnwaggon plötzlich starb. Mit ihr ist eine der festesten Säulen unseres französischen Theaters gestürzt.

Mlle. Dica-Petit hat demselben während acht Saisons angehört und ist mit der Geschichte dieses Lieblingstheaters der Beaumonde Petersburgs eng verwachsen gewesen, indem sie unter dem Regime des Intendanten Baron Küster eine bedeutende Rolle spielte, die aber von der Medisance und dem Stadtklatsch vielfach entstellt und andererseits übertrieben wurde. Sie hatte zahlreiche Widersacher — eine Seltenheit bei einer Primadonna, die, wie gesagt, acht Saisons hindurch, trotz Wechsels in dem Personal der Intendanz, ihre Herrschaft und dominirende Stellung als Künstlerin zu behaupten wußte — und, was wohl noch seltener auf diesem Gebiete, sie verstand es durch ihre Kunst, auch diese schließlich zu entwaffnen. Sie war nicht fehlerfrei als Bühnenkünstlerin, und doch konnte der Wirkung ihres leidenschaftlichen Spiels sich Niemand entziehen, wie sie denn auch in Paris viel Liebe hatte, das sie eben jetzt reclamirte; sie hat zu boshaftem Gekläffe in schmutzigen Blättchen und sensationslustigen Cirkeln allzeit viel Anlaß gegeben — niemals ohne eigene Schuld — und doch war bei dem Todtenamt, das in der hiesigen katholischen Kathedrale am neunten Tage nach ihrem Tode celebrirt wurde, diese überfüllt von Menschen, wie jetzt ihr Quartier im Hause Sherbin am Michaelplatz viel besucht wird, dessen kostbare und kunstsinnige Einrichtung im Wege der Auction verkauft werden soll. Das große Publicum möchte gern einen Blick werfen in das einstige intime «home» der Darstellerin der glänzendsten Frauenrollen aus dem Repertoire eines Barrière, Augier, Dumas, Sardou. . .

Und doch wird auch von ihr, wird von ihrem räthselhaften, plötzlichen Tode, von den Kunstschätzen, die sie gesammelt, verhältnißmäßig gar wenig gesprochen, und wenn man ihr Heim aufsucht, so geschieht es nicht «entre la poire et le fromage», sondern zwischen der Lectüre des jüngsten Leitartikels des Herrn Ssuworin und des neuesten Telegramms der Reuterschen oder Wolffschen Agentur. . . . .

Und der «incident Gorew», von dem ich Ihnen neulich einmal schrieb,

der jetzt eine Fortsetzung erhalten hat, indem die interessante und vielbesprochene Schauspielerin nun doch noch einmal debütirt hat und zwar mit demselben glänzenden Erfolge, wie das erste Mal, trotzdem aber wieder nicht engagirt worden ist — allerdings, wie es heißt, weil jetzt sie selbst der Theaterdirection zu „schwere" Bedingungen gestellt haben soll — auch dieses sonst sicher eifrigst ventilirte Thema, es stieg am Horizonte unseres Tageslebens nur pfeilschnell auf wie eine Rakete und verpuffte, wie diese, sofort. . . .

Und die Neu-Inscenirung des „Freischütz", die längst erwartete, und das Gastspiel der Frau Ellmenreich im deutschen Hoftheater, das so ganz anders verlaufen könnte, wenn eben die Sachlage eine andere wäre, und die Methodiusfeier und so vieles Andere noch — Alles, Alles muß zurückweichen vor dem einen großen Tagesinteresse „Krieg oder Frieden?"

* * *

Daß auch die diesmalige Correspondenz „Aus der Hauptstadt" diesem Umstande nothgedrungener Weise Rechnung tragen muß — das versteht sich von selbst. . . . .

Auf Einiges, was somit heute unbesprochen bleiben muß, sei es mir aber gestattet, ein anderes Mal noch zurückzukommen; so namentlich auf die diesjährigen Kunstausstellungen und das höchst interessante Gastspiel einer der hervorragendsten Bühnenkünstlerinnen Deutschlands, eben Franziska Ellmenreich's.

Weiß ich doch nicht einmal, ob ich hierfür jetzt überhaupt bei dem Leser das genügende Interesse erwarten dürfte, da ihn die Fragen, die uns bewegen, gewiß nicht weniger, wenn nicht hier und da gar noch mehr erregen.

Es sind merkwürdige Wochen für uns angebrochen, in denen wir nun von Tag zu Tag leben. Niemand weiß, was das Morgen uns bringt, und wie mag's aussehen, wenn diese Zeilen zum Drucke gelangt sind? wie mag's aussehen dann im Finnischen Meerbusen, im Schwarzen Meere, in den centralasiatischen Steppen? . . . .

Freilich, wer gestern dem Rout des deutschen Botschafters beizuwohnen Gelegenheit hatte und sich davon überzeugen konnte, wie unser Minister des Auswärtigen, Staatssecretär v. Giers, lange Zeit in lebhafter und vertraulicher Conversation mit dem britischen Botschafter an unserem Hofe, Lord Thornton, da stand, der konnte glauben — an die politische Welt denkend —

«tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possible!»

Aber wer Tags darauf die Gladstone'sche Rede in der Creditdebatte im Londoner Unterhause eifrig durchlas und fleißig durchstudirte, ein oratorisches Kunstwerk, das vielfach an die Rede Marc Anton's auf dem Forum angesichts der Leiche des Großen Caesar und vielleicht auch an die Sprechweise des Patriarchen in „Nathan dem Weisen" gemahnte, der dürfte nur eine weitere Illustration darin erblicken zu der Eigenthümlichkeit unserer augenblicklichen Lage. . . .

Da ich ſie nicht ändern kann, ſo halte ich es für das Beſte, zu ſchließen: ſo wie ſo erwarten Sie ja — wofern die Ungewißheit noch auf zwei weitere Wochen in Permanenz erklärt werden ſollte — in dem Augenblick, wo Sie von dieſer „Plauderei“ Einſicht nehmen, mit Ungeduld Telegramme politiſchen Inhalts. Ich erlaube mir daher das «mulier taceat in ecclesia» mit „Der Feuilletoniſt ſchweige, wenn der Säbel raſſelt“ zu überſetzen und thue alſo. . . .

J. Norden.

Geographische Rundschau.

II.

Bis zum Jahre 1868 sehen wir auf unseren Karten von Central-Asien ein von Norden nach Süden ziehendes Gebirge verzeichnet, das den Namen Bolor-dagh trägt und das seine Existenz dort nur einem Irrthum Alexander von Humboldt's verdankte. Der Bolor-dagh, mitten im großen Gebirgsknoten Central-Asiens gelegen, galt als Verbindungsglied des Himalaya, Karakorum und Hindukuh einerseits und der die Wüste Gobi nördlich begrenzenden Gebirge, in erster Linie des Tian-schan-Systems, andererseits. Die neuesten Forschungen in diesen äußerst schwer zugänglichen Gegenden haben ergeben, daß ein solcher West-Asien abschließender Querriegel nicht existirt, sondern daß wir es hier mit einer Hochsteppe zu thun haben, die keinen meridionalen Charakter trägt, die aber wohl durch mehrere Reihen aufgesetzter, bisweilen bis über die Schneegrenze hinausragender Höhenzüge in einzelne unter sich getrennte Plateaux zerfällt. Wie auf allen Hochsteppen Asiens findet sich auch hier eine Anzahl von Seen, von denen einzelne eine beträchtliche Größe erreichen. Dieses ganze System von Hochsteppen trägt den Namen des Pamir oder des „Daches der Welt". Die Flüsse haben hauptsächlich eine ostwestliche Richtung, unter ihnen nimmt der vor einigen Jahren entdeckte Kysyl-su (kysyl bedeutet tatarisch roth, su Wasser) oder Surch-ab, ein nördlicher Quellfluß des Amu-darja, die erste Stelle ein, im südlichen Theil oder auf dem sogenannten „kleinen Pamir" sind die beiden Hauptflüsse der Pandscha und der Ak-su, die nach ihrem Zusammenfluß den Namen Amu annehmen. Die Erhebung des ganzen Hochplateau über dem Meeresspiegel ist eine bedeutende, durchschnittlich beträgt sie über 12,000 Fuß, nähert sich also fast der Montblanc-Höhe, im östlichen Theil erhebt sich eine ganze Reihe von Schneegipfeln, die 20,000 Fuß absoluter Höhe überschreiten. Man sollte nun denken, daß diese durchaus nicht einladende, mit kärglichem Graswuchse bedachte Hochsteppe auf den Menschen keine Anziehungskraft mehr ausüben könne, und doch finden wir, daß während der Sommerzeit zahlreiche Nomadenhorden wie auf den Hochsteppen Tibets auch hier auf den unwirthlichen Grasebenen ihre leichten Jurten

aufschlagen, um ihre Heerden hier weiden zu lassen. Ja noch mehr, in ganz Central-Asien erfreut sich der Pamir einer gewissen Berühmtheit. Wir haben sichere Berichte darüber, daß in den ältesten Zeiten Handelsstraßen über den Pamir führten und auf diesem allerdings schwierigen aber kürzesten Wege den Osten mit dem Westen verbanden. Eine Zeit lang soll dies sogar der alleinige Weg gewesen sein. Wie Richthofen nachzuweisen sucht, soll zur Römerzeit die sogenannte Seidenstraße über den Pamir geführt haben; die von neueren Forschern vielfach aufgefundenen Baudenkmäler, verfallene Karawanseraien ꝛc. tragen entschieden zur Bestätigung dieser Ansicht bei. Auch die ersten Glaubensboten, die Nestorianer, und nach ihnen die Verbreiter des Islam nahmen nachweislich ihren Weg über den Pamir, ebenso scheint es sicher, daß auch der bedeutendste aller Forschungsreisenden, Marco Polo, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts auf seiner Tour nach China hier durchgezogen ist. In neuerer Zeit nahm der Pamir wiederum ein erhöhtes Interesse in Anspruch, weil man in ihm die Wiege des Menschengeschlechts zu erkennen glaubte, in so fern alle Ueberlieferungen der Inder sowohl als der westasiatischen Völker hierher als auf ihre Urheimath wiesen.

So ist es denn sehr erklärlich, wenn in den letzten Jahren eine Reihe von Forschern diese Gegenden zu ihrem speciellen Wirkungskreise ausersehen haben und trotz vielfacher Gefahren und unendlicher Schwierigkeiten nicht ermüden im Versuch, den Schleier des Geheimnisses, der über der Vergangenheit dieses Landstriches liegt, zu lüften. In erster Linie sucht man sich natürlich mit den augenblicklichen physischen Verhältnissen des Landes vertraut zu machen und dank den aufopfernden Bemühungen eines Sewerzow, Iwanow, Regel und Anderer ist man schon um einen bedeutenden Schritt vorwärts gekommen.

Dr. Regel aus Petersburg, Botaniker von Fach, der nun schon seit Jahren auf dem Pamir thätig ist, scheint sich hier sein specielles Forschungsgebiet ausersehen zu haben, und wenn die westliche Abdachung des Pamir eben die Augen von ganz Europa auf sich zieht, so sind alle Nachrichten über die dortigen Verhältnisse uns von doppeltem Interesse, da wir dadurch erst zu einem annähernden Verständniß der weltbewegenden politischen Vorgänge gelangen.

So können wir uns ein kurzes Referat über die letzte Tour Regel's nicht versagen, zumal sie auch die Gegenden berührt, die heutzutage vielfach genannt werden, ohne daß man sich Vorstellungen über die dort herrschenden Verhältnisse zu machen im Stande ist.

Der letzte längere Bericht Regel's, betitelt: „Von Tschardschui über Merw nach Pändy und zurück nach Samarkand", ist an die Redaction von Petermann's geographischen Mittheilungen gerichtet und im letzten Heft der „Mittheilungen" abgedruckt. Wir entnehmen demselben das Wesentlichste:

An Abenteuern, die für die dortigen Verhältnisse sehr charakteristisch sind, fehlte es auf der Tour nicht. Vom Prinzen von Tschardschui (der Ort liegt nordöstlich von Merw am Amu) hatte Regel „in glänzender Audienz" Abschied genommen, wobei es dem Reisenden auffiel, daß das dortige Bataillon mit un-

gewöhnlicher Geschicklichkeit das Gewehr präsentirte, während man es sonst mit der Haltung desselben eben nicht genau nimmt. Die Karawane wurde mit dem nöthigen Proviant und Wasser ausgerüstet, zum Transport desselben wurden 7 Lastkameele gestellt. Den eigentlichen Convoi bildeten sechs Kosaken und Soldaten, außerdem schloß sich eine Menge Gesindel an, den Führer machte ein Turkmenenhäuptling, dessen eigentliches Metier früher die Sclavenräuberei gewesen war.

Der Weg führte zuerst mehrere Tage durch sandige Steppe, die stark salzhaltig ist, so daß auch das Wasser, das sich in den Brunnen am Wege findet, des salzigen Beigeschmackes nicht entbehrt. So lange man an das salzige Wasser, das auch zur Bereitung der Speisen und des Thees benutzt werden muß, nicht gewöhnt ist, schmeckt es Einem ganz abscheulich, doch kann man sich durch lange Uebung dermaßen an dasselbe gewöhnen, daß man später bei gutem Trinkwasser in der ersten Zeit gewissermaßen etwas vermißt, und es ist eine bekannte Erscheinung, daß Leute, die lange Zeit ihren Thee mit Salzwasser zubereitet getrunken haben, anders zubereiteten Thee zuerst fade schmeckend finden und den mangelnden Salzgehalt durch Hinzuthun von Salz zu ersetzen suchen. So sonderbar das klingt, ist es eine Thatsache, die wir aus eigener Erfahrung bestätigen können, — freilich gilt dies nur für die allererste Zeit des Wechsels.

Die Steppe, die Regel durchzog, bot nur da eine reichere Vegetation, wo der Boden hinreichende Feuchtigkeit hatte, und dies ist durchweg der Charakter der Sandsteppen, wo sich oft neben der äußersten Abgestorbenheit und Oede die üppigste Entfaltung des Pflanzenlebens findet — an solchen herrlichen Oasen aber ist besonders Westasien reich.

Von baumartigen Pflanzen traten hier nur traueräftige Saxaulbäumchen auf, die spärlichen Schatten boten, das Thermometer zeigte auf dem Sande 45 bis 48 Grad Réaumur. Erst nach der Besetzung von Merw durch die Russen sollen die Karawanen wagen bei Tag und Nacht ungefährdet die Steppe zu durchziehen, während sie früher fortwährend auf Ueberfälle turkmenischer Räuber gefaßt sein mußten, die aus dem Sclavenhandel ein Handwerk machten. Man darf übrigens nicht wähnen, daß in jenen Gegenden der Sclavenhandel schon sein Ende erreicht hat, in einzelnen Gegenden soll er, wie auch das „Kopfabschlagen" noch in vollster Blüthe stehen, besonders übernehmen längs der persischen Grenze die feigen Perser dabei die Rolle des leidenden Theiles.

Die eigentliche Sandsteppe erreichte beim Brunnen Rafatak ihr Ende und die Vegetation wurde mannigfaltiger, in Erdlöchern fand sich hier öfter die 3—4 Fuß lange Rieseneidechse*). Die Atmosphäre war den Tag über glühend heiß, und die Karawane fing an Mangel zu leiden, da es nicht nur an Wasser, sondern auch an Brod und Gerste zu fehlen begann. Unter solchen Schwierig-

*) Ein aus Chiwa stammendes Exemplar dieser Eidechse befindet sich auch im Ehstländischen Provinzial-Museum in Reval.

keiten wurde endlich Merw glücklich erreicht. Vorher wurden hier noch die Sandschar-Moschee und die unter dem Namen Bairamali bekannte Ruinenstadt in Augenschein genommen. Merw selbst wird von Regel als eine vier Werst lange und an manchen Stellen unterbrochene alte persische Festungsmauer geschildert, in deren Innerem, weit von einander entfernt, ein paar elende Aulen stehen. Die russische Garnison hat auf dem schmalen Streifen, welcher zwischen der Mauer und dem Murg-ab-Flusse übrig blieb, eine Befestigung angelegt. In der Jurte, welche dem Reisenden vom Chef der Truppen angewiesen wurde, war die Hitze und die Fliegenplage dermaßen unerträglich, daß dieses Asyl am folgenden Tage mit einem Zelt vertauscht wurde, das weiter ab in einem Aprikosengarten aufgeschlagen ward. Die Oase von Merw soll des Eigenthümlichen wenig bieten, ringsum Obstgärten und Felder mit Weizen, Gerste, Reis, Baumwolle, Sesam und Hanf, dazwischen dürrer Lehmboden und Salzboden mit vorwiegender Vegetation von Alhagi, Lagonychium, Zygophyllum und Karelinia; nur auf bewässerten Grasplätzen im Halbschatten ist die Vegetation reicher, aber auch dort sieht man nicht viel mehr als gewöhnliche Cirsium, Cichorium, Convolvulus u. dergl.

Von hier aus ging die Reise nun den Murgab stromaufwärts, wobei ein Zusammentreffen mit Afghanen möglichst vermieden werden sollte. Die Bewässerungsgräben auf dem linken Murgabufer waren ausgetreten, auf Lehmgrund entwickelte sich hier eine üppige Schilfvegetation und auffallend war der Reichthum an Wasservögeln, die einen betäubenden Lärm verursachten.

Maimana war vor einiger Zeit von den Afghanen besetzt worden, es wurde daher nach einem kurzen Besuch der Berge der Rückweg über Andschui, einer nordöstlich von Maimana gelegenen Turkmenen-Ortschaft, angetreten, von wo aus die Wüste nach Karki hin durchkreuzt werden sollte.

Es folgt im Bericht Regels nun eine ausführliche Schilderung der Mühsale, welche die Karawane von afghanischen Grenzposten zu erdulden hatte, wobei sie zu wiederholten Malen in die größte Bedrängniß gerieth und nur von Glück sprechen konnte, daß ihr nichts Ernstliches passirte. Der Weg durch die Wüste wurde möglichst schnell bewerkstelligt, die Hitze war hier beträchtlich, das Thermometer zeigte im Sande, einen halben Zoll tief eingegraben, eine Temperatur von 59° R.; mit Freuden wurde endlich die Amudarja-Ebene wieder begrüßt.

„Die Turkmenen der ersten Ersaridörfer," heißt es weiter, „empfingen uns freundlich. Sie haben hier große, zweistöckige Häuser, große Obstgärten, Gemüsefelder und dazwischen Sorghum, Weizen, Melonen und Baumwolle; wie in den cultivirten Gegenden Turkestans überhaupt, zieht sich hier ein meilenweiter grüner Streifen dem Amudarja nach, wo wir uns bisher nur Wüste vorgestellt hatten. Freilich lieben sie es trotzdem, zu Wasser und zu Lande gelegentlich Raub und Sclavenverkauf zu üben. Wir reisten nun drei Tage durch das Turkmenenland bis Karschi, es war ganz interessant, bald Festungen, alte Wälle, stattliche Hofbauten; mir waren die Glossen, mit denen das Volk

uns begleitete, oft nur von zweifelhafter Schmeichelhaftigkeit, jedenfalls aber achteten sie es, daß ich hier, wo noch wenige Russen gewesen waren, oft ganz allein ritt. In Karschi, einem kleinen Marktorte, wurden wir am Ufer des Flusses, am Fuß der Burg postirt; der Beg war, nachdem er die erste Scheu überwunden, sehr entgegenkommend. — Ich schickte die Leute mit Gepäck nach Baldschuan, und weil ich Geld brauchte und keinem genug trauen durfte, ritt ich selbst mit einem Kosaken nach Samarkand. Der Amu-darja ist bei Karschi eine halbe Meile breit, doch wurden wir bequem hinübergerudert. Der Weg bis Karschi ist fast vollkommen eben und ohne Sand, der beste bis zum Amu-darja, doch kommt außer einigen Convolvulus, Phlomis, Lagonychium daselbst nichts Besonderes vor. Karchi ist eine der ansehnlichsten bucharischen Städte; zwar sind die Moscheen nicht besonders großartig und manche im Verfall, aber ringsum dehnen sich die prächtigsten Gärten aus. In Karschi werden die meisten bucharischen Geistlichen und Beamten gebildet, auch die meisten Begs sind von dort, aber nirgends sieht man auch so betrübende Bilder von Sittenlosigkeit wie dort."

W. P.

Vom Büchertisch.

M. Friedeberg: Bilder aus Ostpreußen. Erstes Bändchen: Einst und jetzt an der Ostmark des deutschen Ordens. Tilsit, Wilhelm Lohauß. 1885.

Als „Beitrag zur Vorbereitung der dreihundertjährigen Säcularfeier der ehemaligen Provinzialschulen zu Tilsit, Lyck und Saalfeld" hat M. Friedeberg in Tilsit eine Anzahl von Skizzen, die in der „Tilsiter Allgemeinen Zeitung" erschienen waren, zu einer Reihe von zusammenhängenden Aufsätzen verarbeitet, deren erstes Bändchen uns in hübscher Ausstattung vorliegt. Sie verfolgen den Zweck, dem größeren Publicum die Entwickelung des Deutschthums an der Ostmark in populärer Darstellung vorzuführen, und enthalten eine Fülle von Mittheilungen und historischen Schilderungen, die für uns Balten von besonderem Interesse sind. Ihrem Charakter und ihrer Form nach gewandte feuilletonistische Plaudereien, lassen die einzelnen Capitel trotzdem das gediegene Wissen und eifrige Quellenstudium des Verfassers erkennen, dessen Unternehmen in gewissem Sinne auch den Dank der ostseeprovinziellen Deutschen beanspruchen darf, da es, in gut baltisch-deutschem Geiste geschrieben, in flüchtigen, aber nichts desto weniger im Großen und Ganzen treffenden Zügen dem weiteren deutschen Leserkreise ein Bild auch unseres Kämpfens und Ringens um die Fortpflanzung und Erhaltung deutscher Cultur vermittelt. Die Hauptaufgabe der Aufsätze liegt allerdings in der Darstellung der Entwickelung des geistigen Lebens in Ostpreußen und speciell in Littauen, doch führen die hier und da vorhandenen Analogien der dortigen und der baltischen Verhältnisse und namentlich der Umstand, daß dort wie hier der eigentliche Culturträger Jahrhunderte hindurch der deutsche Orden war, den Verfasser naturgemäß dazu, wiederholt in das Land der Kuren, Letten, Liven und Ehsten hinüberzuschweifen und der Geschichte der deutschen Colonie daselbst seine volle Aufmerksamkeit zu widmen. Im ersten Capitel entwirft Friedeberg ein allgemeines Bild der Geschichte Littauens, den Text häufig durch Citate aus Localhistorikern und aus Simon Dach's im Jahre 1652 zur 100jährigen Jubelfeier der Stadt Tilsit verfaßtem Festgedicht unterbrechend und längere Zeit bei der Geschichte der Colonisation Littauens durch König

Friedrich Wilhelm I. verweilend, durch den das lange Zeit vernachlässigte Land erst recht dem Deutschthum erobert wurde, — und geht dann ausführlich auf die Geschichte der Stiftung der Provinzialschulen in Littauen über. Von dem Grundsatze ausgehend, „daß in der Geschichte der Völker die Entwickelung ihrer Schulen neben den literarischen Leistungen der beste Gradmesser für ihre Cultur" sei, skizzirt der Verfasser die Entstehung der Particularschulen zu Tilsit, Lyck und Saalfeld, um deren Existenzfähigkeit und Blüthe die lutherische Kirche sich verdient gemacht habe, und verweilt dann des Ausführlicheren bei der Entwickelungsgeschichte der Tilsiter Provinzialschule, wobei den verdienten Rectoren dieser Schule eine warme und, wie es scheint, gebührende Würdigung ihrer Verdienste zu Theil wird.

Sind diese beiden ersten Capitel von mehr localem ostpreußischen Interesse, so führt das nächste „Von Marienburg bis Reval" den Leser nach Livland, in die Geschichte unserer baltischen Heimath unter der Herrschaft der Erzbischöfe, der Schwertbrüder und des deutschen Ordens. In kurzer historisch richtiger Skizzirung unserer Geschichte von der Gründung Riga's bis zur Glanzzeit unter Walter von Plettenberg's Regiment und von da bergab aus der Zeit des Verfalls livländischer Selbständigkeit bis zum Anschluß Ehstlands und Livlands an Rußland in der schweren Zeit des Nordischen Krieges, weist Friedeberg auf den Zusammenhang hin, den unsere Lande stets mit dem römischen Reiche deutscher Nation gesucht und constatirt an der Hand des privilegium Sigismundi Augusti die „rührende Treue", mit der die Livländer in der Stunde ihrer höchsten Noth noch an die Nation, der sie entstammt, gedacht. — An diese historische Skizze schließt sich dann eine in's Detail gehende Darstellung des Zuges der Schweden von Livland nach Ostpreußen unter General Horn und ihrer Niederlage bei Splitter durch die Armee des großen Kurfürsten, — eine Darstellung, die hauptsächlich auf einer zeitgenössischen Abhandlung Fr. Fleischer's fußt.

Hochinteressant ist der vierte, „Culturhistorische Wanderungen durch Tilsit" betitelte Abschnitt, der alle sich an diese Stadt knüpfenden historischen Erinnerungen von der Zeit der Ordensritter bis zur Regierung Albrecht's von Brandenburg, von der Schwedenzeit bis zum siebenjährigen Kriege und namentlich aus den Tagen Napoleon's, Kaiser Alexander's I. von Rußland und der Königin Luise in lebendiger Schilderung zusammenfaßt.

Waren die bisher skizzirten Capitel der politischen und Cultur-Geschichte der Vergangenheit Ostpreußens, Littauens und Livlands gewidmet, so bringt das Schlußcapitel „Die deutsch-russisch-polnische Grenze", das als Motto einen Satz aus Schirren's livländischer Antwort an Juri Ssamarin trägt, den Leser mitten in die culturellen, socialen und politischen Verhältnisse der Gegenwart in Littauen hüben und drüben der gen. Grenze, in Samogitien, Kurland und Livland. Von Interesse ist die vom Verfasser mit großem Nachdruck betonte culturträgerische Mission des littauischen Judenthums

— eine Frage, die uns in jedem Falle der weiteren Untersuchung und Begründung werth erscheint; von Interesse sind ferner die Streiflichter, die Friedeberg, der augenscheinlich über unsere politischen und socialen Verhältnisse gut unterrichtet ist, auf die ökonomischen und politischen Zustände in den Ostseeprovinzen fallen läßt, von doppeltem Interesse, weil sie auch der junglettischen Bewegung einige treffende Worte widmen; — von Interesse ist endlich das Bestreben des Verfassers, für sein Thema eine rege Theilnahme in deutschen Leserkreisen zu erwecken, die uns nur sehr erwünscht sein kann.

Alles in Allem empfehlen wir das Büchlein, dessen zweitem Theile wir mit Spannung entgegensehen, soll er doch zum größten Theil den baltischen Provinzen gewidmet sein, der Aufmerksamkeit unserer Leser: bietet es auch dem in der heimischen Geschichte Bewanderten nichts Neues, so faßt es doch das Wesentlichste so klar und übersichtlich zusammen, daß es früher Gelerntes und kürzlich Erlebtes äußerst dankenswerth im Gedächtniß auffrischt und uns, wenn nicht mehr, so doch den einen angenehmen Gedanken auf's Neue aufleben läßt, daß sich jenseits der Grenze auch berufene Federn finden, die unseren Geschicken die theilnahmvolle Aufmerksamkeit ihrer Leser zuzuwenden suchen. E. B.

—r. Mit Vergnügen ergreifen wir die Gelegenheit, auf ein Unternehmen aufmerksam zu machen, das den Zweck verfolgt, in einem deutschen Blatte den baltischen Interessen eine beständige Vertretung zu eröffnen. Unser Landsmann aus Kurland, Jeannot Emil von Grotthuß, den Lesern der „Nordischen Rundschau" durch eine Arbeit über den „Kanteletar" (die Volkslyrik der Finnen) vortheilhaft bekannt, hat das in Berlin erscheinende „Deutsche Adelsblatt" dazu vermocht, falls sich eine genügende Betheiligung seitens des deutschen Lesepublicums der Ostseeprovinzen (durch Subscription, Mitarbeit 2c.) findet, eine mehr oder minder oft wiederkehrende „Baltische Rubrik" in seine Spalten aufzunehmen, deren Inhalt gebildet werden soll durch: 1) politische Leitartikel; 2) historische, den baltischen Adel besonders berücksichtigende Aufsätze; 3) Mittheilungen aus baltischen Adelskreisen; 4) literarische Notizen vom baltischen Büchermarkt, Recensionen und Anregungen. Die Vortheile, welche für unsere Heimath aus einer solchen Vertretung derselben in einem ausländischen deutschen Blatte, speciell im „Deutschen Adelsblatte", erwüchsen, faßt von Grotthuß in dem von ihm Namens der Redaction des letztgenannten Blattes erlassenen Prospecte folgendermaßen zusammen: 1) Es ist von baltischer Seite oft darüber geklagt worden, daß die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands im stammverwandten deutschen Auslande nur allzu wenig bekannt seien. Daß die Zustände derselben sich in den spärlichen und oberflächlichen Notizen, die sich zeitweilig über sie in der auswärtigen Presse vorfinden, in einem schiefen Lichte abspiegelten. Es ist

ferner darüber geklagt worden, daß die Mitarbeit unserer Heimath an den allgemeinen Aufgaben der Cultur und Wissenschaft, Kunst und Literatur bei Weitem nicht die gebührende Anerkennung gefunden, obwohl es doch nicht zu leugnen, daß die Ostseeprovinzen manchen hervorragenden Mann, manche kernige Kraft zum „Kampf der Geister" gestellt. Alle derartigen Klagen sind durchaus begründet. Ein Jeder von uns, der über die engen Grenzen seiner Heimath hinausgekommen, hat es schmerzlich empfinden müssen, daß im Auslande nicht das Verständniß für die Leiden und Freuden unserer Provinzen, nicht die Anerkennung ihrer oft schwer genug erworbenen Verdienste vorhanden, welche unsere Heimath von Rechtswegen beanspruchen dürfte. Den baltischen Landen zu dem ihnen gebührenden Ansehen auch auswärts zu verhelfen, die Zustände derselben in dem wahren Lichte zu zeigen, ihre ungeheure culturhistorische und civilisatorische Mission auch über ihre eigenen Grenzen hinaus zum Bewußtsein zu erheben, das ist eine Aufgabe, der sich nur ein im Auslande verbreitetes Journal, wie das „Deutsche Adelsblatt", mit Erfolg unterziehen könnte und würde. — 2) Die eigenthümlichen Verhältnisse in den Ostseeprovinzen lassen ein unabhängiges, im Auslande gedrucktes Blatt, das im Stande wäre, jede Frage einer öffentlichen Besprechung zu unterziehen ꝛc. ꝛc., als äußerst willkommen erscheinen — und sei es auch nur zur Bekämpfung des in- und ausländischen, der baltischen Eigenart feindlichen Federheldenthums. — 3) Speciell für den Adel der Ostseeprovinzen wäre ein Gedankenaustausch mit den stammverwandten Standesgenossen von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Wir haben mehr als einmal bei Verbesserung alter, bei Einführung neuer Institutionen uns die Erfahrungen und Errungenschaften des Deutschen Reiches und seines Adels nutzbar gemacht. Durch eine Antheilnahme am „Deutschen Adelsblatte" würde der baltische Edelmann in steter Fühlung zu jenen auswärtigen Standesgenossen erhalten, würde er gleichfalls in die Lage gesetzt werden, an den allgemeinen Standesinteressen Theil zu nehmen. Auf diese Weise würde das „Deutsche Adelsblatt" nicht allein ein Organ des deutschen, sondern auch des baltischen Adels bilden.

Daß das Journal, welches unsere heimischen Interessen dem Auslande gegenüber vertreten soll, den exclusiv klingenden Titel „Adelsblatt" führt und im Speciellen gerade auch die Interessen unseres baltischen Adels berücksichtigen will, daran — so hofft von Grotthuß — dürfte schon deshalb Niemand Anstoß nehmen, weil die Interessen aller Stände der deutschen Bevölkerung unserer Provinzen Hand in Hand gehen und die Vertretung des einen Standes auch die Vertretung des anderen Standes mit bedinge. Das ist nun allerdings richtig, doch scheint uns in der Gesinnung des Redacteurs der „Baltischen Rubrik", eben des Herrn von Grotthuß, mehr Garantie dafür zu liegen, daß in der in Frage kommenden Richtung keine Einseitigkeit, keine verderbliche Exclusivität herrschend werde, als in den vorhandenen Verhältnissen selbst. Und wie von Grotthuß die Sache anzufangen gedenkt und daß er gesonnen ist, Niemanden zu kurz kommen zu lassen und die Interessen aller baltischen Stände zu wahren, das

erhellt zur Genüge aus seinem Prospecte. Daß er auch in journalistischer Hinsicht ohne Frage seiner Aufgabe gewachsen sein wird, das zeigt hinreichend ein in das Unternehmen einführender Artikel in Nr. 14 und 15 des „Deutschen Adelsblattes", den Grotthuß unter der Aufschrift „Baltische Streiflichter" zur Orientirung über unsere Geschichte und zu unserer Lage, wie sie unsere historische Entwickelung geschaffen, veröffentlicht hat.

Wir können nicht umhin, in dem Unternehmen unseres Landsmannes zum mindesten eine Bereicherung der für das Wohl unserer Provinzen arbeitenden Presse zu sehen, und empfehlen dasselbe schon deshalb der regsten Aufmerksamkeit und Theilnahme unserer Leser.

Bibliographischer Anzeiger.

(Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in St. Petersburg.

Neu angekündigte, resp. erschienene Werke:

Afghanistan. Karte von Afghanistan mit den angrenzenden russischen und englischen Gebieten, bearbeitet von G. Freytag. 1 : 2,100,000. Wien. Hartleben. 1 Mk.

— Herkt, Otto, Karte von Afghanistan. Flemming, Glogau. Mk. 1,10.

— Carte anglaise publiée par W. et A. K. Johnston Paris. H. le Soudier. 1,50 Fr.

— Sohr, Karte von Afghanistan. Flemming, Glogau. 50 Pf.

Album Curonorum. Mitgliederverzeichniß der Curonia 1808 bis 1885. Im Auftrage des Convents bearbeitet von Alex. Bernewitz, theol. Cur. Gr. 8°. Mitau, Felsko. SR. 1,75.

Annales de l'observatoire de Moscou, publiées par le prof. Th. Bredichin. Vol. X, livr. 2. Fin de la première série des annales. Avec 7 pl. 4. 164 S. Aufl. 300. Moskau.

Beylié, L. de. L'Inde sera-t-elle russe ou anglaise? 29 p. Paris. Berger, Levrault & Co. 1 Fr.

Bibliothek-Katalog der Livonia. 8°. 117 S. Aufl. 300. Dorpat, Laakmann.

Bielenstein, Pastor A. Warum enthält die διδαχὴ τῶν δώδεκα ἀποστόλων nichts Lehrhaftes? 8°. Aufl. 50. Riga, Häcker.

Bodisco, C. de, Court aperçu des mesures à prendre pour vivifier la situation financière de la Russie 1884—1885. 8°. 24 S. (Aufl. 60) St. Pétersbourg.

Bonvalot, Gabr., en Asie centrale. De Moscou en Bactriane. 309 p. avec une carte et de gravures. Plon, Nourrit & Co., Paris. 4 fr.

— Du Kohistan à la Caspienne 1 vol. enrichi d'une carte et de gravures. Plon, Nourrit & Co., Paris. 4 fr.

Borin, Achas. La cathédrale de Moscou et la légende de Saint-Jonas. A. Ghio, Paris. 2,50 fr.

— La peau de léopard d'après Chota Rousthavéli. 8° 137 S. Aufl. 413. Tiflis.

Budget der Stadt Riga für 1885. Entwurf des Stadtamtes. 8°. 15 S. X, 247 S. Riga.

Busch, Pastor Fr. v., Ueber die Glaubwürdigkeit des alten Testaments. An die Gebildeten unter seinen Verächtern. 8°. 27 S. Aufl. 200. Riga.

Central Asia, Philip's map of Central Asia shewing the boundaries of Russia and Afghanistan by J. Bartholomew. Georges Philip & Son, London, 32 Fleet street: 1 sh.

Denkschrift, betreffend eine Eisenbahnlinie Riga-Pleskau. 4°. 32 S. Aufl. 30. Müller, Riga.

Des Nouhes, A., la Russie depuis un siècle. 68 p. Dentu, Paris. 1 fr.

Dostoievski, T., le crime et le châtiment. Trad. du russe par Victor Derély. 2. édit. 2 vol. T. I, 338 p., T. II, 312 p. Plon, Nourrit & Co., Paris.

Eisenbahn-Netz, das russische, zur deutschen Grenze, in seiner Bedeutung für einen Krieg Rußlands mit Deutschland von H. K. 29 S. Helwing, Hannover. Mk. 1.

Géographie d' A. Marga. Frontières occidentales de la Russie. — Races de la Russie d'Europe. — Carte géologique de la Russie d'Europe. — Rade de Helsingfors et de Sveaborg. — Environs de Kiev. Partie orientale de la Sibérie. Berger, Levrault & Co., Paris.

Gesangbuch, Evangelisch-lutherisches, für Kirche, Schule und Haus. Vierte Aufl. 8°. XVI, 558 S. Aufl. 10,000. Häcker, Riga.

Gesellschaftsreisen. Prospect der Leopold Lipson'schen Gesellschaftsreisen. 1885—86. Fr. Petrick, Newsky Pr. 8, St. Petersburg, 1885.

Hamard, une course aux capitales: Allemagne, Autriche, Roumanie, Russie, Suède, Norvège, Danemark. 8°. III, 466 p. avec gravures. Haton, Paris.

Hirsch, Ferd., die ersten Anknüpfungen zwischen Brandenburg und Rußland unter dem großen Kurfürsten. 4°. 32 S. Gärtner, Berlin. Mk. 1.

Jaworsky, J. L., Reise der russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Buchara in den Jahren 1878—79. Autoris. Ausg. Aus dem Russischen übersetzt und mit einem Vorwort und Anmerkungen versehen von Dr. Ed. Petri. Bd. II. 392 S. mit einem Vollbilde und einer Karte. Costenoble, Jena. Mk. 8.

Kalender, Revalscher, für das Jahr 1885, nebst Adreßbuch für Ehstland. 16°. 146 S. Auflage 2200. Lindfors' Erben, Reval. 30 Kop.

Karazine, le pays où l'on se battra. Voyages d'un Russe dans l'Asie centrale. Trad. du russe. Paris. Dreyfous. 2 fr.

—. Scènes de la vie terrible dans l'Asie centrale. Trad. du russe par Tatiana Lvoff et Augustin Teste. 302 p. Paris. Maurice Dreyfous. 13, Rue du Faubourg. Montmartre. 2 fr.

Koncewicz, J., systematisches Vocabularium in deutscher, lettischer, russischer und ehstnischer Sprache. Anleitung zu Uebungen in den betreffenden Umgangssprachen. 8°. 183 S. Schnakenburg, Riga. 75 Kop.

Kotzebue, W. v., Baron Fritz Reckenstreg. Roman. 2 Bde. 228 und 244 S. Mk. 7. In 2 Leinwbd. Mk. 9,50. In 2 Halbfranzbd. Mk. 12. Grunow, Leipzig.

Lansdell, H., Russian Central Asia: including Kuldja, Bokhara,

Khiva and Merv; with appendices on the fauna, flora and bibliography of russian Turkistan. Illustrated with photographic frontispiece; 70 engravings and ethnological maps showing the Afghan frontier as marked in new russian publications. 2 vols. 1,500 p. 8°. Sampson Low, Marston, Searle & Rivington, London. 2 guineas.

Le Grand-Mogol. Le château de Tire. Larigot. Le voyage an Caucase. 15 livr. à 1,50 fr. Paris. Ed. Monnier & Cie. 16, rue des Vosges.

Lettre sur les Bulgares à Monsieur Emile de Laveleye. St. Petersburg. 8°. 88 S. Aufl. 135.

Letts's bird's eye view of the approaches to India showing the Russian, Persian, English and Afghan boundaries and the whole situation at a glance. London. 1 sh.

Malleson, G. B., the Russo-Afghan question and the invasion of India. 8°. 191 p. London. George Routledge and Sons. Broadway, Ludgate Hill. 1 sh.

Marvin, Ch., the Russians at the gates of Herat. With illustrations and maps. 176 p. Frederick Warne & Co., London. 1 sh.

— Reconnoitring Central Asia: pioneering adventures in the region lying between Russia and India. 2. edit. VII, 421 p. Illustrated. 8°. London. W. Swan Sonnenschein & Co., Paternoster Square. Geb. 7 sh 6 d.

Melville, George W., in the Lena delta. A narrative of the search for lieut.-commander de Long and his companions, followed by an account of the Greely relief expedition and a proposed method of reaching the north pole. Edited by Melville Philips. 497 p. with maps and illustrations. Geb. Longmans, Green & Co., London. 1885. 14 sh.

Meyer, L., Dr. Jakob Grimm. Vortrag, gehalten in der Jahresversammlung der gelehrten ehstnischen Gesellschaft am 18. Januar 1885. 8°. 26 S. Aufl. 40. Mathiesen, Dorpat.

Mont-Louis, R. de, dans la steppe; à la recherche de l'oiseau de vie dans la Petite-Russie. 8°. 160 p. E. Ardant & Co., Limoges.

Nottbeck, Karl von, Präsident des Kirchenrathes der deutschen St. Katharinen-Gemeinde. 8°. 24 S. Aufl. 110. St. Petersburg.

Ordega, S. v., die Gewerbepolitik Rußlands von Peter I. bis Katharina II. (1682—1762). Ein Beitrag zur Geschichte des russischen Gewerbewesens. X., 139 S. Laupp, Tübingen. Mk. 3.

Ostwald, Wilh., In Sachen der modernen Chemie. Offener Brief an Herrn Albrecht Rau. 8°. 22 S. Deubner, Riga. 25 Kop.

Pierling, P., le saint-siège, la Pologne et Moscou. 1582—1587. (Bibliothèque slave elzévirienne VII). 8°. 185 p. Paris. Ernest Leroux. 28 Rue Bonaparte. 2,50 fr.

Potagos, dix années de voyages dans l'Asie centrale et l'Afrique équatoriale.

Tome I. XII.; 416 p. avec 4 cartes et un tableau. Fischbacher, Paris. 20 fr.

Reinholdt, A. v., Geschichte der russischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Lfg. 4. Friedrich, Leipzig. Mk. 1.

Renouard, A., une excursion dans la Grande Russie de Lille à Nijni-Novgorod. 8°. 62 p. Danel, Lille.

Retzius, G., Finnland. Schilderungen aus seiner Natur, seiner alten Cultur und seinem heutigen Volksleben. Autorisirte Uebersetzung von C. Appel. 158 S. Mit 93 Holzschnitten und einer Karte. G. Reimer, Berlin. 1885. Mk. 5.

Rossica & Baltica, Verzeichniß der in und über Rußland und die baltischen Provinzen im Jahre 1884 erschienenen Schriften in deutscher, französischer und englischer Sprache.

I. Jahrgang. Herausgegeben von F. v. Szczepanski. 62 S. Lindfors' Erben, Reval. Gratis.

Schmidt, C. A., sauvetage des voyageurs en chemin de fer en cas de catastrophes. Conseil aux passagers: a) en chemin, b) au moment de l'arrêt du train, c) en cas de malheur pendant la marche du train. Avec 21 gravures sur bois. 31 p. St. Petersbourg. 1 fr.

Schmidt, C. A., rescue for passengers. Precautions against accidents when travelling by rail. Useful advice to passengers: a) on the road, b) at stoppages and c) when accidents occur. With 21 sketches. 32 S. St. Petersburg. 1 sh.

Serck, P., die Schifffahrt St. Petersburgs im Jahre 1884. 4°. Aufl. 350. St. Petersburg.

Sitzungsberichte der Naturforscher-Gesellschaft bei der Universität Dorpat, redigirt von Professor Dr. G. Dragendorff. Bd. VII, H. 1. 8°. 258 S. Aufl. 500. Mattiesen, Dorpat.

Stern, B., Aus allen Tagen. Lieder. 32 S. Aufl. 112. Riga.

Tolstoi, comte, Katia. Traduit par le comte d'Hauterive. 1 vol. Paris. Librairie académique Didier. Emile Perrin. Quai des grands Augustins 35. 3 fr.

Tolstoi, L., la guerre et la paix. Roman historique. Traduit avec l'autorisation de l'auteur par Une Russe. 3 vol. T. 1. (Avant Tilsit, 1805—1807), 468 p., t. 2. (l'invasion, 1807—1812), 391 p., t. 3. (Borodino, les Français à Moscou, Epilogue, 1812—1820), 414 p. Hachette & Co., Paris. 9 fr.

Tschernyschew, Th., der Permische Kalkstein im Gouvernement Kostroma. Mit 4 Tafeln. 8°. 53 S. Aufl. 60. St. Petersburg.

Walcker, J., Wichtigkeit und Wandelungen des phosphorsauren Kalks im Haushalte der Natur. 8°. 16 S. Aufl. 200. St. Petersburg.

Weihrauch, Dr. K., Studien zur Mittelbildung bei der relativen Feuchtigkeit. 8°. 47 S. Aufl. 50. Moskau.

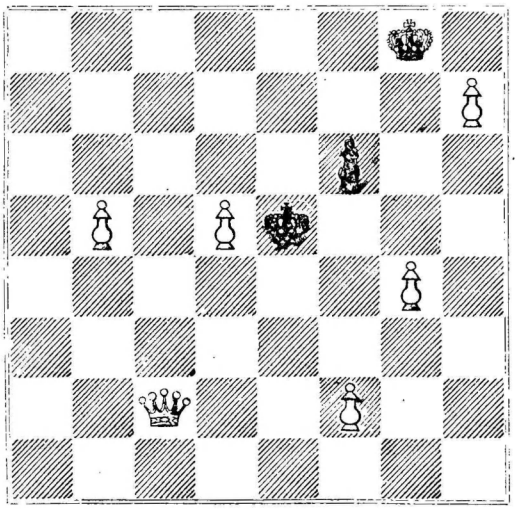
Wrangell, de, Le Nord de la Sibérie, voyage parmi les peuplades de la Russie asiatique et dans la mer Glaciale. Trad. du russe par le prince E. Galitzin. 304 p. E. Ardant & Co., Limoges.

Schach.

Problem Nr. 18.

Von Stud. **P. Bohl** in Dorpat.

Schwarz.



Weiss.

Weiss zieht und setzt in 3 Zügen Mat.

17 Giuoco piano.

Gespielt im Dorpater Schachverein am 16. April 1884.

Stud. **R. Hasselblatt.** Weiss	**F. Amelung.** Schwarz	Stud. **R. Hasselblatt.** Weiss	**F. Amelung.** Schwarz
1. e2—e4	e7—e5	6. d2 - d3	h7—h6
2. S g1 - f3	S b8 - c6	7. S c3—e2	d7—d5
3. L f1 - c4	L f8—c5	8. e4—d5 :	S f6—d5 :
4. S b1 - c3	0—0	9. S e2—g3	f7—f5
5. 0—0	S g8 f6	10. T f1 - e1	T f8—e8

Weiss	Schwarz	Weiss	Schwarz
11. c2—c3	K g8—h7	21. D d3—g3 [3]	d4—d3
12. d3—d4	S d5—b6	22. L c2—b3	S e5—g4
13. L c4—d3	e5—d4:	23. L c1—e3	S g4—e3:
14. T e1—e8 ‡	D d8—e8:	24. f2—e3: [4]	T a8—e8
15. S g3—f5: [1]	L c8—f5:	25. D g3—c7 ‡	K h7—h8
16. L d3—f5 ‡	g7—g6	26. K g1—h1	T e8—e3:
17. D d1—d2	D e8—f8	27. D c7—d7	T e3—f3
18. L f5—c2	S b6—c4	28. h2—h3	T f3—f1 †
19. D d2—d3 [2]	S c4—e5	29. T a1—f1	D f8—f1 ‡
20. S f3—e5:	S c6—e5:	30. K h1—h2	Schwarz kündigte in 7 Zügen das Mat an [5].

Anmerkung. [1]) Weiss' steht besser. — [2]) Vorzuziehen war hier der Zug 19. D d2—f4. — [3]) Hier dürfte 21. D d3 - h3 vielleicht besser gewesen sein. Die Partie wendet sich nun zu Gunsten von Schwarz. — [4]) Damit gab Weiss seine letzte Remischance weg, die er durch 24. D c7 ‡, K h8; 25. D e5 † etc. hatte. — [5]) Das Mat erfolgte durch: 30. D f1—f4 †; 31. K h1, D c1 †; 32. K h2, L g1 † ! !; 33. K g3 !, D e3 †; 34. K g4, h5 †; 35. K h4, D f4 †; 36. g2—g4 und L f2 † Mat.

Die Auflösung der Preisaufgabe „St. Bernhard und der Teufel" veröffentlichen wir erst im Juni-Heft, um alle bis zum 1. (13.) Mai uns noch zugehenden Lösungen berücksichtigen zu können. Wir schreiten um so eher zu diesem Aufschube, als die täglich aus dem Auslande in grosser Zahl einlaufenden Lösungsversuche documentiren, welch' grosses Interesse der Aufgabe in deutschen und namentlich österreichisch-ungarischen Schachkreisen entgegengebracht wird.

Auch die fälligen Lösungen der Probleme und Endspiele halten wir noch zurück, da die geringe Zahl der bisher vorliegenden Lösungsversuche uns veranlasst, dem Scharfsinn unserer Schachfreunde weiteren Spielraum zu gewähren.

До волено цензурою. — Ревель, 1-го Мая 1885 г.
Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Ein Jugendleben.

Roman aus Livland.

Von **Norman Kavanagh** in Riga.

7. Capitel.

Ach, nur ein Semeſter war es,
Und wie weit gebracht:
Das iſt das Studentenleben,
Wie es weint und lacht!

Dörptſches Studentenlied.

Nach zwei Jahren.

„Arved, ſteh' auf!" ruft Arthur Hartfels ſeinem Stubenflauſche zu.

Ein unartikulirtes Murren antwortet.

„Steh' auf, es iſt bereits die höchſte Zeit. Nach einer halben Stunde beginnt unſer Colleg."

„Was für ein Colleg?"

„Staatsrecht. Wir wollten ja dieſes Fach regelmäßig hören, alſo auf!"

Arved fragt erſt vorſichtig, ob nicht heute Montag ſei, denn an dieſem Tage wird jenes Colleg nicht geleſen, da es aber zufällig Donnerstag iſt, erhebt er ſich zornig, wobei er ſich über das Thema verbreitet, ob Juriſten überhaupt nöthig hätten, Collegia zu beſuchen, da ſie doch mindeſtens eben ſo gut aus Büchern und Heften lernen könnten. Nachdem er dann noch über die Rückſichtsloſigkeit des Profeſſors, der ſein Colleg ſo früh beginnt, ſehr abfällig geurtheilt hat, legt er ſich wieder hin.

„Nun, ſteh' doch auf!"

„Ich warte nur, bis Du mit dem Waſchen fertig biſt. Wir haben Beide zugleich nicht Platz dazu."

Aber auch dieſer Vorwand fällt bald fort; Arved erhebt ſich endgiltig und kleidet ſich eiligſt. Während ſie haſtig den Kaffee hinunterſtürzen, ſagt Arved unmuthig:

„Weiß der Teufel, wie das kommt. In den früheren Semeſtern war ich es, der Dich am Morgen aus dem Bette zerren und zur Arbeit anhalten mußte, und jetzt iſt es umgekehrt. Du biſt der Fleißige geworden, der mir Ermahnungen giebt."

„Auch ich habe mich oft über diese Veränderung gewundert. Erinnere Dich, mit was für hochfliegenden Plänen und guten Vorsätzen Du in Deinem zweiten Semester hierher kamst! In drei Jahren wolltest Du mit Deinem Studium fertig sein, und jetzt bist Du bereits im fünften Semester und hast noch kein Examen gemacht!"

Arved wird etwas verlegen, dann aber versetzt er leichtfertig:

„Solche Eile hat es ja nicht. Man muß doch sein Leben auch etwas genießen, denn ich bin ja kein Pferd, das nur zur Arbeit geboren ist."

„Ich glaube, Dein häufiger Verkehr mit Spitzer ist daran schuld, daß Du ein solcher Wüstling geworden bist. Dieser Mensch übt durch seine originellen Einfälle, durch seine Unterhaltungsgabe und seinen Witz einen gewissen Einfluß auf die jungen Leute, und ich muß leider sagen, daß er diesen nicht zu ihrem Vortheil anwendet."

Arved, der sich mit Spitzer wirklich gut stand, hätte gewiß etwas geantwortet, doch es ist indessen so spät geworden, daß sie eiligst aufbrechen müssen. —

Zwei Stunden lang hörten sie nun Collegia an, dann machte Arthur sich auf den Weg, um einige Geschäfte zu besorgen, während Arved heimkehrte und froh, den Ernst des Tages überwunden zu haben, sich in seinen Lehnstuhl warf.

Mit vergnügten Sinnen überschaute er seine Wohnung, und in der That hatte er allen Grund, sowohl mit ihr selbst, als auch mit der Einrichtung zufrieden zu sein. Die bescheidene Lebensweise des ersten Semesters hatte er schon lange aufgegeben, und er führte jetzt mit Hartfels ein wahrhaft luxuriöses Leben. Ihre Wohnung war unter den Commilitonen berühmt wegen ihrer eleganten Ausstattung. Sie lag in einem durchaus fashionablen Viertel, dicht bei dem Dome, war hoch, hell und geräumig, und der Eingang führte durch die Paradethür des Hauses, nicht wie bei den meisten Burschenquartieren durch den Hof. Sie bestand aus drei Zimmern. Im sogenannten Salon, der zugleich Speisezimmer war, lagen Teppiche unter den Tischen, auf denselben gestickte Decken. Die großen Lehnstühle und Sophas waren bequem gepolstert und die Wände bedeckt mit Makart'schen Bildern, Thumann'schen Studienköpfen und anderen Werken moderner Maler, welche meist weibliche Reize zur Darstellung bringen. Alles in breiten geschnitzen Rahmen und in Photographien, denn Oeldruck ist nicht comme il faut. In einer Ecke stand sogar ein Clavier. An einer anderen Wand hing ein Luchsfell, darüber ein schönes Gewehr nebst Jagdtasche und Hirschfänger, daneben ein Paar Pistolen und darüber zwei gekreuzte Hieber. Das zweite Zimmer war das Arbeitscabinet, dann folgte das Schlafzimmer.

Nachdem Arved einen zufriedenen Blick auf alles dieses geworfen und behaglich eine Cigarre geraucht hatte, nahm er aus der stattlichen Bibliothek einen Band und begann zu lesen.

Nach ungefähr einer Stunde kehrte auch Arthur zurück, und nun ließen

ſie ſich ein kleines Frühſtück auftragen, zu dem eine Sendung, welche Arved vor Kurzem von Hauſe erhalten hatte, den Hauptbeſtandtheil lieferte.

Dieſes Frühſtück mit ſeinen obligaten Schnäpſen verſetzte Beide in eine roſige Stimmung und auf das Gemüthlichſte plauderten ſie zuſammen.

Doch mit des Geſchickes Mächten iſt kein ew'ger Bund zu flechten! Als ſie gerade am heiterſten waren, klopfte es beſcheiden an der Thür, und auf das „Herein" erſchien — ein Manichäer.

Es war ein Fuhrmann, bei dem Arved vor einigen Wochen einen großen ſechsſpännigen Schlitten gemiethet hatte, um mit mehreren Kameraden eine Spazierfahrt zu unternehmen. Der Fuhrmann verlangte jetzt 25 Rubel, denn ſeine Pferde hatten erſt den ganzen Tag herumlaufen und dann noch die halbe Nacht an verſchiedenen Orten warten müſſen, ehe ſie entlaſſen wurden.

Arved hatte nun zwar im Allgemeinen einen ſehr guten Credit, denn der Name eines reichen Gutsbeſitzers iſt im ganzen Lande bekannt, aber baares Geld hatte er trotz ſeines großen Wechſels nicht immer. Auch eben war er nicht im Stande, den Manichäer zu befriedigen. Er verſuchte denſelben zu überreden, noch eine Woche zu warten, aber dieſer, durch häufiges Vertröſten ſchon erbittert, wollte auf nichts eingehen und drohte ſchließlich gar mit dem Univerſitätsgericht.

Jetzt ward es Arved zu arg. Ohne ein Wort weiter zu ſprechen, ergriff er den unliebſamen Eindringling am Kragen, ſchob ihn zur Thüre hinaus und verſchloß dieſe zwei Mal hinter ihm. Der an die Luft Geſetzte verſuchte anfangs noch ſich bemerkbar zu machen, und man hörte ihn öfters mit jämmerlicher Stimme „Wai, paroni herra!" rufen, aber es half nichts. So entfernte er ſich allmählich in der unerſchütterlichen Hoffnung, nach einigen Wochen doch noch ſein Geld zu erhalten und zwar mehr, als ihm eigentlich zukäme.

Das Frühſtück ward fortgeſetzt, aber Arved's Laune hatte ſtark gelitten; er war ſogar verſucht, ſich darüber zu ärgern, daß Arthur noch immer über die Scene lachte. Er fluchte über die Manichäer, hob hervor, daß man jetzt ſchon in ſeiner *eigenen* Wohnung nicht mehr vor ihnen ſicher ſei, und proponirte, die Thür ſtets verſchloſſen zu halten, an ihrer Außenſeite aber ein Placat anzubringen, welches beſagte, daß nur, wer ſeinen Namen nennt, hereingelaſſen wird. Und zwar ſollte die Inſchrift auf dem Placat, um vor ſolchen ungebildeten Manichäern ganz ſicher zu ſein, lateiniſch lauten: «Nemo introducitur nisi nomine dicto».

Während er noch ſo eiferte, klopfte es wieder.

„Donnerwetter, herein!"

Dieſes Mal erſchien durch die wieder aufgeſchloſſene Thür kein geldheiſchender Gläubiger, ſondern Schmidt. Trotz der Kälte draußen war er ohne Paletot, und ſeine Hände, die er vergeblich in den Taſchen zu ſchützen geſucht hatte, waren blauroth und ſteifgefroren.

„Ach, Du biſt es!" ſagte Arved, dem ein Stein vom Herzen fiel. „Setze Dich her und nimm ein kleines Frühſtück ein."

Schmidt ließ es ſich nicht zweimal ſagen und begann kräftig einzuhauen.

„Eigentlich bin ich hergekommen," entgegnete er, zu Arved gewandt, „um Dich zu fragen, warum Du nicht heute auf Spitzer's Menſur erſchienen warſt. Du biſt doch mit ihm ſehr befreundet. Ich komme eben von der Paukerei."

„Ich habe nichts davon gewußt. Was iſt denn dabei herausgekommen?"

„Wie vorauszuſehen war, hat er gründlich auf's Fell gekriegt. Er verſteht ja abſolut nichts vom Pauken. Aber hübſch war es von ihm, daß er auf die Corporations-Beleidigung hin losging, obgleich er ſonſt immer das Duell für einen puren Unſinn erklärt."

„Erzähle doch, wie es heute zuging."

„Ich habe noch nie eine ſolche Ruhe und Gleichgiltigkeit gegen die Gefahr geſehen, wie bei Spitzer. Ohne eine Spur von Aufregung ließ er ſich taxieren, obgleich ſein Gegner als guter Paukant verſchrien iſt, ebenſo trat er auf die Menſur, keine Miene verzog er, als er einen Schmiß nach dem anderen bekam, und ruhig lächelnd ließ er ſich dann flicken. Obgeich die Mediciner faſt eine Stunde lang an ihm herumwirthſchafteten, blieb er bei der beſten Laune. Wenn er etwas mehr für's Pauken thun würde, er wäre bei ſeiner Kaltblütigkeit ſicher ein vortrefflicher Paukant. Aber er hat ſeit Jahren den Hieber nicht in der Hand gehabt, und auch jetzt vor der Menſur wollte er ſich nicht einpauken laſſen."

„Das klingt Alles ſo ganz nach ihm!" ſagte Arved. „Er iſt ein Menſch, der voller Widerſprüche ſteckt. So ſpielt er den Cyniker, dem es völlig einerlei iſt, ob er in einem Palaſt oder einer Tonne lebt — hat aber dabei ſeine Wohnung elegant und geſchmackvoll eingerichtet. Er erklärt die Dichter für unnütze Tollhausbewohner — kennt aber faſt alle auswendig. Er hält die Muſik für eine ſchädliche entnervende Kunſt — ſpielt aber ſelbſt ausgezeichnet auf dem Clavier. Und um Allem die Krone aufzuſetzen, geht er heute los! Er, der die Idee des Duells für einen Wahnſinn erklärt und immer über die Duellanten gelacht hat!"

„Dieſe Widerſprüche ſind nicht ſchwer zu erklären," verſetzte Arthur. „Sie entſpringen aus einer Eigenſchaft, die in gewiſſem Grade wohl uns Allen innewohnt, bei ihm aber beſonders entwickelt iſt. Es iſt das Beſtreben, ſich ſchlechter zu machen, als man in der That iſt. Man verleugnet Gefühle und Gedanken, die durchaus edel ſind, macht ſich ſogar über ſie luſtig, nur um nicht in den Verdacht des Idealismus zu kommen, der ja jetzt häufig als Geiſtesſchwäche angeſehen wird. Man will lieber ein kluger Teufel, als ein dummer Engel ſein. Auch Du, Arved, haſt in der letzten Zeit etwas von dieſer frivolen Art angenommen."

„Dir hört man jedenfalls an, daß Du viel mit Streber verkehrt und viel von ihm angenommen haſt," entgegnete Arved etwas ſpöttiſch.

„Ihr wohnt hier aber ganz verteufelt fein!" rief jetzt Schmidt, der während des letzten Geſpräches im Zimmer umhergegangen war und die elegante Ein-

richtung beſchaut hatte. „Sophas, Bilder, Teppiche, das Alles ſchickt ſich eigentlich gar nicht für einen braven Burſchen.“

„Natürlich,“ verſetzte Arthur, „Deiner Meinung nach gehört zu einem braven Burſchen, daß er in einer Höhle lebt, alle Tage losgeht, ſehr viel trinkt und wo möglich in zerriſſenen Kleidern umhergeht. Nicht wahr?“

„Das Letzte iſt jedenfalls inſofern ein gutes Zeichen, als es beweiſt, daß ein richtiger Burſch ſich über die Vorurtheile anderer Menſchen hinwegzuſetzen vermag. So ein Kleiderſchwiet, der immer geſchniegelt und gebügelt umhergeht, wird nie ein tüchtiger Kerl werden und verdient es gar nicht, Burſch zu heißen.“

„Aber aus den Löchern Deines Mantels ſchimmert, wie Sokrates ſagte, Deine Eitelkeit hervor, lieber Freund,“ warf Arved ein, und Arthur erwiderte:

„Laß uns doch in Bezug auf ſolche Aeußerlichkeiten nach unſerer Façon ſelig leben; in den Hauptpunkten entſprechen wir doch einigermaßen Deinen Anforderungen. Wir pauken Beide ganz gut, gehen auch bisweilen los, ſind einem guten Trunk nicht abgeneigt und gelten, glaube ich, für ganz gute Kameraden. Was verlangſt Du noch?“

„Es iſt ja wahr, Ihr ſeid nicht ſo üble Kerls, aber dieſes ſybaritiſche Leben müßtet Ihr aufgeben. Es fehlt ja nur noch, daß Ihr Euch ſalbt und ölt.“

„Und wenn wir uns mit allen Wohlgerüchen Arabiens und Indiens parfümiren würden, wir wären deshalb nicht ſchlechter, ſo lange wir gute Kameraden und Landsleute bleiben!“ ſagte Arthur.

„Wo bleibt aber da die alte Burſchenherrlichkeit?“

„Glaube mir, alter Freund,“ verſetzte Arthur lachend, „die iſt in unſerer Zeit eine lächerliche Donquixoterie. Man kann ſich jetzt nicht mehr wie früher über die gewöhnlichſten Regeln des äußeren Anſtandes hinwegſetzen.“

„Ich werde mich nie zum Sclaven dieſer kleinlichen Regeln machen. Frei iſt der Burſch!“ rief Schmidt mit einem Pathos, über das die beiden Anderen in ein lautes Gelächter ausbrachen. Er ſchien zuerſt etwas piquirt zu ſein, dann aber lachte er mit, und der Streit war beendet.

„Wollen wir jetzt in die Kneipe gehen,“ ſagte Arved, „ich möchte doch Spitzer ſehen und ſprechen.“

Sie brachen dahin auf.

Spitzer, der den Arm in der Binde trug, empfing Arved mit einem Geſicht, in welchem dieſer zum erſten Male etwas wie Verlegenheit hervorſchimmern ſah.

„Laß mich mit unnützen Fragen in Ruhe,“ bemerkte Spitzer gleich bei der Begrüßung, „es iſt ohnehin, um an den Wänden hinauf zu laufen.“

„Erlaube,“ verſetzte Arved, „Du haſt es ſelbſt öfters geſagt, einem Geſpräch über principielle Fragen aus dem Wege zu gehen, ſei moraliſche Feigheit; Jeder müſſe den Muth der Ueberzeugung haben. Jetzt ſage mir alſo, warum Du heute losgegangen biſt?“

„Er hatte ja nicht mich beleidigt, dafür würde ich ſicher niemals losgehen, das iſt ein Wahnſinn, ſondern die Corporation.“

„So, Deine eigene Ehre bedarf also einer Rehabilitation durch Waffen nicht, die der Corporation aber wohl?"

„So habe ich es nicht gemeint. Ich bin auch heute nicht losgegangen, weil ich die Ehre der Corporation irgend wie für geschädigt hielt, sondern nur weil ich mich über diese Beleidigung besonders geärgert hatte."

„Und Du willst Philosoph sein! Ein Duell aus Rache hat doch nur einen Sinn, wenn man dabei die Absicht hat, dem Gegner etwas beizubringen, und die hattest Du doch kaum. Du siehst ja auch, was dabei herausgekommen ist!"

„Nun gut, so habe ich eine Dummheit begangen! Aber jetzt laß mich in Ruhe."

„Und doch bin ich überzeugt, daß Du in einem ähnlichen Falle ebenso handeln wirst."

Spitzer antwortete nicht, sondern schnauzte einen Fuchs an, der für ihn eine Flasche Selters öffnen sollte und damit nicht schnell genug zu Stande kam.

Eine größere Gesellschaft bildete sich um den Tisch, und nachdem Spitzer sich jede Anspielung auf seine heutige Waffenthat verbeten hatte, drehte sich das Gespräch um andere, für ihn weniger peinliche Gegenstände.

Plötzlich erschien ein sehr bekannter Fuhrmann, Namens Kirschbaum, mit aufgeregtem Gesichte, und sagte, sich an Arthur wendend:

„Um Gottes willen Herr Baron, pumpen Sie mir 5 Rubel. Ich habe eben ein Weib überfahren, und wenn sie klagen geht, darf ich nicht mehr Fuhrmann sein, dann bin ich verloren!"

„Höre, Kirschbaum, Du willst mich wieder beschwindeln, das kenne ich schon."

„Nein, auf Ehrenwort, Herr Baron, aber 3 Rubel sind vielleicht auch genug."

Arthur gab ihm das Geld, und Kirschbaum entfernte sich unter vielen Dankesbezeugungen, aber mit einem pfiffigen Lächeln im Gesichte.

Bald darauf erschien ein Landsmann mit bleichem, katzenjämmerlichem Gesichte und auf einen Stock gestützt. Mit fast schadenfrohem Gelächter ward er begrüßt.

„Alter Oedipus," rief ihm Einer zu, „hätte die Sphinx Dich gekannt, ihr Räthsel hätte gelautet: wer geht am Tage auf zwei Beinen, des Nachts auf allen Vieren und Morgens auf Dreien?"

„Ja, ja, auch ihn werden einmal die Jokasten zu Grunde richten," warf ein Anderer ein.

„Das glaube ich wohl," fügte Spitzer hinzu, „denn er ist einer von den Asra, die wenn auch nicht gleich sterben, so doch still und bleich werden, wenn sie lieben."

Der moderne Asra bat, ihn in Ruhe zu lassen, da er heute durchaus nicht zu schlechten Witzen aufgelegt sei, setzte sich zu ihnen und bestellte sich ebenfalls eine Flasche Selters. Eine Zeit lang blieb er unbelästigt, da sich aber sein mißmuthiges Gesicht durchaus nicht aufhellen wollte, sagte Spitzer, der trotz seines Unglücks heute besonders guter Laune zu sein schien:

„Er ist doch die wahre Lotosblume, die mit gesenktem Haupte schweigend die Nacht erwartet, obschon nicht gerade der Mond seine Buhle sein mag."

Der Geneckte warf dem Spötter einen zornigen Blick zu und rückte mit dem Stuhle, als ob er die Gesellschaft verlassen wolle, hielt es aber schließlich doch für besser, da zu bleiben und sich an der Unterhaltung zu betheiligen. So ward diese eine allgemeine und heitere, besonders animirt durch die gute Laune Spitzer's. Arved schrieb diese neckend dem Bewußtsein einer guten That zu.

Plötzlich ward Spitzer stiller und ernster, und als Arved ihn fragend ansah, sagte er:

„Der Blutverlust hat mich doch ein wenig angegriffen. Ich fange an allerhand verdammte Figuren und Fratzen in der Luft zu sehen."

Dabei lehnte er sich gegen die Wand zurück und bedeckte die Augen mit der Hand. Arved schlug ihm vor, einen kleinen Spaziergang zu machen, half ihm den Paletot anziehen, und Arm in Arm traten sie hinaus. Die frische Winterluft, die ihnen hier entgegenwehte, stellte Spitzer sehr bald wieder her und auf Arveds Arm gestützt, vermochte er ziemlich stramm zu gehen.

Sie nahmen ihren Weg durch die eben von einer großen Zahl Spaziergänger belebte Hauptstraße. Schüler mit Büchern unter dem Arme kamen lärmend aus der Schule, Lehrer mit Stößen zu corrigirender Hefte schritten mit sorgenvollen Gesichtern dahin, zahlreiche Studenten bummelten umher und fixirten die jungen Damen, alte Herren, die ihren Sanitätsspaziergang machten, wanderten ernst und würdevoll vorbei, durch die Menge schlengelten sich Pedelle mit Packen von gelben Citir-Zetteln und Briefträger mit ihren großen vollen Taschen, und Schusterjungen mit geschwärzten frechen Gesichtern spähten kühl pfeifend nach einer Gelegenheit zu einem dummen Streiche aus. An einer Straßenecke stand, wie immer um diese Zeit, ein langer Mann, der an Geistesstörung litt, und ein altes Weib mit weit entwickelterer Verrücktheit lief lachend und schimpfend durch die Straßen, verfolgt von einem Haufen kleiner Straßenjungen.

Spitzer's gute Laune kehrte schnell zurück. Scherzend und lachend schlenderte er mit Arthur durch das Gewimmel, bald Bemerkungen über die Vorübergehenden machend, bald vor einem Schaufenster stehen bleibend. Vor einem Buchhändlerladen gerieth er in Entzückung über ein gräßliches Bild. „Das Erwachen in der Todtenkammer." Ein Erhenkter, der scheintodt gewesen ist und dem der zerrissene Strick noch am Halse hängt, richtet sich eben auf. Durch ein kleines vergittertes Kellerfenster fällt ein mattes Licht hinein, und in dieser Halbhelle sieht man rund umher Haufen von nackten Leichen liegen, jede mit einem numerirten Zettel an der großen Zehe oder in der Nase. Der Ausdruck im Gesichte des Erwachenden ist grauenhaft.

„Ein prächtig realistisches Bild, das muß ich mir als memento mori anschaffen. Außerdem ist es ein Pendant zu meinem anderen Bilde „Der junge Arzt vor der Leiche eines schönen Mädchens, im Begriffe, dieselbe zu seciren".

Sie gingen weiter. Jetzt begegnete ihnen ein hübsches Mädchen, das mit ihren dunklen Augen die beiden Freunde keck ansah. Spitzer wendete sich sofort und sagte:

„Beim Himmel, dieses Kind ist schön. Wollen wir ihr folgen! Schnell!"

„Was versprichst Du Dir denn davon?"

„Nun, sie ist über 14 Jahre doch alt. Wollen wir zunächst nur in Erfahrung bringen, wo sie wohnt."

„Sie sah mir nach einer Schneidermamsell oder einer Putzmacherin aus."

„Desto besser, vorwärts."

Sie folgten der zierlich dahinschreitenden Gestalt, dieselbe verschwand aber bald, den Beiden einen halb herausfordernden, halb spöttischen Blick zuwerfend, richtig in einem Putzladen.

„Verdammt! Bei aller verschmähten Liebe! Beim höllischen Elemente! Ich wollt', ich wüßte was Aerg'res, daß ich's fluchen könnte," rief Spitzer, trat an das Schaufenster, betrachtete die dahinter ausgestellten Gegenstände und fuhr dann fort:

„Ob wir nicht hineingehen und bei ihr etwas von diesem Kram kaufen. Aber was? Ein Paar Strumpfbänder, eine Haube oder ein Corset?"

Arved stieß ihn heftig an und erwiderte auf den verwunderten Blick des Freundes:

„Sei nicht so ungenirt laut! Eben ging eine Dame vorüber, die Deine Worte gehört haben muß, denn sie warf uns einen unwilligen Blick zu."

„Die alte Geschichte!" seufzte Spitzer. „Man darf vor keuschen Ohren das nicht nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können! Der Mephistopheles hat doch immer Recht! So komm denn weiter, aufgeschoben ist nicht aufgehoben." Nach einiger Zeit fuhr er fort:

„Uebrigens wird mir das Herumflaniren langweilig. Wollen wir einige Landsleute in ihren Behausungen aufsuchen, und ich werde Dir wie der Asmodi des Le Sage zeigen, wie sie leben und was sie treiben. Die Dächer kann ich dazu leider nicht abdecken, und so werden wir uns bequemen müssen, zu ihnen unter dieselben zu kriechen."

Sie stiegen drei Treppen hinauf und traten in das Zimmer Bachmann's, des Mediciners. Ein penetranter Carbolgeruch wehte ihnen entgegen und machte Spitzer fast übel, da seine noch schwachen Nerven durch denselben gar zu lebhaft an die heute erst durchgemachte Procedur des Geflicktwerdens erinnert wurden. In einer Ecke stand ein Skelett in der bekannten Pose der medicäischen Venus, aber mit einem Panamahut auf dem Kopfe. Vom Ofensims grinsten mehrere Schädel herab, deren einer mit Bezeichnungen aus der Gall'schen Phrenologie bedeckt war, und verschiedene andere Gebeine lagen zerstreut umher. Brutus, der Corporationshund, der sich den beiden Freunden auf der Straße angeschlossen hatte und mit herauf gekommen war, beschnupperte alle diese Knochen mit eingehendem Interesse.

Bachmann ſelbſt, der an ſeinem Tiſche ſaß und eifrig in einem pathologiſchen Buche ſtudirte, betrachtete die Eintretenden mit einigem Mißtrauen. Mit der theilnehmendſten Miene fragte Spitzer, womit Jener ſich beſchäftige.

„Ich habe die Cur eines Typhuskranken übernommen und leſe eben über dieſe Krankheit nach.“

„Der unglückliche Patient!“

„Wie ſo? Es geht ihm ſchon viel beſſer.“

„Da hat ihm jedenfalls ſein Glaube geholfen. Ade!“ ſagte Spitzer, nahm Arved's Arm, pfiff Brutus zu, der ſich unterdeß den Spaß gemacht hatte, das Skelett ſo derb zu ſchütteln, daß deſſen ſchlottrige Beine einen gräßlichen Cancan-Pas ausführten, und ſie verließen das Gemach, ehe der beleidigte Doctor in spe etwas erwidern konnte.

Bald darauf traten ſie in die Wohnung eines Theologen. Auch dieſer ſaß in ein Buch vertieft an ſeinem Tiſche, über dem ein alter Stahlſtich „Chriſtus und Petrus auf dem Meere“ hing.

«Pax vobiscum!» rief ihm Spitzer zu, und ſich an Arved wendend, ſagte er laut: „Ich bin überzeugt, daß er eben kein heiliges Buch lieſt, ſondern Caſanova's Memoiren oder Aehnliches.“

Natürlich war auch hier ihres Bleibens nicht lange. Der Theologe ſchien nicht übel Luſt zu haben, dem Spötter ſein heiliges Buch an den Kopf zu werfen, wie weiland Martin Luther ſein Tintenfaß nach dem Verſucher ſchleuderte, und als Spitzer mit heuchleriſchem Intereſſe fragte, was er denn ſonſt vorhabe, erwiderte er zornig:

„Ich las eben, wie Gott Birkenruthen ſchnitt für ſolche, die dumme Fragen thun!“

„Der Menſch iſt von einer bibliſchen Grobheit. Auf Wiederſehen,“ verſetzte Spitzer und entfernte ſich mit dem laut lachenden Arved.

„Höre einmal,“ ſagte dieſer, als ſie wieder auf der Straße waren, „wenn wir unſere Rundreiſe in dieſer Art fortſetzen, könnten wir bald mehr als „dumm“ an den Kopf kriegen. Außerdem bitte ich Dich, führe mich doch nicht zu lauter fleißigen Leuten, ſie ſind für mich ein lebendiger Vorwurf und werden mir noch die frohe Laune verderben.“

„Dann müßten wir eigentlich noch zu einem Juriſten, aber da Du ſelbſt einer biſt, wirſt Du ja wiſſen, wie es bei dieſen zugeht. Ein verſtaubtes, nie benutztes corpus juris, vielleicht auch ein Vangerow oder Puchta, ein Haufen geliehener Collegienhefte, das iſt Alles, was einen Jünger der Themis verräth. Wenn er beſonders eifrig iſt, liegt vielleicht auch noch ein aufgeſchlagener Band des neuen Pitaval auf dem Tiſche. Aber zu Streber wollen wir noch gehen. Er lebt jetzt ſo zurückgezogen, kommt täglich aus der Univerſitäts-Bibliothek mit ſolchen Stößen von Büchern beladen, daß ich überzeugt bin, er hat ſich darauf verſeſſen, eine Preisſchrift zu ſchreiben.“

„Dann wird er ſeinen Plan gewiß glänzend ausführen.“

„Wohl möglich, aber was hat er von ſo einer Preismedaille? Der Jude giebt ihm ein Bagatelle für dieſelbe, und ſeine Zeit könnte er beſſer anwenden.“

Sie traten in die beſcheiden ausgeſtattete Wohnung Streber's. Dieſer ſaß mit einer lateiniſchen Grammatik in der Hand da und ſchaute mit ſtrengen Blicken auf einen kleinen, ſehr einfach gekleideten Jungen, der ſich bemühte, den Conjunctiv praesentis von dicere zu conjugiren, wobei aber bedenkliche Unregelmäßigkeiten vorkamen.

„Es iſt der Sohn meiner Aufwärterin,“ ſagte Streber erklärend, als Arved und Spitzer ihn fragend anblickten, „kommt, bitte, etwas ſpäter wieder, ich kann die Stunde jetzt nicht unterbrechen.“

Die beiden Beſucher entfernten ſich, und vor der Thüre begann Spitzer lachend:

„Da haben wir es! Ich habe den Menſchen noch überſchätzt und wollte jetzt froh ſein, wenn er an einer Preisſchrift arbeiten würde. Aber nein! Da ſitzt er und bemüht ſich, einen ſtupiden kleinen Bengel zu unterrichten, einen kleinen Knoten, der ſpäter einmal als Schuſter- oder Fleiſcherbube ſeinen Lehrer für dieſe ſchweren Stunden durchwalken wird. Einen anderen Dank wird er doch ſicherlich von ſolchen Canaillen nicht einheimſen.“

„Sage mir ganz aufrichtig, findeſt Du ſeine Handlungsweiſe nicht hübſch?“

„Gewiß. Hübſch wäre es auch, wenn ich jetzt meinen Paletot jenem Bettler ſchenken und ſelbſt frierend nach Hauſe gehen würde. Aber Du wirſt doch nicht leugnen, daß es trotzdem auch dumm wäre.“

„Hältſt Du das Geben überhaupt für eine Dummheit?“

„Nicht in jedem Falle. Es iſt z. B. ganz in der Ordnung, wenn ich dem Armen einen Fünfer gebe. Das bereitet mir keinen Schmerz, ihm aber eine große Freude, denn er kann dafür in der nächſten Schenke einen Schnaps trinken.“

„Würdeſt Du mir Geld, das Du ſelbſt brauchen könnteſt, geben, wenn ich es noch nöthiger hätte.“

„Ja. Das iſt aber etwas ganz Anderes. Du biſt ja mein Landsmann!“

„Ich ſehe nicht ein, wie dadurch die Dummheit geringer werden ſoll!“

„So laß mir doch wenigſtens dieſe Spur von Idealismus, die ich noch beſitze.“

„Jedenfalls iſt noch nicht Hopfen und Malz an Dir verloren. Aber was nun beginnen?“

„Hm! Ich bin heute ſehr ſolide angelegt,“ verſetzte Spitzer mit einem jammervollen Blick auf ſeinen verwundeten Arm, „aber allein möchte ich den Abend auch nicht verbringen. Weißt Du was? Ich werde zu Euch zum Thee kommen, und da verbringen wir zu Dreien einen ſtillen, gemüthlichen Abend. Einverſtanden?“

„Gewiß.“

Sie machten ſich auf den Weg zu Arved's Wohnung.

Die Straßen waren jetzt weniger belebt, aber leichte Gestalten schwärmten flüsternd und kichernd umher, und mehrmals wurden die beiden Freunde von ihnen angerufen. Spitzer antwortete dann mit einem haarsträubenden Fluche, doch blieb dahingestellt, ob dieser Fluch dem anstößigen Gebahren jener Schattengestalten galt, oder seinem kranken Arm, der ihn daran verhinderte, sich von der factischen Existenz der Gespenster zu überzeugen. Beim Weitergehen sahen sie Kirschbaum's Pferde vor einer Schenke stehen und ihn selbst eben aus der Thür derselben heraustaumeln. Arved fragte ihn, ob er seine Sache glücklich ausgeglichen habe.

„Welche Sache?" fragte der Fuhrmann erstaunt. Dann aber fiel ihm die Geschichte ein, die er Arthur aufgebunden hatte, und lächelnd sagte er:

„Ach so, is Alles glücklich abgemacht, aber von die 3 Rubel habe ich nu wohl nur noch 60 Kopeken in Tasche."

„Du bist ein durchtriebener Hallunke," fuhr ihn Arved an, aber jener schien das als bloße Schmeichelei aufzufassen, denn er verzog den Mund von einem Ohr bis zum anderen, schwang sich auf seinen Bock und sagte lustig:

„Soll ich die Herren nich nach Hause fahren?"

Lachend stiegen Arved und Spitzer ein. Kirschbaum brachte sie nun, wie ein Besessener durch die Straßen jagend, nach Hause und verzichtete großmüthig auf jeden Lohn.

„Sagen Sie dem Baron," rief er beim Abschied, „daß es am besten sein wird, wenn er die 3 Rubel bei mir abfährt. Adio!" Und heftig auf die Pferde lospeitschend, jagte er davon.

„Gut, daß Ihr kommt!" sagte Arthur bei ihrem Eintritt. „Ich glaubte schon, Arved hätte mich im Stich gelassen und wollte die Gastfreundschaft eines Landsmannes in Anspruch nehmen, um nicht allein zu Hause speisen zu müssen. Woher kommt Ihr?"

„Wir haben einen Spaziergang und einige Visiten bei guten Freunden gemacht," erwiderte Arved. „Eben kommen wir von Streber."

„Und kannst Du Dir denken: er giebt einem kleinen Knoten Privatstunden!" fügte Spitzer hinzu.

„Das wundert mich gar nicht," versetzte Arthur ernst wie immer, wenn Spitzer über Streber's Ansichten zu spotten begann.

„Mich ja eigentlich auch nicht, aber der Mensch müßte unter Curatel gestellt werden! Er hat es doch wahrhaftig nicht so dick, daß er dem Sohne seiner Aufwärterin Unterricht ertheilen kann! Einem reichen Dummkopf, der in der Schule nicht fortkommt, sollte er Privatstunden geben."

„Er wird wohl wissen, was er thun kann."

„Ich kann aber diese Liebhaberei für das Unterrichten durchaus nicht verstehen, und Streber will sogar ganz berufsmäßiger Lehrer werden! Was kann er nur davon erwarten?"

„Er wird wohl Befriedigung darin suchen, die Söhne des Landes in seinem

Geiſt zu erziehen, und ſoweit ich ihn kenne, würde das eine ſegensreiche Thätigkeit ſein."

„Der Himmel behüte mich vor einer ſolchen ſegensreichen Thätigkeit, die mir auferlegt, Jahr für Jahr immer denſelben Unſinn nur anderen Jungen einzubläuen und mich dabei von jedem Rangen hänſeln und foppen zu laſſen."

„Welchen Beruf gedenkſt Du einmal zu erwählen?"

„Ja, wenn ich das ſelbſt wüßte! Ich ſichere Demjenigen eine Prämie zu, der mir etwas rathen kann."

„An irgend etwas mußt Du doch gedacht haben."

„Durchaus an nichts. Und wozu auch? Meine Eltern leben nicht mehr, Geſchwiſter habe ich nicht und von Verwandten nur einen alten Onkel, der zugleich mein Vormund iſt. Er muß mir jährlich etwas Beſtimmtes auszahlen, hier lebe ich damit ſehr bequem, an was ſoll ich weiter denken! Der Onkel verſucht es freilich hin und wieder, mich zu bekehren, aber natürlich ohne jeden Erfolg, außer daß ich ihn möglichſt meide, und den Alten nur noch von Zeit zu Zeit gern ſehe, nämlich wenn ich Extraausgaben gemacht habe, die er decken ſoll."

„Und ſo lebſt Du Jahr aus Jahr ein, Semeſter und Ferien über hier in Dorpat?"

„Ja, nur daß ich hin und wieder nicht abgeneigt bin, eine Ausfahrt nach Novum oder Ropkoy zu machen."

„Vermißt Du dabei nichts, auch nicht das Familienleben?"

„Daß ich nicht wüßte! Ich bin im Gegentheil ſehr zufrieden damit, daß ich mich nicht in ſchwarze Röcke, enge Stiefel und Glacéhandſchuhe zu preſſen brauche. Ich fühle mich äußerſt wohl bei dieſem zwang- und ſorgloſen Leben."

„Wenn Du keine Eltern und Verwandten haſt, ſo haſt Du doch eine Heimath, für die Du leben und arbeiten kannſt."

„Eine Heimath? Ich bin in Petersburg geboren und erzogen, ein Zuhauſe habe ich ſeit früheſter Jugend nicht gehabt, wo ſoll da Heimathliebe und dergleichen bei mir herkommen?"

„Da biſt Du freilich zu bedauern."

„Ich weiß nicht einmal, ob das als ein ſo großes Unglück zu betrachten iſt. Bei Euch hier im Lande wirkt z. B. dieſe Liebe zur Heimath inſofern lähmend und hindernd auf die Entwickelung, als ſie Euch zu einem zähen Kleben an der Scholle verleitet. Männer Eures Landes, welche die Fähigkeiten des Geiſtes und Charakters beſitzen, um in einem weiteren Kreiſe wirken, um in der großen Welt eine Rolle ſpielen zu können, — bauen hier ſtill und zufrieden ihr Korn und ihre Kartoffeln und ſind in ihrem Ehrgeiz völlig befriedigt, wenn ſie einmal Landrath werden! Du Arved, der Du Deine Jugend nicht auf dem Lande verlebt haſt, ſollteſt doch wenigſtens von dieſer rein gewohnheitsmäßigen und beſchränkten Heimathsliebe frei ſein."

„Das iſt ja doch der wahre Patriotismus, daß ſich Niemand für zu gut

hält, um auch in so bescheidenen Grenzen für das Wohl des Landes zu wirken," entgegnete Arved.

„Und glaubst Du denn," fiel Arthur ein, „daß unsere Lande ihren culturhistorischen Beruf so gut hätten erfüllen können, wenn alle befähigteren Männer für ihre Thätigkeit einen größeren Wirkungskreis gesucht hätten, als ihnen hier geboten werden kann?"

Nach einer längeren Pause, in der Spitzer nachdenklich dagesessen hatte, sagte er ernst:

„Es ist wohl möglich, daß der Mangel einer Heimath mich zu dem gemacht hat, was ich bin. Vielleicht hätte ihr Besitz mich nicht so indolent und energielos werden lassen. Wofür aber soll ich mich jetzt plagen? Selbst bin ich pecuniär sichergestellt, für Verwandte habe ich nicht zu sorgen, und um für das Wohl der Menschheit zu schaffen, um wie Faust durch harte Arbeit dem Meere fruchtbares Land für die Mitmenschen abzuringen, dazu fehlt es mir eben an Menschenliebe. Ihr aber habt eine Heimath, Ihr wißt, wofür Ihr arbeitet, was Ihr wollt, und Euer Weg ist Euch klar vorgezeichnet."

„Den wir mit vollster Ueberzeugung gehen, wenn wir dabei auch höchstens Landrath werden können!" sagte Arthur.

Spitzer war sehr ernst und still geworden, das Gespräch schien ihn tiefer ergriffen zu haben, als man es von dem blasirten Wüstling hätte erwarten können. Er mußte wirklich weniger frivol sein, als er sich gab.

Jetzt erhob er sich, trat an das Clavier, und ohne auf seinen kranken Arm zu achten, begann er zu spielen. Wilde Phantasien klangen aus seinen Tönen, erst Stürmen und zorniges Grollen, dann tiefe Wehmuth und glühende Sehnsucht. Es sprachen Gedanken aus ihnen, die er in Worten gewiß nie geäußert hätte. Und jetzt nach all dem Rauschen und Brausen begann er plötzlich in ergreifender Einfachheit mit tiefem Ausdruck die Melodie des Liedes:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar,
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Arved und Arthur horchten mit angehaltenem Athem. Plötzlich wandte Spitzer sich nach ihnen um, erblickte ihre andächtigen Gesichter, und laut auflachend begann er die Melodie eines obscönen Studentenliedes zu klimpern, ohne auf die Empörung seiner Zuhörer zu achten. Dann verabschiedete er sich kurz, hüllte sich in seinen Mantel und ging nach Hause. Die beiden Freunde sahen sich erstaunt an.

„Der Mann hat mehr Gefühl, als man ihm zutrauen sollte," sagte Arved, „ich glaube, er wird einmal noch ein brauchbarer Mensch werden."

„Das glaube ich kaum," versetzte Arthur, „denn eine Selbsterkenntniß wie eben kommt selten genug über ihn, und dann schämt er sich nachher derselben. Du wirst sehen, er wird uns jetzt in der nächsten Zeit zu meiden suchen und

noch wüſter leben als ſonſt, um wieder gut zu machen, was er ſich heute ſeiner Meinung nach vergeben hat."

Sie plauderten noch längere Zeit mit einander. Plötzlich ſagte Arthur:

„Verzeihe, wenn meine Frage indiscret iſt, aber Du weißt, daß es in der beſten Abſicht geſchieht. Du erhielteſt geſtern einen Brief, der Dich in eine ſehr ſchlechte Laune verſetzte. Was war die Urſache dafür?"

„Ich hatte meinem Vater von einigen Wechſelſchulden gebeichtet, die in der nächſten Woche fällig ſind. Nun ſchrieb er mir, daß er dieſe allerdings bezahlen würde, daß ich ihm aber nächſtens gleich ſchreiben ſoll, wenn ich in Geldnoth bin, und nicht erſt nachdem ich eine Menge von Schulden gemacht habe. Soll ich nun jedes Mal um ein paar lumpige Rubel petitioniren?"

„Wenn Dein Vater aber die Wechſel bezahlen will, ſo verſtehe ich nicht, warum Du ſo niedergeſchlagen warſt."

„Glaubſt Du denn, daß er mir nur kurz ſeine Bereitwilligkeit zu zahlen erklärt hat? Der Brief enthielt eine ſolche Strafrede, daß mir aller Muth ſchwindet, ihm noch einmal zu beichten."

„Was denn?"

„Das iſt ja eben das Schlimme, daß dieſe Summen noch lange nicht Alles waren. Nach drei Monaten muß ich eine noch größere bezahlen. Es müſſen, glaube ich, einige Tauſend Rubel ſein."

„Davon habe ich ja keine Ahnung gehabt. Wie biſt Du in ſolche Schulden gerathen?"

„Du weißt ja doch — im vorigen Herbſt mein Verhältniß mit der ſchönen Lindemann, der erſten Liebhaberin am Theater!"

„Ich erinnere mich wohl, Du warſt ja damals wie toll. Und ſolche Summen haſt Du da verſchleudert?"

„Du ſetzeſt doch nicht voraus, daß von ihrer Seite alles blos pour amour geſchah?"

„Und ſchließlich hat ſie Dich dann im Stiche gelaſſen!"

„Nun ja, entweder ſie liebt die Abwechſelung, oder mein Nachfolger hatte noch mehr Geld zur Verfügung. Doch das hilft mir jetzt ſehr wenig, und ich weiß wirklich nicht, womit ich dieſe Schuld bezahlen ſoll."

„Wenn Du Dich mit Deinem Vater nicht auseinander ſetzen kannſt, ſo ſage es mir nur rechtzeitig. Du weißt, ich habe ziemlich freie Verfügung über mein Vermögen und könnte Dir das Geld leicht verſchaffen."

Arved drückte dem Freunde herzlich die Hand.

„Ich danke Dir," ſagte er, „aber bis dahin iſt ja noch eine lange Zeit, und hoffentlich gelingt es mir ſelbſt, das Geld aufzutreiben."

8. Capitel.

Es fallen vom Apfelbaume
Der Blätter und Blüthen viel',
Es kommen die neckenden Winde
Und treiben damit ihr Spiel.
Heine.

Ein Wiedersehen.

Es war die Zeit der Osterferien. Arved, der nach Hause zu Besuch gefahren war, und der Verwalter von Eichenhof, Johannson, kehrten vom Schnepfenstande zurück. Sie waren an einer Stelle gewesen, die vom Hofe mehrere Werst entfernt war, und zu der man um diese Jahreszeit, es war Mitte April, nur zu Fuß gelangen konnte. Langsam schritten sie nun auf dem durchweichten Wege dahin.

Zu beiden Seiten desselben erstreckte sich fast endlos ein großer Moosmorast, aus dessen einförmiger Ebene nur hier und da eine verkrüppelte Kiefer emporragte. Ein trüber Dunst lagerte auf ihm und wogte, von dem eben aufgehenden Monde leicht bläulich gefärbt, langsam hin und her. Nur einzelne unbestimmte Töne schallten von der weiten Fläche herüber, in den Gräben zu beiden Seiten des Weges rieselten, plätscherten, gurgelten die abfließenden Frühlingswasser und quakten gemüthlich einige Frösche.

„Was is also mit der Auerhahnbalze morgen früh?" fragte jetzt der Verwalter.

„Es geht nicht," erwiderte Arved, „ich habe Ihnen ja gesagt, daß wir morgen nach Steinau zu Besuch fahren."

„Da fahren Sie ja nicht früher als 2, und um 12 sind wir schon lange wieder zurück."

„Ganz recht, aber wenn ich den ganzen Morgen auf der Auerhahnbalze im Walde umherlaufe, kann ich am Nachmittage keinen Besuch machen."

„Oi, wird schon gehen! Ich weiß, wo ein großer Racker balzt, der is schon so alt, daß er eine ganz heisere Stimme hat."

„Nein, morgen geht es nicht," versetzte Arved kurz.

Er hätte sonst nicht leicht eine Auerhahnjagd aufgegeben, aber dieses Mal lag es ihm daran, nicht in müder und abgespannter Stimmung den Besuch zu machen. Er wußte nämlich, daß Lauterns kürzlich zum Besuche ihres Onkels nach Steinau gekommen waren, und daß er also Hedwig morgen wiedersehen werde. Freilich waren seine Gefühle für sie nicht mehr von so leidenschaftlicher Natur wie früher vor zwei Jahren, denn nichts ist wohl mehr dazu geeignet, eine jugendliche Liebe zu mäßigen, als ein wildes Studentenleben, wie es Arved in der letzten Zeit geführt hatte. Aber doch klopfte sein Herz heftig vor Freude und Aufregung, wenn er an das baldige Wiedersehen dachte, das erste nach jenem Besuche in Riga. So blieb er denn auch fest, als der Verwalter bei der Ankunft zu Hause noch einmal die Reize und den sicheren Erfolg der geplanten Jagd in den lockendsten Farben schilderte.

Am nächsten Tage fuhr Arved mit seiner Mutter und seinem Bruder

nach Steinau. Der Vater befand sich noch in der Stadt, wurde aber für die nächsten Tage in Eichenhof erwartet.

Sie langten in Steinau an. Der Herr des Hauses, ein kräftiger, alter Herr, dessen wettergebräuntem Gesichte man ansah, daß er sich in seiner Wirthschaft selbst umzusehen gewohnt war, kam ihnen im Vorzimmer entgegen und empfing sie sehr zuvorkommend. Dann geleitete er sie in den Saal, wo seine Frau mit der übrigen Gesellschaft saß, die außer den Lauterns noch aus mehreren Herren und Damen der Nachbarschaft bestand.

Arved's erster Blick fiel auf Hedwig und seine frühere Leidenschaft entzündete sich in seinem Herzen mit erneuter Gluth. Noch schöner als früher erschien sie ihm jetzt. Es war dasselbe liebliche Gesicht, das ihn früher entzückt hatte, aber ihre zarte Gestalt war entwickelter, ihre Bewegungen waren leichter, graziöser geworden.

Bei seinem Eintritt in den Saal sprang Karl freudig auf und umarmte ihn stürmisch. Auch Frau Lautern begrüßte ihn freundlich, nur Hedwig schien ihn nicht zu bemerken, denn erst als er dicht vor sie hintrat, erhob sie sich und reichte ihm, fast ohne ihn anzusehen, die Hand. Als er diese zärtlich drücken wollte, entzog sie ihm dieselbe hastig, setzte sich wieder und unterhielt sich mit ihrem Nachbar weiter.

Arved blieb wie versteinert stehen. Was hatte das zu bedeuten? Was war vorgefallen? War dieses das Wiedersehen, auf welches er sich so lange gefreut hatte! Oder sollte es von ihr nur Verstellung gewesen sein, um der Gesellschaft keinen Anlaß zu Bemerkungen zu geben? Aber nein, das konnte es nicht sein. Ihr jetziges Benehmen mußte mehr auffallen, als wenn sie ihn, den alten Bekannten, freundlich begrüßt hätte. Einen Händedruck, einen Blick hätte sie ihm wohl schenken können!

Und während er sich mit solchen Gedanken quälte, saß sie so ruhig da, als ahnte sie nichts davon, was in seinem Gemüthe vorging. Wie sollte er heute eine Gelegenheit finden, sie allein zu sprechen und sie um Aufklärung zu bitten! Und doch, eine Aussprache mußte zwischen ihnen stattfinden, er hatte ein Recht darauf, von ihr eine Erklärung wegen ihres Benehmens zu verlangen, eine Gelegenheit dazu mußte er finden oder schaffen.

Jetzt trat der Herr des Hauses auf Arved zu und stellte ihn einem fremden Herrn vor, demselben, mit welchem Hedwig sich bei seinem Eintritt so angelegentlich unterhalten hatte.

Es war der Pastor des Steinau'schen Kirchspiels mit Namen Vollmund. Er war ein etwas ältlicher Mann von stattlichem Körperbau mit einem regelmäßigen, glattrasirten Gesichte und mit etwas salbungsvollem Wesen.

Er schüttelte Arved anscheinend wohlwollend die Hand, wobei er ihn etwas neugierig betrachtete, und sagte dann mit sanfter Miene:

„Ich habe bereits bisweilen von Ihnen gehört, denn ich habe auch einen Neffen in Dorpat."

„Viel Gutes wird das auch nicht gewesen sein," dachte Arved, äußerte aber nur seine Dankbarkeit für die Theilnahme und hoffte dann mit einigen Phrasen von dem Pastor loszukommen, denn erstens war ihm alles Salbungsvolle, sogenannte „Bonzenhafte", zuwider, und dann wünschte er in Hedwig's Nähe zu bleiben, um sich bei der ersten günstigen Gelegenheit an sie zu wenden. Vor Allem aber hegte er deshalb ein feindseliges Gefühl gegen den Prediger, weil er hinter diesen zurückgesetzt worden zu sein glaubte, denn mit ihm hatte Hedwig sich so freundlich unterhalten, als sie ihn, Arved, so kühl und abweisend empfing.

So antwortete er denn nur kurz und einsilbig auf die Fragen Vollmund's. Da aber dieser nicht so schnell zu befriedigen war, sah er sich genöthigt, neben ihm Platz zu nehmen und ihm ausführlicher Rede und Antwort zu stehen, was seine gereizte Stimmung noch vermehrte.

Wie Alle, die in Dorpat studirt haben, interessirte sich auch der Pastor Vollmund noch sehr für die Zustände und Verhältnisse der Studentenschaft. Er erkundigte sich bei Arved ausführlich nach ihnen und kritisirte sie dann mit großer Strenge. Als Arved hierauf behauptete, man dürfe das Studentenleben nicht vom rein moralischen Standpunkte aus beurtheilen, geriethen sie in einen heftigen Disput. Der Pastor unterstützte seine Ausführungen mit biblischen Citaten und Sentenzen, aber Arved blieb gegen diese völlig verhärtet und führte den Streit in Folge seiner gereizten Stimmung sogar mit einer gewissen unartigen Rücksichtslosigkeit, welche jenen nicht wenig zu kränken schien. Der Pastor jedoch ließ sich dadurch nicht sogleich abschrecken, sondern perorirte eifrig weiter und ward in seinem Urtheil immer crasser. Schließlich behauptete er, daß die Corporationen sich überlebt hätten und jetzt mehr schädlich als nützlich seien.

„Ich habe lange genug in Dorpat gelebt und mir das Treiben der sogenannten Corporellen angesehen, um das Gehaltlose und Leichtfertige desselben beurtheilen zu können," fügte er hinzu. „Was treiben diese Herren in den bunten Mützen? Den ganzen Tag über wandern sie auf den Straßen umher oder fahren stolz im Fuhrmann spazieren, und des Nachts wird getrunken und immer wieder getrunken, wenn nicht gar Schlimmeres getrieben. Dazwischen wird eine Mensur ausgemacht, wobei sich auch Mancher einen Schaden für sein Leben holt, und das Alles soll dem idealen Begriff einer Landsmannschaft entsprechen? Ja, mein junger Freund, Sie lächeln jetzt über meine Schilderung, aber wenn Sie so alt geworden sein werden wie ich, dann werden auch Sie den Kopf schütteln über dieses Treiben und werden seufzen, daß Sie unersetzliche Jahre Ihrer Jugend damit zugebracht haben."

„Ich weiß von vielen Pastoren, die nicht die schlechtesten sein sollen, daß sie früher auf der Universität einer solchen Verbindung angehört haben. Es ist sogar die Ansicht verbreitet gewesen, daß die Theologen die wildesten Studenten sind."

„Das ist sicherlich blos Verleumdung. Ich weiß es ja wohl, daß wir

Theologen häufig ein Gegenstand des Spottes sind für die anderen Studenten, denn gerade diese jungen Leute wandeln am meisten im Rathe der Gottlosen und sitzen, da die Spötter sitzen."

„Dafür aber haben sie Lust zum Gesetze und forschen in dem Gesetze Tag und Nacht, wenigstens wenn sie Juristen sind," versetzte Arved, das Citat vervollständigend.

„Junger Freund," sagte jetzt der Pastor sehr ernst, „hüten Sie sich vor so leichtfertigen Reden. Diese Dinge sind nicht zum Scherzen. Ich kann Ihnen nur Besserung wünschen, vorläufig sehe ich, daß wir uns nicht verständigen werden."

Dann erhob er sich und setzte sich wieder zu Hedwig, während Arved ihm spöttisch nachblickte und dann eine Unterhaltung mit seinem Freunde Karl Lautern begann.

Dieser erzählte ihm von seinem Leben in Steinau, von seinen Fortschritten in der Landwirthschaft und von seiner Freude, jetzt Mutter, Schwestern und nun auch ihn, Arved, wieder zu sehen. Durch einige gewandte Fragen Arved's veranlaßt, erzählte er auch, daß der Pastor Vollmund sehr häufig, fast täglich nach Steinau komme, daß er immer sehr freundlich gegen Hedwig sei, und daß auch diese ihm mit dem größten Vertrauen und der höchsten Achtung entgegenkomme.

Arved blickte zu den Beiden hinüber. In der That, Vertrauen und Achtung schien sie zu hegen! Auch mehr als das, denn sie hörte ihm mit einem so glücklichen Ausdruck im Gesichte zu, daß es Arved heiß zu Kopfe stieg.

„Entschuldige," sagte er hastig zu Karl, „aber ich möchte doch auch seiner Weisheit lauschen."

Damit schritt er auf die Beiden zu und setzte sich mit großer Keckheit neben sie, obgleich der Pastor ihn mit einem feindseligen, Hedwig mit einem entrüsteten Blick empfing. Der Erstere machte eine Pause in seiner Rede und blickte Arved fragend an, da aber dieser durchaus nichts äußerte, sondern still und bescheiden dasaß, fuhr er in seiner Unterhaltung fort, so ungelegen ihm der neue Zuhörer auch zu sein schien. Er schilderte Hedwig eben, wie schön sein Pastorat gelegen sei, mit welchen landschaftlichen Reizen die Natur es ausgestattet habe.

„Vor dem Hause," so erzählte er, „dehnt sich ein weiter, schöner Rasenplatz aus, auf dem einige alte Eichenbäume stehen, dann kommt ein großer Teich, von Weiden und Schwarzerlen umgeben. Auf alles dieses hat man von der Treppe des Hauses aus einen reizenden Blick."

„Aber aus den Fenstern der anderen Seite hat man wahrscheinlich einen Blick auf einen von Viehställen umgebenen Hof, in dem zur Herbst- und Frühlingszeit gleichfalls ein Teich schimmert," sagte Arved mit unschuldigem Gesichte.

Der Pastor machte ein sehr piquirtes Gesicht und entgegnete dann zögernd:

„Allerdings befindet sich auf dem Hofe ein Rinderstall, aber es steht nur

wenig Vieh darin, und das Regenwaſſer, das ſich in der That bisweilen im Hofe anſammelt, läßt ſich ja leicht ableiten. Auch gehen nur wenige Fenſter auf dieſen, die meiſten eröffnen einen Ausblick auf einen Obſtgarten, der eine von meinen eigenen Schöpfungen iſt. Freilich ſind die Bäumchen noch jung, aber ſie verſprechen nach wenigen Jahren eine gute Ernte zu geben, und wenn noch Jemand bei mir wäre, der ſich für Blumen intereſſirt, könnte der Garten bald ſehr ſchön werden."

„Haben Sie aber auch einen ſtarken Paliſſadenzaun um denſelben ziehen laſſen?" fragte Arved. „Sonſt werden wohl Andere ernten, die nicht geſäet haben."

„Die Liebe des Volkes iſt eine beſſere Schranke, als jeder Zaun. Ich brauche daher einen ſolchen nicht!"

„Entſchuldigen Sie, iſt Ihnen nicht im vorigen Winter eine Futterſcheune abgebrannt? Die Bauern dieſer Gegend ſind ja bekannt als ſtörriſch und feindſelig gegen ihre Herren."

Der Paſtor ſchien über dieſe letzte Aeußerung Arved's ſehr erzürnt zu ſein und ſie als directen Angriff auf ſeine Seelſorge aufzufaſſen. Aber ehe er erwidern konnte, ward man zu Tiſche gebeten.

„Bitte, Herr Paſtor," ſagte der Herr des Hauſes, „wollen Sie vielleicht meine Nichte zu Tiſche führen!"

„Aber welche von den beiden? Ah, unſere liebe Hedwig! Sehr gern."

Arved hätte ihn erwürgen mögen. So durfte dieſer Menſch ſprechen, und er ſollte wie ein dummer Junge dabeiſtehen!

Er erhielt ſeinen Platz am anderen Ende der Tafel, ſo daß er zwar nicht wieder an ihrem Geſpräch theilnehmen, wohl aber ihr Benehmen beobachten konnte.

Vollmund ſchien jetzt noch liebenswürdiger zu ſein als vorhin und bediente ſeine Nachbarin mit der Aufmerkſamkeit des galanteſten jungen Cavaliers. Es war wirklich lächerlich! Und ſie — ſie nahm Alles mit der beſten Miene auf, vor ſeinen Augen, nach jenen glücklichen Stunden in Riga, nach den Vorgängen in der Syringenlaube! Sein Zorn ward immer größer. Er mußte ſie ſprechen, ſie ſollte ſich erklären, ſich rechtfertigen. Aber der alte Narr ſchien ja nicht von ihrer Seite weichen zu wollen, wie ſollte der unſchädlich gemacht werden?

Solche Gedanken bewegten Arved's Geiſt, während er das Paar betrachtete. So hörte er nur mit halben Ohren auf das Geſpräch ſeines Tiſchnachbars, eines jungen unverheiratheten Gutsbeſitzers aus der Umgegend, der kürzlich von einer Reiſe in das Ausland zurückgekehrt war und nun voller Reiſeabenteuer ſteckte, die er vortrefflich zu erzählen wußte.

Er bemerkte ſehr bald Arved's Zerſtreutheit und ebenſo, wodurch dieſelbe veranlaßt wurde.

„Merkwürdiges Pärchen, nicht wahr?" begann er. „Sie iſt ein reizendes Mädchen, bin ihretwegen in letzter Zeit öfters hier geweſen, habe verſucht, ihr

den Hof zu machen, unmöglich! Der alte Geck ſitzt ihr immer auf dem Halſe. Und auch ſie ſcheint ganz vernarrt in ihn zu ſein. Iſt übrigens kein Wunder, ſie ſoll bei ihm confirmirt worden ſein, und das zieht ja bei den Frauenzimmern coloſſal."

Arved hätte ſich durch ſolche Reden früher gewiß ſehr beleidigt gefühlt, aber jetzt hörte er ſie ruhig an. Sie hatte ihn alſo wirklich verrathen, man betrachtete die Beiden ſchon als ein Paar!

„Was iſt der Paſtor für ein Kerl?" fragte er.

„Schwacher Menſch! Haben uns entſchieden bekauft, als wir ihn vor drei Jahren nach dem Tode des alten Paſtors wählten, und haben doch gerade keinen Mangel an guten Paſtoren im Lande! Auch dieſer beſitzt, glaube ich, coloſſale Gelehrſamkeit, felſenfeſten Glauben, große Rednergabe, alles Mögliche, verſteht aber nicht, mit den Leuten umzugehen. Beſitzt keine Energie, iſt ein Mann des Friedens und läßt aus Liebe zur Ruhe Manches gehen, wie es nicht gehen ſollte. Er iſt Wittwer und ſeine Söhne, ein paar wilde Rangen, ſind in der ganzen Gegend bekannt wegen ihrer ſchlechten Streiche; hebt auch nicht das Anſehen des Vaters. Aber eine feine Naſe hat er, das muß man ihm laſſen. Doch was ich vorhin erzählen wollte —" und er begann eine pikante Geſchichte, die er neulich in Paris erlebt hatte.

Als Arved aber noch immer finſtere Blicke auf Vollmund hinüberſchoß, begann er wieder:

„Scheinen ihm auch nicht grün zu ſein, wie? Sollen wir ihm nicht einen kleinen Tort anthun? Wie wäre es zum Beiſpiel, wenn wir ihn nachher einſeiften? Uebrigens ganz paſſabler Wein, trinken wir noch ein Glas!"

Und Arved trank mit ihm noch manches Glas, bis ſein Geſicht glühte und er in trotziger Fröhlichkeit die Erzählungen ſeines Nachbars belachen und mit ähnlichen Geſchichten erwidern konnte.

Endlich ward die Tafel aufgehoben, und die Geſellſchaft zerſtreute ſich in den Saal und die angrenzenden Zimmer. Nachdem Arved eine Zeit lang im Herrenzimmer geraucht und geplaudert hatte, erhob er ſich mit dem feſten Entſchluß, jetzt Hedwig aufzuſuchen und ſie, möge es kommen, wie es wolle, um eine Aufklärung zu bitten. Er vermochte ſie erſt nach längerem Suchen zu finden. Sie befand ſich im letzten der Geſellſchaftszimmer, das nur durch eine Ampel matt erleuchtet wurde und in dem ſich eben außer ihr nur noch der Paſtor Vollmund befand. Dieſer ſtand vor ihr und ſchien ſehr eindringlich auf ſie einzureden, während ſie ihn mit halb abgewandtem Geſichte anhörte; endlich erwiderte ſie ihm einige Worte, worauf er ſich verbeugte und mit ſelbſtzufriedenem Lächeln entfernte. Auch Hedwig wollte eben das Zimmer verlaſſen, als Arved haſtig hereintrat. Jetzt mußte es geſchehen!

Sie wich erſchreckt zurück, als er ſo plötzlich vor ihr ſtand, er aber trat dicht vor ſie hin und ſagte:

„Sie wiſſen, welche Auskunft ich von Ihnen verlange. Wie ſoll ich mir Ihren Empfang, Ihr ganzes Benehmen gegen mich erklären?"

Sie ſchwieg, und auf ihrem lieblichen Geſichte malten ſich Zorn, Verlegenheit und Schmerz in ſo rührender Weiſe, daß auch Arved weicher ward.

„Hedwig," ſagte er leiſe, „gedenken Sie der glücklichen Stunden, die wir vor zwei Jahren zuſammen verlebten, denken Sie an jenen Abend im Garten, da ich Sie in der Laube fand, wo Sie mir freundlich die Hand reichten und mich auf ein Glück hoffen ließen, das Sie jetzt zerſtören wollen. „Auf Wiederſehen!" ſagten Sie damals, und jetzt?"

Sie war gerührt, eine Thräne ſchimmerte in ihrem Auge, doch mit feſter Stimme erwiderte ſie:

„Vergeſſen Sie das. Mit alledem iſt es vorbei und muß es vorbei ſein."

„Es muß? Und warum?"

„Ich kann es Ihnen nicht ſagen. Sie wiſſen es ſelbſt."

„Ich weiß es nicht! Und Sie dürfen mir eine Erklärung nicht verſagen, nachdem Sie mich damals freundlich anhörten, als ich Ihnen meine Liebe geſtand."

„Sie haben mich niemals geliebt. Oder Sie ſind mit Ihrer Liebe ſehr freigebig," erwiderte ſie bitter, dann aber ward ſie purpurroth und wandte ihr Geſicht von ihm ab.

„Wie habe ich das zu verſtehen?"

Sie antwortete erſt nach einer Pauſe, in der ſie ihre Verlegenheit zu bekämpfen ſuchte: „Ich hatte mir vorgenommen, über dieſe Sache nie ein Wort mit Ihnen zu ſprechen, da mir aber jene Worte entſchlüpft ſind, fühle ich mich freilich verpflichtet, ſie Ihnen zu erklären. Ich habe von Ihrem Verhältniß mit einer Schauſpielerin gehört."

Arved erſtarrte vor Schreck. Er mußte es ſich geſtehen, hiernach war bei ihrem Charakter kaum noch auf eine Verſöhnung zu hoffen. Zudem hatte ſie während ihrer Rede ihre Verlegenheit völlig bemeiſtert und namentlich die letzten Worte mit einer Ruhe geſprochen, die ihm bewies, daß ſie bereits feſt entſchloſſen ſei. Mit etwas unſicherer Stimme fuhr er fort:

„Alſo auch zu Ihren Ohren iſt dieſe unglückſelige Geſchichte gedrungen, und können Sie mir nicht vergeben?"

„Nach dem, was ich Ihnen eben geſagt habe, muß ich jedes weitere Wort über ein ferneres Beſtehen unſeres früheren Verhältniſſes als Beleidigung auffaſſen. Leben Sie wohl."

Sie wollte ſich entfernen, aber Arved ergriff ihre Hand und ſagte:

„Noch eine Frage: haben Sie ſich bereits gebunden? Hat Ihnen jener Paſtor einen Antrag gemacht?"

„Ja."

„Und Sie haben ihn angenommen?"

„Ich werde ihn annehmen. Ich wollte Ihnen nur vorher mittheilen, daß es zwiſchen uns zu Ende iſt."

„Hedwig!" rief er, noch immer ihre Hand feſthaltend, die ſie ihm vergeblich zu entziehen ſuchte, „bedenken Sie, was Sie thun! Sie wollen ſich an einen

alten Mann und an fremde, verwilderte Kinder ketten, die Ihnen mit Mißtrauen entgegentreten werden, die zu groß sind, um in Ihnen ihre Mutter anzuerkennen."

„Gerade auch der armen, wie Sie richtig sagen, verwilderten Kinder wegen werde ich mich zu diesem Schritte entschließen."

„Ich erkenne Ihre Beweggründe an und achte sie. Es erscheint Ihnen so schön und edel, einem einsam stehenden alten Manne den Rest seines Lebens zu erheitern, seinen Kindern eine zweite Mutter zu sein, aber ich beschwöre Sie, handeln Sie nicht voreilig und, ich will es aussprechen, aus Trotz! Bedenken Sie sich ruhig, ehe Sie ein so unnatürliches Verhältniß eingehen, ehe Sie ein Opfer bringen, das Sie vielleicht später unglücklich macht."

„Lassen Sie mich gehen!" sagte sie jetzt zornig.

Er ließ ihre Hand los, und verzweiflungsvoll rief er ihr nach:

„Sie ketten sich an einen Mann, der in Ihnen bald nicht mehr die Geliebte, sondern nur eine Wirthschafterin und Pflegerin seines Alters sehen wird!"

Sie entfernte sich eilig, ohne ihn noch einmal anzublicken, und zwar kehrte sie nicht in den Saal zu der übrigen Damengesellschaft zurück, sondern enteilte in den anderen Flügel des Hauses.

Arved blieb noch einige Zeit wie betäubt stehen. Jetzt, er fühlte es klar, war Alles verloren. Aber wer mochte ihr von jenem Fehltritt, den er begangen, berichtet haben? Er dachte nach. Richtig! Es konnte nur Vollmund gewesen sein, Niemand sonst als ein Pastor hätte es wagen können, einem jungen Mädchen von einer Liaison zu erzählen.

„Dazu also hat man einen Neffen in Dorpat," dachte er zornbebend, „um Einem Klatschgeschichten von dort mitzutheilen, die man nachher trefflich zu verwerthen weiß. Und dann empfing er mich noch mit solcher Katzenfreundlichkeit, der Heuchler!"

Eine namenlose Wuth gegen den Pastor bemächtigte sich seiner. Er eilte in das Herrenzimmer, wo die älteren Herren Karten spielten, die jüngeren bei einer Bowle saßen und sich lebhaft unterhielten. Abgesondert von den Uebrigen stand der Pastor Vollmund mit dem Rücken an den Ofen gelehnt und rauchte in behaglicher Siegesgewißheit seine Cigarre.

Arved trat dicht an ihn heran und sagte leise:

„Ich gratulire Ihnen, Herr Pastor."

„Zu was denn?"

„Zu Ihrer jungen Braut natürlich!"

Der Pastor stutzte, aber Arved fuhr höhnisch fort:

„Ich hätte es gar nicht geglaubt, daß Sie noch ein solcher Don Juan sind."

„Mein junger Freund," erwiderte der Pastor ruhig, „ich sehe, daß Sie sehr aufgeregt sind und will Ihnen daher diesen Spott verzeihen. Sie haben sich wohl eben einen Korb geholt?"

„Natürlich, Sie haben ja gewandt genug intriguirt. Sie als Mann Gottes sollten sich doch doppelt schämen, so niedrige Mittel anzuwenden."

Die letzten Worte hatte er lauter gesprochen, und so blickten alle Anwesenden bereits auf die Beiden hin. Der Pastor, der jetzt erst an Arved's funkelnden Augen erkannte, welch' rasende Wuth diesen durchtobte, erbleichte etwas, wandte ihm den Rücken und entfernte sich.

„Elender Ohrenbläser," rief ihm Arved seiner Sinne kaum mehr mächtig nach.

Kaum waren ihm diese Worte entschlüpft, als er schon merkte, wie falsch er gehandelt, wie anstößig er sich benommen hatte. Tiefe Stille herrschte im Zimmer und Aller Augen blickten ihn erstaunt oder unwillig an. Endlich unterbrach sein Tischnachbar von vorhin die peinliche Stille, indem er ihm munter zurief:

„Kommen Sie her, Eichen, wollen wir ein Glas Wein trinken."

Aber mit einem kurzen Dank stürzte Arved aus dem Zimmer, hüllte sich in seinen Mantel und ohne Karl zu beachten, der ihn noch in der Thür zurückhalten wollte, eilte er hinaus, zum Stall.

Hier ließ er seinen Kutscher herausrufen. Dieser erschien schwankend, denn er hatte sich mit seinen Collegen etwas zu gute gethan.

„Lege Murad einen Zaum an und führ' ihn her."

„Wollen der Jungherr spazieren reiten?" fragte der alte Kutscher grinsend.

„Thu', was ich Dir sage."

„Aber ich weiß nicht, wo hier Sättel sind!"

„Das ist nicht nöthig, nur einen Zaum sollst Du anlegen! Und ohne weiter zu fragen."

Der Kutscher folgte dem Befehl und führte das aufgezäumte Roß, einen großen schlanken Rappen, der sich muthig bäumte und schnob, heraus. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, schwang sich Arved auf den blanken Rücken des Pferdes und ergriff die Zügel.

„Laß los!" Der Kutscher taumelte zurück, und Arved sprengte über den gepflasterten Hof, daß die Funken sprühten, hinaus auf die Landstraße, nach Hause.

„Wenn der Jungherr was vergessen hat, konnte er auch mich schicken," philosophirte der Kutscher kopfschüttelnd, „aber so ist's auch gut." Und er kehrte zu seinem Glase zurück.

Die Sonne war bereits untergegangen, und da dunkle Wolkenmassen den Himmel bedeckten, war die Dämmerung bereits der Finsterniß gewichen. Ein feuchter, warmer Wind wehte und von Zeit zu Zeit rauschte ein dichter Regenschauer herab.

Arved jagte dahin wie ein Wahnsinniger. In rasendem Galopp ging es zuerst durch die lange Linden- und Pappel-Allee, dann durch friedliche Gehöfte, wo die Hunde heftig anschlugen und noch lange nachheulten, vorbei an der Mühle, die ihre langen Flügel drohend emporstreckte, und vorbei an einzelnen Bauerwagen, deren Insassen erschreckt aus ihren Träumen emporfuhren und ängstlich dem auf schwarzem Rosse dahineilenden gespensterhaften Reiter nachblickten.

Die Hufen des mächtig ausgreifenden Pferdes versanken bald geräuschlos im durchweichten Wege, bald donnerten sie über die Brücken, dann ging es platschend durch weite Pfützen von Schnee- und Regenwasser und jetzt klapperten sie auf der Eiskruste, die im Walde noch den Boden bedeckte. Unheimlich rauschte hier der Regen in den Fichten, die den Weg fast völlig überwölbten und einen Schauer von großen, schweren Tropfen aus ihren Kronen herabschüttelten.

Nun kam eine weite Niederung, die von einem ausgetretenen Flusse überschwemmt war und wie ein großer See aussah. Nur hier und da starrte ein Zaun, ein Heuschober hervor. In langer Linie zog sich der hohe Dammweg durch die unheimlich glitzernde Wasserfläche, und schwarz ragten aus ihr die Geländer der Brücken und die dunkeln Stämme der neben dem Wege angepflanzten gekappten Weiden hervor. Hin und wieder scholl der klagende Ruf eines Wasservogels herüber, und wie Geisterschatten zog ein Schwarm von ihnen über dem Haupte des nächtlichen Reiters dahin.

Doch Arved sah und hörte nichts von alledem, er trieb nur das Pferd zu immer größerer Schnelle an. Da endlich blinkten die Lichter von Eichenhof vor ihm, und jetzt hielt sein Roß bebend und schaumbedeckt vor der Hausthür.

Er trat hinein. Der alte Diener, der ihm begegnete, blieb bei seinem Anblick entsetzt stehen. „Um Gottes willen, Jungherr, wie sehen Sie aus! Ist ein Unglück geschehen?"

Arved blickte in den Spiegel. Er war von unten bis oben mit Koth bespritzt, sein Gesicht war bleich, und die Haare hingen ihm wirr und durchnäßt um den Kopf.

„Gehen Sie schnell zum gnädigen Herrn und erzählen Sie ihm Alles. Er ist vor zwei Stunden angekommen und sitzt oben im Bibliothekzimmer!" drängte der Diener.

„Es ist nichts passirt. Ich werde gleich zum Herrn gehen, aber erst muß ich mich umkleiden."

Arved begab sich in sein Zimmer und murmelte: „Der Vater hätte auch zu keiner ungünstigeren Zeit kommen können, als gerade jetzt. Das giebt heute gleich noch eine Scene."

Arved's Verhältniß zum Vater hatte sich nämlich, wie es bei seinem Treiben nicht anders zu erwarten war, in der letzten Zeit noch verschlimmert. Sobald er sich gesäubert und umgekleidet hatte, begab er sich zum Vater. Die Begrüßung war wenig herzlich.

„Wie bist Du denn so früh und allein zurückgekommen?"

„Ich kam geritten."

„Und beeiltest Dich wohl so, weil Du ahntest, daß ich hier sei! Was hast Du dort angegeben?"

„Ich habe mich vor der Gesellschaft blamirt, einen alten Pastor vor Allen beleidigt."

„Ein recht hübſches Betragen! Und da hielteſt Du es für beſſer, ſtatt ihn um Entſchuldigung zu bitten, Dich auf und davon zu machen.“

„Ja,“ erwiderte Arved, der noch bleich, aber mit ruhigem Geſicht vor ſeinem Vater ſtand und deſſen ſtrengen Blick, ohne zu zucken, aushielt. Nach einer Pauſe fuhr dieſer fort:

„Ich erkenne Dich nicht mehr wieder, Arved. Du haſt mich früher zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt, und jetzt bereiteſt Du mir auf Schritt und Tritt nur Sorgen. Iſt die Freiheit des Studentenlebens Dir ſo zu Kopf geſtiegen? Wie mußt Du in Dorpat leben, daß Du ſo verwildert biſt? Du haſt dort jetzt bald fünf Semeſter zugebracht, und haſt Du bisher irgend etwas gearbeitet?“

„Nein.“

„Aber Geld haſt Du ausgegeben, als wenn Dein Vater unerſchöpfliche Reichthümer beſäße. Erſt neulich habe ich Dir wieder eine bedeutende Summe zur Tilgung Deiner Schulden ſenden müſſen. Glaube nicht, daß meine Geduld unendlich ſein wird, daß ich ein ſolches Treiben noch lange anſehen und es willig unterſtützen werde.“

„Da es ſchon ſo weit gekommen iſt, will ich lieber gleich Alles auf einmal abmachen,“ dachte Arved und ſagte: „Jene Schulden waren noch nicht die letzten.“

„Noch nicht alle? Was denn noch?“

Arved nannte mit gleichmüthiger Miene die Summe.

„Das haſt Du ausgegeben und glaubſt nun, ich werde es bezahlen?“ rief der Vater entrüſtet.

„Als ich auf die Univerſität ging, verſprachſt Du, mich in Bezug auf den Geldpunkt völlig frei zu ſtellen.“

„Auch wenn ich dazu Haus und Hof verkaufen müßte? Ich werde dieſe Schuld nicht bezahlen, Du magſt zuſehen, wie Du Dich abfindeſt.“

„Es kann dann nur in der Weiſe geſchehen, daß ich neue Schulden mache, um die alten zu bezahlen. Die Summe wird da hübſch anwachſen!“

Der Vater ging zornig im Zimmer auf und ab, dann begann er wieder:

„Soll ich Dich von der Univerſität fortnehmen? Oder willſt Du mich zwingen, durch die Zeitungen zu verkünden, daß ich für Deine Schulden nicht mehr einſtehe? Wird es Dich freuen, Deinen Namen in einer ſolchen Annonce zu erblicken?“

„Es iſt Dein Name auch.“

„Der Vater fuhr empor, doch beherrſchte er ſich und ſagte mit eiſiger Würde:

„Entferne Dich. Wir wollen morgen über die Sache weiter ſprechen, und bis dahin beſinne Dich, was Du Deinem Vater ſchuldig biſt.“

„Morgen? Ich werde noch heute nach Dorpat zurückreiſen. Adieu!“

Er entfernte ſich, packte ſeine Sachen, ſchrieb einige Worte an ſeine Mutter, und eine halbe Stunde darauf reiſte er ab.

Es war unterdeß völlig Nacht geworden. Die dunklen Wolken hatten sich in ein einförmiges Grau aufgelöst, und ein feiner, dichter Regen rieselte gleichmäßig herab. Arved hüllte sich fester in Ueberrock und Decken, und die Augen starr auf die Finsterniß vor sich gerichtet, setzte er allen Schwankungen und Stößen des unbequemen Postwagens eine beharrliche Ruhe entgegen. Er überdachte die Erlebnisse des heutigen Tages, sein Wiedersehen mit Hedwig, das Gespräch mit ihr, seinen Streit mit dem Pastor Vollmund, und er mußte sich sagen, daß er nicht nur Alles verdorben, sondern auch sich selbst lächerlich gemacht hatte. Wie hatte er nur so unbedacht handeln können! Hundert Pläne fielen ihm jetzt ein, wie er sich weit besser und empfindlicher an dem Pastor hätte rächen können. Aber was nützte das jetzt noch? Es war ja Alles verloren, und im Gefühl von ohnmächtiger Wuth und Scham ballte er seine Hände krampfhaft um die Lehne des Wagens.

Auch sein Benehmen dem Vater gegenüber lag ihm schwer auf dem Herzen. Wie gern hätte er ihm Abbitte geleistet, aber auch dazu war es schon zu spät. Oder sollte er gleich umkehren und demüthig vor seinen Vater treten? Gewiß würde ihn dieser freundlich empfangen, auch die Mutter würde jetzt zu Hause sein, und so würde er nach all' den Aufregungen des Tages noch einen glücklichen Abend mit seinen Eltern verleben können! Aber er kehrte nicht um, weiter rollte der Wagen, und die Entfernung von der Heimath vergrößerte sich mehr und mehr.

Jetzt trieb der Postillon plötzlich die Pferde schärfer an, und im Galopp fuhren sie über einen halbgepflasterten Hof vor ein großes steinernes Gebäude. Die erste Station war erreicht. Arved stieg aus, ließ frische Pferde vorspannen, und ohne sich erwärmt oder irgend etwas zu sich genommen zu haben, fuhr er eine Viertelstunde darauf wieder in die Nacht hinaus.

Da die große Poststraße in gutem Zustande war, kam er schnell vorwärts, namentlich da er die Postillone zum schnellsten Fahren veranlaßte. Weshalb er so eilte, wußte er eigentlich selbst nicht, denn was trieb ihn schon nach Dorpat, wenn auch die Feiertage bereits zu Ende waren? Was kümmerten ihn die Collegia? Mochten sich die Professoren die Kehlen heiser reden, er bot ihnen wahrlich keine Gelegenheit, ihre Gelehrsamkeit auszukramen. Seine Kameraden, namentlich Arthur, konnte er noch nicht in Dorpat vorzufinden erwarten. Aber vorwärts, nur immer vorwärts trieb es ihn.

Er verfiel allmählich in vollständige Apathie, aus der ihn weder das Halten vor den Stationen, noch das Poltern und Rütteln an den Thüren, um die Leute zu wecken, selbst nicht der Aufenthalt im warmen Zimmer zu erwecken vermochte. Nur immer vorwärts.

Jetzt begann der Wind schärfer zu wehen, die Wolken vertheilten sich, und der Morgen graute. Es ward empfindlich kalt, weißer Reif überzog die Sträucher und dürren Halme am Wegrande, und Arved zitterte in seiner durchnäßten Kleidung vor Kälte. Doch er näherte sich seinem Ziele. Als die Sonne aufging,

ſah er die Kirchthürme von Dorpat in der Ferne glänzen, und ein freudiges Gefühl durchſtrömte ihn mit neuer Wärme.

Bald raſſelte der Wagen über das Pflaſter der Stadt, und als Arved nun die bekannten Straßen paſſirte, die er ſo oft des Nachts mit munteren Kameraden lärmend durchzogen hatte, als er an das ungebundene Leben dachte, das ihn jetzt erwartete, durchzuckte ihn eine wilde Luſt.

„Jetzt," dachte er, „will ich erſt alle Freuden, alle ohne Auswahl und Bedenken in vollen Zügen genießen. Ob ich nicht ſo die unnützen Gedanken los werde, die mich jetzt peinigen! Hinein in den Strudel, und wenn ich wieder emporkomme, nun — dann werde ich wohl auch über das eben Erlebte anders denken!"

Der Wagen hielt vor Arved's Thür. Er ſchloß auf und trat tief aufathmend in ſeine Wohnung. Ein unbeſchreibliches Behagen durchſtrömte ihn, als er nach all den Aufregungen und Anſtrengungen ſich nun wieder ſicher in ſeinen vier Wänden wußte. Da hingen über dem mit Cigarrenkiſten bedeckten Clavier die beiden Makart'ſchen Bilder „Einzug Karl's V." und „Jagdzug der Diana", da ſtand ſein Schreibtiſch in derſelben gemächlichen Unordnung, wie er ihn verlaſſen hatte, kurz, Alles ſchien ihm traulich entgegen zu winken.

Im Zimmer hing auch Arthur's Deckel, er mußte alſo bereits da ſein. Arved ging in das Schlafzimmer, und richtig, da ſaß Arthur im Bette und rieb ſich verſchlafen die Augen. Die Freunde begrüßten ſich herzlich, dann ſagte Arthur:

„Du biſt gewiß halb erfroren und verhungert, ſieh Dich im Schranke um, da wirſt Du das Nöthige finden."

Arved folgte dem Wink und begann ſich an den reichlichen Vorräthen für die Strapazen der Nacht zu entſchädigen, während der Freund, in ſeinen Schlafrock gehüllt, daneben ſaß und ihm lächelnd zuſah.

„Wie kommſt Du aber ſchon ſo früh her?" fragte er dann.

Arved zog die Augenbrauen zuſammen, aber ſchon hatte der leichte Studentenmuth ihn erfüllt und unbefangen antwortete er:

„Ich habe zu Hauſe Dummheiten gemacht, mich dann mit meinem Alten gezankt, und da hielt ich es für das Beſte, mich aus dem Staube zu machen. Aber Du?"

„Ich will im Juni mein erſtes Drittel abmachen."

Arved lachte laut auf.

„Ich ſcherze nicht. Ich habe mich ja bereits früher etwas mit den Sachen beſchäftigt, bin auch dieſe Ferien über recht fleißig geweſen, ſo muß es auf jeden Fall gehen."

„Warum muß es denn, was haſt Du für Eile? Du verlierſt wohl ein Stipendium, wenn Du kein Examen machſt?" verſetzte Arved, noch immer lachend.

„Ich muß mein Studium allmählich beenden, denn ich ſoll möglichſt bald

mein Gut antreten, und ohne etwas vor mich gebracht zu haben, ohne den Abſchluß eines Examens will ich die Univerſität nicht verlaſſen."

„Sehr löblich, ich wünſche Dir den beſten Erfolg. Was mich jedoch betrifft, ſo will ich jetzt erſt recht anfangen zu leben, und um dazu neue Kräfte zu ſammeln, muß ich mich nun ordentlich ausſchlafen, ich bin hundemüde. Gute Nacht oder Guten Morgen!"

9. Capitel.

Der Stern ging unter, der mich aufrecht hielt,
Und tückiſch ſtürzt die Nacht mich in den Abgrund.
Körner.

Schuld und Strafe.

Arved führte ſeine Abſicht, die Erinnerung an die letzten Ereigniſſe in den Strudel wilder Zerſtreuungen zu verſenken, conſequent durch. In einem beſtändigen Taumel wildeſter Luſt lebte er einige Wochen dahin, und weder die Ermahnungen ſeiner Freunde und Landsleute, noch die warnende Stimme ſeines beſſeren Genius vermochten ihn von dieſem abſchüſſigen Pfade abzuziehen. Einen großen Theil der Landsmannſchaft, darunter natürlich alle die ernſter Denkenden und Strebſamen, entfremdete er ſich bald vollſtändig, aber das ſtörte ihn wenig, denn an einigen Liebhabern ſeiner Tollheiten fehlte es ihm nicht, namentlich waren Spitzer und Schmidt jetzt ſeine beſtändigen Genoſſen.

Mit dieſen hatte er wieder einmal eine wilde Nacht verlebt und war erſt bei hellem Sonnenſchein nach Hauſe gekehrt. Und nun hatte die heitere Frühlingsſonne ſchon den größeren Theil ihrer Tagereiſe zurückgelegt, als er ſich endlich entſchloß, ſein Bett zu verlaſſen und ſich anzukleiden. „Verdammte Wirthſchaft," ſtöhnte er, ſeinen ſchmerzenden Kopf preſſend, „das Waſchwaſſer lauwarm, und der Kaffee eiskalt, außerdem die reine Cichorie! Kein Wunder, wenn man ſich dann elend und verjammert fühlt."

Er trat in das andere Zimmer, da ſaß Arthur, den Kopf auf beide Hände geſtützt, vor ſeinem Arbeitstiſch und ſtudirte eifrig. Arved's Gruß beantwortete er nur kurz und arbeitete dann weiter, was dieſen ſchon ärgerte.

„Uebrigens ſind hier wieder einige Citationen für Dich hergebracht worden," unterbrach ſich Arthur nach einiger Zeit und übergab Arved mehrere gelbe Zettel. „Der Pedell war das letzte Mal ſchon ſehr dringlich."

„Leider Senf nach Tiſch, die Citationen lauten auf vorgeſtern und geſtern. Was nützen ſie mir jetzt?"

„Du biſt ja ſeit drei Tagen zum erſten Mal wieder zu Hauſe, wie ſollte ich ſie Dir früher abgeben? Du treibſt es wohl ſchon etwas zu bunt, Arved!"

„Das fehlte noch gerade, daß Du auch anfängſt, mir die Leviten zu leſen!" erwiderte Arved mürriſch. „Ich bin eben durchaus nicht in der Laune, ſie anzuhören."

„Ja, wenn man die abpaſſen wollte, würde man jetzt lange warten müſſen!“

„Das glaube ich allerdings auch.“

„Du gedenkſt alſo, dieſes Leben noch lange fortzuſetzen?“

„Ja, ſo lange ich Geſchmack daran finde.“

„Dann verſtehe ich nur nicht, warum Du in einer Corporation lebſt und Landsmann biſt!“

Arved ſah ihn erſt erſtaunt an, dann aber verſetzte er leicht: „Wenigſtens ſetzt mich das in den Stand, dieſes Leben immer in anſtändiger Geſellſchaft fortzuſetzen, ich würde ſonſt am Ende gar verſimpeln.“

„Schämſt Du Dich nicht, ſo zu ſprechen?“ entgegnete Arthur unwillig. „Du ſollteſt doch begreifen, daß die Corporation nicht des Einzelnen wegen da iſt, — am wenigſten, um ihn mit Saufcumpanen zu verſorgen, — ſondern vor Allem für das Land wirken ſoll, indem ſie in den jungen Leuten einen edlen Geiſt nährt und ſie ſchon in der Jugend daran gewöhnt, feſt zuſammen zu ſtehen und Pflichten über die augenblickliche Laune zu ſetzen. Und nun wirſt Du doch zugeben, daß nicht nur Dein jetziges Leben mit den Ideen der Landsmannſchaft nicht in Einklang zu bringen iſt, ſondern daß Du durch Dein Beiſpiel auch noch Andere verführſt.“

Dieſe mit ſo viel Ueberzeugung vorgetragene Mahnung blieb nicht ohne Eindruck auf Arved, aber doch entgegnete er eigenſinnig:

„Was Du da ſagſt, mag Alles ganz richtig ſein, aber ich bin ſoeben wirklich nicht in der Stimmung, es völlig zu goutiren.“

Damit kehrte er in ſein Schlafzimmer zurück und warf die Thür hinter ſich ſchallend zu. Bald darauf erſchien Spitzer bei ihm.

„Wie haſt Du Dich von geſtern erholt?“ fragte er.

„Ich fühle mich recht jämmerlich, und dann hat mir Arthur eben ſo hart zugeſetzt, daß meine ganze Laune zum Teufel iſt.“

„Thut nichts, komm mit in die Kneipe, wir wollen uns reſtauriren. Was gilt die Wette, nach dem dritten Schnaps ſind Kopfſchmerzen und Aerger verſchwunden. Aber luſtige Abenteuer haben wir heute Nacht erlebt!“

„Ja, wie wir mit der Aushänge-Uhr des Uhrmachers Rippchen ſpielten.“

„Und wie wir das renommiſtiſche große Blechſchild der ehſtniſchen Zeitungs-Redaction abnahmen, es zuſammenrollten, in ein Plaid gewickelt mitten durch die Häſcher entführten und dann mit allem Leichenpomp, Geſang, Predigt und drei Handvoll Erde in den Embach verſenkten! Nicht einmal die drei Kanonenſchüſſe über dem feuchten Grabe fehlten, wenn ſie auch nur aus einem Revolver gelöſt wurden.“

„Deine Predigt war ausgezeichnet. Und wie dann Schmidt dem langen Knoten, auf deſſen Initiative wir neulich aus der Bürger-Muſſe gewirbelt wurden, den Caſtor eintrieb, und wie er dann den Zorn des Biedermannes zu dämpfen wußte.“

„Ja, er hat coloſſale Kräfte. Dabei fällt mir aber ein: er erzählte mir, daß ein Burſche, Namens Müller, ihm aufgetragen hat, Dich zu fordern. Was haſt Du mit ihm gehabt?"

„Müller? Ach ſo, das iſt wohl der fremde Landsmann, der mir neulich betrunken begegnete und mich aufforderte, ihn nach Hauſe zu bringen. Ich antwortete ihm, ich ſei kein Milon von Knoten, worauf er nur ein verblüfftes Geſicht machte. Jetzt hat er wohl im Converſations-Lexikon nachgeſchlagen, was es zu bedeuten hat, und läßt mich fordern. Auch gut, das wird die fünfte Menſur in den letzten zwei Wochen."

„Hängſt Du nicht auch noch mit Einem auf Piſtolen?"

„Ja, aber ſprich mit Niemandem davon."

„Arved, der Pedell iſt wieder da!" ſagte Arthur, die Thür öffnend.

„Was läßt Du den Kerl herein? Sage ihm, daß ich nicht zu Hauſe bin."

„Im Namen des Geſetzes, Herr von Eichen," rief der Pedell aus dem erſten Zimmer herüber, „Sie ſollen ſofort mit mir vor den Herrn Prorector kommen."

„Sofort? Ich bin krank, liege zu Bett."

„Sie ſollen ſofort mitkommen, denn Sie haben ſchon fünf Citationen verſäumt."

„Gehen Sie nur voran, ich muß mich erſt ankleiden."

„Ich werde warten. Ich ſoll mit Ihnen zuſammen kommen, und wenn Sie nicht erſcheinen, werden Sie noch heute wegen Widerſetzlichkeit relegirt, ſagt der Prorector."

„Donnerwetter, das wird Ernſt. Gut, ich komme."

„Mach' nur, daß Du auf dem Univerſitäts-Gericht ſchnell fertig wirſt, und komm dann in die Kneipe, ich erwarte Dich dort," ſagte Spitzer und entfernte ſich.

Arved kleidete ſich ſchnell, ward vor das Univerſitäts-Gericht escortirt und von dort — direct in das Carcer abgeführt, auf drei Wochen! — — —

Seitdem waren einige Tage vergangen. Arved ſaß hoch oben unter dem Dache des Univerſitätsgebäudes in der engen Zelle, deren weißgetünchte Wände mit Figuren und Verſen bedeckt waren.

Durch das enge, vergitterte Fenſter ſchien die Abendſonne, warme Frühlingsluft wehte herein, und von dem Dome herüber klang Muſik, bald muntere Walzer und Märſche, bald ſchwermüthige Volkslieder.

O goldener Sonnenſchein, goldene Freiheit!

Arved ſprang ungeduldig auf und begann auf und ab zu gehen. Er ſaß erſt ſeit drei Tagen hier im Carcer, und ſchon hatte ihn die Gefangenſchaft, die Einſamkeit der Verzweiflung nahe gebracht.

Beſuch darf er nicht empfangen, und ſonſt will kein Mittel gegen die tödtliche Langeweile helfen. Den erſten Tag hat er faſt ganz verſchlafen, aber längere Zeit läßt ſich das natürlich nicht fortſetzen. Darauf hat er es mit der

Kunst versucht: er hat die noch freien Stellen an der Wand mit den schärfsten Spottversen gegen das Universitätsgericht und die Pedelle bedeckt und hat an den Ofen eine große weibliche Figur gemalt, die, an einen Marterpfahl gekettet, trauernd ihr Haupt neigt, dazu die Unterschrift «libertas academica». Aber auch die Kunst bewährt sich dieses Mal nicht als lang. Dann hat er, wenn er um die Mittagszeit für eine Stunde entlassen wurde, einige Flaschen Wein mitgebracht und zu trinken versucht — allein schmeckt es aber nicht! Endlich hat er es mit dem Lesen versucht, aber er kommt nicht über die ersten Seiten eines Buches hinaus, obschon es ein äußerst interessanter und fesselnder Roman sein soll. Das Gefühl der Gefangenschaft verdirbt ihm die Lust zu jeder Beschäftigung.

So geht er jetzt, von düsteren Gedanken gepeinigt, verzweiflungsvoll auf und ab. Der Abend vergeht, und Arved wirft sich auf das Bett, aber er kann nicht schlafen.

In der Nacht zieht ein Gewitter herauf. Der Regen prasselt auf die Blechplatten des Daches, der Wind heult und pfeift um die Giebelecken, die alten verrosteten Wetterfahnen kreischen und schrillen, das Rollen des Donners läßt den Dachstuhl erzittern, und die grell aufleuchtenden Blitze malen die Fenstergitter mit unheimlicher Schärfe an die gegenüberliegende Wand.

Wenn jetzt ein Blitzstrahl einschlüge und das Dach in Brand geriethe! die Thüren sind alle fest verschlossen! Der Gedanke ist unnütz und kindisch, die Gefahr wegen der Blitzableiter auf dem Dache kaum vorhanden, aber was für Schreckgespenster erzeugt nicht die aufgeregte Phantasie des Einsamen!

Doch das Gewitter zieht vorüber, ferner grollt der Donner, leiser rauscht der Regen, und durch das wieder geöffnete Fenster dringt die vom Gewitter gereinigte feuchte Luft. Kühl umweht sie Arved's heiße Schläfen, aber er kann noch immer nicht Ruhe finden, denn Pläne und Gedanken halten ihn wach. Erst als es draußen zu grauen beginnt, schläft er ein. Er hat einen großen Entschluß gefaßt! —

Am nächsten Tage in der freien Stunde erschien er bei Arthur und sagte:

„Gieb mir einige von Deinen Heften, die Du eben nicht brauchst. Da kein anderes Mittel gegen die Langeweile hilft, will ich es einmal mit der Arbeit versuchen. Vielleicht kann ich noch im Juni das Examen machen."

„Im Juni? Das ist ein Wahnsinn, sei froh, wenn Du bis zum August fertig wirst!"

„Ich werde es im Juni machen! Ich habe noch vier Wochen Zeit, einige Fächer kenne ich schon einigermaßen, da ich sie gehört habe, und wenn ich jetzt sehr fleißig bin, kann ich mit etwas Genialität und sehr viel Courage schon durchkommen."

„Verlaß Dich beim Examen lieber nicht auf Genialität, sondern nur auf gewissenhafte Arbeit."

„Du hast gut reden! Wenn man so anhaltend gearbeitet hat wie Du, ist

es kein Kunſtſtück, nachher gut durchzukommen. Mein Examen ſoll ein Experiment ſein, ich will zeigen, was ich im Stande bin zu leiſten."

Arthur ſchüttelte zwar den Kopf, denn das Examen als Experiment oder gar als Kunſtſtück aufzufaſſen, erſchien ihm äußerſt mißlich, doch widerſprach er nicht länger. Wenn Arved auch nicht bis zum Juni fertig wurde, ſo konnte es doch nicht ſchaden, wenn er jetzt arbeitete. Er gab ihm alſo einige Hefte, Arved kehrte in ſeine Zelle zurück und begann noch in derſelben Stunde ſein Unternehmen.

Ununterbrochen arbeitete er jetzt auf das Fleißigſte. Jeder Morgen fand ihn noch mit glühendem Kopfe an ſeinen Heften ſitzend. Und er kam vorwärts! Er fühlte, daß ſein vortreffliches Gedächtniß ihn nicht verlaſſen hatte. Der Boden, der lange Zeit brach gelegen hatte, ſchien ſogar doppelt fruchtbar ſein zu wollen. Mitunter freilich, wenn er die große Maſſe des zu bewältigenden Stoffes überſchaute, wollte ſeine Energie erlahmen, ſein Selbſtvertrauen ſchwinden, aber er überwand dieſe Schwäche jedes Mal. Zum Theil waren es auch Eitelkeit und Eigenſinn, die ihn ſeinen Plan nicht aufgeben ließen, und dann: wie froh würden ſeine Eltern ſein, wenn er ihnen plötzlich mittheilte, daß er ſein erſtes Examen gemacht habe. Mit dem Vater würde er ſich dann leicht ausſöhnen, und dieſes lag ihm jetzt ſehr am Herzen, denn ſchon oft hatte er ſein damaliges Benehmen gegen dieſen bereut und bedauert. Dazu hatte er aus einem Briefe ſeiner Mutter erfahren, daß der Vater erkrankt ſei, und ſeitdem drückte ihn ſein Unrecht doppelt ſchwer. Auch die Erinnerung an Hedwig, an ſeine letzte Zuſammenkunft mit ihr kehrte oft zurück, und ſein Blut gerieth noch jedes Mal in Wallung, wenn er an jene Scene in Steinau dachte. Doch mit verdoppeltem Eifer kehrten dann ſeine Gedanken zum Studium zurück, und er fand Troſt und Beruhigung in der angeſtrengten Arbeit.

So vergingen die drei Wochen der Carcerhaft ſehr ſchnell. Er ward entlaſſen, doch änderte das ſeine Lebensweiſe nur wenig. Nach wie vor ſaß er Tag und Nacht vor ſeinen Heften, nur daß ihn jetzt ſtatt der öden Zelle ſein hübſches Zimmer umgab, und daß er jetzt gemeinſchaftlich mit Arthur ſeine Studien betreiben konnte.

Dieſer erſtaunte über die Kenntniſſe, die ſich Arved in der kurzen Zeit angeeignet hatte, und begann an die Möglichkeit von deſſen Plan zu glauben. Arved ſelbſt fühlte wohl, daß das ſo haſtig Erlernte nicht lange vorhalten würde, aber für das Examen genügte es vielleicht, und darauf allein kam es ihm zunächſt an. Beſtand er es, ſo konnte er ja immer noch die Fächer repetiren und gründlich durcharbeiten!

Von ſeinem plötzlichen Fleiße ließ er ſich weder durch Spott, noch durch glänzende Verlockungen abbringen. Oft kamen Spitzer und Schmidt zu ihm, erklärten, ſo intenſives Arbeiten müſſe der Geſundheit ſchaden, und forderten ihn zu einer luſtigen Ausfahrt oder zu einem Gelage nach „alter Art" auf, aber mit einem kräftigen «apage Satanas» wurden ſie abgefertigt. Arved bewies, wie viel Energie er beſaß.

So rückte der große Tag heran. Der Vorabend desſelben war bereits da, und Arved, deſſen Geiſt durch die anhaltende übermäßige Arbeit bereits abgeſpannt war, mußte alle Kraft zuſammennehmen, um die letzten Stunden ordentlich auszunutzen.

Doch er ſollte auf eine empfindliche Weiſe geſtört werden. Es ward an die Thür geklopft, und ein fremder Commilitone erſchien. Dieſer ſtellte ſich ihm vor und ſagte:

„Ich komme im Auftrage Deines Parten Berger. Er hat heute die Univerſität verlaſſen, will morgen Abend abreiſen und läßt Dir daher anbieten, morgen Vormittag Euer Piſtolenduell zum Austrag zu bringen.“

Arved beſann ſich ein wenig. Die Sache kam ihm eben ſehr ungelegen, und dann dachte er auch an ſeinen kranken Vater. Aber der Andere fuhr fort:

„Es liegt Berger ſehr viel daran, die Angelegenheit morgen abzumachen; denn da er für einige Zeit in's Ausland reiſt, müßte er ſie ſonſt recht lange hinausſchieben.“

Da gab es kein Zögern, Arved willigte ein.

„Wer iſt Dein Secundant? Ich werde mit ihm das Nähere beſprechen.“

„Mein Landsmann Hartfels, aber er macht morgen gleich mir ein Examen, und ich möchte ihm das Bevorſtehende erſt nach dieſem mittheilen. Wenn es Dir recht iſt, wollen wir gleich unter uns alles Nöthige abmachen.“

„Gewiß, ſehr gern, und ich muß Dich um Entſchuldigung bitten, daß ich Dich ſo kurz vor dem Examen in der Arbeit geſtört habe.“

„Das hat ſonſt nichts zu ſagen, nur kann ich in Folge deſſen mich nicht vor drei Uhr Nachmittags zur Verfügung ſtellen.“

Sie verabredeten genau Zeit, Ort und die übrigen Bedingungen, dann entfernte ſich der Abgeſandte.

„Was wollte der Fremde von Dir?“ fragte Arthur nachher.

„Er kam im Auftrage Berger's, mit dem ich, wie Du weißt, auf Piſtolen hänge.“

„Und was machtet Ihr aus?“

„Das Duell muß für das Erſte aufgeſchoben werden.“

Um zwölf Uhr kam Arthur wieder und forderte Arved auf, ſchlafen zu gehen, da es ſehr wichtig ſei, ausgeſchlafen und munter zum Examen zu erſcheinen.

„Das mag richtig ſein, wenn man wie Du mit Allem fertig iſt,“ entgegnete Arved, „ich aber kenne noch ein Fach erſt ſo oberflächlich, daß ich ſicher darin durchfalle, wenn ich es nicht noch dieſe Nacht durchnehme.“

So blieb Arved vor ſeiner Arbeit ſitzen. Er mußte ſich zuſammennehmen, um ſeine Gedanken nicht auf andere Dinge abſchweifen zu laſſen. Bald dachte er an ſeinen kranken Vater, bald an das bevorſtehende Examen und das Duell. Wie ruhig wollte er dem letzteren entgegengehen, wenn nur das erſtere glücklich vorbei wäre. Wie angenehm wollte er dann den Sommer zu Hauſe verbringen, ausgeſöhnt mit ſeinem Vater und frei von Allen Sorgen. Das alles hing jetzt

vom glücklichen Bestehen des Examens ab, also vorwärts, wieder an die Arbeit!

So verging die Nacht, es ward hell. Arved löschte die Lampe aus und arbeitete weiter beim Lichte des beginnenden Tages. Endlich, endlich ist er mit dem Hefte fertig! Sehr glänzend versteht er dieses Fach natürlich noch immer nicht, aber doch so, daß ein Durchkommen nicht geradezu unmöglich ist.

Todmüde wirft er sich auf sein Bett, um noch einige Stunden zu schlafen, aber er ist so übermüdet, daß er lange Zeit doch nicht den Schlaf finden kann, und gerade als er aus unruhigem Halbschlummer endlich in tiefen Schlaf versinken will, weckt ihn Arthur. Arved ist vor Müdigkeit so stumpf und indolent, daß er das ganze Examen fallen lassen und nur schlafen, ruhig schlafen will. Arthur läßt jedoch nicht von ihm ab; so erhebt er sich endlich, und eine halbe Stunde darauf sind sie an Ort und Stelle.

Es war dieses ein heller, geräumiger Saal, in dem eine Anzahl kleiner Tische umherstand. An jedem von diesen saß ein Professor in einem tête-à-tête mit einem Examinanden begriffen, auf dessen Gesicht sich deutlich alle Schrecken der Hölle malten. Hier spielte Einer krampfhaft mit seinem Pince-nez, ein Anderer zerknitterte verzweiflungsvoll sein Taschentuch, und ein Dritter blickte so starr zur Decke empor, als stünde dort die Antwort auf die gezogene Frage.

Ein unbezähmbarer Galgenhumor bemächtigt sich plötzlich Arved's. Er scherzt eine Zeit lang auf das Ausgelassenste mit Arthur, dann stürzt er sich mit dem Muthe der Verzweiflung in das Gefecht.

Und es geht! Die ersten Fächer macht er sehr gut ab, sein Muth wächst, und seine Laune wird immer besser. Unangenehm ist es nur, daß man zwischen den Examina in den einzelnen Fächern jedes Mal eine längere Pause machen muß, da man nicht immer gleich einen unbesetzten Professor findet.

Bald nach 1 Uhr ist Arthur fertig, er hat ein gutes Examen gemacht. Arved bittet ihn, noch etwas auf ihn zu warten, denn er geht eben daran, sein letztes Fach abzumachen. Es ist dieses dasselbe, das er in der letzten Nacht noch so flüchtig durchgenommen hat, die Achillesferse seiner Arbeit.

Der Professor, bei dem schon Mehrere eben schlecht bestanden haben, ist in ärgerlicher Laune, Arved selbst ist durch die stundenlange Aufregung müde und abgestumpft, und um Allem die Krone aufzusetzen, zieht Jener die schwerste Frage!

So geht es natürlich recht schwach. Der Professor rückt bereits mehrmals ungeduldig auf seinem Stuhle und kann sich nicht enthalten, einige malitiöse Bemerkungen zu machen, wodurch die Sache natürlich nur noch schlechter wird. Nachdem Arved geendet hat, sagt Jener boshaft:

„Es ging zwar nicht schön, aber da ich sehe, daß Sie sich die blutigste Mühe gegeben haben, will ich Ihnen ein „ziemlich gut" stellen."

Arved, der sich bereits die letzte Zeit über in sehr gereizter Stimmung befunden hat, ärgert sich hierüber so, daß er sich durch die Hitze fortreißen läßt und erwidert:

„Entſchuldigen Sie, Herr Profeſſor, ich verzichte auf dieſes Urtheil, ich trete vom Examen zurück.“

Der Profeſſor betrachtet ihn etwas erſtaunt, neigt dann aber ſein Haupt und ſagt:

„Alſo auf Wiederſehen im December!“

Arved entfernt ſich wüthend.

„Nun, wie iſt es Dir gegangen?“ fragt Arthur.

„Ich bin zurückgetreten, er wollte mir ein „ziemlich gut“ geben.“

„Und deswegen giebſt Du das ganze Examen auf, nachdem Du in allen anderen Fächern glücklich geweſen biſt?“

„Es war eine Dummheit von mir, ich weiß es, aber ich bin in einer Stimmung, die mir jede Selbſtbeherrſchung und jedes klare Denken raubt.“

„Geh' ſchnell zurück und ſprich mit dem Profeſſor! Wenn Du es artig thuſt, wird er Dir gewiß geſtatten, Deinen Rücktritt zu revociren.“

„Ich kann nicht, — unmöglich!“

Er ſieht nach der Uhr, nach zwei Stunden muß er vor der Piſtole ſeines Gegners ſtehen. Er theilt dieſes Arthur eilig mit.

„Das alſo verhandelteſt Du geſtern Abend mit dem Fremden! Warum ſagteſt Du es mir nicht gleich?“

„Hätteſt Du dann heute Dein Examen mit derſelben Ruhe gemacht?“

Arthur ſchüttelte ihm herzlich die Hand. Dann ſagte er:

„Konnteſt Du aber das Duell nicht einige Zeit aufſchieben? Du wäreſt dann vielleicht auch heute durchgekommen, und dann denke doch an Deinen kranken Vater!“

„Ich habe Alles bedacht, es ging nicht anders.“

Arthur machte keine Einwände weiter, ſondern erwiderte:

„Dann müſſen wir uns beeilen. Einen Flicker haſt Du wohl noch nicht beſorgt? Gehe nur nach Hauſe und kleide Dich, ich werde unterdeß Alles beſorgen und Dich dann abholen.“

Arved dankte und folgte dem Rath. Zu Hauſe fand er einen Brief von der Mutter vor. Sie ſchrieb ihm, daß der Zuſtand des Vaters ſich verſchlimmert habe, und daß er, Arved, daher ſo bald als möglich nach Hauſe kommen möge. Im weiteren Verlaufe des Briefes theilte ſie mit, daß Hedwig Lautern ſich mit dem Paſtor Vollmund verlobt habe. Die Hochzeit ſollte noch in dieſem Sommer ſein. Eine officielle Verlobungs-Anzeige von Frau Lautern fand er auch vor.

„Das fehlte mir heute gerade noch!“ rief Arved zornig, „nächſtens erhalte ich dann die freundliche Einladung zur Hochzeit. Und meinen „aufrichtigſten Glückwunſch“ muß ich ja wohl auch überſenden! Alſo wirklich, wirklich iſt es ſo gekommen!“

Er vertiefte ſich in dieſen Gedanken. Als er das letzte Mal von Hauſe abgereiſt war, hatte er ja gewußt, daß es ſo kommen würde, und doch berührte

es ihn hart, daß das Erwartete jetzt wirklich eingetroffen war. Hedwig und der Paſtor Vollmund! Er dachte an die glücklichen Stunden, die er mit ihr verlebt, an die freundlichen Worte, die ſie früher zu ihm geſprochen, und jetzt — die Verlobte eines Anderen! Er fühlte klar, wie wenig es ihm gelungen war, erſt durch wüſtes Leben, dann durch raſtloſe Arbeit ihr Bild aus ſeiner Seele zu bannen, die Leidenſchaft war geblieben. Wie oft hatte er ſich einzureden geſucht, dieſe Jugendliebe ſei eine Kinderei geweſen, die er lange überwunden habe, wie ſicher hatte er geglaubt, gegen dieſe Nachricht gewappnet zu ſein, und doch gab er jetzt erſt die letzte Hoffnung auf, jetzt erſt entſagte er völlig dieſer Liebe!

Seine Stimmung ward noch bitterer, und faſt mit Freude dachte er jetzt an das bevorſtehende Duell. War doch ſein Gegner eben jener Neffe des Paſtors Vollmund,. der dieſem von Arved's lüderlichem Leben erzählt hatte. Arved hatte ihn bei Gelegenheit dafür zur Rede geſtellt, und hieraus hatte ſich ein ſehr ernſtlicher Conflict entwickelt, der nun zum Austrage gebracht werden ſollte.

Arved war gerade damit fertig, ſich in den üblichen ſchwarzen Frackanzug zu kleiden, als auch Arthur mit zwei alten Medicinern ankam. Arved ſtieg ein, und fort ging es zur Stadt hinaus, dem verabredeten Orte zu, ſo ſchnell die Pferde laufen konnten.

Arved war eigentlich nicht aufgeregt, und Furcht kannte er nicht, aber doch mußte er jetzt, als er einen Blick auf die freundliche Stadt zurückwarf, daran denken, ob er ſie wohl wiederſehen würde. Am meiſten quälte ihn jetzt der Gedanke, daß er vielleicht ſeine Reiſe nach Eichenhof werde aufſchieben müſſen, und die Mutter hatte ihn ſo dringend gebeten, möglichſt ſchnell nach Hauſe zu kommen! War nicht ſein jetziges Unternehmen leichtfertig und rückſichtslos gegen die Eltern? Aber er konnte ja nicht anders!

„Ich habe gehört, daß Dein Gegner ein guter Piſtolenſchütze iſt," ſagte einer von Arved's Begleitern.

„Ich weiß es," erwiderte dieſer, „und er hat allen Grund, mich nicht zu ſchonen. Aber ich ſchieße ſchnell und halte Linie, das genügt."

„Gebe Gott, daß es Dir gut geht."

„Der hat hoffentlich Beſſeres zu thun, als auf meine Streiche zu achten! Außerdem weißt Du ja: ſeitdem das Pulver erfunden iſt, campiren die Engel nicht mehr. Mir genügt es ſchon wie dem alten Deſſauer, wenn der Himmel ſich neutral verhält."

Die Anderen, denen eine ſolche Unterhaltung in dieſem Augenblick peinlich war, antworteten nicht, und ſchweigend fuhr man weiter.

Sie langten an dem verabredeten Orte an. Es war eine weite Wieſe am Ufer des Embach, rings umher kein Baum, kein Strauch; ein Unberufener mußte werſteweit vorher erblickt werden. In einem kleinen Kruge in der Nähe trafen ſie die andere Partei. Sofort traf man die Vorbereitungen. Die Secun-

danten zählten die fünfzehn Schritte ab, bezeichneten und verlooſten die Plätze, machten dann einen Probeſchuß und luden die Piſtolen von Neuem auf das Sorgfältigſte.

„Wohin wirſt Du abnehmen?“ fragte Arthur.

„Gleichviel wohin, nur möglichſt ſchnell.“

„Nimm Dich in Acht, nur nicht zu hitzig.“

„Sei ohne Sorge. Ich bin völlig ruhig.“

Die Parten wurden auf ihre Plätze geſtellt.

Arved war wirklich von einer unheimlichen Ruhe, ſeine Bewegungen waren langſam und gemeſſen, ſeine Hand zitterte nicht. Er lächelte höhniſch, als er das etwas bleiche Geſicht ſeines Gegners und deſſen haſtige, aufgeregte Bewegungen ſah.

Es herrſchte Todtenſtille, nur das leiſe Plätſchern des nahen Stromes war vernehmbar, und rings umher auf der Wieſe, die im hellen Sonnenſchein glänzend dalag, zirpten die Heuſchrecken.

Nach den üblichen vorbereitenden Worten begann der Unparteiiſche zu zählen: „Eins!“

Arved erhob die Piſtole, zielte ſchnell und ſicher und drückte ab. Sein Schuß krachte. Auch der ſeines Gegners entlud ſich, dann ließ dieſer ſeine Piſtole fallen, griff mit den Händen in die Luft und — ſtürzte ſchwer zu Boden. Die Mediciner ſprangen herbei, riſſen ihm die Kleider herunter und öffneten das Hemd. Arved's Kugel war ihm in die Bruſt gedrungen, ein Blutſtrom quoll aus der Wunde. Es mußte eine gefährliche Verletzung ſein. Der Verwundete ward in den Krug getragen, und während ihm dort in größter Eile ein Nothverband angelegt wurde, kehrten Arved und Arthur in die Stadt zurück. Der Letztere ſollte einen älteren Chirurgen, wenn möglich den Profeſſor holen.

Arved ſchien völlig gleichmüthig zu ſein, keine Spur von Reue oder Unruhe drückte ſich in ſeinem Aeußeren und Benehmen aus.

„Was willſt Du nun anfangen?“ fragte Arthur, „willſt Du Dich ſelbſt angeben?“

„Für das Erſte denke ich noch nicht daran. Die Sache iſt vielleicht gar nicht ſo ſchlimm. Mein Gegner ſah gerade ſo aus, als ob er einen Aderlaß vertragen könne, er wird nicht gleich auf den Lauf gehen.“

„Es ſcheint Dir ganz gleichgiltig zu ſein, daß Du einen Menſchen vielleicht für ſein Leben unglücklich gemacht haſt!“

„Er wählte ja ſelbſt Piſtolen.“

„Du warſt der Beleidiger.“

„Das mag ſo ſcheinen, wenn man nur die Reißerei kennt, aber ich hatte weit mehr Grund, ihn zu haſſen, als er mich. Uebrigens hat das hiermit nichts zu thun, denn ſobald ich auf der Menſur ſtehe, iſt es einfache Nothwehr, wenn ich den Gegner herunterſchieße. Er ſchien die beſten Abſichten zu haben, denn er nahm hoch ab.“

Sie kamen in die Stadt und Arved ſtieg bei der Kneipe aus.

„Bitte, bleibe heute zu Hauſe, Arved,“ ſagte Arthur, „ich weiß, Du

ſtürzeſt Dich ſonſt wieder in den Taumel, dem Du in letzter Zeit glücklich entronnen warſt."

„Ich muß doch auf mein ſchönes Examen und auf meine glückliche Menſur trinken!" erwiderte Arved trotzig und ging.

Und wirklich brachte er den Tag in ſeiner alten, wilden Weiſe zu. Am Abend war er in der ausgelaſſenſten Stimmung; die anſtrengende Arbeit der letzten Wochen, die ſchlafloſen Nächte, die Aufregungen des heutigen Tages — und dann die Menge geiſtiger Getränke hatten in ihm eine unnatürliche, nervöſe Luſtigkeit erzeugt. Er war der Munterſte in der Geſellſchaft, und ſeine geräuſchvolle Heiterkeit war beinahe unheimlich. Jetzt erſchien Arthur wieder, um ihn nach Hauſe zu bringen, aber davon wollte Arved nichts wiſſen.

„Wie geht es meinem Freunde Berger?" fragte er laut.

Arthur, der ihn ernſter ſtimmen wollte, theilte ihm mit, daß dieſer ſchwer darniederliege und wenig Ausſicht zum Aufkommen habe. Arved erbleichte etwas bei dieſer Nachricht, dann aber ſagte er lachend:

„Gleichviel, das ſoll mich jetzt nicht in meiner Luſtigkeit ſtören. Champagner her!!!" — — —

Der Morgen graute wieder. Arved war vor Kurzem in ſeine Wohnung zurückgekehrt und verſuchte nun ſeine Sachen für die baldige Abreiſe zuſammen zu packen, aber nach einer wild durchſchwärmten Nacht iſt das eine ſchwere Arbeit. Auch gab er ſie bald auf, ſetzte ſich an das geöffnete Fenſter und blickte gedankenſchwer hinaus.

Sein Geſicht war bleich, ſeine Züge eingefallen, und die tief in ihre Höhlen geſunkenen Augen blickten abgeſpannt und müde umher. Eine Fluth von Gedanken ſtürmte auf ihn ein. Mit was für Schlägen hatte ihn das Schickſal im Laufe der letzten 24 Stunden heimgeſucht! Der Vater ſchwerkrank, Hedwig verlobt, das Examen nicht beſtanden, einen Gegner ſchwer verwundet! Und nach all' dieſem hatte er noch den Tag ſo leichtfertig verleben, ſo viele Stunden unnütz verlieren können! Schwer fiel ihm dieſes auf die Seele.

Unterdeß war es heller geworden, und ſchon erleuchteten die erſten Sonnenſtrahlen die Wipfel der Bäume, die jetzt dicht belaubt waren. Die Sperlinge zwitſcherten munter auf den Dächern, und lärmend und ſtreitend trieb ſich ein Schwarm von ihnen auf dem vom Morgenthau feuchten Pflaſter der Straße umher, wo ſie um dieſe Tageszeit vor Störung ſicher zu ſein glaubten. Doch plötzlich flatterten ſie empor, denn unſicheren Schrittes wanderte jetzt ein Muſenſohn vorüber. Er mußte ſich ſentimental getrunken haben, denn das weinſchwere Haupt vornüber geneigt, ſang er eben mit melancholiſchem Ausdruck den Refrain eines ſchwermüthigen Burſchenliedes:

„Das iſt das Studentenleben,
Wie es weint und lacht."

Auch Arved ward es wehmüthig um's Herz. Er ſenkte ſein Haupt tief

auf die Arme, undeutlicher wurden die Gedanken, die ihn umflutheten, leiser tönte die anklagende Stimme seines Gewissens — und er entschlummerte.

Heftiges Pochen an der Thür erweckte ihn unsanft.

Er fuhr empor, es war lichter Tag, heller Sonnenschein lag auf der Straße, auf der bereits zahlreiche Menschen vorübergingen.

Er öffnete die Thür. Ein Telegramm. Sein Vater lag im Sterben!

Eine halbe Stunde darauf jagte er im Postwagen davon, nach Hause. —

Es ist später Abend, als Arved sich endlich der Heimath nähert, denn wegen Mangels an Pferden ist er auf mehreren Stationen aufgehalten worden.

Wie im Traume hat er den ganzen Tag über die Reise zurückgelegt. Nur undeutlich erinnert er sich noch seiner Abreise aus Dorpat, wie er durch die Morgenkühle dahingefahren ist, wie dann der Mittag herauf kam mit seiner sengenden Hitze, die Sonne senkrecht auf seinen Scheitel brannte, und dichte Staubwolken, von den Hufen und Rädern emporgewirbelt, ihn zu ersticken drohten; noch fühlt er davon den stechenden Schmerz in den Augen und die brennende Trockenheit in der Kehle.

Endlich hat die Sonne sich geneigt, der Abend mit seiner Kühle ist heraufgezogen, und jetzt fährt Arved durch die trauliche Dämmerung einer Sommernacht.

Munter schlagen die Wachteln zu beiden Seiten des Weges auf den feuchten Wiesen, von denen es kühl heraufweht und weiße Nebel langsam emporsteigen. Dann wieder, wenn er durch einen Wald fährt, umfängt ihn eine wärmere Luftschicht. Hier schlüpfen Glühwürmchen durch das Gesträuch zu beiden Seiten des Weges, ein Käuzchen läßt seinen klagenden Ruf erschallen, dazu der schnelle Trab der Rosse auf dem harten Wege und dazwischen das ermunternde Pfeifen des Postillons.

Den Tag über haben die fürchterlichsten Gedanken Arved's fieberndes Hirn gequält, aber jetzt ist er ruhiger, er hat sich auf das Schlimmste gefaßt gemacht, ja, er fühlt es, daß er seinen Vater nicht mehr am Leben treffen werde.

Jetzt sieht er Eichenhof vor sich liegen. Eine dichte Nebelbank lagert über dem Flusse und verhüllt das Wohnhaus seinen Blicken, nur aus einem Zimmer blinkt ein Licht herüber. Todtenstille herrscht auf dem Hofe. Er kommt in das Haus, der alte Anton tritt ihm entgegen. Er richtet keine Frage an ihn, sondern läßt sich schweigend von ihm in das Zimmer führen, wo seine Mutter in trauerndes Schwarz gehüllt — neben der Leiche seines Vaters sitzt.

Mit schmerzbewegtem, aber mildem Antlitz schaut sie ihn an, als er eintritt. Da bricht sein fester Muth, seine Ruhe zusammen, er sinkt vor der Mutter auf die Knie und birgt sein Antlitz schluchzend in ihrem Schooße. — —

Viele Wochen sind vergangen. Arved sitzt auf der Festung.

Sein Duell ist an die Oeffentlichkeit gedrungen, das Gericht hat die Sache verfolgt, und Arved kann sich glücklich schätzen, daß er in Folge des Umstandes, daß sein Gegner mit dem Leben davongekommen ist, nur sechs Monate Festungshaft erhalten hat.

Er befindet ſich erſt ſeit wenigen Wochen hier, und doch — wie unendlich dünkt ihm bereits die Zeit. Er führt ein trauriges Leben. Zwar iſt der Commandant zuvorkommend gegen ihn, ſo weit ſeine Pflicht es ihm erlaubt, aber Arved iſt ein Gefangener und iſt ohne Geſellſchaft! Wohl haben auch die Offiziere der Feſtung anfangs ſich ihm zu nähern geſucht, aber ihr Umgang iſt Arved bald ſo unangenehm geworden, daß er die Einſamkeit vorzieht.

Den Tag über wandert er innerhalb der Feſtungsmauern umher, denn dieſe darf er nur unter Escorte verlaſſen. So gern er auch die Stadt, die ſich weiter unterhalb am Fluſſe freundlich ausbreitet, beſuchen würde — mit einigen Soldaten im Gefolge wie ein Verbrecher dort aufzutreten, iſt ihm zu peinlich, und ſo hat er auf dieſe Gefälligkeit verzichtet.

Wenn es dunkelt und der Zapfenſtreich geſchlagen wird, muß er in ſeine Zelle zurück, und einſam verbringt er hier den Abend und die Nacht. Meiſt beſchäftigt er ſich mit Leſen und Schreiben, oder er gedenkt mit Wehmuth der vergangenen Zeiten und ſtarrt träumend durch das enge Fenſter auf den öden Feſtungshof, der von hohen, kahlen Mauern rings umſchloſſen wird und wo er bereits jeden Winkel, ja jeden Grasbüſchel, der hier und da kümmerlich zwiſchen den Steinen emporſprießt, kennt. In ſolchen Stunden hat ihn in der erſten Zeit oft die Verzweiflung heimgeſucht, und die wildeſten Gedanken haben ihn dem Wahnſinn nahe gebracht. Schmerz, Reue und vor Allem eine unbändige Sehnſucht nach Licht, nach Freiheit haben ihn gemartert, ihn häufig die ungeheuerlichſten Pläne machen laſſen. Mehr als einmal hat er daran gedacht, aus der Feſtung zu entweichen. Mochte kommen, was wollte, er mußte frei werden, nur fort von hier, hinaus in die Welt, gleichviel wohin, nur frei, frei! Aber ſeine Mutter? Sie und die Heimath darf er dann nicht wiederſehen, und feſter als Alles bindet ihn ſein dem Commandanten gegebenes Wort! Er muß bleiben, und ſollte die Einſamkeit, die Gefangenſchaft ihn tödten. Mit ſtiller Reſignation hat er ſich in ſein Schickſal ergeben, es iſt nicht zu ändern, und ſechs Monate müſſen ja doch endlich verfließen.

Schließlich iſt es ihm gelungen, für ſeine Einſamkeit eine Beſchäftigung zu finden, die ihn für Stunden ſeinen Grübeleien entrückt und ihn ſeine Sorgen vergeſſen läßt: er verſucht es, in Worten auszudrücken, was ſeine Seele bewegt, was ſeine Phantaſie ihm vormalt — er dichtet.

So ergreift er auch heute, nachdem er lange unruhig im Zimmer auf- und abgegangen iſt, die Feder. Er ſchreibt:

Und Abend iſt es wieder,
Die Dämm'rung ſenkt ſich herab,
Ich blicke träumend durch's Gitter;
Die Wache geht auf und ab.

Es flieh'n vor dem Fenſter die Schwalben,
Hoch oben die Wolken ſo frei,

Und mit ihnen zieh'n die Gedanken
Voll Sehnſucht vorbei, vorbei. —

Einſt lebt' ich ſo ungebunden,
So wild in der Freunde Zahl,
Wie ſprangen die hellen Funken
Im Streit von meinem Stahl!

O Burſchenzeit, du freie!
Jetzt ſitz' ich hier gebannt,
Und in das ſtarke Gitter
Greift krampfhaft meine Hand.

Ich denk' an den Strom, der reißend
Durch Damm und Felſen bricht,
An weite grüne Fluren,
Lachend im Sonnenlicht,

Den Wald, durch deſſen Wipfel
Die Winde brauſend weh'n.
Es ſinkt mein Haupt auf die Hände,
Es trübt meinen Blick eine Thrän'.

10. Capitel.

Nacht lag auf meinen Augen. —
Heine.

Schwere Stunden.

Eine kalte Januarnacht mit ſchrecklichem Unwetter!

Ein heftiger Wind mit Schneegeſtöber fegt über die Flächen. Himmel, Erde und Luft, Alles iſt weiß. Nur die Wälder ragen, da die Fichten ihre Schneelaſt unwillig abgeſchüttelt haben, dunkel aus dem einförmigen Weiß hervor. Laut klagend ſtreicht der Wind durch die Nadeln, knarrend und ſtöhnend beugen ſich die alten Kiefern vor ſeinen Stößen, hier und da bricht krachend ein Aſt herunter. Aus dem tiefen Forſt erſchallt das ängſtliche Geheul eines Wolfes, ſonſt haben alle Thiere und Vögel ſich verborgen.

Immer neue Schneemaſſen fallen in kleinen, dichten Flocken vom Himmel, in faſt wagerechter Richtung führt der Wind ſie dahin; ſind ſie endlich zur Erde geſunken, faßt er ſie plötzlich wieder und treibt ſie in dichten Wirbeln über die Fläche, bis ein Waldrand, ein Dammweg, eine Hecke oder ein Graben ihnen einen Halt bieten, wo ſie ſich dann zu hohen Wällen aufthürmen. Die alten Bäume im Park von Eichenhof ſtehen ſchaudernd in dieſem Unwetter und träumen von Lenzesgrün, Vogelſang und warmem Sonnenſchein.

Aber traulich ſieht es in dem alten, großen Wohnhauſe aus. Die Zimmer ſind gut durchwärmt, denn die dicken Mauern laſſen keinen Windzug durch, und vor einem praſſelnden Kaminfeuer ſitzt Frau von Eichen, noch im ſchwarzen

Trauerkleide, und lieſt. Sie ſieht noch immer faſt jugendlich aus, obſchon Schmerz und Kummer deutliche Spuren in ihrem bleichen Geſichte hinterlaſſen haben. Neben ihr ſitzt Otto, der ein großer Junge geworden iſt, und blättert in einem alten Bande einer illuſtrirten Zeitſchrift. Er hat noch Ferien und genießt dieſe zu Hauſe bei ſeiner Mutter.

Draußen heult und tobt der Sturm um die Ecken des Hauſes, er pfeift durch den Schornſtein und drückt die Flammen im Kamin hinunter, kniſternd treiben die hartgefrorenen Schneecryſtalle gegen die Scheiben, und das Holz im Kamin kracht und knackt behaglich.

„Ein ſchreckliches Wetter!“ ſagte die Mutter endlich, indem ſie das Buch fortlegte und auf das donnerartige Brauſen des Sturmes horchte, deſſen Gewalt noch beſtändig zuzunehmen ſchien.

„Ja,“ erwiderte Otto, „die armen Menſchen, die heute auf der Reiſe ſind. Und vielleicht gehört auch Arved zu dieſen Unglücklichen.“

„Es wäre leicht möglich, denn wie er ſchrieb, wollte er vorgeſtern aus der Feſtung abreiſen, und durch das ſchlechte Wetter wird er ſich nicht haben abhalten laſſen, heute ſeine Reiſe fortzuſetzen. Auch ſagt mir eine Ahnung, daß er gerade heute kommen wird; geh' und öffne doch die Fenſterladen, das wird ihm ſchon von Weitem ein freundlicher Gruß ſein und ihm ſagen, daß er erwartet wird.“

Nach einer Pauſe fuhr Frau von Eichen fort:

„Wenn ihn die Reiſe nur nicht krank macht, denn er iſt gewiß durch Alles, was er jetzt gelitten hat, ſchwach und angegriffen.“

„Er ſchrieb aber doch immer ganz zufrieden.“

„Das war nur, um mich nicht zu beunruhigen. Hinter ſeiner Fröhlichkeit in den Briefen lag ein Schmerz, den er mir verbergen wollte. Und wie ſollte es anders ſein, wie kann er ſich auch nur einigermaßen zufrieden gefühlt haben, bei ſeinem Bedürfniß nach Freiheit, nach Liebe und Freundſchaft! Und jetzt ſechs Monate in der Feſtung, wer weiß in was für Geſellſchaft! Mein armer Sohn!“

Sie nahm das Buch nicht wieder auf, ſondern ſaß längere Zeit in Gedanken verſunken da.

Jetzt hörte man durch das Brauſen des Sturmes das Klingeln von Schlittenglocken.

„Das iſt er!“ rief die Mutter freudig.

Das Geläute kam näher, ein Schlitten hielt vor der Thür, und eine in einen großen Pelz gehüllte lange Geſtalt trat herein. Es war Arved. Lange, lange lagen ſich Mutter und Sohn in den Armen.

„Und bei dieſem ſchrecklichen Wetter biſt Du gekommen!“ ſagte ſie dann zärtlich und vorwurfsvoll.

„Ich kam geſtern in der Nacht in Riga an und fuhr ſofort mit der Poſt weiter. Aber die Wege ſind ſo verſtümt, daß ich nur langſam vorwärts kam,

zudem verirrten wir uns mehrmals, und Du kannſt Dir denken, wie glücklich ich war, als wir endlich das Licht hier blinken ſahen. Gott ſei Dank, daß ich jetzt zu Hauſe bin!" rief er dann tief aufathmend und umarmte nochmals die Mutter.

Sie ſetzten ſich wieder vor den Kamin und ſie betrachtete jetzt ihren zurückgekehrten Sohn genauer. Sein Geſicht war durch die Kälte geröthet, aber eingefallen und hager wie ſeine ganze Geſtalt. Seine Augen funkelten krankhaft.

„Biſt Du krank, mein Kind?" fragte die Mutter beſorgt.

„Ich fühle mich ſeit einigen Tagen unwohl, ich muß mich erkältet haben, aber das wird jetzt bald vergehen."

Er ſetzte ſich neben die Mutter auf das Sopha, barg ſein Antlitz an ihrem Buſen und — ſchluchzte leiſe.

Sie blickte ihn erſtaunt und ängſtlich an.

„Ich bin ſo froh, wieder zu Hauſe zu ſein!" ſagte er. „Während der ganzen Reiſe haben mich die ſchrecklichen Bilder aus der Feſtung verfolgt und geängſtigt, aber jetzt, wo ich bei Dir bin, ſind ſie endlich verſchwunden. Oh Mutter, was habe ich dort gelitten!"

„Mein armer Sohn, hat man Dich ſchlecht behandelt?"

„Ach nein, das war es nicht. Die Menſchen thaten mir nichts, und der Commandant war ſo gefällig gegen mich, aber ich war Gefangener! Und wer ſollte mir gegen meine Gedanken und Phantaſien helfen? Im Dunkeln konnte ich des Nachts nicht ſchlafen, weil ich das Gefühl hatte, als ſchwankten der Boden, die Wände, als würden dieſe gleich auf mich zuſammenfallen. Brannte das Licht, ſo ſah ich deutlich, wie ſich die Mauern immer mehr näherten, mein Bett immer enger umſchloſſen und mich endlich ſo dicht umgaben, daß ich zu erſticken glaubte."

Er ſchmiegte ſich ſchaudernd an die Mutter, die ihm zärtlich das Haar ſtreichelte. Otto ſaß ſtumm daneben, und eine Thräne glänzte in ſeinem Auge.

Plötzlich raffte ſich Arved auf, blickte verſtört umher und ſagte:

„Ich muß doch wohl kranker ſein, als ich glaubte, ich würde ſonſt nicht ſo vor Euch klagen. Ich will mich jetzt lieber zur Ruhe begeben. Gute Nacht!"

Auch Otto entfernte ſich bald, aber die Mutter ſaß, in Gedanken vertieft, noch lange vor dem Kamin und blickte in das Feuer, bis es allmählich zuſammenfiel und die Kohlen langſam verglommen. Arved's Ausſehen und Weſen beunruhigten ſie; nicht mit Unrecht fürchtete ſie, daß es keine bloße Erkältung, ſondern eine ernſtliche Krankheit ſein werde, und ſchwere Sorgen quälten ſie. —

Als Arved am nächſten Morgen nicht am Frühſtückstiſche erſchien, ging ſie in ſein Zimmer. Er lag in heftigem Fieber mit glühenden Augen und erhitztem Geſichte. Trübe lächelnd ſtreckte er ihr die Hand entgegen und ſagte:

„Beunruhige Dich nicht, Mutter, es iſt nur ein kleiner Fieberanfall, der bald vorübergehen wird."

Sie ließ ſogleich einen Schlitten beſpannen und ſchickte nach dem Doctor, der faſt zwanzig Werſt von Eichenhof entfernt lebte, dann ſetzte ſie ſich an das Bett

ihres Sohnes, der sich unruhig auf dem Lager umherwarf und erst spät in einen unruhigen Schlummer verfiel.

Gegen Abend erschien der Arzt, ein junger, aber tüchtiger Mann. Er untersuchte den Kranken genau und schüttelte bedenklich den Kopf. Die Nacht über blieb er in Eichenhof, und nachdem er am nächsten Morgen Arved noch einmal beobachtet hatte, nahm er Frau von Eichen bei Seite, bat sie, sich auf Schlimmes gefaßt zu machen, und erklärte ihr dann, daß Arved von einem heftigen Typhus befallen sei, der um so gefährlicher werden könne, als sein Körper sehr geschwächt zu sein scheine.

Die Nachricht kam ihr nicht unerwartet, und sie traf alle Anstalten, um den Sohn in der gefährlichen und langwierigen Krankheit bestens zu pflegen.

Otto kehrte nicht zur Schule zurück, sondern blieb zu Hause, um der Mutter zu helfen, und auch der junge Doctor ward eine äußerst schätzbare Hilfe, denn er erfüllte Arved gegenüber nicht nur seine Pflicht auf das Gewissenhafteste, sondern kam auch, trotz des weiten und schlechten Weges, sobald er sich frei machen konnte, nach Eichenhof, um ihn pflegen zu helfen.

Er kannte Arved zwar nicht von früher her, denn er war erst seit Kurzem in der Gegend und hatte die Universität verlassen, ehe Arved auf dieselbe gekommen war; aber er war Landsmann derselben Corporation gewesen und hatte von Universitätsfreunden so viel über ihn gehört, daß er ein lebhaftes Interesse für ihn fühlte.

Trotz aller Theilnahme und Hilfe war es für die Mutter eine schwere Zeit. Nacht für Nacht saß sie an dem Krankenlager ihres Sohnes, reichte ihm die Arzeneien, glättete Kissen und Decken und beruhigte ihn, wenn schreckliche Phantasiegebilde ihn aufregten. Des Tages schlief sie einige Stunden auf einem Stuhl oder Sopha im Krankenzimmer, das sie nur selten verließ.

Das Fieber nahm von Tag zu Tag zu und erlangte eine äußerst bedenkliche Höhe. Nach acht Tagen hatte es den höchsten Grad erreicht, die Krise trat ein.

Der Doctor war wieder da und wachte mit der Mutter am Lager des Kranken, der, von den grausigsten Phantasien gepeinigt, häufig zu rasen begann.

Wieder sah er die schrecklichen Bilder aus dem Gefängnisse von schwankenden Wänden und zusammenrückenden, ihn begrabenden Mauern. Oder er glaubte einem Gegner mit der Pistole, dem Hieber gegenüber zu stehen und begann zu toben, wenn man ihn im Bette zurückhielt. Dann sah er sich bergetief in einen Felsen begraben, aus dem er durch enger und enger werdende Schachte und Höhlen sich einen Ausweg suchen mußte. Aber die Gänge wollten kein Ende nehmen, in immer neuen, endlosen Perspectiven traten sie vor sein Auge, bis es ihn schwindelte und ihm das Bewußtsein schwand. Aber am fürchterlichsten war eine öfters wiederkehrende Phantasie: Er schwebte durch dichte Finsterniß. Tief unter ihm schimmerte das Meer, welches in gewaltigen dunkeln Wellen wogte, von denen weißer Schaum hoch emporspritzte. So flog er dahin.

Aber die Kräfte erlahmten, nur mühsam regte er noch die Flügel, und nirgends eine Insel, ein fester Punkt zu erblicken, Alles wogte und wallte unheimlich. Von namenloser Angst getrieben, floh er vorwärts, weiter und weiter, unendlich dehnte sich der Horizont aus, nirgends ein Ruhepunkt. Jetzt verließen ihn die Kräfte, er stürzte hinab, das Meer theilte sich, Alles verschwand in schwarzer Finsterniß, durch die er pfeilschnell hinuntersauste. Mit gellendem Angstschrei fuhr er empor und schlug die Augen auf. Vor ihm stand seine Mutter und flößte ihm Wein ein, der ihm für einige Augenblicke die Besinnung wiedergab. Er blickte umher. Trübe brannte die Nachtlampe und beleuchtete düster die Schirme, mit denen sein Bett umstellt war; an einem Tisch, der mit Arzeneien, Wein- und Wasserflaschen bedeckt war, sah er den Doctor mit Bereitung eines Trankes beschäftigt, alles Uebrige tiefer im Zimmer verschwand wie in weiter Ferne, in blauem Nebel. Er sank erschöpft in die Kissen zurück. Krämpfe überfielen ihn, zuckend und stöhnend lag er da und leichenblaß, seine Glieder wurden starr.

Auf das Schlimmste gefaßt, trat der Arzt an das Bett; die Mutter, in seinen Zügen die Gefahr lesend, vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten.

Aber Arved's starke Natur siegte, und obgleich diese Zufälle im Laufe der nächsten Tage öfters wiederkehrten, überstand er die Krise glücklich. Seltener quälten ihn die Schreckbilder, sie machten freundlicheren Gestalten Platz; statt der Zerrbilder seiner Phantasie trat in seinen Träumen immer mehr das milde, freundliche Antlitz seiner Mutter in den Vordergrund, und sanft umfing ihn die Genesung mit ihren holden Armen.

Als der Arzt erklären konnte, daß die Gefahr vorüber sei, Arved's völlige Heilung nur noch von sorgsamer Pflege abhinge, da sank die Mutter neben dem Krankenlager auf die Knie und weinte lange vor Freude.

Die Genesung ging nun langsam, aber stetig vorwärts. Noch einen Monat lang mußte Arved das Bett hüten, und als er dieses endlich verlassen durfte, dauerte es abermals mehrere Wochen, bis er so viel Kräfte erlangt hatte, um gehen zu können.

Aber er war ein anderer Mensch geworden, auch nachdem er völlig hergestellt worden war. Sein Frohsinn, seine Lust zur Thätigkeit waren verschwunden. Er fühlte sich zwar zufrieden und glücklich, aber nichts konnte ihn erheitern oder gar zur Fröhlichkeit fortreißen, er blieb still und ernst, höchstens glitt ein trübes Lächeln über seine Züge. Meist saß er unthätig am Fenster und schaute, ohne ein Wort zu sprechen, hinauf zu den Wolken oder auf den Park und die Wiesen, wo die Fortschritte des Frühlings immer deutlicher bemerkbar wurden.

Ende April, an einem prächtigen warmen Nachmittage, durfte er endlich auch wieder in's Freie. Da wandelte er langsam durch die sonnigen Gänge des Parkes und verlor sich im Anschauen der so lange entbehrten und heiß ersehnten Natur.

Rauſchend floß zu ſeinen Füßen der Bach vorbei, jenſeits desſelben dehnten ſich grünende Wieſen und Wälder aus, rings umher ſangen die Vögel, glänzende Inſecten ſchwirrten vorbei, überall Leben und Sonnenſchein!

In langen Zügen athmete er die friſche Frühlingsluft, und ein tiefes Gefühl wehmüthiger Luſt erfüllte ihn.

„Wie lange habe ich mich nach dieſem Anblicke geſehnt!“ dachte er. „Endlich, endlich kann ich wieder die freie, ſchöne Natur genießen, und nicht ſo bald werde ich ſie wieder verlaſſen. An ſie will ich mich fortan halten, in ihr Troſt ſuchen. Hier, fern von den Menſchen, fern von dem lärmenden Getriebe der Welt, das mich einſt beinahe in den Abgrund gezogen hätte, will ich nun meine Tage in glücklicher Einſamkeit verbringen; ſo allein kann ich Ruhe und Zufriedenheit erhoffen.“

11. Capitel.

Hör' auf mit Deinem Gram zu ſpielen,
Der wie ein Geier Dir am Leben frißt.
Goethe.

Ein Freund.

Der Frühling mit ſeinem Blumenduft und Vogelſang zog vorüber, ebenſo der Sommer mit ſeiner reifenden Hitze, — aber Arved blieb, was er gleich nach der Krankheit geweſen war, ein ſtiller, thatenloſer Träumer.

Die Tage brachte er faſt nur im Freien zu, denn mit aller Leidenſchaft hatte er ſich an die Natur geſchloſſen, und um ſich voll und ungeſtört ſeinen Gefühlen hingeben zu können, ſuchte er ſtets die Einſamkeit. So wanderte er träumend durch die Wälder oder ſchaukelte ſich auf dem See im leichten Kahne. Am häufigſten aber beſuchte er den Moosmoraſt, der mit ſeiner troſtloſen Oede und Verlaſſenheit ihn beſonders anſprach.

An ſeinem Rande erhob ſich aus der weiten Fläche ein ſandiger, mit weißem Moos bewachſener Hügel, auf deſſen Gipfel einige alte Kiefern emporragten. Hier war ſein Lieblingsplatz.

Auf das Moos gelagert, die Blicke auf die faſt endloſe Ebene gerichtet, verbrachte er hier den größten Theil ſeiner Tage. Wenn der Wind leiſe durch die Nadeln der alten Kiefern ſtrich, daß es tönte wie das ferne Rauſchen und Brauſen der Meereswellen, wenn die Luft auf der weiten Ebene in den heißen Strahlen der Sonne zitterte und der zarte Duft des rings umher blühenden Haidekrautes emporſtieg, wenn die tiefe Stille nur durch den melancholiſchen Ruf des Regenpfeifers und das Summen der unſichtbaren Inſectenſchaaren unterbrochen wurde, dann konnte Arved ſtundenlang daſitzen und eine ſchwermüthige Glückſeligkeit genießen. Was ſeinen Geiſt in ſolchen Stunden der Einſamkeit bewegte, waren nicht hohe Gedanken und Entwürfe, deren Flug den Jüngling bis zu des Aethers bleichſten Sternen erhebt, es war blos ein Schwelgen in wehmüthigen Erinnerungen, ein unfruchtbares, jede Energie lähmendes Träumen.

Hinderte ihn das Wetter am Ausgehen, so saß er zu Hause am Fenster, blickte zum grauen Himmel empor und horchte auf das eintönige Plätschern des Regens, oder er las Gedichte, die seiner Gemüthsstimmung entsprachen.

Die Gesellschaft der Menschen, namentlich Fremder, mied er sorgfältig, und kam er einmal in dieselbe, so war er trübe und einsilbig.

So wurde es Herbst. Rauher wehte der Wind, das Laub ward gelb und fiel zur Erde. Die Schwalben sammelten sich in Schwärmen und waren eines Morgens bis auf wenige Nachzügler verschwunden. Auch im Garten sah es todt und öde aus; nur Astern und Georginen, hier und da eine kümmerliche Nelke schmückten ihn noch, sonst stand Alles welk und farblos.

Mit dem Ersterben der Natur ward auch Arved's Stimmung noch schwermüthiger. Er sprach kaum noch ein Wort und suchte mehr als je die Einsamkeit.

Seine Mutter, die erst gehofft hatte, Arved's Niedergeschlagenheit sei nur eine Folge der Krankheit, mit der völligen Gesundheit und Kräftigung würde auch diese geistige Schwäche vorübergehen, sah bald, wie sehr sie sich getäuscht hatte. Der Arzt, den sie um Rath fragte, zuckte die Achseln: gegen die Schwermuth hatte er kein Mittel. Was ihn aber besonders besorgt machte, war, daß Arved's körperliche Gesundheit, die bereits völlig hergestellt schien, unter den geistigen Eindrücken wieder zu leiden begann.

Der junge Arzt hatte anfangs versucht, durch Gespräche über das Universitätsleben und die dortigen Freunde Arved's Interesse zu erregen, aber dieser hörte ihm theilnahmlos zu. Dann versuchte Jener, durch spöttische Bemerkungen den Patienten von seiner einsiedlerischen Lebensweise abzubringen, doch erreichte er damit blos, daß Arved ihn möglichst mied.

„Ich glaube nicht," sagte er einmal zu Frau von Eichen, „daß die Willenskraft Ihres Sohnes gebrochen ist, dazu ist er zu jung, aber trotzdem erregt sein Wesen in mir Besorgniß, namentlich da, wie gesagt, auch seine Gesundheit wieder zu leiden beginnt. Er sollte eine größere Reise machen, wenn möglich den Winter im Süden zubringen."

Die Mutter theilte Arved den Rath des Arztes mit, aber er wies den Vorschlag, die Heimath, an die er sich so gewöhnt hätte, jetzt zu verlassen, mit Entschiedenheit zurück. So blieb Alles beim Alten. —

Da fuhr eines Tages in Eichenhof ein Postwagen vor und aus demselben stieg Friedrich Streber. Er hatte sein Examen absolvirt und war jetzt auf der Reise nach Riga begriffen, wo ihm eine Stelle als Oberlehrer am Gymnasium angeboten worden war. Da sein Weg ihn nicht weit von Eichenhof vorüberführte, war er eingekehrt, um den so lange nicht gesehenen Freund und Landsmann zu besuchen.

Arved war nicht zu Hause, als Jener ankam, sondern eben auf einem seiner Ausflüge begriffen, aber Frau von Eichen empfing den jungen Mann, von dem Arved ihr früher viel erzählt hatte, auf das Liebenswürdigste. Obgleich Streber durch die Abwesenheit Arved's in die etwas peinliche Situation kam, sich selbst

in einem fremden Hauſe einführen zu müſſen, trat er doch ohne Verlegenheit, ſicher, aber beſcheiden auf, und ſchon nach kurzem Geſpräche fand Frau von Eichen ein großes Gefallen an dem jungen Manne, faßte ſogar ein gewiſſes Vertrauen zu ihm. Da Streber ſich mit freundſchaftlichem Intereſſe nach Arved erkundigte, theilte ſie ihm Alles in Bezug auf den Gemüthszuſtand desſelben mit. Er hörte ihr aufmerkſam zu.

„Nach dem, wie Sie ihn mir ſchildern, gnädige Frau," ſagte er dann, „erkenne ich allerdings meinen Freund kaum wieder. Ich habe ihn zuletzt in ſeiner wildeſten Zeit geſehen, und jetzt ſich vorſtellen zu müſſen, daß er, Arved, ein ſchwermüthiger Träumer geworden iſt! Da glaube ich faſt, er wird nicht ſehr erfreut über meine Ankunft ſein, ſondern in ihr nur eine Störung aus ſeiner bequemen Ruhe ſehen."

„Da Sie ſein Freund ſind, brauche ich ja wohl nicht mehr zu bitten, daß Sie ſich durch einen möglicherweiſe etwas kühlen Empfang nicht abſchrecken laſſen. Ein glückliches Geſchick hat Sie hergeführt, denn nach dem zu urtheilen, wie mein Sohn ſtets von Ihnen geſprochen hat, müſſen Sie einen gewiſſen Einfluß auf ihn ausüben können. Vielleicht wird es Ihnen gelingen, ihn aus ſeiner Lethargie herauszureißen."

„Ich will es verſuchen, und zwar rechne ich dabei hauptſächlich auf meine genaue Kenntniß ſeines Geiſtes, ſeiner Intereſſen; ich glaube zu wiſſen, von welcher Seite er angefaßt werden muß."

Dann machte Frau von Eichen Streber noch darauf aufmerkſam, daß das nächſte Ziel ſein müſſe, Arved zu der projectirten Reiſe zu bewegen.

Bald darauf erſchien dieſer. Als Streber ihm entgegentrat, ſchien er anfangs faſt erſchreckt, dann aber begrüßte er ihn ſtürmiſch, und gleich darauf machte ſich wieder etwas Gezwungenes, Zurückhaltendes in ſeinem Benehmen dem Freunde gegenüber bemerklich.

Dieſer war gegen Arved zwar ſehr freundlich, ſchien aber deſſen Gefühle ſchonen und ihn nicht mit Fragen quälen zu wollen, denn er unterhielt ſich faſt nur mit Frau von Eichen, ſprach aber dabei ſtets von Gegenſtänden, die Arved intereſſiren mußten. Dieſer hörte auch wirklich aufmerkſam zu, ſprach jedoch den ganzen Abend über kein Wort. Als aber die beiden Freunde ſich zur Ruhe begaben und allein zuſammen waren, that Arved erſt zögernd einige Fragen, dann verließ ihn plötzlich ſeine Gleichgiltigkeit und er überſchüttete Streber mit einer Menge von Fragen nach den Freunden und Kameraden, nach den Vorfällen und Zuſtänden auf der Univerſität, in der Corporation u. ſ. w.

Streber antwortete und zwar in der feſſelndſten Weiſe, namentlich ſchilderte er lebhaft die Verhältniſſe und die Beſtrebungen der Freunde in Dorpat. Bis tief in die Nacht ſaßen ſie beiſammen, und immer neue Fragen mußte Streber beantworten. Auch nachdem ſie ſich endlich zu Bett begeben hatten, konnte Arved die friſch empfangenen Eindrücke, die wiedererweckten Erinnerungen nicht loswerden; ein Sturm war in ſeinem Inneren erregt, und er that in dieſer Nacht kein Auge zu.

Die Freunde verbrachten nun die Tage zusammen, meist allein mit einander. Streber begleitete Arved auf seinen Gängen oder saß mit ihm unter den alten Kiefern auf dem Hügel am Morast, und immer mehr wußte er durch seine Gespräche die alten Interessen seines Freundes wieder zu erwecken. Nur eins vermied Arved noch sorgfältig: er sprach mit Streber nie über seine Pläne für die Zukunft. So oft dieser hierüber zu reden begann, lenkte jener das Gespräch auf etwas Anderes, und Streber fürchtete, den guten Anfang zu verderben, wenn er allzu geradeaus darnach fragte, denn ein gewisses Mißtrauen schien Arved noch immer gegen ihn zu hegen. Er hatte wohl bemerkt, daß Streber's Absicht darauf ging, ihn von seiner jetzigen Lebensweise abzubringen, und er spürte noch kein Verlangen, sie aufzugeben.

So waren einige Tage vergangen, als Arved und Streber wieder einen gemeinsamen Spaziergang unternahmen. Es war ein prächtiger Herbstmorgen, klar und frisch. Die Erde war leicht gefroren, Reif bedeckte die Wiesen, und die Wassergräben waren mit einer dünnen Eiskruste bedeckt. Der milde Geruch von welkem Laub und geschnittenem Korn erfüllte die Luft. Kein Windhauch war zu spüren, nicht im wilden Wirbel, wie sonst im Herbststurme, trieben die letzten Blätter dahin, sie sanken langsam, leise raschelnd zu Boden, Blatt auf Blatt, und traurig starrten die entlaubten Wipfel der Bäume empor.

Schweigend, ohne auf den Weg zu achten, schritten die beiden Freunde durch den herbstlich öden Wald, durch dessen Kronen ein leises, klagendes Rauschen ging; jetzt schimmerte es hell durch die Stämme, sie traten aus dem Walde heraus — und vor ihnen lag die weite Ebene des Moosmorastes. Mechanisch wandte sich Arved dem bekannten Hügel zu, Streber folgte ihm, und nun standen sie neben einander auf dem Gipfel desselben und schauten hinaus auf die Fläche, die in weiter, weiter Ferne im blauen Dufte verschwand.

Der Anblick war trostlos öde, die Seele mit Schwermuth, aber doch auch mit einer gewissen unnennbaren Sehnsucht erfüllend, einem Gefühl, wie es der Wandervogel haben mag, wenn er die Natur ersterben sieht und im Herbstnebel schauernd an den sonnigen Süden denkt. Es zieht ihn fort, dahin über weite Fluren, schneebedeckte Gebirge und über das wogende Meer, aber doch hält es ihn auch wieder in der rauhen nordischen Heimath, und erst wenn die äußerste Noth ihn zwingt, verläßt er diese, um die schönere Fremde aufzusuchen.

Die Freunde standen lange Zeit schweigend neben einander, endlich begann Arved:

So ansprechend der jetzige Anblick des Moores mir erscheint, denke ich es mir doch noch stimmungsvoller, wenn tiefer Schnee die Gegend hier bedeckt und das Auge nur über eine endlose, todte, weiße Fläche schweift."

„Das macht Deine eifrige Lectüre des Buches der Lieder," versetzte Streber, „Du denkst wohl an jene sentimental-traurigen Verse:

„Es träumte mir von einer weiten Haide,
Weit überdeckt von stillem, weißem Schnee,

Und unter'm weißen Schnee lag ich begraben
Und ſchlief den einſam, kalten Todesſchlaf.""

Und kurz entſchloſſen, jetzt die Entſcheidung herbeizuführen, fuhr er darauf fort:

„Du denkſt alſo ernſtlich daran, Dein jetziges Leben noch länger fortzuſetzen?"

„Ja," erwiderte Arved kurz, und ein Schatten von Ungeduld flog über ſein Geſicht. Aber Streber ließ ſich nicht abweiſen, ſondern ſagte:

„Und was verſprichſt Du Dir davon? Glaubſt Du wirklich, daß Dein Geiſt längere Zeit hindurch in dieſer müßigen Naturſchwärmerei Befriedigung finden wird?"

„Ich fühle mich jetzt glücklich und zufrieden, und da mich ſichtbarlich das Unglück verfolgt, weiß ich nicht, wozu ich mich ohne Ausſicht auf Erfolg plagen ſoll. Iſt nicht die Reſignation die einzig mögliche Philoſophie? Und willſt Du es mir zum Vorwurf machen, daß ich mir dieſelbe durch Naturgenuß verſchönere?"

„Du willſt den Kampf aufgeben, weil das Unglück Dich verfolgt? Arved, es iſt dieſes ein Gedanke, der wohl dem Aberglauben eines Spielers, nie aber dem Hirn eines vernünftigen Menſchen entſpringen dürfte! Ueberdies kann ich nicht einmal zugeben, daß Du bisher von unglücklichen Schickſalsſchlägen beſonders heimgeſucht worden biſt. Kannſt Du es ein Unglück nennen, wenn Du die Liebe eines Mädchens verlierſt, weil Du ein Verhältniß mit einer Schauſpielerin haſt? Iſt es ein Unglück, wenn Du ein Examen nicht beſtehſt, nachdem Du nur wenige Wochen zu demſelben gearbeitet haſt? oder wenn Du auf einige Monate in die Feſtung kommſt, weil Du einen Anderen frivoler Weiſe faſt erſchoſſen hätteſt? Iſt etwas Selbſtverſchuldetes Unglück? Die einzigen wirklichen Unglücksſchläge ſind der Tod Deines Vaters und Deine Krankheit geweſen, und nachdem Du dieſe letztere auffallend glücklich durchgemacht haſt, willſt Du mit dem Schickſal rechten, weil es Dich tückiſch verfolgt? Raffe Dich auf, ſtecke Dir ein edles Ziel, ſuche dieſes in raſtloſem Streben zu erreichen — und Du wirſt alle Unglücksfälle überwinden!"

Arved ſchüttelte blos den Kopf.

„Ich erkenne Dich nicht wieder, wo ſind Dein Jugendmuth, Deine Energie, Dein Ehrgeiz?"

„Mit alledem iſt es vorbei. Wozu auch!"

Jetzt war Streber unwillig, und eifriger fuhr er fort:

„Ich will offen mit Dir ſprechen. Du täuſcheſt Dich ſelbſt, wenn Du glaubſt, dem Schickſal gewichen zu ſein, als Du Dich in die Einſamkeit zurückzogſt. Was Dich jetzt beherrſcht, iſt ein unglückſeliger Eigenſinn, eine Eitelkeit! Du gefällſt Dir darin, Dich für unglücklich zu halten, Du bereiteſt Dir einen grauſamen Genuß in der Vorſtellung, ein Opfer des Schickſals zu ſein, das Dich hierher gebannt hat! Aber ich kann mir nur denken, daß dieſe Deine Stimmung eine vorübergehende Schwäche nach der Krankheit geweſen iſt; jetzt mußt Du einſehen, daß man kein vom Neide der Götter verfolgter Titane, kein Prometheus iſt, wenn die ehernen Ketten fehlen, wenn nur die eigene Schwäche Einen an den unfruchtbaren Felſen der Melancholie, der Reſignation ſchmiedet.

Du spielst nur die lächerliche Rolle eines Einsiedlers, der sich in den Urwald, oder eines Styliten, der sich auf eine Säule zurückzieht, um fern von der Welt seinen Gedanken und Grübeleien nachzuhängen! Aber sei versichert, einem vernünftigen, vor allem einem gebildeten Menschen muß diese Rolle auf die Dauer unerträglich werden. Seine Energie und sein Stolz müssen sich bald gegen diese Unthätigkeit aufbäumen, sie werden den Sieg zu gewinnen suchen, und wenn er dann merkt, daß seine Schwäche bereits zu groß geworden ist, um noch überwunden werden zu können, wenn er fühlt, daß der Wille die Herrschaft über den Geist verloren hat und er innere Kämpfe durchzumachen hat, gegen die das Feuer der Hölle harmlos erscheint, wenn er jede Hoffnung für sich, jede Achtung vor sich aufgeben muß, dann wird er wahrhaft unglücklich sein. Willst Du das abwarten?"

Arved hatte während dieser Rede seines Freundes mehrmals die Farbe gewechselt, bei den letzten Worten erbleichte er aber so auffallend, daß dieser wohl merkte, die von ihm geschilderten Gefühle seien bereits an Arved herangetreten. Er fuhr eindringlicher fort:

„Noch ist es nicht zu spät, noch kannst Du Dich emporraffen, und gerade jetzt bietet sich Dir eine günstige Gelegenheit dazu: mache die vorgeschlagene Reise! Wenn Du in fremden Ländern unter fremden Menschen lebst, wirst Du Selbstbewußtsein und Lebensmuth wiedergewinnen, Deine Energie wird erstarken, und Du wirst wieder in den Stand gesetzt werden, etwas zu leisten, vor Allem — Deiner Heimath zu nützen!"

Die letzten Worte hatte Streber mit besonderem Ausdruck gesprochen, und zu seiner Freude bemerkte er, daß sie nicht ohne Eindruck blieben, denn Arved ward durch dieselben sichtlich erregt. Streber faßte noch einmal seine ganze Beredtsamkeit zusammen, er sah, daß es nur noch eines Sturmes bedurfte, um Arved zu gewinnen.

„Arved," sagte er mit inniger Betonung, „erinnerst Du Dich der Stunden, da wir über das Wohl und Wehe unseres Landes sprachen, uns für stark genug erklärten, der Heimath jedes Opfer zu bringen, uns über die Mittel beriethen, durch die unsere Pläne gefördert werden könnten, und uns gegenseitig in diesen Absichten bestärkten? Welch' edlen Ehrgeiz, welche glühende Liebe für die Heimath zeigtest Du damals, was wolltest Du Alles thun! Zeige nun, daß es Dir damals ernst war mit Deinen Worten, daß Du nicht nur reden, sondern auch arbeiten willst und vor Allem Dich selbst überwinden kannst!"

„Ich nütze auch der Heimath, indem ich ruhig den Boden bestelle und alle Pflichten, die mir auferlegt werden sollten, gewissenhaft erfülle."

„Also nur um den Ackerbau willst Du Dich verdient machen und, wenn es sein muß, eine Richterstelle oder einen anderen Landesposten übernehmen? Weiter geht Dein Patriotismus nicht? Arved, von Dir kann die Heimath mehr verlangen, als diese nothwendigste Pflichterfüllung. Dir erlauben es Deine Verhältnisse, Du besitzt die Fähigkeiten dazu, eine Laufbahn einzuschlagen, in

welcher Du dem Lande mehr nützen kannſt, als Tauſende Deiner Landsleute. Das Alles bedenke noch ein Mal, ehe Du jetzt alle Ausſichten von Dir weiſt und alle Hoffnungen vernichteſt, die man auf Dich zu ſetzen berechtigt war! Kannſt Du noch zweifeln, wie Du zu handeln haſt?"

Arved war den begeiſterten Worten ſeines Freundes mit der größten Theilnahme gefolgt, ſein Selbſtbewußtſein, ſein Ehrgeiz und vor Allem ſein patriotiſcher Sinn waren wieder geweckt. Sein Antlitz glühte, und als Streber mit der letzten Frage ſchloß, zuckte er zuſammen. Die Begeiſterung ſeines Freundes hatte ihn mit fortgeriſſen, und der Sieg über Arved's hartnäckige Laune konnte nicht mehr zweifelhaft ſein! Noch einen träumeriſchen Blick warf er über die weite Einöde zu ſeinen Füßen, dann umarmte er den Freund und rief:

„Ich will Deinem Rathe folgen, will mich emporraffen, Du ſollſt ſehen, daß ich kein bloßer Schwätzer geweſen bin!" Nach einer längeren Pauſe fuhr er fort:

„Zunächſt räthſt Du mir alſo die Reiſe zu machen?"

„Ja, ich halte ſie ſogar für nothwendig. Sie wird Dich, wie aus den bisherigen Verhältniſſen auch am beſten aus der bisherigen Stimmung herausreißen. Dann meint der Arzt, daß ſie Deiner Geſundheit wegen nöthig ſei, und da wirſt Du gut thun, ſie ſo bald als möglich anzutreten, die ſchönen Herbſttage werden bald vorbei ſein."

„Gut. Aber nun eine große Bitte: begleite mich auf dieſer Reiſe! Allein könnte ich dieſelbe nicht machen, denn ich fühle mich noch nicht ſtark genug. Es wäre möglich, daß die eben niedergekämpfte Schwäche mich wieder übermannt, daß ich plötzlich umkehre und wieder nach Hauſe komme. Wie prächtig aber werden wir zuſammen reiſen! Ein Jahr lang ziehen wir umher, genießen die ungebundenſte Freiheit, lernen die Menſchen und die Natur von neuen Seiten kennen."

Streber, der mit Freude Arved's wiedererwachten Eifer beobachtete, hatte einen ſchweren Kampf zu beſtehen. Auch ſein ſehnlichſter Wunſch war es ſeit lange, Italien und Griechenland zu ſehen, aber er hatte eben in Riga eine Stelle erhalten, welche für ihn, der eben erſt das Studium beendet hatte, als eine äußerſt günſtige und ehrenvolle zu bezeichnen war. Auf dieſe mußte er jedenfalls verzichten, wenn er Arved begleitete, und dann ſetzte er ſich der Gefahr aus, nachher längere Zeit auf eine neue Stelle warten oder irgend eine untergeordnete annehmen zu müſſen. Das Vergnügen der Reiſe wäre damit zu theuer erkauft geweſen. Aber andererſeits war er überzeugt, daß Arved noch einer Stütze bedürfen würde, daß ſeine Weigerung auf dieſen einen üblen Eindruck machen müßte und die eben errungenen Vortheile leicht verloren gehen könnten. So entſchloß er ſich kurz, der Freundſchaft das Opfer zu bringen, und ſagte:

„Ich werde Dich begleiten; wann reiſen wir?"

Die Freunde umarmten ſich noch einmal, und heiterer, als ſie am Morgen ausgegangen waren, kehrten ſie nach Hauſe zurück, um auch der Mutter das Ergebniß ihrer Unterredung mitzutheilen und die Vorbereitungen für die Reiſe zu treffen.

12. Capitel.

Ich weiß ein Land, wo aus ſonnigem Grün
Um verſunkene Tempel die Roſen blüh'n
Und die purpurne Woge das Ufer umſchäumt
Und von kommenden Helden der Lorbeer träumt.
Geibel.

Bei Thermopylae.

Arved und Streber hatten nach einander Deutſchland, Frankreich, England, Spanien und Italien bereiſt.

Eben befanden ſie ſich auf dem Schlachtfelde von Thermopylae, wo einſt Leonidas mit ſeinen 300 Spartanern den Hunderttauſenden des Barbarenkönigs mannhaften Widerſtand leiſtete und mit allen Genoſſen den Heldentod fand.

Hier im Schatten einiger Lorbeerbüſche an einem Felshange ſitzen die beiden Freunde, während der Führer etwas ſeitab bei den Reitthieren ſchlummert. Ueber ihnen der wolkenloſe, tiefblaue Himmel, zu ihren Füßen das ruhende, tiefblaue Meer, das mit kaum hörbarem Wellenſchlage am Ufer brandet, und ringsumher die Trümmer ruhmvoller Vergangenheit!

In dieſer hiſtoriſchen Umgebung haben die Freunde den ganzen Tag zugebracht. Mit dem Herodot in der Hand haben ſie die Stellen aufgeſucht, wo die Hauptmomente der Schlacht ſich zugetragen haben mochten.

Hier mußte die Verſchanzung geſtanden haben, um welche der Kampf in den erſten Tagen zwiſchen den Peloponneſiern und den 10,000 Unſterblichen des Perſerkönigs tobte, dort mochte der Spartanerkönig gefallen ſein. Tiefer im Engpaß fanden ſie einen kleinen Hügel. Hier mußte es geweſen ſein, wo der Reſt der todesmuthigen Schaar den letzten verzweifelten Kampf gegen die ganze Uebermacht des Feindes beſtand. Hätte nicht die Sonne ſich bereits zum Untergange geneigt, die beiden Freunde wären noch aufgebrochen, um den Fußſteg aufzuſuchen, auf welchem der Verräther Ephialtes die feindliche Abtheilung in den Rücken der Vertheidiger führte.

Eben hielten ſie, von dem Sonnenbrande und dem Umherwandern auf dem unebenen, mit Felsgeröll bedeckten Boden ermüdet, eine kurze Raſt, um dann den Heimweg anzutreten.

Nachdem Arved lange Zeit ſchweigend auf das Meer geſchaut hatte, über deſſen Fläche der Blick hinüber bis zur jenſeitigen Küſte des Golfes und bis zu den felſigen Küſten von Euboea ſchweifte, begann er:

„Obgleich dieſes Land mir außerordentlich gefällt und obgleich die an dasſelbe ſich knüpfenden Erinnerungen mich anſprechen, ja begeiſtern, zieht es mich, offen geſtanden, doch wieder in die Heimath zurück. Du brauchſt nicht zu fürchten, daß die Sehnſucht nach meiner alten ſchlaffen Unthätigkeit mich treibt, ich ſehne mich im Gegentheil darnach, recht bald an die Arbeit meines Lebens zu gehen."

„Und haſt Du Dir jetzt beſtimmte Pläne für die Zukunft gemacht?"

„Ja. Wenn wir jetzt unſere weitere Reiſe nach Kleinaſien, Paläſtina und Egypten aufgeben und direct nach Hauſe kehren, kann ich zum Beginn des Halb-

jahres im Auguſt wieder in Dorpat ſein. Hier beende ich mein Studium, gehe dann nach Petersburg, um mich auf der dortigen Univerſität noch in einigen Fächern zu vervollkommnen, und ſuche dann, wenn möglich beim Miniſterium des Inneren oder am Senate eine Anſtellung zu erhalten. Der weitere Weg iſt, wenn auch mühevoll, doch klar und deutlich."

„Ich verſtehe Dich. Du willſt Dich hinaufarbeiten, bis Du eine Stellung errungen haſt, in welcher Du der Heimath zu nützen im Stande biſt."

„Ja, und wenn meine Befähigung meinem Selbſtvertrauen entſpricht, muß mir mein Plan gelingen, und je eher ich an dieſe Arbeit gehen kann, um ſo lieber wird es mir ſein. Wie viel unerſetzliche Zeit habe ich bereits durch meine unglückliche Schwäche verloren!"

„Biſt Du Dir auch bewußt, welchen Schwierigkeiten Du entgegengehſt? Nicht nur Vorurtheile und Anfeindungen wirſt Du zu beſiegen haben, Du wirſt auch Zurückſetzungen und — was Dir gewiß das Schwerſte ſein wird — Demüthigungen erdulden müſſen. Als einen bloßen Verſuch darfſt Du aber Dein Unternehmen nicht auffaſſen, denn ſonſt wirſt Du in wenigen Monaten zurücktreten. Du mußt feſt entſchloſſen ſein, Deinen Plan trotz Allem durchzuſetzen. Fühlſt Du Dich dem gewachſen?"

„Ich will den Kampf beſtehen, und vor einem Rückfall in die Reſignation hoffe ich geſichert zu ſein. Was aber wirſt Du beginnen?"

„Ich will als Lehrer der Jugend eine weniger glänzende, aber hoffentlich auch ſegensreiche Thätigkeit beginnen."

„Und wird Dir das genügen?"

„Denke nicht gering von dieſem Wirkungskreiſe, auch in ihm kann man Nützliches leiſten. Verzeihe, daß ich das jetzt erwähne, aber die Hülfe, welche ich Dir in Deiner Schwäche leiſtete, durch welche ich Dich für ein neues Leben gewann, gehört auch gerade in meinen Beruf. Ich will mich der That nicht rühmen, aber durch ſie habe ich etwas in meinem Sinne geleiſtet."

Arved drückte dem Freunde die Hand und ſagte:

„Hätte ich Dich doch früher völlig erkannt! Ich wäre dann bereits weiter, als ich jetzt bin! Du biſt ein Freund, wie ich ihn mir in meinen Jugendträumen erhoffte. Aber erlaube mir eine Frage. Du kennſt mich und meinen Lebenslauf, ſo weit er Dich irgend intereſſiren kann, genau, ich weiß jedoch von Deinem nur ſehr wenig, erzähle mir etwas von ihm. Du mußt eine glückliche Jugend verlebt haben, ſonſt hätteſt Du nicht werden können, was Du biſt."

„Eine glückliche Jugend? O nein! Und was meinen Lebenslauf betrifft, ſo iſt er mit wenigen Worten erzählt. Meine Mutter habe ich nie gekannt, ſie ſtarb bei meiner Geburt. Mein Vater, der von Beruf Lehrer war, liebte mich, ſein einziges Kind, zwar innig, konnte ſich aber als fleißiger, nur ſeiner Pflicht lebender Mann wenig um mich kümmern. So war denn von häuslicher Erziehung nicht viel die Rede. Ich ward in die Schule gegeben und mußte mir, ſo gut es ging, ſelbſt forthelfen. Wie ſchwer mir das wurde, wirſt Du Dir

vorſtellen können, wenn ich Dir ſage, daß ich ein ſcheuer, träumeriſcher Junge war, was mich natürlich zum Zielpunkt der Neckereien aller Kameraden machte. Zudem ſtarb mein Vater, nachdem ich kaum das 15. Jahr erreicht hatte. Er war mir nie eine feſte Stütze geweſen, aber doch — was ich nach ſeinem Tode empfand, als ich nun völlig allein, nur auf mich angewieſen daſtand, wirſt Du mir ſchwerlich nachfühlen können. Ich ward noch verſchloſſener und mißtrauiſcher, in Folge deſſen noch häufiger der Gegenſtand des Spottes für meine Kameraden. Es war die ſchlimmſte Zeit meines Lebens, an die ich noch jetzt mit Schaudern denke! Erſt auf der Univerſität, in der Corporation, im Verkehr mit lauter gleichgeſtellten Commilitonen, von denen mir einige freundlich entgegenkamen, verlernte ich allmählich die Menſchenſcheu und gewann meinen Lebensmuth, mein Selbſtbewußtſein wieder. Was mich aber in den ſchweren Tagen aufrecht erhielt und mich vor Verbitterung ſchützte, war einzig und allein meine Begeiſterung für die Helden der Geſchichte und meine Schwärmerei für die Werke der großen Dichter! Wie oft, wenn ich mit Thränen im Auge, im Buſen Haß gegen meine Kameraden, gegen die ganze Menſchheit, nach Hauſe kam, tröſtete und beruhigte ich mich durch das Leſen eines ſchönen Gedichtes, und wenn ich im Ringen nach Klarheit, nach Selbſtändigkeit verzagen wollte, ſchöpfte ich neuen Muth aus dem Beiſpiel eines Helden der Vorzeit, der allen Schwierigkeiten, allen Feinden zum Trotz ſich emporarbeitete, Anerkennung erzwang und einen Namen bei der Nachwelt erwarb. Die Geſchichte verlieh mir Geduld zum Ausharren, aus ihr ſchöpfte ich meinen Patriotismus. Den Dichtern aber, und vor allem Schiller, verdanke ich es, daß ich mir den Glauben an die Menſchheit, meinen Idealismus, bewahrte. So iſt es wohl verſtändlich, daß ich Geſchichte ſtudirt habe und nebenbei eine Vorliebe für die Literatur hege. Das iſt in Kurzem mein bisheriger Lebenslauf, und auch mein zukünftiger iſt wohl erſchöpft, wenn ich noch hinzufüge, daß ich nun als Lehrer an einem Gymnaſium zu wirken gedenke. Mir genügt dieſes Feld der Thätigkeit vollkommen."

„Ich bewundere Dich," verſetzte Arved ergriffen, „unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen haſt Du Deinen Weg ruhig und ſicher gefunden, und ich, dem die Verhältniſſe bereits die Bahn geebnet hatten, mußte ſo weit vom Rechten abirren, Du mußteſt mich erſt zurückführen! Ja, Du brachteſt mir ſogar ein Opfer, indem Du die ſo lange gewünſchte Stelle aufgabſt, um mich bis hierher begleiten zu können! Wie kann ich Dir dafür danken?"

Streber erhob ſich ſchnell und ſagte:

„Sieh', die Sonne neigt ſich dem Horizonte zu, bald wird ſie hinter den Bergen Aetoliens verſchwunden ſein. Laß uns, ehe die Dämmerung hereinbricht, unſer Nachtquartier aufſuchen."

„Und in den nächſten Tagen treten wir die Rückreiſe in die Heimath an! Nach der langen, träge und ſorglos verbrachten Zeit ſehne ich mich nach Arbeit, nach Kampf, und ſollte ich je in dieſem ermatten, ſo magſt Du mich an den auf dem Schlachtfelde von Thermopylae verlebten Tag erinnern!"

13. Capitel.

Und immer ſtiller ward's, und immer
Verlaſſ'ner auf dem rauhen Weg,
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finſtern Steg.
Schiller.

In der Heimath.

Jahre waren vergangen. Seinem Plane gemäß hatte Arved ſein Studium beendet, war dann in die Reſidenz gezogen und hatte dort glücklich eine Anſtellung im Miniſterium gefunden. Es war freilich eine recht untergeordnete Stellung, die er anfangs einnahm, aber durch raſtloſe Arbeit, durch unbedingte Zuverläſſigkeit, durch ſeine große Befähigung und — nicht am wenigſten — durch ſeine geſellſchaftlichen Talente machte er ſich bald bemerkbar, und langſam, aber ſtetig rückte er hinauf, von Stufe zu Stufe. Aber wie weit, wie unendlich weit lag noch das Ziel, das er ſich geſteckt hatte!

Eben hatte er einen längeren Urlaub erhalten und verbrachte die Zeit desſelben zu Hauſe in Eichenhof. Zum erſten Mal, ſeitdem er in den Staatsdienſt getreten war, ſah er die Heimath wieder, und nach dem langen ununterbrochenen Aufenthalt in der Reſidenz genoß er nun in vollen Zügen die ſchönen Sommertage auf dem Lande.

Aber wie verändert fand er Alles zu Hauſe!

Nur die Mutter war in ihrer Liebe und Freundlichkeit gegen ihn dieſelbe geblieben, Otto ſchien dem Bruder, den er ſo lange nicht geſehen hatte und von dem Alle ſo Großes erwarteten, entfremdet zu ſein. Die alten Leute betrachteten Arved mit ſcheuer Ehrfurcht, und der Verwalter wagte es nicht mehr, ihn zu einer gemeinſamen Jagd aufzufordern.

So ſchwer es Arved fiel, er mußte es ſich geſtehen, daß er zu Hauſe — fremd geworden war, ſeitdem er den dornigen Pfad betreten hatte, der zu ſeinem Ziele führte.

Auch mit den Nachbarn verkehrte er nicht viel. Nur in Steinau war er ein Mal geweſen, und hier hatte er auch den Paſtor Vollmund und deſſen Frau, Hedwig, wiedergeſehen.

Er war ganz der Alte geblieben, wenn er auch mit den Jahren noch etwas behäbiger geworden zu ſein ſchien. Sie war eine nette, runde Frau, munter und geſprächig, doch hatte auch ſie etwas von dem Salbungsvollen ihres Mannes angenommen, was Arved beſonders unangenehm auffiel.

Der Paſtor that bei der Begrüßung, als wenn zwiſchen ihm und Arved nie etwas vorgefallen wäre, und nannte ihn wie früher „junger Freund". Hedwig begrüßte ihn mit einiger Verlegenheit, die aber bald verging, und dann unterhielt ſie ſich mit der Frau vom Hauſe und mit Arved's Mutter ſehr lebhaft über ihre häuslichen Leiden und Freuden, über ihr Leben auf dem Paſtorate und über ihre Wirthſchaft. Sie mußte eine gute Hausfrau geworden ſein! Am liebſten

aber ſprach ſie von ihren Kindern. Das älteſte, ein 5jähriges Mädchen, das ſehr zierlich herausgeputzt war, hatte ſie mitgenommen, doch war von demſelben nicht viel zu ſehen, da es ſich ſtets hinter dem Stuhl der Mutter verſteckt hielt und die Anweſenden, namentlich Arved, mit großen, ſcheuen Augen betrachtete. Auch einer von Hedwig's Stiefſöhnen war mitgekommen, ein großer 18jähriger Junge mit trotzigem Geſichte und von ſtark verwahrloſtem Ausſehen. Sie mußte ihn ſtets ſehr freundlich bitten, ehe er ihren Wünſchen Folge leiſtete, wozu der Paſtor freilich ein um ſo ſtrengeres Geſicht machte.

Arved ward es ſehr traurig zu Muthe. War das die zarte, liebreizende Hedwig, die ihm in ſeinen Jugendträumen als Ideal jungfräulicher Schönheit und Anmuth erſchienen war, über deren Verluſt er ſich ſelbſt faſt verloren hätte? Und fühlte ſie ſich wirklich zufrieden und glücklich?

Er war froh, als der Paſtor endlich ſagte:

„Nun, meine theure Gattin, iſt es nicht Zeit, daß wir nach Hauſe aufbrechen?"

„Ach ja, der Kleine!" rief Hedwig, ſich haſtig erhebend. Dann wurde auch der große Sohn endlich bewogen, die Beerenſträucher und die unreifen Kirſchen im Garten zu verlaſſen; die Familie ſetzte ſich in eine etwas defect ausſehende Kaleſche auf quiekenden Federn, vor welche zwei dürre Klepper geſpannt waren, der Kutſcher, der im einfachen Hausrock auf dem Bocke ſaß, trieb die Gäule energiſch an — und die Jugendgeliebte entſchwand den ſich trübenden Blicken Arved's!

Er ſpürte keine Luſt zu einem nochmaligen Wiederſehen.

Eine große Freude für ihn war es, daß in dieſer Zeit Couſine Adelheid zum Beſuche der Verwandten nach Eichenhof gekommen war und nun ſchon ſeit einigen Tagen dort weilte.

Arved hatte ſeine Couſine in dieſer Zeit, wo er faſt beſtändig mit ihr zuſammen geweſen war, mehr als je ſchätzen gelernt. Mit dem größten Intereſſe hatte ſie ihm ſtets zugehört, wenn er von ſeinem Leben und ſeiner Thätigkeit in der Reſidenz erzählte. Dadurch veranlaßt, hatte er mit ihr ſogar von ſeinen Plänen und Hoffnungen für die Zukunft geſprochen, was er ſonſt nur ſelten den intimſten Freunden gegenüber that, und er hatte bei ihr ſtets das vollſte Verſtändniß für ſeine Abſichten gefunden.

„Wie bedaure ich es, daß ich kein Mann bin!" hatte ſie öfters geſagt. „Ich würde dann dieſelbe Bahn betreten, die Du eingeſchlagen haſt. Auch mein größter Wunſch iſt es, für die Heimath zu wirken, aber was können wir Frauen thun!"

Eben machte Arved mit ihr einen Spazierritt.

Auf einem engen Waldwege reiten ſie neben einander dahin. Ringsumher ruht auf dem Walde die tiefe Stille eines Sommernachmittags. Kaum vernehmbar rauſcht es in den Kronen der Tannen, deren mächtige, mit weißen Flechten bedeckte Stämme wie Säulen emporragen, das trockene Moos und die

herabgefallenen dürren Zweige kniſtern unter den Hufen der Pferde, dazu das Knarren des Sattelzeuges und das Klirren der Eiſen an den Zügeln. Hin und wieder ertönt das Zirpen eines Waldvogels, an einem wipfeldürren Baume hämmert eifrig ein Buntſpecht, und hoch über den Gipfeln der Bäume zieht ein Habicht langſam ſeine Kreiſe. Ein ſo märchenhaft träumeriſcher Frieden liegt auf Allem, und ein träumeriſcher Frieden, eine ſelige Ruhe erfüllt auch Arved's Seele, als er ſo an Adelheid's Seite durch die ſtille Waldeinſamkeit zieht. —

„Mein Freund Arthur Hartfels will mich alſo in der nächſten Zeit beſuchen?“ ſagt Arved endlich.

„Ja, es iſt ſein ſehnlicher Wunſch, Dich einmal wieder zu ſehen. Ueberhaupt ſpricht er oft und ſtets mit der größten Liebe von Dir, er iſt gewiß ein Freund, auf den Du Dich verlaſſen kannſt.“

„Das glaube ich wohl. Du ſcheinſt ihn ja ſehr genau zu kennen,“ erwidert Arved lächelnd. Adelheid erröthet leicht.

„Nun ja, ich bin doch eben auf dem Gute meiner Tante einige Tage lang mit ihm zuſammen geweſen, und auch ſchon früher habe ich ihn bisweilen geſehen. Eine ſo gerade, offene Natur lernt man ſchnell kennen. Er iſt ein allerliebſter Menſch.“

Dann verſetzt ſie ihrem Pferde einen leichten Schlag mit der Gerte und ſprengt voran. Arved folgt ihr, ſie mit Bewunderung betrachtend. Wie elegant ruht ihre ſchlanke Geſtalt auf dem Sattel, wie ſicher führt ſie die Zügel, und wie kühn blitzen ihre Augen unter dem keck aufgeſetzten Hute hervor.

Er jagt an ihre Seite und während er nun in ſeligem Schweigen neben ihr weiter reitet und ſeine trunkenen Blicke auf ihr ruhen läßt, kommt es ihm plötzlich zum Bewußtſein, daß — er ſie liebe! In raſchem Trabe geht es dahin zwiſchen wogenden Kornfeldern, über duftige Wieſen, auf die der Wald bereits lange Schatten wirft, und dann auf dem ebenen Wege nach Hauſe. —

Den Abend verbrachten ſie zuſammen mit der Mutter und Otto, und Arved war in ſo heiterer Stimmung, er ſcherzte und lachte ſo glücklich und unbefangen, daß die Mutter ihn mit ſtiller Freude, Adelheid mit einigem Befremden betrachtete. Er ſchlug ihr vor, noch einen Gang durch den Park zu machen, denn er hatte ſich kurz entſchloſſen, ſein Verhältniß zu Adelheid noch heute zur Entſcheidung zu bringen, und bei dem Gedanken an dieſe fühlte er, wie viel ihm an derſelben lag.

Nach dem, wie er ſeine Couſine kannte, glaubte er Grund zur Annahme zu haben, daß er mit ſeiner Bewerbung glücklich ſein werde. Allerdings war ſie ihm ſtets mit völliger Unbefangenheit entgegengetreten, nie hatte ſie durch ein Wort, einen Blick mehr als freundſchaftliche oder verwandtſchaftliche Liebe verrathen. In der letzten Zeit hatte ſie ihn ſogar bisweilen ganz plötzlich und ohne ſichtbaren Grund abweiſend behandelt, beſonders in Augenblicken, nachdem ſie freundlicher als ſonſt gegen ihn geweſen war; doch das konnte er ſich eben ſo gut zu ſeinen Gunſten auslegen.

Langsam wandelten sie auf den verschlungenen Pfaden des Parkes dahin. Sie unterhielt sich lebhaft, sprach mit ihm bald von den ernstesten Dingen, bald neckte sie ihn muthwillig, und als sie an einem vollblühenden Rosenstrauche vorübergingen, brach sie eine besonders schöne Blüthe ab und überreichte sie ihm freundlich lächelnd, dann schritt sie harmlos plaudernd an seiner Seite weiter.

Arved fühlte sich sehr glücklich. So, hoffte er, würde sie fortan an seiner Seite durch das Leben gehen, so sollte sie ihm sein arbeit- und dornenvolles Leben mit duftigen Blüthen schmücken!

Sie hatten den Park durchschritten und standen nun am Ufer des Weihers unter einer blühenden Linde, die ihre dichtbelaubten Aeste weithin über denselben ausstreckte.

Das Abendroth schimmerte hell auf der blinkenden Fläche, der Baum streute seine Blüthen leise auf die Fluth nieder, wo sie in langen weißen Streifen langsam hinzogen, Schwalben schossen dicht über dem Wasser dahin, es häufig mit ihren Flügeln streifend, und über dem flüsternden Schilfe flatterten die blauen Libellen.

Am Ufer schaukelte ein Kahn. Die Beiden stiegen hinein, mit einigen leichten Ruderschlägen brachte Arved ihn in die Mitte des Teiches und ließ ihn nun ruhig dahintreiben. Die Wellen plätscherten am Buge des Bootes, ein Pirol flötete von der Linde, und von der feuchten Wiese jenseits des Weihers riefen eifrig die Schnarrwachteln. Es war ein wundervoller Sommerabend.

„Wann mußt Du wieder in der Residenz auf Deinem Posten sein?“ fragte Adelheid, die, in Bewunderung der herrlichen Umgebung verloren, vor ihm saß und die Fingerspitzen leicht durch die klaren Wellen gleiten ließ.

„Ich kehre wohl schon in wenigen Wochen dahin zurück.“

„Du sagst das so heiter, als fiele Dir der Abschied von hier gar nicht schwer! Du mußt großen Gefallen an Deiner Arbeit finden!“

„Ja, doch würde ich sie noch lieber und besser thun, wenn ich nicht so einsam dastände, wenn ich auch nur einen Menschen dort hätte, an dessen Liebe ich mich nach derselben erholen könnte.“

„Hast Du Hedwig wiedergesehen?“ fragte Adelheid nach einer Pause, in der sie sinnend dagesessen hatte.

Arved erzählte von dem Wiedersehen und von dem Eindruck, den dasselbe auf ihn gemacht hatte. Sie schüttelte ihr stolzes Haupt und sagte sehr ernst:

„Ich will Dir offen gestehen, Arved, ich glaube, es war kein Unglück für Dich und Deine Pläne, daß Hedwig ihr Verhältniß zu Dir löste. Sie wäre damals nicht die rechte Gefährtin für Dich gewesen?“

„Warum glaubst Du das?“

„Sie besaß zwar alle Tugenden, allen Liebreiz eines Weibes, aber — sie hätte Dir nicht zu bieten vermocht, was Du nöthig hattest. Sie hätte kein volles Verständniß für Dein Streben, keinen Ehrgeiz für Dich gehabt! So wäre auch Dein Ehrgeiz an ihrer Seite eingeschlummert, und Du wärst nie zu dem

geworden, was Du biſt und was Du ſicher noch werden wirſt. Freilich wird es Dir ſchwer fallen, eine ſolche Frau für Dich zu finden."

„Ich habe ſie ſchon gefunden."

„Wirklich, wen?" fragte ſie mit aufrichtiger Verwunderung.

„Dich!" erwiderte Arved, „willſt Du mir eine ſolche Gefährtin ſein?"

Sie fuhr empor und betrachtete ihn erſchreckt.

„Ich ſehe, meine Frage kommt Dir völlig unerwartet; Du haſt bisher meine Gefühle für Dich nicht errathen, und doch kannſt Du Dich ſchnell entſcheiden. Kennen wir uns doch lange, hegen ſchon eine Freundſchaft für einander, kannſt Du dieſe nicht auch in Dir zur Liebe werden laſſen?"

Sie barg ihr Geſicht in ihre Hände und — begann zu ſchluchzen. Der Anblick kam ihm ſo unerwartet, ſo ſonderbar vor, daß er faſt erſchrak. Er beugte ſich über ſie und flüſterte:

„Adelheid, was bewegt Dich ſo? Darf ich nicht hoffen?"

„Es geht nicht mehr," erwiderte ſie tonlos.

„Es geht nicht mehr?"

„Ich habe mich bereits gebunden, ich bin verlobt!"

Und unter Thränen, die ihren ſonſt etwas männlichen Zügen eine rührende Milde verliehen, fuhr ſie fort: „Oh, daß ich es Dir nicht gleich mittheilte, aber wie konnte ich dieſes von Dir erwarten! Arthur wollte es Dir ſelbſt ſagen, wenn er herkommt, bis dahin ſollte es auch für Dich ein Geheimniß bleiben. Und nun mußte es ſo kommen!" Sie ſchluchzte wieder.

Arved ſaß da wie verſteinert. Sie war bereits verlobt! Und mit ſeinem Freunde Arthur!

Ohne ein Wort zu ſprechen, ergriff er die Ruder und lenkte den Kahn zurück. Sie landeten.

„Vergiß dieſe Stunde und laß uns Freunde bleiben," ſagte ſie, ihm die Hand reichend. Er nahm dieſe faſt mechaniſch und murmelte:

„Ja, laß uns Freunde bleiben."

Dann kehrten ſie ſchweigend zum Hauſe zurück. —

Es iſt Nacht geworden. Durch den Park ſchreitet Arved allein auf dem in dunklen Schatten gehüllten Wege dahin, demſelben, den er vor wenigen Stunden an ihrer Seite zurückgelegt hat. Da ſteht die Bank, auf welcher er mit ihr eine Weile ſaß, da iſt der Roſenſtrauch, von dem ſie ihm eine Blüthe gab, ja, da hängt noch der geknickte Zweig, von dem ſie die Roſe brach. Und doch erſcheint ihm Alles ſo ganz anders! Wie traulich erſchien ihm damals die ſanfte Dämmerung unter den hohen Bäumen, wie von nahem künftigen Glücke hatte es in ihren Zweigen geflüſtert, und lieblich hatten die Blumen geduftet. Jetzt umgab ihn tiefe Finſterniß, durch die Bäume wehte es wie ein Schauer der Wehmuth, und die von Blumendüften erfüllte Luft ſchien ihn betäubend zu umwehen. Schneller eilte er dahin.

Und jetzt ſteht er wieder unter der Linde am Weiher, deſſen Fläche dunkel

und ſchweigend vor ihm liegt; nur hin und wieder ſchlägt plätſchernd ein Fiſch aus derſelben empor. Der Pirol iſt verſtummt, aber die Schnarrwachteln rufen noch träumeriſch herüber, und Fledermäuſe flattern mit leiſem Pfeifen umher. Hinter dem nahen Walde geht jetzt der Mond auf, blutroth, und ſein unſicheres Licht erhellt die Landſchaft. Höher ſteigt er empor, kürzer werden die Schatten. Da ſteht Arved noch immer, an den Stamm der Linde gelehnt. Er hält die Roſe in der Hand, betrachtet ſie ſchmerzlich, drückt ſie noch ein Mal an die Lippen — dann läßt er ſie in den Weiher fallen. In langen Kreiſen zieht die Fluth ſie dahin, immer weiter und weiter treibt ſie der Mitte zu; noch iſt ſie als dunkler Punkt auf der jetzt in den Strahlen des Mondes hell glitzernden Waſſerfläche zu erkennen, und nun iſt ſie verſchwunden.

Daß doch mit ihr auch die Gedanken an jene Stunde entſchwänden, daß doch gleich ihr die ſchmerzliche Erinnerung fortgetragen würde, dahin triebe, hinaus in das dunkle Meer der Vergeſſenheit!

Arved ſinkt auf die Erde nieder und birgt ſein Antlitz in das thaufeuchte Gras.

„Wieder eine Hoffnung vernichtet!“ denkt er. „Die Einzige, die mich verſtanden hätte, iſt mir unwiederbringlich verloren. Wie freudig wollte ich an mein Werk zurückkehren, wie wollte ich neue Kraft und neuen Muth zur Arbeit aus der Liebe ſchöpfen, wie ſonnig und glanzvoll dachte ich mir fortan meinen Weg — und wie dunkel, wie verlaſſen liegt er nun vor mir! Ich ſoll nicht aus einem freundlichen Auge, in dem Liebe glänzt, Troſt und Ruhe in ſchwerer Zeit ſchöpfen, keine zarte Hand ſoll mir in ſorgenvollen Stunden die Stirne glätten. Ich bin allein! Vorbei iſt es mit Liebe und Jugendglück, nur der Pflicht und der Ehre ſoll ich fortan leben. Es iſt eine bittere Erkenntniß, und doch, ich will mich ihr nicht verſchließen.“

Er erhob ſich, und ruhiger fuhr er fort:

„Wenn auch freund- und freudlos, ich will nicht abirren von dem Wege, der zum erwählten Ziele leitet; ich mußte wiſſen, daß zu demſelben nur ein ſteiler Pfad führt, daß, wer ſeine Pläne und Hoffnungen ſo hoch ſpannt, verzichten muß auf das Glück und die Freuden anderer Menſchen. Das Schickſal fordert, daß ich ohne Genoſſen, aber auch ungetheilt in meinen Intereſſen die mir auferlegte Arbeit erfülle. Wohlan, ich will ihm folgen!“

Und ohne einen Blick rückwärts zu werfen, verließ er die Stätte, um am nächſten Tage in die Reſidenz zurückzukehren zu ernſter, freudloſer Arbeit im Dienſte der Heimath.

Ende.

Einiges aus den bibliſchen Sagen der kaukaſiſchen Völker.

Von Oberlehrer **A. Krauſe** in Tiflis.

Wohl giebt es bei allen chriſtlichen Völkern Legenden über Chriſtus, die Apoſtel, die Heiligen, ja ſogar geographiſch fixirte bibliſche Sagen, die als wirkliche ſacrale Ueberlieferung gelten und daher kirchliche Sanction erhalten haben; wenn es z. B. im Neuen Teſtament heißt, daß die Apoſtel ſich in alle Welt zerſtreuten und die Völker lehrten, ſo iſt es eine Detaillirung und geographiſche Fixirung dieſer Mittheilung, daß die orthodoxe Kirche den Apoſtel Andreas das erſte Gotteshaus im alten Kijew gründen läßt. Trotzdem aber bilden die kaukaſiſchen Bibelſagen ein Unicum — in Folge der eigenartigen Stellung der kaukaſiſchen Juden einerſeits, die zu Lebzeiten des Chriſtenheilandes mit Paläſtina noch im engſten Connex geſtanden haben wollen, und der Hiſtoricität des Grundes und Bodens andererſeits: liegt hier doch der Ararat, laut der Tradition die Wiege des Menſchengeſchlechts, wenn auch die Wiſſenſchaft davon nichts wiſſen will! Außerdem fällt der Umſtand in's Gewicht, daß wir hier zwei der älteſten Chriſtenvölker der Erde vor uns haben, die Georgier und Armenier, deren Sagen in's graueſte Alterthum hinaufreichen, ja zum Theil bereits von Euſebius und Joſephus erwähnt werden. Endlich muß, will man die Sagen der Georgier von der heiligen Nina, der Bekehrerin von Georgien und hochherrlichen Vorläuferin der Kaiſerin Tamara, und die armeniſchen Noah- und Chriſtus-Sagen richtig würdigen, in Betracht gezogen werden, daß wir es mit zwei Völkern zu thun haben, deren ganze gewaltige anderthalb Jahrtauſende umfaſſende Chriſtengeſchichte ein heldenmüthiges Ringen gegen heidniſche und mohamedaniſche Uebermacht geweſen iſt, ein Völkerkrieg von Generation zu Generation, erfüllt von unauslöſchlichem Racenhaß und den haarſträubendſten Greueln. In hunderten von mörderiſchen Schlachten hat der blutige Halbmond hier mit der Kreuzesfahne gerungen, ein wildes Deſpotenwort — und Tauſende von Chriſtenköpfen rollten vor dem goldenen Thron des Schah in die Kura. Nicht nur das allein: Menſchenalter hindurch lag die eiſerne Fauſt des allmächtigen

Perſers drückend auf dem unglückſeligen Lande, die Giaurs vertilgend, ſo daß das große georgiſche Volk zu dem heutigen Reſt zuſammenſchmolz und die Armenier ſich über drei Welttheile zerſtreuten. Das kleine Häuflein verzagte indeß nicht, hoch hielten ſeine todesmuthigen Ritter die Chriſtusfahne im wilden Streit. Lieber zehnmal ſterben, als den Glauben der Väter verrathen — ſo ſprachen ſie, und ſie haben geſiegt. Darum giebt's auch keine armeniſche Lyrik in unſerem Sinne — düſter rauſcht die Klage um die Todten durch ihre Sänge, es ſind nur chriſtliche Hymnen, die uns ernſt entgegentönen — als Zeugen einer glorreichen Märtyrergeſchichte. Das Armeniervolk iſt *auch* ein ewiger Jude: zerſprengt ſind ſeine Söhne in alle Welt, fern weilen ſie von der glühend geliebten Heimath, ihr Reich iſt längſt zerfallen, verklungen ihrer Könige Macht und Ruhm, und dennoch beſeelt *ein* großer einiger inniger Patriotismus das ganze Volk: es iſt der religiöſe Patriotismus, der ſie alleſammt um den Sitz des Patriarchen von Armenien im Kloſter Etſchmiadſin am Ararat ſchaart, und wenn dorthin alljährlich zum Feſt der Salbölweihe die bunten Pilgerſchaaren ziehen, dann reichen ſich der Armenier vom Indus und der Krim und der Armenier aus Tunis und Perſien die Bruderhand und ſtärken ſich neu im Geiſte der nationalen Religionseinheit.

In dieſem Licht wollen die bibliſchen Sagen dieſer Völker betrachtet ſein — mit pietätvollem Blick, nicht mit neugierigem Kritikerauge.

Ich wende mich zunächſt den altteſtamentlichen zu.

Noch heutzutage leben im Araxesthal, im Gouvernement Eriwan, friſche Erinnerungen an den Erzvater Noah und deſſen Familie; dieſelben ſind jedem Armenier von Kindheit auf bekannt und ſpiegeln ſich in allerhand localen Gebräuchen, in Wallfahrten zu den heiligen Stätten u. ſ. w. wieder, kurz, ſind auf's Innigſte mit dem religiöſen Leben des Volkes verwebt.

Ich gebe hier dieſe Sagen in Kürze wieder, wobei ich ſie zu einem einheitlichen Bilde mit zeitlicher Aufeinanderfolge zu verſchmelzen ſuche.

Achtzehn bis zwanzig Werſt ſüdöſtlich von der ruſſiſch-perſiſchen Grenzſtadt Nachitſchewan liegt der zweihäuptige Ilandagh, jener „Schlangenberg", der auch in der hochintereſſanten transkaukaſiſchen Alexander-Sage eine Rolle ſpielt; über ihn nun erzählt eine uralte armeniſche Sage, wie folgt:

Es iſt Nacht. Noah ſchwimmt in der Arche auf den finſteren Waſſern. Da ſchlägt ſein Fahrzeug, in allen Fugen erbebend, an einen hervorragenden Berggipfel, der durch den ſchrecklichen Stoß in zwei Hälften auseinanderberſtet. Noah, angeſichts der Gefahr, in den gierigen Wogen zu verſinken, und von gerechter Wuth erfaßt, verflucht den tückiſchen Berg, daß er ein Wohnſitz der Schlangen und Drachen werde. Seit jener Stunde, kündet die Mär, krönen zwei Gipfel den Berg und hauſen in ſeinen Klüften die Scheuſale des Abgrundes, und ſeit jener Stunde heißt er Ilandagh, d. i. der Schlangenberg.

Heiterer iſt die Noah-Sage der Tataren über denſelben Berg. Auch ſie, als Mohamedaner, erkennen ja Noah als gottgeliebten Menſchen an. Sie

erzählen, als die Arche den Berggipfel in zwei Theile zerſpalten hatte, habe Noah ironiſch lachend ausgerufen: „Inan — ke buda dagh!“ d. i.: „Wahrhaftig — auch das iſt ein Berg!“ Er habe hiermit, heißt es, ſagen wollen, daß der Ilandagh, wie unbedeutend er auch ſei, zeigen wolle, was er könne, indem er das Fahrzeug aufhalte. — Daher werde er denn auch zuweilen Inandagh genannt.

Nach armeniſcher Angabe paſſirte jenes nächtliche Abenteuer auf der Fahrt vom Berge Kiamkgu in Perſien, woſelbſt Noah's erſte Landung ſtattgefunden habe, zum zweiten Landungsplatze, dem Eriwanſchen Ararat. Hoch oben auf deſſen Gipfel, der nach dem Volksglauben gleich dem Kasbeck als unerſteiglich gilt (inzwiſchen iſt der Ararat bereits wiederholentlich erſtiegen worden, bekanntlich zum erſten Mal vom Dorpater Profeſſor Parrot) liegen noch heutzutage die Trümmer der Arche, von welcher ein Stückchen als hochheilige Reliquie im Etſchmiadſinſchen Kloſter aufbewahrt wird.

Die Geſchichte dieſer Reliquie wird folgendermaßen erzählt:

Am Fuße des Ararat, in der Nähe der Anſiedelung Ark-ury erbaute um's Jahr 1300 der Erzbiſchof Jakob ein Kloſter. In der Abſicht, den Berg zu erſteigen und die Arche zu ſchauen, bat er Gott um gnädigen Beiſtand und machte ſich auf den Weg. Sobald er ſich aber, vom langen Steigen und Klettern ermüdet, niederſetzte, ſah er ſich jedesmal von Neuem am Ausgangspunkt. So mühte er ſich ſieben Jahre vergeblich ab, bis ihm ein Engel im Traum erſchien und ein Stückchen Holz von der Arche einhändigte, mit der Bemerkung, dies ſende ihm der Herr als Lohn für ſeine Geduld und ſein inbrünſtiges Flehen in heißem Gebete. Als der heilige Jakob erwachte, lag die Reliquie neben ihm am Boden. Er bat den Allmächtigen, die gnadenreiche Stätte durch ein Wunder zu weihen, und ſiehe da — ein Quell ſprang aus dem Erdreich hervor, deſſen Waſſer die Wunderkraft hat, daß ihm, wohin man es auch trägt, Schaaren von Vögeln folgen, welche ſchädliches Gewürm und Heuſchrecken vertilgen. Um dieſen Erfolg der Wunderquelle zu erzielen, muß folgendermaßen verfahren werden: Ein keuſcher, unverdorbener Jüngling geht mutterſeelenallein und barfuß zu dieſem Quell und bringt einen Krug heiliges Waſſer. Dann kommen ſofort, unbekannt woher, Schwärme von Vögeln ihm nachgeflogen und retten die bedrohten Felder. Am 27. April 1845, um 11 Uhr Vormittags, zog die Tifliſer armeniſche Geiſtlichkeit, in vollem Ornat, mit Kirchenfahnen und Kreuzen, hinaus, um das Waſſer einzuholen, das in zwei ſilbernen Krügen aus der Quelle des heiligen Jakob gebracht wurde. Unter Hymnengeſang wurde es in die Sſurp-Sſarkiß-Kirche getragen, worauf es nach vorhergegangenem Gebet und nach Beſprengung der zunächſt belegenen Felder auf den Altar im Allerheiligſten der Wantſchen Kathedrale deponirt wurde. — — —

Ich fahre in dem Noah-Epos fort:

Noah iſt mit ſeiner Arche, wie wir ſahen, wohlbehalten auf dem Ararat angelangt. Noch wogen die Waſſer der Sintfluth um ihn her, doch ſind ſie

bereits im Fallen begriffen. Bekümmert ſchaut der vielgeprüfte Gottesheld hinab in das zu ſeinen Füßen gähnende Meer, ob denn die alte liebe Mutter Erde wirklich noch Nichts von ſich blicken laſſen will, und — o Preis dem Alltröſter! — da ragt wieder trockenes Land empor aus den Fluthen des Todes. „Erewume!“ (armeniſch = „ſichtbar“) ruft unwillkürlich ſein entzückter Mund, und ſo hieß ſeitdem das von ihm erblickte armeniſche Gebiet am Fuße des Berges, bis ſich ſchließlich der Name auf die eine Stadt Erewume concentrirte, die heute Eriwan heißt. Das Vorland des Ararat nach Oſten hin trägt den Namen Arnoiotu, d. i.: Um Noah's Fuß. —

Erfreut ſtieg Noah in die Ebene hinab und legte am Fuße des großen Ararat (die Ararat genannte Berggruppe zerfällt nämlich in zwei Berge, die ſteil aus der Ebene aufſteigen, in den Großen und Kleinen Ararat), an der Stelle, wo ſpäterhin die oben erwähnte Anſiedelung Ark-ury entſtand, einen Weingarten an. Dorf (und Kloſter) wurden 1840 durch ein Erdbeben zerſtört. Ark-ury bedeutet: „Er pflanzte den Weinſtock“.

Von da ſiedelte Noah zu bleibendem Aufenthalt dahin über, wo jetzt Nachitſchewan ſteht; er hat dieſe Stadt gegründet, und Nachitſchewan bedeutet: Erſter Ort der Anſiedelung, oder: Erſter Landungsplatz. Und der Name iſt uralt, denn ſchon Ptolemäus, im Anfange des 2. Jahrh. n. Chr., nennt die Stadt Naxuana, und mit ihm alle griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, — das iſt aber nichts Anderes als eine Gräciſirung des einheimiſchen „Nachitſchewan“. Intereſſant iſt ferner, daß Euſebius berichtet, die Armenier nennten jene Stätte ἀποβατήριον, d. i. Landungs-, Anſiedelungs-Ort. Die Exiſtenz der armeniſchen Araratſage bezeugen auch Nicolaus von Damascus (um Chriſti Geburt) und der Jude Joſephus, welcher ein halbes Jahrhundert vor Ptolemäus lebte und ſchrieb (er beruft ſich hiebei auf Beroſus und Hieronymus, den Aegypter).

In Nachitſchewan, erzählt die armeniſche Sage weiter, legte Noah die dortigen Salzbergwerke an, und ebenſo die im benachbarten Kulpy. Er wurde der erſte Arbeiter daſelbſt.

Noah und ſeine Familie lebten lange, ja bis zu ſeinem Tode, in Nachitſchewan, und von hier ging die neue Coloniſirung der Welt aus. Noah, ſeine Schweſter und andere Mitglieder ſeiner Familie liegen daſelbſt begraben; ihre Gräber werden noch heute gezeigt und verehrt.

Noah's Aſche liegt in einer kleinen halb unterirdiſchen Capelle, in deren faſt völlig rundes, höhlenartiges Gemach eine Treppe hinabführt. Das Deckengewölbe ruht auf einer ſteinernen Säule und unter dieſer eben die Gebeine des Erzvaters der Menſchheit. Schmucklos iſt der Ort ſeiner letzten Ruhe: kein Heiligenbild, keinerlei Pomp ſchmückt die nackten, weiß getünchten Wände, die mit unzähligen Namen frommer Beter in den verſchiedenſten Sprachen des völkerbunten Orients beſchrieben ſind. Einſt ſtand hier eine Kirche, die im Laufe der Zeit in Trümmer fiel. Die Capelle iſt zuletzt von den Perſern im 8. Jahrhundert, als ſie ſich der Stadt bemächtigt hatten, reſtaurirt worden.

Viel ſchlechter erhalten als das Noah-Grab iſt das Grab der Schweſter Noah's; es liegt, ein wüſter Steinhaufen, auf einem hohen Hügel an der Chauſſee bei der Einfahrt in die Stadt.

Noah's Frau endlich, Nejemſara oder Nojemgara, iſt in der perſiſchen Stadt Maranda, welche auf dem Wege zwiſchen Tabris und Dſhulfa liegt, geſtorben und begraben. Mair-and heißt armeniſch: „Die Mutter iſt dort".

Dies ſind die mir bekannten Noah-Sagen. Sie enthalten Stoff genug, um im Klopſtock'ſchen Zeitalter im Verein mit der altteſtamentlichen Erzählung den Grundſtock zu einer ganz reſpectablen Noahiade abzugeben. — Hier ſei auch bemerkt, daß ich in dieſer Skizze durchaus nicht alle bibliſchen und ſpeciell altteſtamentlichen Sagen gebe, die im Kaukaſus curſiren: wollte ich's auch — ich könnte es nicht, ſo reichhaltig iſt das Material.

Im Anſchluß an die armeniſchen Noah-Sagen theile ich folgende Hiſtorie aus einem ganz anderen Gebiet mit, weil ſie ſich gleichfalls an den Ararat knüpft. Es iſt folgende tatariſche Abraham-Sage:

Am Wege, der von der Anſiedelung Argadſhi am Ararat zur alten Ruinenſtadt Orgow führt, liegt ein ungeheurer Stein, in welchem eine Grotte ausgehauen iſt, und neben demſelben ein zweiter etwas kleinerer, auf welchem ſtets ein Haufen Büffelhörner zu finden iſt. Hier lebte einſt in alter Zeit der gottesfürchtige Allahdiener Ibrahim (Abraham). Da er ſehr arm war, hatte er einmal keinen Hammel zum Kurbán-Bairám (dem mohamm. großen Opferfeſt), und entſchloß ſich daher ſtatt jenes Gott ſeinen eigenen Sohn zu opfern. Schon hatte er dieſen auf den kleineren der beiden Steinblöcke gelegt und das Meſſer gezückt, — da kam ein Büffel vom Ararat herbei und bot ſich ihm freiwillig als Opferthier dar.

Zum Gedächtniß an dies Wunder legen die Bewohner jener Gegend die Hörner der auf der Jagd erbeuteten Wildbüffel frommen Sinnes auf den Stein nieder. In die hölzerne Schwelle der Höhle ſind eine Menge Nägel eingeſchlagen, rings an den Wänden hängen Kleiderfetzen und aus Stöckchen verfertigte Pfeile und Bogen; auf dem im Innern befindlichen Grabſtein ſtehen eine Maſſe irdener Schalen (Ploſchken) behufs Illumination, — alles dies ſind fromme Gaben der Anwohner: die Nägel rühren von Tatarinnen her, als Zeichen ihrer Bitte um Befreiung von Unfruchtbarkeit oder Zahnweh; die Gewandfetzen bezeichnen die Bitte um einen guten Mann, um Reichthum, Glück u. dgl., Pfeil und Bogen den Wunſch, tapfere Söhne zu haben; die Lehmtiegel ſchließlich werden in den Donnerstagsnächten mit Oel gefüllt und entzündet, als Dankopfer für gnädige Erhörung der Gebete.*) — —

Reicher als die altteſtamentliche Sagenwelt iſt diejenige, die ſich an das

*) Die hier angeführten Gebräuche ſind übrigens nichts Locales, — im Gegentheil ſie finden ſich in ähnlicher Art und Weiſe, bald mehr, bald weniger ausgebildet, bei allen Völkern wieder. Im Kaukaſus ſpeciell werden dergleichen Gebräuche an hunderten von heiligen Stätten ausgeübt.

Neue Teſtament knüpft. Ich übergehe die unzähligen Heiligenlegenden, die Geſchichte der Bekehrer Armeniens und Gruſiens, des heil. Gregor und der apoſtelgleichen Nina, und vieles Andere, und beſchränke mich auf die Wiedergabe einiger nicht unintereſſanter Capitel aus der älteſten Geſchichte Armeniens. Ich meine das aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. ſtammende claſſiſche Werk des Moſes von Chorene*), wo es Cap. 30 bis 33 im 2. Buch (ich folge der ruſſ. Ueb. v. N. Emin**)) alſo heißt:

Abgar, König von Armenien, hatte zu der Zeit, als Chriſtus auf Erden wandelte, zwei ſeiner Vertrauten, Namens Mar Ichab und Anan, in politiſcher Miſſion zum römiſchen Statthalter von Phönicien, Paläſtina, Syrien und Meſopetamien, Marinus, entſandt, und dieſe haben ihren Beſcheid erhalten. Auf dem Rückwege — ſo heißt es dann wörtlich weiter — begaben ſich die Abgeſandten nach Jeruſalem, um unſeren Heiland Chriſtus, durch das Gerücht ſeiner Wunderthaten angezogen, zu ſehen. Von ihm machten ſie hierauf als Augenzeugen ſeiner Thaten Abgar Mittheilung. Dieſer, höchlichſt erſtaunt, erwachte dadurch auch in der That zu dem Glauben, es ſei das wirklich und wahrhaftig Gottes Sohn, und ſprach: „Das iſt nicht Menſchen-, das iſt Gottes-Kraft; denn kein Menſch hat die Macht, Todte zu erwecken, ſondern Gott allein.“ Und da ſein Leib von ſchweren Krankheiten gequält wurde, die ihn vor ſieben Jahren in Parthien befallen, und da er Heilung derſelben menſchlicherſeits nicht zu erwarten hatte, entſandte er an den Heiland ein Schreiben mit der Bitte, zu kommen und ſeine Gebrechen zu heilen. Das Schreiben aber war folgenden Inhalts:

„Abgar, Sohn des Arſcham, regierender Fürſt, Jeſu, dem im Jeruſalemiterlande erſchienenen Erlöſer und Allwohlthäter ſeinen Gruß!

Ich habe von Dir gehört und von den Krankenheilungen, die Du ohne Arzeneien und Wurzeln verrichteſt; machſt Du doch, wie man erzählt, die Blinden ſehend und die Lahmen gehend; Du reinigſt die Ausſätzigen, treibſt die unreinen Geiſter aus, heilſt die an langwierigen Leiden Kranken, ja Du auferweckſt die Todten. Seitdem ich alles dies vernommen, ſchwankt mein Geiſt zwiſchen zwei Annahmen: entweder biſt Du Gott, vom Himmel herniedergeſtiegen, um alles dies zu vollbringen; oder aber Gottes Sohn, der alle dieſe Thaten thut. Siehſt Du — deshalb ſchreibe ich Dir und bitte Dich, mir die Gnade zu erweiſen, daß Du zu mir kommſt und die Gebreſte heilſt, die mich bedrücken. Ich höre auch, daß die Juden wider Dich murren und Dich foltern wollen: ich habe eine zwar kleine, aber hübſche Stadt — da wäre Raum für uns Beide.“

Die Ueberbringer dieſes Briefes trafen Jeſum zu Jeruſalem, wie auch die heilige Schrift bezeugt: „Da waren einige Heiden, welche zu ihm gekommen waren;

*) Die älteren Werke ſind verloren.

**) Mit gelehrtem Commentar.

als ſie dies vernommen, wagten ſie es nicht Jeſu zu ſagen, ſondern ſagten es Philippus und Andreas, und dieſe ſagten es Jeſu weiter." [Joh. 12, 20–22? Bei Emin eine irrige Angabe.] — Doch willigte der Heiland damals für ſeine Perſon nicht in die Einladung, die ihm von Abgar geworden, wohl aber würdigte er ihn eines Briefes folgenden Inhalts:

„Antwort auf den Brief Abgar's, geſchrieben vom Apoſtel Thomas auf Befehl des Erlöſers:

Selig iſt, wer mich nicht geſehen und doch an mich glaubet! Denn es ſtehet geſchrieben von mir: Die mich ſehen, werden an mich nicht glauben; aber die mich nicht ſehen, werden glauben und leben.

Du ſchreibſt mir, ich möchte zu Dir kommen: — mir iſt verordnet, hier alles das zu erfüllen, weshalb ich geſandt bin; wenn ich's erfüllt habe, werde ich auffahren zu dem, der mich geſandt hat; und wenn ich aufgefahren ſein werde, dann will ich einen meiner Jünger ſenden, der Deine Gebrechen heilen und Dir ſammt all den Deinen das Leben geben ſoll."

Anan, Abgar's Eilbote, überbrachte ſeinem Herrn dies Schreiben ſammt einem Bilde des Erlöſers, das ſich noch heutigen Tages in Edeſſa befindet. — Nach der Himmelfahrt unſeres Heilandes entſandte der Apoſtel Thomas, einer der Zwölf, einen der 70 Jünger, Thaddäus, nach Edeſſa, Abgar dem Worte des Herrn gemäß zu heilen und ihm das Evangelium zu verkündigen. Thaddäus geht hin, in's Haus des Tobias, eines jüdiſchen Hofmannes, welcher, wie man ſagt, dem Geſchlecht Bagratuni angehörte. Dieſer war vor Arſcham geflohen, weil er nicht ſammt ſeinen Stammesgenoſſen den jüdiſchen Glauben abſchwören wollte, und er blieb dem Geſetze treu bis zu dem Augenblick, wo in ihm der Glaube an Chriſtus erwachte. Und Thaddäus ward ruchbar in der ganzen Stadt. Als Abgar das hörte, ſprach er: „Das iſt der, von dem Jeſus ſchrieb" und rief ihn ſogleich zu ſich. Als Thaddäus eintrat, ward Abgar auf deſſen Antlitz einer Wundererſcheinung gewahr. Da ſtand er auf von ſeinem königlichen Thron, warf ſich auf ſein Angeſicht nieder und beugte demüthig vor ihm ſein Haupt; und alle Höflinge um ihn her verwunderten ſich, denn ſie verſtanden die Erſcheinung nicht. Spricht Abgar zu Jenem: „Wahrhaftig — biſt Du nicht jener Jünger Jeſu des Gebenedeiten, den er hierher zu ſenden verheißen? Und kannſt Du nicht meine Gebrechen heilen?" Thaddäus antwortete und ſprach: „Glaubſt Du an Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, ſo wird das Flehen Deines Herzens in Erfüllung gehen." Spricht Abgar: „Ich glaube ſchon an ihn und ſeinen Vater; daher war ich auch bereit, mit Heeresmacht auszuziehen, um die Juden zu verderben, weil ſie ihn ans Kreuz geſchlagen, — hätte mich nicht die römiſche Regierung daran gehindert."

Als Thaddäus dieſes gehört, begann er ihm und der Stadt das Evangelium zu predigen; durch Handauflegung heilte er ihn und einen Gichtkranken aus der Stadt, den Hofmann Abdin, der bei der ganzen königlichen Familie in hohem Anſehen ſtand; ebenſo alle Kranken und Gebrechlichen, die in der Stadt waren,

und Alle wurden gläubig. Abgar und die ganze Stadt empfingen die Taufe; die Thüren der heidnischen Tempel wurden geschlossen und die Götzenbilder auf der Säule und den Opferaltären mit Rohrgeflecht umwickelt. Niemand wurde zur Annahme des neuen Glaubens gezwungen; trotzdem wuchs die Zahl der Gläubigen mit jedem Tage.

Nachdem der Apostel Thaddäus noch einen gewissen Addäus, dessen Hantierung in Anfertigung von seidenen Mützen bestand, getauft und durch Handauflegen zu seinem Nachfolger beim König in Edessa zurückgelassen hatte, ließ er sich von Abgar einen Rechtsbrief geben, kraft dessen Alle angewiesen wurden, dem Evangelium Christi ihr Ohr zu leihen, und ging zu dessen Neffen, Sanateruk, der über Land und Heer gesetzt war.

Abgar aber beliebte es einen Brief an den Kaiser Tiberius zu schreiben, folgenden Inhalts:

„Abgar, König von Armenien, seinem Herrn, Tiberius, dem Römischen Kaiser, seinen Gruß!

Wenngleich ich weiß, daß Deiner Majestät Nichts verborgen bleibt, so will ich Dich dennoch, als Dein aufrichtig ergebener Freund, brieflich von allem Geschehenen in Kenntniß setzen. Die im Palästinensischen Gebiet lebenden Juden haben sich zusammengerottet und Christum an's Kreuz geschlagen, ihn, der keines Verbrechens schuldig, ohne Rücksicht darauf, daß er ihnen die größten Wohlthaten erwiesen, Zeichen und Wunder gethan, ja Todte auferweckt hat. So werde Dir denn hiemit kund gethan, daß das nicht bloße Menschenkraft ist, sondern Gotteskraft. Denn da sie ihn kreuzigten, verfinsterte sich die Sonne und die Erde erbebte in ihren Grundfesten; er selbst aber ist nach dreien Tagen auferstanden und Vielen erschienen; und jetzt, allüberall, thun seine Jünger durch seinen Namen gewaltige Wunderzeichen; ist doch die Kraft dieses Namens an mir selbst offenbar worden. Hienach wird Deine Majestät wissen, was hinsichtlich des Jüdischen Volkes für eine Verfügung am Platze ist, das eine so verruchte That begangen, und was dem ganzen Erdkreis vorzuschreiben ist, nämlich die Verehrung Christi als des wahren Gottes. Leb' wohl! —"

Auf diesen Brief Abgar's erfolgte folgende Antwort des Kaisers Tiberius:

„Tiberius, Kaiser von Rom, Abgar, dem König von Armenien, seinen Gruß!

Deinen freundschaftlichen Brief hat man vor Uns verlesen; empfang' für denselbigen Unseren Dank. Ich habe von Vielen über Jesu Wunderzeichen gehört, und Pilatus bestätigt dieselben, indem er hinzufügt, Viele hätten, nachdem er von den Todten auferstanden, die innere Gewißheit erlangt, er sei ein Gott. Aus diesen Gründen wollte auch Ich selbst schon, von Mir aus, das thun, was Du planst. Aber da nach Römischem Brauch eine Gottheit nicht auf einseitigen Befehl des Herrschers hin eingesetzt zu werden pflegt, sondern erst nach sorgfältiger Prüfung im Senat, so habe

Ich dieſem die Sache vorgelegt, und hat dieſer dieſelbe abſchlägig beſchieden, da ſie ihm nicht gleich von Hauſe aus zur Begutachtung unterbreitet worden ſei. Wir indeß haben befohlen, daß, wem's beliebt, Jeſum in die Zahl der Götter aufnehmen könne, und drohen Jedermann den Tod an, der es wagt, die Chriſten zu ſchmähen. Was aber das Jüdiſche Volk anbelangt, das ſich unterfangen, Jeſum an's Kreuz zu heften, der, wie Ich höre, nicht Kreuz und Tod, ſondern Ehre und Anbetung verdiente, ſo will Ich, ſobald ich nur des Krieges gegen die aufrühreriſchen Spanier ledig bin, ihre Angelegenheit in Unterſuchung ziehen und mit ihnen nach Verdienſt verfahren."

Wer die berühmte Schilderung des Tiberius bei Tacitus, dem feinſten Pſychologen der alten Welt, kennt, wird beim Leſen dieſer beiden Briefe ausrufen: Meiſterhaft und dreimal meiſterhaft! Jedes Wort ein Stück lebendiger Charakteriſtik des eitlen, liſtigen, heuchleriſchen Tyrannen! Da finden wir den Taciteiſchen Narren wieder, der nichts ſchwerer verzeiht, als wenn Jemand vor ihm etwas Geſcheidtes gedacht hat, und daher den Einfall ſich ſelbſt uſurpirt. Da iſt die heuchleriſche Berufung auf den Senat und deſſen angebliche Machtſtellung im Staat, während doch er ſelbſt, nur er ſelbſt, Tiberius, es war, der die Drahtpuppen in der Curie tanzen ließ, wie es ſeinen Launen beliebte; da ſind die ehrwürdigen Väter der Stadt und die Hitzköpfe im ſchönen Lande der Kaſtanien wieder mal ſchuld, wenn etwas nicht zu Stande kommt, was dem Imperator unbequem iſt; auch das Prahlen mit politiſcher Umſicht und das Confect der diplomatiſchen Freundſchaft fehlt nicht, — kurz, Abgar konnte gar nicht anders ſchreiben und Tiberius konnte nicht anders antworten!

Nun aber geht dem Armenierkönig die Galle über, er wird reſolut und ſagt dem König der Welt die Wahrheit in's Geſicht. Hören wir weiter, was die Chronik ſpricht:

„Abgar, König von Armenien, ſeinem Herrn, Tiberius, dem Römiſchen Kaiſer ſeinen Gruß!

Den Brief, Deiner Majeſtät würdig verfaßt, habe ich erhalten und mich über Deinen weiſen Entſcheid gefreut. Doch will ich, ohne Dir zu nahe zu treten, bemerken, daß die Handlungsweiſe des Senats im höchſten Grade lächerlich iſt; denn nach ſeiner Meinung wird göttliche Würde durch Menſchenwort zuertheilt. So dürfte denn von jetzt an Gott nicht mehr Gott ſein, wenn er dem Menſchen nicht behagt. Denn dieſer maßt ſich's ja an, ihn auf ſeine Tauglichkeit hin zu prüfen. Geruhe, Herr, an Stelle des Pilatus Jemand anders nach Jeruſalem zu ſchicken, denn er verdient mit Schimpf und Schande ſeiner Würden beraubt zu werden, zu denen Du ihn erhoben; hat er doch den Juden gewillfahrt und Chriſtum wider Recht und Geſetz gekreuzigt, ohne einen Befehl von Deiner Seite. — Ich wünſche Dir Heil!"

Von dieſem Brief ſowohl, als auch von den anderen legte Abgar Copien in ſeinem Archiv nieder. Außerdem ſchrieb er nach Babylon, an den jungen König von Aſſyrien, Nerſech, folgenden Brief:

„Abgar, König von Armenien, ſeinem Sohn Nerſech ſeinen Gruß!

Ich habe Dein freundliches Schreiben erhalten und Peros aus dem Gefängniß befreit, nachdem ich ihm ſeine Schuld verziehen. Wenn Du es wünſcheſt, kannſt Du ihn zum Statthalter von Ninevien einſetzen. Was aber Dein Begehr anbelangt, ich möchte Dir den Arzt ſenden, der die Wunderzeichen vollbringt und einen neuen Gott predigt, welcher mächtiger iſt als Feuer und Waſſer (dieſe Elemente genoſſen ja bei den alten Parſen göttliche Verehrung), — damit Du ihn zu ſehen und zu hören bekämeſt, ſo wiſſe, daß er ein Arzt war nicht vermöge menſchlicher Kunſt, ſondern ein Jünger deſſen, der Feuer und Waſſer geſchaffen, des Sohnes Gottes; er iſt nach dem Looſe in die Armeniſchen Lande geſchickt worden; einer ſeiner Hauptgenoſſen aber, Simeon, iſt nach Parthien entſandt; den ſuche auf, — dann wirſt Du ihn hören und Dein Vater Artaſches; er wird alle Gebrechen heilen und Euch den Weg des Lebens zeigen.“

Weiter ſchrieb Abgar auch an den Partherkönig Artaſches folgenden Brief:

„Abgar, König von Armenien, ſeinem Bruder, Artaſches, König von Parthien, ſeinen Gruß!

Ich weiß, daß Du von Jeſus Chriſtus bereits gehört, dem Sohne Gottes, den die Juden gekreuzigt und der, auferſtanden von den Todten, ſeine Jünger zur Belehrung Aller in die ganze Welt geſandt. Einer ſeiner Hauptjünger nun, Namens Simeon, weilt in den Landen Deiner Majeſtät. Suche ihn auf und er wird alle Eure Gebrechen heilen und Euch den Weg des Lebens zeigen; und Du wirſt ſeinem Wort glauben und Deine Brüder und ſie alle, die Dir willig und gehorſam ſind. Eine große Freude wäre es mir, in Euch, die Ihr meine Verwandten nach dem Fleiſche ſeid, auch Genoſſen im Geiſt ſehen zu dürfen.“

Bevor noch die Antworten auf dieſe Schreiben eingelaufen, ſtirbt Abgar nach achtunddreißigjähriger Regierung.

Jetzt folgen bei Moſes von Chorene verſchiedene Märtyrergeſchichten über Thaddäus und deſſen Schüler, den oben erwähnten Addäus, die Apoſtel Bartholomäus und Simeon u. ſ. w. Doch genug. Das Geſagte reicht zur Charakteriſtik des Ganzen hin; wer den gelehrten Apparat, die Vergleiche mit Euſebius, Tertullian u. ſ. w. kennen lernen will, mag die Eminſchen Anmerkungen im Anhang ſeiner oben citirten Ueberſetzung ſtudiren.

Seeſtücke.

(Mittelmeer-Reminiscenzen.)

Dichtungen von **J. Norden** in St. Petersburg.

1.

Zwiſchen Klippen und Riffen
Raſet das Schiff
In tollem, todbringendem Laufe.
Die Planken dröhnen und ächzen;
Es knarren die Maſten, die Raaen;
Das flatternde, knatternde Segel
Raffen mühſam die kräft'gen Matroſen . . .
Heulend fährt ein furchtbarer Stoß
Durch's Takelwerk; die Taue ſchwanken,
Aengſtlich umklammernd die eiſernen Bolzen,
Die ſelbſt erzittern in den krachenden Bohlen . . .
Thurmhoch, tiefblau und ſchaumgekrönt
Wälzen ſich Wogen heran;
Gegen die ziſchenden
Bäumet das Schiff ſich auf,
Und das zertheilte Waſſer,
Aufſpringend mit wuchtigem Stoße,
Stürzet über das Deck,
Mit ſich reißend und raffend,
Was nicht feſt gebunden
An den Balken und Bänken.
Spielend im Sonnenlicht
In prächtig funkelnden Farben
Spritzt um den Bugſpriet der Giſcht.

Lauter Angſtſchrei erſchallt
Jetzt von bleichen Lippen:
Tief auf eine Seite legt
Sich das ſchlanke Schiff —
Aber, wieder aufgerichtet,
Klimmt's hinauf den Waſſerberg
Und ſtürzet ſtöhnend in das Thal;
Wild geworfen her und hin
Von den Wogen, die, ſein' ſpottend,
Wie ein Spielball fort es ſchleudern.
Um die Fetzen der Flagge
Flattern kreiſchend kampfesmüde Möven.

Land! Dort tauchen ſie auf,
Die Thürme der Stadt!

In der Kajüte — wildes Getümmel!
Rohes Lachen und rührendes Lallen,
Weinen und Wimmern,
Lautes Gebet und lärmend Geſchrei,
Fluchen und klägliches Flehen!
Manche Mutter, ſterbenskrank,
Kümmert ſich kaum um ihr Kind;
Weinend liegt's auf dem Lager
Und haſchet vergebens der Mutter Hand . . .

Mühſelig vom Boden
Richtet Einer fluchend ſich auf;
Die ſteilen Stufen wankt er hinauf,
Indeß Dieſer hinunter ſchwankt,
Schwerfällig und bleich.
Ein Stoß — und in den Armen
Liegen Beide ſich brüderlich
Und ſtammeln gewohnheitsmäßig:
Pardon!

Enger wird der Weg . . .
In hundert Strudeln kreiſend,
Brüllend und brauſend preßt ſich das Waſſer
Zwiſchen der Felswand und wilden Klippen hindurch.
Immer von Neuem klettert es auf
Mit raſender Wuth;
Immer von Neuem ſtürzt es zurück,
Ohnmächtig tobend und toſend . . .
Aber mit kundiger Hand
Lenket der Mann am Steuer —
Ein Mann — furchtlos das Schiff
Mitten hindurch durch den wirbelnden Schaum.

Land! Dort tauchen ſie auf,
Die Thürme der Stadt!

Neben dem Capitän, auf der Commandobrücke,
Stehe ich ſturmumtoſt;
In die Ferne richt' ich das Rohr:
Sehe die Pinien ſich beugen
Auf tiefblauem Grunde des Himmels,
Sehe das Fiſcherdorf am felſigen Strand;
Wild tanzen die Böte
Im ſchützenden Hafen;
Aengſtlich harrend ſchauen hinaus
Auf die furchtbare Fluth
Weiber und Kinder.
Iſt der Gatte, der Vater auf See? . . .
Gott ſchütze Euch, furchtloſe Männer! . . .
Mit wüthender Wucht
Rollt eine Woge vorüber:
Sie trug 'was!
Bei Gott, ein Boot, Kiel auf,
Treibt gegen die triefenden Felſen! . .
Weinet, Ihr Wittwen und Waiſen! . .
Schaudernd ſchau ich ihm nach —
Und merke es nicht,
Daß aus der Hand das Glas mir genommen
Der Capitän, der ruhig ſpricht:
„Wann kommt an mich die Reihe?"

Hoch auf dem Berge nun ein Fort
In ſengender Mittagsſonne,
Und wild und wüſt der Felſen.
An ſeinem Fuße aber
Ziehet ſich hin die Stadt
Mit der ſicheren Bucht . . .
Ueppig im Sonnenſcheine
Glühen in Gärten die Blumen;
Und Platanen und Palmen
Zittern und ſchwanken im Sturm.
Ueber den Hafendamm hoch
Schlagen und ſchäumen die Wogen . . .
Gellend ertönt das Signal; —
Elend und blaß poltern die Treppe hinauf
Die Paſſagiere, ſuchend ihr naſſes Gepäck.
Alles ſtürzet zum Bord:
Feſten Boden unter den Füßen
Wieder fühlen will Jeder zuerſt.
Lange wartend und freudig winkend
Stehen am Quai die theuren Verwandten! . . .

Land! Nie tauchen ſie auf,
Die Thürme der Stadt — Euch,

Die auf dem Grunde träumend Ihr ruht . . .
Mit zerschmetterten Planken
Spielen die Wogen und Wellen;
Sausend singet der Sturm
Trauerlieder den tapferen Todten . . .

2.

Leise schaukelnd stößt vom Lande
Unser kleiner Kahn in's Meer;
Eine Brise bläht das Segel
Und die Wellen, weich und kosend,
Plätschern an den schlanken Planken . . .
Schon verschwand die Sonn' . . . Im Westen
Schwimmt in duft'gem Dämmerroth
Strahlend hell der Abendstern . . .
Und die Klippen an der Küste,
Und die Berge, scharf begrenzt,
Heben sich vom lichten Himmel,
Wunderreich an Formen, ab.

Heil'ge Stille auf dem Wasser!
Selten schallt nur ein Gebell
Von dem Fischerdorf herüber;
Leis' verhallend ziehen Töne,
Fromm und sanft — der Abendglocke
Nachtgebet — hin auf den Fluthen . .
Und zum Dunkel wird die Dämm'rung;
Tief in Schlaf versunken lieget,
Dunstig eingehüllt, der Strand;
Nur die Brise, die er sendet,
Säuselt, ein Gut-Nacht-Gruß, lind
Und ein träumrisch' Nachtlied singend, —
Räthselhaft, geheimnißvoll —
Kost das Wasser mit dem Kiel . . .

Heil'ge Stille! Wir auch schweigen,
Und der eigenen Gedanken
Hänget Jeder für sich nach.
An die Fische denkt der Alte,
An die silberblanken Franken,
Die sie in den Beutel bringen.
Von dem Bette träumt der Bursche,
Seufzt, wie schwer das Handwerk sei;
Wundert sich vielleicht darüber,
Daß man willig und mit Lust gar
Auf der Nachtfahrt ihn begleitet.
Auf des Bootes Boden kauernd,
Schaut den stillen „Herrn" er an,
Und sein Blick scheint ihn zu fragen:
Was ihn denn hierher getrieben?
Ausgestreckt am Bugspriet denket
An das ferne Heim der „Herr"
Und an jene Jugendjahre,
Wo er auf den grünen Wellen
Seines Heimathmeers geschaukelt.
Zu denselben Sternen schaut er,
Die ihm liebend dort geleuchtet,
Denen all' sein Leid geklaget
Er so oft in stiller Nacht.
Denkt an ausgeträumte Träume,
An getäuschtes tolles Hoffen,
Und wie Alles anders wurde.
Mit den Sternen zieht vorüber
Bild auf Bild geschwund'ner Zeiten . .
Eine Thräne glänzt im Auge —
Und die Sterne grüßen still . .

Ein gespensterhafter Schatten,
Ziehet schweigend seine Bahn
Fern am Horizont ein Schiff,
Und die Spuren seines Weges
Liegen leuchtend lang' noch da . . .
Jetzt, von gold'nen Perlen triefend,
Kommt ein and'res Boot heran.
Singend regen ihre Ruder
Frisch im Tact die rüst'gen Fischer.
Sehnsuchtsvoll zieht's über's Wasser,

Leiſer ſtets und weiter klingend,
Liebe klagend — jenes Lied!
Jenes Lied! Von lieben Lippen
Hört' ich's einſt im Heimathland;
Wiegenlied ward's meinem Herzen,
Wenn es ſeine Ruh' verloren . . .
Aus der Ferne klingt herüber
Nun der letzte Ton der Weiſe;
Und den Feuertropfen folg' ich,
Die am eig'nen Boote blinken,
Goldig grün und bläulich ſilbern;
Perlen, die ſie prächtig ſchmücken,
Hals und Bruſt der Waſſerbraut;
Strahlen, die der Mond ihr ſchenkte,
Liebes-Spielzeug, das die Zeit vertreibet,
Bis er ſelbſt im Silberkleide naht . . .
Doch inzwiſchen warf der Alte
Voller Hoffnung aus ſein Netz;
Schnell zu Boden ſinkt der Anker.
Leiſe athmet rings das Waſſer:
Süß entſchlummert iſt die Nixe
In dem blauen Nachtgewand . . .
Tiefer ſteht der Abendſtern.
Dort im Oſt der helle Schimmer
Kündet ſchon den Wand'rer an,
Der ſein Lieb im Schlaf belauſchen
Und es heimlich küſſen will.
Schelmiſch lächelnd ſteigt der Loſe
Hinter jener Inſel auf;
Einen ſcheuen Blick auf's Waſſer
Wirft er und fährt gleich zurück:
Aus dem Auge der erwachten
Schönen ſtrahlet ihm ſein Bild
Voll und klar und mild entgegen.
Hinter einem Pinienhaine
Bleibt der blöde Burſch verborgen,
Aber neckiſch raunt das Lieb:
„Komm hervor, mein Freund!" ihm zu.
Schüchtern ſchickt er einen Strahl,
Kühner einen zweiten dann,
Und nun folgen viele and're —
Liebesboten, Kuſſesbrücken.
Silberleuchtend blickt das Meer
Zu dem Liebſten droben auf;
Und es rauſcht ein Liebesſeufzer
Durch die lichterfüllte Nacht,
Und der Nixe Buſen wogt . . .

Schnarchend liegt der Sohn des Alten
Auf dem Boden in dem Mantel:
„Gott, das ſeh' ich alle Tage,"
Spricht er halb im Schlaf und legt ſich
Gähnend auf die and're Seite.
Schwatzend reicht der alte Fiſcher
Mir den weingefüllten Krug.
Träumend trink' ich, flüchtig lauſchend,
Wie er munter mir erzählet:
Vom Piräus und Piraten,
Die vor vielen, vielen Jahren
Dort ihm übel mitgeſpielt;
Und von Schlachten, Heldenthaten,
Als in Algier er gekämpfet
Unter König Louis Philippe
Einſt — vor vielen, vielen Jahren....
Schwatz' nur zu, Du guter Alter,
Denn inzwiſchen ſchau' dem Monde,
Schau' dem Meer ich gerne zu;
Lauſche ihrem leiſen Flüſtern.
Und im duft'gen Dämmerſcheine
Seh' ich wieder alte Zeiten,
Längſt geſchwund'ne, auferſtehen . . .
Mond und Meer! Ein blaſſer Burſche,
Hatte ich einſt auch ein Lieb . . .
Hab' es ſchweigend ſtets bewundert,
Hab' es nimmer wagen wollen,
So, wie Ihr, es auszuſprechen,
Was das wunde Herz bewegte;
Nur die Augen flehten leiſe
Und die Lippen zuckten bang'.
War es Tollheit, daß ich liebte? —
Oder Tollheit — daß ich ſchwieg?..
„Freund, Dein Wein ſchmeckt mir ſo herbe
Und der Mond ſtrahlt ſchmerzend hell!"

Ueber Bord herabgebeuget
Seh' ich in der Silberfluth
Leuchtend Fiſchlein fröhlich ſchwimmen:
Fiſchlein, hüt' Dich vor dem Netze,
Das im Schooß des Meeres ruhet:
Läſſeſt bald wohl Leib und Leben!

„Ja — der Mond ſchien damals helle;
Heller war der Schiffe Brand . . .
Hol' der Teufel, Herr, die Hitze!
Am Aequator war's nie ärger!
Faſt kam uns die Hülf' zu ſpät."
— „Sagtet eben Ihr „zu ſpät" . .?"
„Ja, die Hülf' kam faſt zu ſpät!"
. . . . . .
Zu ſpät!
. . . . . .

Wolken waren aufgeſtiegen;
Rüſtig rafften ſie ihr Netz
Beutereich in's Boot hinein.
Raſch an's Ruder! . . . Heimwärts geht's . . .
Hei! Das fliegt . . . Das thut ſo wohl!
Rauſchend ſchießt das Boot von dannen
Mit den Wellen um die Wette . . .
Knirſchend gräbt ſich in den Sand
Nun der ſcharfe Kiel hinein . . .
Und am Lande ſind wir wieder.
„Gute Nacht! Auf Wiederſehen!"
— „Lebet wohl, bis morgen, Herr,
Und Ihr wißt — nur nicht zu ſpät!"

3.

Ich winkte dem alten Fiſcher.
Die Ruder ſollt' er ruhen laſſen,
Und nur die Wellen trieben ſanft
Unſer Boot vom Lande ab.
Ausgeſtrecket lag ich auf der Bank
Und ſchaute über Bord;
Schaute hinein in die klarblaue Fluth
Bis auf den Grund,
Der greifbar nah
Und doch unendlich tief
Unter uns lag . . .
Die Strahlen der Sonne
Fanden leuchtend ihren Weg
Bis dort hinunter
In die ſtille Wunderwelt . . .
Korallen und Muſcheln,
Wunderbar geformt,
Führten ein träumendes
Dämmerungsleben
In geheimnißvollen, dunklen Felsſpalten,
Umſchlungen von bunten Blumen,
Die ſich bewegten,
Tauſendgeſtaltig,
Pflanze halb, halb Thier.
Rieſengroße Bäume,
Leiſe zitternd und ſchwankend,
Streckten ihre ſchlanken Arme
Bis zu uns faſt hinauf,
Sehnſüchtig koſend
Mit der Sonne Strahlen;
Sie winkten mir zu:
Ich ſolle hinein
In's düſterrothe Korallenſchloß,
Wo die Nixen leben und lieben . . .
Schimmernd und gleißend
Schwammen Meduſen im Garten umher
Und glühende Sterne.
Sie grüßten ſich und klagten ſich ihre Noth:
Wie immer mehr der Sturm und der Menſch ſie ſtöre,
Und wie ſelten jetzt die ſonnenſtillen Tage,

Und daß unter ihnen die Eitelkeit
So erſchreckend zunehme
Und daß im Ganzen
Recht mißlich ſei dieſes fiſchige Leben.

Und immer mehr noch lockte die Sonne hervor;
Farbenſchillernd und leuchtend
Kreiſten und jagten die Weſen einher,
Und kokettirten und ſagten ſich Schmeicheleien,
Als wären ſie Menſchen;
Menſchen im Frack und in Handſchuhen,
Und in Sammet und Seide gekleidet,
Mit ſchön friſirten Haaren,
Erloſchenen Augen,
Hölzernen Herzen in der Bruſt
Und blaſirtem Lachen im Geſicht.
Und wie ich genauer hinſehe,
Erkenne ich lauter bekannte Geſichter,
Denen ich oft im Leben begegnet bin..
Sie ſchwirrten umher,
Wie auf der Erde oben,
Geſchäftig nur auf ſich bedacht,
Und ahnten es nicht,
Wie ſchön ringsum die Welt.

Plötzlich, aus einer lauſchigen Ecke
Unter den hohen Korallenbäumen
Trete ich ſelber hervor,
Blaß, mit zuckenden Lippen
Und zitterndem Herzen,
Wie auf der Erde oben;
Aber klar durchſichtig,
Wie das Waſſer, bin auch ich.
Und das Herz leuchtet hindurch,
Und rothes, warmes Blut
Strömt durch dies Herz . . .
Mit ihren Glotzaugen
Drängen ſich heran die kalten Fiſchnaturen
Und ſtaunen an
Das ſeltſam glühende Ding,
Das ihnen unbekannt,
Da ſie es ſelbſt nicht haben.
Mit ihren feuchten Naſen
Umſchnuppern ſie's und ſtoßen d'ran —
Dann lachen ſie verächtlich:
«Ce n'est pas comme chez nous!»
Und ſchießen fort,
Um Andern Platz zu machen.

Und immer mehr und dreiſter
Und toller drängt es ſich heran;
Den Athem faſt benimmt es mir:
Vergebens ſchau nach Rettung ich!
Da greift mit ſeinen hundert Armen
Ein widriger Polyp nach meinem Herz —
Laut ſchrei ich auf und fahr' zurück —
Und theilnahmvoll
Fragt mich der alte Schiffer,
Ob ich den Kopf im Schlafe
Mir geſtoßen? . . .

Moskauer Plauderei.

Moskau, im Mai 1885.

Seit das „Mütterchen" Moskwa, wie die alte Zarenstadt im Munde des Volkes mit ihrem Kosenamen genannt wird, als Residenz seiner Kaiser St. Petersburg nachgesetzt worden ist und nur pro forma als erste Residenz officiell figurirt, wird auf dieselbe in Sonderheit von den Bewohnern der bevorzugten Rivalin mit einer gewissen, souverainen Verachtung herabgesehen. Dennoch hat Moskau von seiner Bedeutung als natürliches Centrum des großen russischen Reiches durchaus nichts eingebüßt: noch immer ist es der Mittelpunkt des russischen Geisteslebens, in ihm entwickeln sich die politischen Strömungen, in ihm laufen alle Verkehrswege, das große russische Eisenbahnnetz zusammen, und es hat in Folge dessen den Handel des ganzen Reiches und weit hinein nach Asien und eine mehr und mehr sich entwickelnde Industrie für sich monopolisirt. Allein schon der letztere Umstand genügt, daß die alten Hansestädte des baltischen Meeres in enger und fortwährender Wechselbeziehung zu Moskau stehen und daß jene der russischen Metropole ein erhöhteres Interesse zuwenden. So hofft denn der Moskauer Plauderer bei dem Leser ein geneigtes Ohr zu finden, wenn er in längeren Zwischenräumen dieselben mit den Zuständen Moskaus auf dem Laufenden zu halten sucht. Selbstredend wird es auch die bedeutende deutsche Colonie sein, in der sich ja eine große Zahl Balten und solcher baltischer Abstammung befinden, über die er Nachrichten geben wird. Wenn wir der deutschen Colonie das Epitheton „bedeutend" geben, so gilt dies in gleicher Weise für die numerische Zahl, als in Betreff ihres Einflusses auf Handel und Industrie, wie in Betreff ihrer vortrefflichen und löblichen Einrichtungen, insbesondere der Armenpflege, der Schulen, Kirchen u. A. Läge bei uns die Statistik nicht gar sehr im Argen, so würde man genauer die Zahl der in Moskau lebenden Deutschen wissen können, so aber kann dieselbe nur eben annähernd auf 25 bis 30 Tausend geschätzt werden. — Die äußere Physiognomie Moskaus ist schon häufig genug auch von bedeutenden Schriftstellern geschildert; Allen, die die Stadt nicht durch eigenen Augenschein kennen, wird sie als ein farbenreiches und vielfach als ein fremdartiges, an asiatische Herrlichkeit gemahnendes Bild vorschweben.

Und ein ſolches iſt es in der That, wenn man es z. B. wie ſeiner Zeit der corſiſche Eroberer von den Sperlingsbergen, ſobald die Sonne ſich nach Weſten neigt, überblickt. Dann ſpiegelt ſich das Tagesgeſtirn in 1000 goldenen und ſilbernen Kuppeln oder ſtrahlt über ſolche, die in allen Farben des Regenbogens angemalt ſind. Es erſcheint in Folge der Verkürzung vor dem Auge eine an ſieben Werſt lange, ununterbrochene Reihe von Kirchen und Paläſten, welche eine Linie zu bilden ſcheinen, während die Stadt ein faſt kreisrundes Terrain bedeckt. Ein gleich prächtiges Panorama gewährt Moskau von der Kremlhöhe, von dem Thurme Iwan Weliki oder einem anderen Ausſichtspunkte aus. Märchenhaft und zauberiſch wird das Bild, wenn das Werſte umfaſſende Kremldreieck ſammt Umgebung zu nächtlicher Zeit in einem ſtrahlenden Flammenmeere erglänzt, wie wir es gelegentlich der Krönung vor zwei Jahren geſehen haben. Klever, Hoffmann, Bogoljubow und andere Künſtler verſuchten vergebens jenen grandioſen Effect auch nur annähernd wiederzugeben. Freilich, dringen wir in die Straßen und Gäßchen Moskaus ein, ſo hält der Zauber nicht lange Stand. Der ſchlechte Zuſtand der Straßen, deren ſchlechtes Pflaſter und Unreinlichkeit, die wie nirgendwo anders im Argen liegende Fahrordnung, die miſerablen Bürgerſteige, der entſetzliche Staub im Sommer und Eis- und Schneemaſſen im Winter, welche den Verkehr hemmen und meiſt ſo lange lagern, bis die liebe Sonne ſie ſchmilzt, bringen uns nur zu ſehr in Erinnerung, daß wir uns in einer faſt nur halbciviliſirten Stadt befinden, wo der beſtimmende Theil der Bewohner jeden ſchüchternen Verſuch einiger Fortſchrittler, Moskau die Vortheile moderner Civiliſation zu octroyiren, entſchieden zurückweiſt, und zwar als Eingriffe in die berechtigten Eigenthümlichkeiten Moskaus. Wenn Jene nun wo möglich die Zeit Iwan's des Grauſamen zurückerſehnen und vielleicht das Köpfen, Rädern und Spießen auf dem „Rothen Platze" vor dem Kreml wieder erſchauen möchten, ſchreitet aber immerhin zum Glück die Zeit über ſie hinweg; wenn auch unmerklich, beſſert ſich doch vieles in unſerer Stadt. So manches bleibt dann auch ſtabil beim Alten, und wenn ein dem Grabe entſtiegener Bewohner, der zur Zeit der Kaiſerin Katharina II. lebte, bei ſo vielen herrlichen Neubauten oder Verbeſſerungen ſein altes Moskau nicht mehr erkennen würde: in einzelnen von Neuerungen faſt unberührten Stadttheilen, auch im engen, winkeligen Kitai-Gorod (der City) oder im Goſtinoi-Dwor würde er ſich ſofort heimiſch fühlen. Die ſchöne neue Börſe zwar auf der Iljinka würde er mit einiger Verwunderung betrachten, aber im Goſtinoi-Dwor noch Alles faſt beim Alten finden. Dieſelben kleinen und engen Buden, die gleichen Waaren, die gleichen Phyſiognomien der Händler, der ambulanten Verkäufer von Eßwaaren, von Bliny, Kwaß und Obſt; — freilich würden ſie vor allen Dingen nicht mehr die gleichen Preiſe finden wie vor 100 Jahren. Allein auch der Goſtinoi-Dwor iſt heute ſchon depoſſedirt, die in den letzten Jahren in Moskau neu entſtandenen „Paſſagen" mit ihren großen und eleganten Verkaufsmagazinen haben jenen bereits entbehrlich gemacht und werden ihn bald gänzlich verdrängt haben. Die größte und beſuchteſte von den vier bereits beſtehenden Paſſagen, die von Solodow-

nikow, ist allerdings in diesem Winter gänzlich ausgebrannt, aber schon in diesem Herbst wird sie als ein Phönix aus der Asche wieder neu entstanden sein. Der riesige Feuerschaden, welcher über 2 Millionen Eigenthum vernichtete, zeigte übrigens in eclatanter Weise, wie sehr man noch in dem alten Schlendrian und in Vorurtheilen bei uns befangen ist, und wie der frischere Hauch, der unser Verwaltungssystem durchweht, in Moskau noch gar wenig Eingang gefunden hat. Das Feuer brach aus unbekannt gebliebenen Ursachen in einem jüdischen Magazin der Passage am Sonntage bald nach Schluß derselben gegen 4 Uhr, also noch bei Tage, aus, und obschon der aufgestellte Wächter und mit ihm Andere den hervordringenden Rauch wahrnahmen, so verweigerte der Erstere dennoch den Eintritt und das Oeffnen der Glasthür, bevor nicht der natürlich abwesende Oberdwornik zur Stelle war. Bis man an das Einschlagen der Glasthür eigenmächtig ging, hatte das Feuer bereits zu sehr überhand genommen, und bis die Feuerwehr (natürlich mit leeren Wasserfässern und ohne die Möglichkeit, hinlänglich Wasser herbeizuschaffen) sammt den für solche Vorkommnisse schon im Vornhinein organisirten Diebsgesindel an Ort und Stelle anlangte, konnte das rasende Element nicht mehr bekämpft werden. Eine freiwillige Feuerwehr, wie sie in vortrefflicher Organisation in den baltischen Städten existirt, hat Moskau *nicht*, und es wird solche auch niemals haben, da es seinen Bürgern durchaus an jenem Gemeinsinn fehlt, der besonders die jungen nordamerikanischen Städte so vortheilhaft auszeichnet und sie zu den wohnlichsten Heimstädten macht. Die Executive, soweit sie für das Städtische in den Händen der Duma liegt, ist die Saumseligste und Uebelberathenste, die sich denken läßt, und leider ist in den meisten Dingen der Polizeiverwaltung, der man besonders unter ihrer derzeitigen Leitung durch General Koslow vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, der Duma gegenüber ein Riegel vorgeschoben, welche ganz offenbar einen Trumpf darauf setzt, bei ihren Begehungs- und Unterlassungssünden zu verharren. In so vielen Dingen hat die Moskauer Duma ihre totale Unfähigkeit bewiesen, das große städtische Gemeinwesen, deren Wohlfahrt und Förderung ihr anvertraut ist, zu verwalten, daß sich jedem Einsichtigen die Frage aufdrängen muß, ob es nicht an der Zeit sei, dieselbe aufzulösen und an ihre Stelle eine von der Regierung eingesetzte Verwaltung zu creiren, welche aus einer *kleineren* Anzahl fähiger Männer zusammengesetzt sein müßte. Das würde sowohl den Gang der Geschäfte als die Verwaltungskosten wesentlich vereinfachen und verringern und eine baldige Verbesserung aller Verhältnisse herbeiführen. Wir würden wohl nicht mehr wie im vorigen Jahre an 6 Millionen Schaden bei 371 Bränden haben, endlich zu einem menschenwürdigen Pflaster, zu einer einigermaßen anständigen Reinhaltung der Straßen, Häuser und Höfe, zu einer Canalisation und vor Allem auch zu einer Wasserleitung gelangen, welche ausreichend der permanenten allgemeinen Wassernoth ein Ende macht. Die neue Executive müßte und würde es nicht für eine „Dreistigkeit" erklären, wie dies das neue Stadthaupt, Staatsrath Tarassow, in seiner Jungfern-, id est

Antrittsrede, gethan, alle dieſe höchſt nöthigen Einrichtungen für eine nahe Zeit in Ausſicht zu ſtellen. Bereits zwei Jahre hatte ſich unſere Duma ohne Stadthaupt beholfen, und ganz augenſcheinlich iſt es auch ohne eine ſolches ganz eben ſo gut oder ganz eben ſo ſchlecht gegangen. Kein Wunder, wenn ſich für ein ſo vielgliedriges Verwaltungsweſen, welches ſo viele Elemente von geringer Intelligenz und unentwickeltem Pflichtgefühl in ſich birgt, ein Haupt ſo lange nicht finden wollte, denn ſehr häufig iſt die Duma gar nicht beſchlußfähig, da viele Stadtverordnete die Sitzungen entweder niemals oder aber äußerſt ſelten beſuchen. So haben wir denn ſeit dem Jahre 1877 auch ſchon das fünfte Stadthaupt, kommt alſo im Durchſchnitt auf den Moskauer Lordmayor nur ein Jahr Regierungszeit, wenn wir die zwei Jahre der kopfloſen Zeit von 1883 bis 85 in Abrechnung bringen. Unſere Duma hat mit ihren Golowas nur wenig Glück. Im Jahre 1877 mußte das Stadthaupt Schumacher, weil in dem böſen Stroußberg'ſchen Proceß als einer der Schuldigen verurtheilt, in die Verbannung wandern, den ihm folgenden Herrn Ljamin war die neue Würde dermaßen zu Kopf geſtiegen, daß er gegen den Moskauer Civilgouverneur die gebotene Rückſicht und Höflichkeit verweigerte und lieber auf ſein Ehrenamt gleich nach ſeinem Antritt verzichtete; nach ihm hatte man eine vortreffliche Wahl in Herrn Tretjakow getroffen, und unter ihm durfte man ſich den beſten Hoffnungen für die Stadt hingeben. Allein die Herren Stadtväter machten ihm das Leben ſo ſauer, ſeine einſichtigen und loyalen Bemühungen erfuhren ſo viel Anfeindungen und Widerſprüche, daß auch er trotz aller Opferwilligkeit, die er als reicher und intelligenter Mitbürger ſeiner Vaterſtadt darbot, ebenfalls freiwillig auf ſeine Stellung Verzicht leiſtete. Der nun erwählte Univerſitäts-Profeſſor Tſchitſcherin war ein Mann nach dem Sinne Vieler, allein für ſeinen verantwortlichen, viele praktiſche Kenntniſſe erfordernden Poſten als völlig ungeeignet zu bezeichnen. Als bloßer Theoretiker und in gänzlicher Verkennung ſeiner Obliegenheiten ließ er ſich zu einer Zeit, wo die Augen von ganz Rußland, ja der Welt auf Moskau gerichtet waren, während der Krönung, eine Tactloſigkeit zu Schulden kommen, zufolge deren er, wie es hieß, veranlaßt wurde, ſeine Demiſſion als Stadthaupt zu geben. Bei der kürzlich erſt vollzogenen Neuwahl des Stadthauptes wäre der geeignetſte, weil mit allem Städtiſchen vollkommen vertraut, ein Herr Prochorowſchtſchikow geweſen, der Schöpfer von zwei Neubauten, welche der Wiener Architekt Weber (der auch derjenige der großen Ausſtellung von 1882 war) ausführte und auf welche Moskau ſtolz ſein darf, nämlich des Slawjänſki-Bazar und des großen palaisartigen Zinshauſes in der Twerſkaja im Renaiſſance-Styl. Herr Prochorowſchtſchikow erhielt aber gerade darum die wenigſten Stimmen, weil er als gefährlicher Neuerer galt und in einer beſonderen Broſchüre wahre Keulenſchläge gegen den Schlendrian ſeiner Amtsgenoſſen geführt hatte und die Nothwendigkeit zeitgemäßer Verbeſſerungen und Einrichtungen betonte. Herr Prochowſchtſchikow geht mit unerbittlichen Zahlen vor, und das gerade ſcheint am Wenigſten gefallen zu haben. Er berechnet,

daß Moskau bei hygienischen Neuerungen, wie sie in den civilisirten großen Städten nach rationellen Principien ausgeführt sind, jährlich in seinen großen Hospitälern 30,000 Kranke weniger haben würde, was einer Ersparniß von 5 Millionen gleichkomme. Er hätte gleich auch noch weiter gehen können, die Moskauer jährliche Todtenliste um 10,000 verringernd, es würde das eine Ersparniß der doppelten Summe, nämlich von 10 Millionen, bedeuten, falls er nur mit 1 Mille Rubel den Werth eines Menschenlebens berechnet. Wie schlimm es aber mit unserer Hygiene beschaffen ist, und vorzüglich in Folge unseres Wassermangels, beweist allein eine neuerliche Revision in den Bäckereien, bei der sich ergab, daß sich eine Anzahl derselben bei der Brodbereitung einer Flüssigkeit bediente, welche weniger die Bezeichnung von Wasser, sondern die von Jauche verdiente. Der bestellte Analytiker Wolchonski constatirte z. B. bei dem in einer Bäckerei verwandten Wasser 60 (sage sechzig) Procent Unreinigkeiten. Wie es mit den Schlachthäusern, der Canalisation, der Abfuhr und anderen Dingen bestellt ist, läßt sich nach jenen Erhebungen in den Bäckereien schließen. Alles und Jedes läßt zu wünschen übrig. Das öffentliche Fuhrwerk z. B. befindet sich meist in unreinlichem, oft scandalösem Zustande, eine eigentliche Fahrordnung existirt nicht, wird wenigstens nicht gehandhabt, eine Taxe haben wir eben so wenig, Wagen und Schlitten sind ohne Schutzdecken, das Ein- und Aussteigen in Pereljotken (einspännige Droschken) ist nicht nur höchst unbequem, sondern fast gefährlich, der Iswoschtschik (Fuhrmann) häufig genug frech, betrügerisch, betrunken und schlafend. Dennoch ist man bei den weiten Entfernungen in Moskau und bei dem schlechten Zustande der Straßen darauf angewiesen, recht viel zu fahren, und man rechnet auf weit über 40,000 Pferde in unserer Stadt. Da nun auch bei uns der Kuhhirt eine gar nicht unbeträchtliche Zahl von Hornvieh noch täglich in der Sommerzeit auf die Weiden vor der Stadt führt, so wolle man sich daran erinnern, welche ungeheure Menge von Abfällen und Unrath allein unsere Vierfüßler zu Wege bringen, der Einwohner, deren Zahl sich der Million nähert, nicht zu gedenken. Wir erinnern hier an das Curiosum, daß die Duma vor etwa drei Jahren eine Zählung der Einwohner Moskaus in Scene setzte, allein damit nicht zu Stande kam, trotzdem sie 42,000 Rubel dafür verausgabte.

Bei unserem, wie gesagt, recht miserablen Zustande der Miethfuhrwerke bietet das, Gottlob! schon ziemlich umfangreiche Pferdebahnnetz eine wesentliche Erleichterung, wenn immerhin ein rationellerer Betrieb sehr erwünscht sein müßte. Auch hier fällt uns eine nicht eben fortschrittliche Erörterung in der Duma bei, welche für Aufhebung einer Pferdebahnlinie plaidirte, weil sie angeblich „den Verkehr hinderte“. Nun ist aber wohl klar, daß 20 gewöhnliche Droschken, welche 40 Personen befördern, mehr Verkehrsstörung verursachen müssen als ein einziger Pferdebahnwaggon, der allein 40—44 Personen zu fassen vermag. Das neueste nette Schildbürgerstücklein der Duma ist aber der Beschluß, in diesem Jahre die Straßen nicht zu besprengen, sondern die früher dafür angesetzten 40 Tausend Rubel zu streichen. Als ob diese in dem Etat von 6 Millionen von so großem

Gewicht wären, denn dieſe Summe erreicht beinahe unſer ſtädtiſches Budget, iſt alſo in der gleichen Höhe wie das der Reſidenz St. Petersburg, während aber dort bedeutend mehr geleiſtet wird. Um nun der Welt zu zeigen, daß die ſogenannte 3. Kategorie der Stadtverordneten ſich auf der Höhe der Zeit befindet (ſie nämlich verweigert das Beſprengen), hat ſie die Theorie des Bacillenprofeſſors Koch herangezogen und behauptet, das Beſprengen befördere die Cholera. Vorerſt wird alſo nicht beſprengt; allein zu allem Glück hat ſich unſer eben ſo einſichtsvoller als allverehrter Generalgouverneur Fürſt Dolgoruki in die Sache gelegt, und die Entſcheidung der Frage der Medicinalverwaltung anheimgegeben; wir haben demnach die beſte Hoffnung, vor dem läſtigſten Sommerübel, dem Staube, wenigſtens einigermaßen bewahrt zu bleiben, denn ſelbſtverſtändlich werden nur die Hauptſtraßen und dieſe nicht in ihrer ganzen Breite, ſondern nur in einem ſchmalen Streifen nothdürftig angefeuchtet. Nur bei ſehr ſtarken Regengüſſen pflegt man etwas gründlicher und ausgiebiger zu beſprengen.

Unſere Straßenbeleuchtung iſt zwar keine glänzende, aber ganz paſſable; wo Klagen gegen dieſelbe laut werden, ſind ſie mehr an die Adreſſe der engliſchen Gascompagnie gerichtet. Gasbeleuchtung wird hier etwa ſeit 15 Jahren „ſchon“ exiſtiren, überdies haben wir zum Theil ſogar elektriſche Beleuchtung nach Jablonſki's Syſtem. Solche iſt von der Duma bei der gelegentlich der Krönung eingeweihten herrlichen Erlöſerkirche und von Privaten noch an 2 Stellen eingeführt, an dem großartigen Renaiſſancepalaſte von Popow und dem ſchönen Petrowſki'ſchen Proſpect, den Architekt Freudenberg nach Muſtern des neuen Wien für eine Actiengeſellſchaft erbaute.

Unſer Pflaſter, vor Allem die partie honteuse, hat wohl kaum in 30 Jahren erhebliche Beſſerung aufzuweiſen; einige kleine asphaltirte Strecken, die doch zur Nachahmung auffordern mußten, ſind nicht vermehrt worden. Vor faſt drei Decennien hatte ſich der franzöſiſche Botſchafter bei der Krönung über unſer Pflaſter in ſehr ſtarken Ausdrücken geäußert. Wir ſelbſt haben die gleiche Aeußerung, wenn auch nicht in der unmanierlichen Form, von einem fremden Geſandtenpaar bei der Krönung vernehmen müſſen.

Alles dies betrifft unſere Schattenſeiten, die wir weder verhehlen wollen, noch verhehlen können, ſondern lieber, wie dies Pflicht der Preſſe iſt, offen und ohne alle Beſchönigung darlegen. Man wird uns, nachdem wir das gethan, um ſo lieber einräumen, auch den Revers der Medaille zu zeigen und uns den Lichtſeiten der großen ruſſiſchen Metropole zuzuwenden. Getroſt dürfen wir der Zukunft Moskaus in's Auge ſehen. Es wird und muß eine Zeit für dasſelbe noch kommen, wo es nicht allein eine große, reiche und einflußvolle Stadt ſein wird, ſondern trotz ihrer fremdartigen, uneuropäiſchen Phyſiognomie auch eine eben ſo ſaubere, ſchöne, elegante, comfortable und vor allem geſunde. Leider iſt Moskau zur Zeit dies noch nicht, die Mortalität wird wenig hinter Petersburg zurückbleiben, wo von 1000 Einwohnern jährlich 42 ſterben (in London nur 19, und zwar erſt ſeitdem die Waſſerleitungen auf den Kopf täglich 135 Liter gutes,

reines Waſſer liefern). Nicht nur unſere Duma, ſondern alle ſtädtiſchen Verwaltungen ſollten dies ad notam nehmen. Einen erheblichen Vortheil vor vielen anderen Städten, beſonders in ſanitärer Beziehung, beſitzt Moskau in ſeinen zahlreichen großen Plätzen, im Ganzen gegen 80, ſeinen vielen Privatgärten, Parks und Teichen innerhalb der Stadt und ſeiner doppelten Umgürtung von Boulevards, den eigentlichen Boulevards des Stadtinnern und der mit Gärten und Bäumen beſetzten Gartenſtraße, welche ſich um das ganze Moskau des linken Flußufers zieht. Dieſelben geben eben ſo viele Luft und Lichtungen, welche den meiſten Städten gänzlich fehlen, nirgends aber ſo groß und zahlreich als bei uns gefunden werden. Außerdem hat ſich in den letzten Jahren eine weſentliche Verbeſſerung in den Parkwegen der Boulevards und in dem Anlegen verſchiedener neuer Squares gezeigt, die vorzugsweiſe dem jetzt ſtädtiſchen, früher kaiſerlichen Gärtner Herrn Demure, einem Belgier, zu danken iſt, welcher ſeine erſprießliche Thätigkeit unter dem Regime Tretjakow begonnen. Obſchon Ausländer, hat derſelbe vortrefflich verſtanden, den hieſigen häufig ſo ſchwierigen Verhältniſſen Rechnung zu tragen und mit relativ kleinen Mitteln viel zu leiſten, wie dies die competenteſten unter den ruſſiſchen und deutſchen Gärtnern (ſeine Collegen) ohne Neid zugeſtehen. Was Wunder, daß er Anfeindungen nicht entgangen iſt und daß eine gewiſſe Partei in der Duma den Ausländer aus dem Sattel zu heben verſuchte. Den Vorwand mußte die von Herrn Demure in Angriff genommene und äußerſt nöthige Verjüngung des Sokolniker Stadtwaldes abgeben, wo er die überſtändigen, morſchen alten Kiefern niederlegen ließ, um nach allbekanntem Forſtgeſetz den Wald vor Windbruch und Lichtung zu ſichern. Jetzt wurde der Vorwurf erhoben, die Bäume ſeien keineswegs überſtändig, da aus denſelben noch „Harz“ quelle. Jenen Weiſen der Duma war es alſo unbekannt, daß auch aus einem 100jährigen Möbel, z. B. einer Bettſtelle aus Kiefernholz, noch Harz quillt, ſobald man dieſelbe nur an die Sonnenſtrahlen oder an einen warmen Ofen bringt. Zum Glück iſt Herr Demure auch heute noch der ſtädtiſche Gärtner, und wir gedenken ſeiner reizenden Anlagen, einer Erweiterung des Katharinenparks, der hübſchen Squares auf dem großen Lubjanka-Platz und am Rothen Thor, des künſtleriſchen Gartenſchmucks, der den neuen Erlöſer-Tempel umgiebt, und anderer.

Wie durch gärtneriſche Anlagen, hat Moskau durch viele ſchöne Bauten in den letzten Jahren ſo manche Ausſchmückung erfahren. Wir nannten ſchon verſchiedene: die Prochorowſchtſchikow'ſchen Bauten, den Popow'ſchen Renaiſſance-Palaſt auf der Schmiedebrücke, der im Parterre und in der erſten Etage zu Verkaufsläden beſtimmt iſt, den Petrowſki'ſchen Proſpect, der eine hochelegante Straße ganz modernen Ausſehens bildet, dann die verſchiedenen neuen Paſſagen, die trotz aller Eleganz den Bauunternehmern vortreffliche Renten geben. An öffentlichen neuen Bauten citiren wir das großartige polytechniſche Muſeum, gleichen Zwecken dienend wie das Pariſer Musée des arts et des métiers, und das hiſtoriſche Muſeum (bisher noch nicht eröffnet). Das letztere iſt ein noch um-

fangreicherer Backsteinbau als der erstere und besonders durch seine gewaltige Masse und seine großen Dimensionen imponirend. Ueber den soit disant russischen Baustil beider Riesenbauten ließen sich freilich allerhand Einwendungen machen, und besonders bei dem historischen Museum scheint der Architekt Sherwood (trotz des englischen Namens Russe) die Mannigfaltigkeit und den unruhigen Wirrwarr der bekannten Kirche Wassili Blaschenoi noch überboten zu haben. Die innere Construction indessen ist bei beiden Museen praktisch und würdig, freilich durchaus nach modernen Mustern.

Selbst des statuarischen Schmuckes entbehrt unsere Stadt nicht mehr. Am Ende des schönen Twerskoi-Boulevard erhebt sich das eherne Standbild Puschkin's auf einem herrlichen Unterbau von polirtem Granit und flankirt von schönen, hohen Candelabern. Das Modell des projectirten großartigen Denkmals, welches dem unvergeßlichen Kaiser Alexander II. von der Stadt errichtet werden wird, ist jetzt Sr. Majestät dem Kaiser zur Genehmigung unterbreitet. Man hat unter den fast zahllosen Projecten, welche zur Concurrenz eingingen, eine offenbar würdige Wahl getroffen und das des Bildhauers Antokolski zur Ausführung bestimmt. Es wird dereinst einen herrlichen Schmuck des großen Hofes im Kreml bilden und gegenüber dem kleinen Palais, in welchem der verewigte Kaiser geboren wurde, errichtet werden. Bei dieser Gelegenheit citiren wir auch den löblichen Beschluß unserer Duma, der großen Katharina II. im Hofe des Dumagebäudes ein Denkmal zu errichten. Veranlassung gab die Feier ihrer 100jährigen Verleihung der Städteurkunde. Ob sich aber die Duma auch dieses kaiserlichen Gnadenactes würdig erwiesen? Diese Frage glauben wir genügend in dem Vorangegangenen erörtert zu haben.

Da wir einmal bei den schönen Künsten angelangt sind, müssen wir füglich einen Blick auf die Malerei in Moskau werfen, die freilich bei Weitem in dem zurücksteht, was Petersburg bietet. Nur eine kleine Anzahl von russischen Malern hat in Moskau ihr Domicil, wir nennen einige der namhafteren, als: Botkin, Kamenew, Kisselew, Lemoch, Makowski (Wladimir und Alexandrine), Nevrew, Savitzki, auch der 1880 verstorbene Perow lebte in Moskau. Uebrigens besitzen wir auch eine Kunstschule für Malerei und Architektur, aus der so manche Künstler hervorgingen, welche Preise der St. Petersburger Akademie erhielten. Man darf also keineswegs behaupten, die Malerei werde in Moskau nicht gepflegt, und haben wir auch nicht jene herrlichen öffentlichen Gemäldesammlungen aufzuweisen wie St. Petersburg, der Bilderfreund kennt hier manche private und öffentliche Schätze, an denen sein Auge sich erfreuen kann. Das Moskauer Mäcenenthum darf sich dreist mit dem Petersburger in eine Linie stellen, ja es übertrifft dasselbe durch einzelne seiner loyalen und kunstsinnigen Bürger bei Weitem, wie wir unten sehen werden. Das öffentliche Rumjanzow'sche Museum enthält eine beachtenswerthe Sammlung von Gemälden, obschon seine ethnographische und auch andere Abtheilungen im Grunde ein größeres Interesse in Anspruch nehmen. Sind im Rumjanzow'schen Museum auch viele unbedeutendere Bilder der aus-

ländischen älteren Schulen und solche von zweifelhafter Echtheit, so enthält es doch manches recht gute Bild der russischen Schule und vor Allem das große, berühmte Bild Iwanow's, dem der Künstler wohl gute zehn Jahre in Rom widmete und welches dort seiner Zeit das größte Aufsehen erregte. Iwanow mag für dieses Bild in größter Dimension (die Taufe des Heilandes durch Johannes) über hundert Oelstudien gemalt haben, er hat verschiedene Entwürfe desselben wieder *verworfen* und gewissermaßen sein ganzes Künstlersein mit diesem einen großen Werk ausgefüllt. Dennoch macht die Ausführung auf den Beschauer einen nicht ganz befriedigenden, glücklichen Eindruck, und es gilt dies besonders von der allzu gewagten Farbengebung. Im Grunde bedeutender sind hier die in privatem Besitze befindlichen Kunstschätze. Vorzügliche ältere Bilder, zum Theil sehr werthvolle Originale italienischer Meister, befinden sich bei dem fürstlich Golizyn'schen Majorate, eine ganz auserlesene Sammlung von wahren Perlen der modernen ausländischen Künstler bei Herrn Botkin und eben solche bei den Herren Andreas Zenker, Tretjakow, Stankewitsch, Masurin u. A. Herr Soldatenkow besitzt eine gute Anzahl Bilder russischer, namhafter Maler, den größten Schatz russischer Bilder aber, welcher in ganz Rußland nicht seines Gleichen hat, enthält die große, nur russischen Malern gewidmete National-Gallerie des Herrn Tretjakow, in welcher wohl kaum ein einziger irgend wie namhafter Künstler von den Zeiten Katharina's II. an bis zum heutigen Tage fehlt. Dort finden sich die herrlichsten, großen Staffeleibilder von Aiwasowski, Klever, Lagorio, Schischkin und vor Allen von W. W. Wereschtschagin; viele werthvolle und interessante Studien von Iwanow, Bilder von Bronnikow, Brüllow, Gué, Makowski, Perow, Rizzoni u. A. Um ein Beispiel zu geben von dem freigebigen Mäcenenthum des Herrn Tretjakow, erzählen wir die Geschichte der herrlichen Collection Wereschtschagin'scher Bilder, welche seine Gallerie enthält, deren Werth (nicht der Gallerie, sondern der Collection Wereschtschagin) auf 200,000 Rubel zu schätzen ist. Der Hauptsache nach besteht dieselbe aus dessen bedeutendsten Bildern und zahllosen Handzeichnungen aus Centralasien, welche außer ihrem hohen künstlerischen Werthe auch einen solchen in ethnographischer und historischer Beziehung besitzen, der, wie für ganz Rußland, besonders für dessen Metropole Moskau die größte Bedeutung hat. Sonach wäre es ein unersetzlicher Verlust gewesen, wäre gerade diese Collection in's Ausland, etwa nach London, gewandert, wo sich unzweifelhaft Liebhaber für dieselbe gefunden haben würden. Die von loyalen und patriotischen Gesinnungen beseelten Herren Tretjakow und Botkin kauften also die complete Sammlung an, um sie *Moskau* zu erhalten und der Stadt mit derselben ein wahrhaft fürstliches Geschenk zu machen. Es wurde derselben einfach die Bedingung gestellt, für die Collection ein geeignetes Local anzuweisen und sie dem Publicum unentgeltlich zugänglich zu machen. Zur Ausführung dieser Bedingung war eine Frist von drei Jahren gestellt, und während dieser Zeit drückte sich die Collection als geduldet in den Sälen der Gesellschaft der Kunstfreunde umher, wurde aber zur Freude aller

Kunſtfreunde in dieſen nicht acceptirt. Jetzt prangt ſie in aller Herrlichkeit in einigen neu eröffneten Sälen der Tretjakow'ſchen Gallerie, welche im Winter und Sommer zu jeder Zeit dem Beſuche offen ſteht und dem Beſchauer allen Comfort bietet und vortrefflich für günſtiges Licht und alle übrigen Erforderniſſe eingerichtet iſt. Welch' vortrefflicher Bildermarkt aber Moskau für die heimiſchen Künſtler iſt, zeigte Wereſchtſchagin's vor zwei Jahren hier inſcenirte Ausſtellung ſeiner neueren Bilder, darunter jene vielbeſprochenen und bekrittelten, von Narren und Pſeudo-Patrioten in den Schmutz gezogenen vom Schipka-Paß. Herr Tretjakow kaufte von jenen Bildern für die Summe von 40,000 Rubel, ein anderer Kunſtfreund, Herr Tereſchenko, wie Herr Tretjakow dem Kaufmannsſtande angehörend, für 48,000. Ein ausländiſcher Künſtler, der in Moskau ebenfalls ſein Atelier ſeit einer Reihe von Jahren ſchon errichtet hat, iſt Herr Pietſch, deſſen duftige Landſchaftsbilder, als er noch in Deutſchland lebte und arbeitete, dort ſtets Glück machten. Zur Zeit ſind es meiſt Gegenden aus der Krim, welche aus ſeinem geſchickten und fleißigen Pinſel hervorgehen. Bis zum Jahre 1880 lebte hier auch der greiſe Maler Dittenberger, nachdem es für ihn aus guten Gründen unmöglich geworden war, ſich ferner in Petersburg aufzuhalten, wo er noch zu Zeiten des Kaiſers Nicolai ſein Domicil genommen hatte. Mit ſeinem großen hinterlaſſenen Bilde, angeblich „den Zar-Befreier inmitten ſeines Volkes" darſtellend, hat ſich ſeiner Zeit Ihr Petersburger Chroniſt und theilweiſe nicht mit Unrecht in abfälliger Weiſe beſchäftigt. Jenes Rieſenbild von 80 Quadrat-Arſchin hat längere Zeit Moskau und Umgegend (den Niſhnier Markt z. B.) unſicher gemacht. Früher hat es der Maler in London, Berlin, Riga und in anderen Städten umhergefahren, und dasſelbe konnte ſich einer recht günſtigen und wohlwollenden Beurtheilung der engliſchen, deutſchen und ruſſiſchen Preſſe (des Katkow'ſchen Organs, der „Moskowſkija Wedomoſti") rühmen. Dennoch iſt dasſelbe in jener froſtigen, akademiſchen Manier der 20er und 30er Jahre gemalt, die längſt in der deutſchen Kunſt ein überwundener Standpunkt iſt. Indeſſen ſind immerhin viele Rügen Ihres Chroniſten nicht ganz ſtichhaltig. Alle Typen des figurenreichen Bildes ſind ſeiner Zeit, wie dies die Studienköpfe des Malers documentiren, genau nach dem Leben portraitirt. Daß derſelbe den Platz vor dem Winterpalais als anſteigendes Terrain behandelt, iſt eine nicht zu tadelnde künſtleriſche Freiheit des fictiven Vorganges, der ja in Wahrheit keineswegs ſtattgefunden hat. Uebrigens wenden wir uns an die Adreſſe der ruſſiſchen Hiſtorienmaler, welche noch nie daran dachten, den großen heroiſchen Act des Zar-Befreiers zu verherrlichen, der ihnen doch wahrlich einen beſſeren und würdigeren Vorwurf aus Rußlands Geſchichte gewährt, als der abgebrauchte und gruſelige Stoff „Zar Iwan der Grauſame". Jedenfalls gratuliren wir der Petersburger Duma keineswegs zu ihrer Acquiſition, ſollte ſie zum Ankauf des Dittenberger'ſchen Bildes geſchritten ſein, und zwar aus einem ſchwer wiegenden Grunde, von dem es uns ſchier Wunder nimmt, daß er den Petersburgern ſo ganz und gar nicht bekannt iſt. Das fragliche Gemälde iſt nämlich einfach in Rückſicht auf die ihm

gegebene Bezeichnung „der Zar-Befreier" als ein Schwindelbild zu entlarven, da es im Grunde einen ganz anderen Vorgang darstellen sollte. Dittenberger hat es bereits zu Zeiten des Kaisers Nicolai gemalt. Damals bildete den Mittelpunkt die Gestalt dieses Kaisers, welcher „seinem Volk" den Krimkrieg proclamirt. Dittenberger nannte es „Aufruf des Kaisers an sein Volk". Nach dem Tode des hochseligen Kaisers Nicolai kratzte der Maler dessen Figur aus, setzte den Zar-Befreier an seine Stelle und taufte das Gemälde um. Leider war er unklug genug gewesen, von dem Bilde in der alten Gestalt Photographien zu nehmen, und eine solche ist noch als eine demonstratio ad oculos in unserem Besitze.

Wenn wir nun bei den Künsten auf die musikalischen Zustände übergehen, so kann wohl der Moskauer mit einigem Stolze darauf hinweisen, daß diese hinter denen von Petersburg keineswegs zurück-, sondern wohl sogar in Manchem über denselben stehen. Besonders seit unter einem einsichtigeren, neuen Regime das Monopol der kaiserlichen Theater aufgegeben worden, hat sich ganz offenbar die russische nationale Oper im großen kaiserlichen Theater gehoben. Zu nicht geringem Theil ist dies der vortrefflichen Ober-Regie des Herrn Barzal zuzuschreiben, der als eben so vortrefflicher Sänger gleichzeitig als erster Tenor an der russischen Oper thätig ist. Von hohem Interesse für alle russischen Melomanen war kürzlich die erste Aufführung einer Oper der Frau Serowa „Uriel Acosta", unseres Wissens die erste Dame, welche als Opern-Componistin aufgetreten ist. Auch dies wäre als ein Ruhm für Moskau zu bezeichnen. Das Haus war bei jener Première ausverkauft, trotzdem die Meininger concurrirten, und Frau Serowa hatte mehr als einen succès d'estime zu constatiren, denn zum Glück hat bei uns das Sprüchwort keine Berechtigung, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt. Obschon nun auch die Kritik die Oper nur günstig beurtheilte, will Frau Serowa dieselbe dennoch gänzlich umarbeiten, sie legt also einen strengeren Maßstab als Publicum und Kritik an ihr Werk. Frau Serowa's äußere Erscheinung ist eine kräftige Gestalt, auf deren Schultern sich ein fast männlicher Charakterkopf wiegt, eingerahmt von jenem halblang gehaltenen üppigen Haargelock, das wir bei den musikalischen Genies und Pseudo-Genies zu sehen gewohnt sind. Eine große Bedeutung in der moskowischen musikalischen Welt haben die regelmäßigen 10 Abonnements-Concerte der Kaiserlich russischen Musik-Gesellschaft erlangt, welche 21 Jahre vom Director des Moskauer Conservatoriums Nicolai Rubinstein geleitet wurden. Die drei letzten Jahre standen sie unter ausschließlicher Leitung von Max Erdmannsdorfer, unter welchem die Concerte eine solche Anziehungskraft gewonnen haben, wie etwa jene des Leipziger Gewandhauses, nur daß dieses kaum die Hälfte des Auditoriums wie ersteres aufzuweisen hat, denn in unserem größten Concertsaal, dem des Adels-Casino, drängen sich an den Musikabenden gegen 3000 Menschen, während noch viele wegen Mangels an Plätzen zurückgewiesen werden müssen. Ein kurzer Ueberblick dessen, was in diesen Concerten geboten wurde, wird den Beweis geben, daß wir in

Moskau Musikaufführungen gehört haben, an die sich bisher die musikalischen Kräfte Petersburgs noch nicht wagten. So brachte Meister Erdmannsdörfer in der Saison von 1883/4 Liszt's großes Oratorium „Die Heilige Elisabeth" vollständig bei ganz vorzüglicher Execution, in welcher vornehmlich die Chöre excellirten, in der verflossenen Saison aber das große Werk Beethoven's, die 9. Symphonie mit den Chören. In der vorhergehenden Saison führte Max Erdmannsdörfer den genialen Pianisten d'Albert, den Moskau dann erst an Petersburg abgab, bei uns ein, in dieser Saison aber hörten wir die Solisten Auer, Popper, Grützmacher, Rubinstein, Scharwenka und Bülow in den Concerten der musikalischen Gesellschaft. Kein Wunder, daß Max Erdmannsdörfer zu den populärsten und gefeiertsten Männern Moskaus gehört und daß ihm Lorbeerkränze, kostbare Geschenke und Ehren aller Art reichlich zufließen. Es sei hierbei erwähnt, daß die genannte Gesellschaft gleichzeitig das Moskauer Conservatorium in sich schließt, jenes verdienstvolle Institut, dem wir die Heranbildung vieler und bedeutender russischer Künstler danken. Bekanntlich ist Protector desselben der kunstliebende Großfürst, Se. Kaiserliche Hoheit Konstantin Nikolajewitsch, dessen verdienstvoller, langjähriger Präsident Herr Alexejew. Das Budget des Conservatoriums beziffert sich auf 100,000 Rubel, von denen durch die Concerte 50,000 Rubel aufgebracht werden. — Einen nicht zu unterschätzenden Concurrenten, dessen eifriges Streben und musikalische Tüchtigkeit in ähnlicher Weise das Musikleben in Moskau fördert und welchem die Moskauer für mannichfache Genüsse Dank schulden, ist der musikalischen Gesellschaft in Herrn Schestakowski entstanden, dem Leiter einer zweiten Musikgesellschaft, der Philharmonischen. Da derselben nicht ein gleich vollständiges Orchester zu Gebote steht, so legt Herr Schestakowski nicht ganz den Schwerpunkt auf orchestrale Leistungen, dagegen hat er uns in den beiden letzten Saisons erste Sterne am Gesangshimmel vorgeführt und wohl auch hierdurch und durch ein stets gut gewähltes Programm an Terrain gewonnen. So machte bei ihm die Dresdener Coloratursängerin Schuch-Proska in der früheren Saison Furore, und es gebührt Schestakowski das Verdienst, uns die unvergleichliche, noch immer unvergleichliche Lucca nach Rußland zurückgeführt zu haben, bei der es ihren alten Bewunderern selbst schien, als habe nicht nur die Stimme keineswegs verloren, sondern auch die Vortragsweise noch gewonnen. Lucca sang unter enthusiastischem Beifall sowohl in der früheren, als in der letzten Saison. Als Dirigenten sahen wir auch Max Bruch bei Schestakowski und hörten die Pianistin Fräulein Timanowa. In dieser Saison Maria Wilt, die eine ganz ungewöhnliche Sensation in Moskau hervorrief, da sie hier gänzlich unbekannt war, aber durch ihre Stimme und unvergleichliche Gesangeskunst geradezu verblüffte. Wir haben dann die übrigens schon 52jährige Sängerin an Petersburg abgegeben, wo sie den gleichen Erfolg wie in Moskau errang. Zwei neue heimische Gestirne am Gesangeshimmel brachte Schestakowski noch mit dem Tenor Mierzwinski und Alma Fohström, der schon ein bedeutender Ruf aus Mailand, Berlin und den baltischen Städten vorangegangen war. — Der leicht geschürzten

Muſe, der Operette, die in Moskau im Lentowſki-Theater und im deutſchen Theater des Herrn Paradies cultivirt wurde, erwähnen wir nicht näher, aber deſſen, daß nach dem Fallen des Theater-Monopols ein friſcherer Hauch auch in das Moskauer Bühnenleben kam, und daß hier mit einem Schlage neben den beiden kaiſerlichen Theatern 3 neue größere Theater entſtanden, das von Lentowſki, das Korſch'ſche und das Deutſche des Herrn Paradies. Dem Letzteren iſt das große Verdienſt nicht abzuſprechen, daß er mit ſeinem geſchickt dirigirten Kunſtinſtitut der deutſchen Colonie vorerſt gewiſſermaßen einen Mittelpunkt durch eine deutſche Schaubühne geſchaffen hat, und daß er zweitens der deutſche Muſe vollſte Anerkennung bei dem ruſſiſchen Publicum, beſonders durch ſeine Gäſte Marie Barkany, Poſſart, Haaſe, Sonnenthal und Barnay verſchaffte. Glückliche und gedeihliche Wechſelbeziehungen hat das deutſche Theater zwiſchen der ruſſiſchen Geſellſchaft, der ruſſiſchen Künſtlerwelt und der ruſſiſchen Preſſe einerſeits und dem deutſchen Theater andererſeits hervorgerufen, und beſonders hat ſich die ruſſiſche Preſſe zu einer geradezu begeiſterten Lobrednerin deutſcher Kunſt aufgeworfen und dieſelbe als erſtes und beſtes Muſter für die heimiſche Kunſt geprieſen. Auch mit der Moskauer deutſchen Colonie ſtand und ſteht Herr Paradies im allerbeſten Einvernehmen, zumal er ſtets in freigebigſter Weiſe unſere deutſchen Wohlthätigkeitsanſtalten unterſtützte und weil er, nachdem ihm ſein Theater in der Solotownikow'ſchen Paſſage abgebrannt war, trotzdem er großen Schaden erlitten und aller Verpflichtungen gegen ſein an 100 Köpfe zählendes Perſonal ledig war, ſämmtliche Contracte aufrecht erhielt und, große Opfer nicht ſcheuend, in einem anderen raſch renovirten Theater ſeine Vorſtellungen in einer Woche ſchon wieder aufnahm. Jetzt baut der rührige Mann mit Unterſtützung des Fürſten Schachowſkoi ein neues, eigenes Theater, welches 1600 Perſonen faſſen und eine Viertel Million koſten ſoll, und im Herbſt vielleicht ſchon bezogen werden kann. Director Paradies hat denn auch den viel bewunderten und mit ſo viel Recht bewunderten „Meiningern" das Terrain in Moskau geebnet, und da dieſelben im nächſten Jahre nach Rußland zurückkehren und vermuthlich auch die baltiſchen Städte beſuchen, referire ich Ihnen vielleicht noch über dieſelben. In meiner nächſten Plauderei aber möchte ich Sie in die Organiſation unſerer deutſchen Colonie einen Blick werfen laſſen und noch für ſo manches Moskowiſche Mittheilungen geben, wofür der mir zugemeſſene Raum für heute nicht ausreicht.

V. d. L.

Aus der Hauptstadt.

Wieder einmal „embarras de richesses“. — Die öffentliche Stimmung und „morgen wieder loustic“. — Von den Dumawahlen. — Die Presse und der Geist der Verneinung. — Der Victor Hugo-Cultus und der „Zolaisme“. — Ausstellungen und kein Ende — Ein Augenblick im Gebäude des „Salzdepot“. — Von den Kunstausstellungen. — Bei den Wanderkünstlern. — In der Akademie.

St. Petersburg, Mitte Mai.

Ich wollte, Gladstone, das ehrenwerthe Haupt der englischen Regierung, riefe mir ein «hands off!» zu, wenn ich jetzt an die saure Chronistenarbeit gehe, beim schönsten Pfingstwetter Ihnen von dem Petersburger Leben und Weben während der letzten Wochen zu erzählen.

Aber Mr. Gladstone ist leider etwas kleinlaut geworden und wird sich wohl nicht so bald wieder in Dinge mischen, die ihn nichts angehen. Und während er sich mit seinem parlamentarischen Siege über die diplomatische Niederlage tröstet und den „Walfisch“ zu beruhigen sucht, den Lord Dufferin und Lord Salisbury und Consorten erst so gereizt und aufgeregt hatten, kann ich selbst zusehen, wie ich mir aus der Patsche helfe, in die ich durch die Herren Diplomaten und die Kriegshelden vom grünen Felde des Redactionstisches gerathen bin: sie zwangen mich, in der letzten „Plauderei“ die Mode des Augenblicks mitzumachen und auch ich mußte mich hinauswagen auf das stürmische Meer der Politik und mußte mitwandern in den Irrgängen des Labyrinths, das das „Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei“ uns aufbaute und — und inzwischen stand die Zeit nicht still und hat das Leben nicht gerastet und hat für den Chronisten Stoff angehäuft in einer solchen Menge, daß er sich vorkommt wie im Archiv der „Kachanow'schen Commission“ mit seinen Bergen von Projecten, Memoiren, Gutachten, an denen vier Jahre geschrieben worden ist ad majorem gloriam der Papier- und Tinte-Fabrikanten; denn die Commission ist nun allendlich geschlossen und, von ellenlangen Registern begleitet, werden ihre Acten in's Archiv des Ministeriums des Innern übergeführt, jedes einzelne Fascikel als ein stummer und doch beredter Zeuge dafür, wie fruchtbar unsere Generation an — guten „Ideen“ ist.

D. h. unſere Generation im Allgemeinen. Beim Einzelnen, z. B. bei Ihrem unterthänigſten Reſidenzplauderer, iſt das nicht der Fall, und mir kommt durchaus keine „gute Idee“, wie ich denn eigentlich meine Aufgabe löſen ſoll, ohne daß mir ein Gladſtone'ſches «hands off!» als deux ex machina zu Hilfe kommt und es mir verbietet, an dem einen oder anderen Stoff zu rühren.

Aber ſeitdem John Bull es verſucht, ſein Geſicht zu einem breiten, freundlichen Grinſen zu verziehen und dem „Elephanten“, der ſo beunruhigend feſt und kampfentſchloſſen daſtand und nicht willens iſt, auch nur um Handbreite zurückzuweichen, zuruft:

„Setze Dir neben mir,
Dir ſteh'n zu ſeh'n, das jammert mir!“

ſeitdem habe ich es wieder nur mit dem Publicum zu thun und dieſes ſpricht:

«I stay here on my band».

* * *

Wohl oder übel alſo muß ich beginnen. Wenn aber zu guterletzt es heißen wird: „Du lieber Himmel: er hat ja das nur genannt, wovon er ſchreiben ſollte und hat nur darüber geſchrieben, was heute nicht mehr genannt wird!“ — ſo waſche ich meine Hände in Unſchuld.

Mit Einem freilich werde ich leicht fertig: mit der öffentlichen Stimmung. An die Stelle des Frage- und Antwortſpieles „Krieg oder Frieden?“ iſt auf's Neue die Parole getreten: „Morgen wieder loustic“! Und was dieſe Parole ſagen will, das iſt Ihnen aus den Dutzend und einigen „Hauptſtadt-Briefen“ der „Nordiſchen Rundſchau“ bekannt genug. Die Parole erſchallt ſogar mit beſonnener Ueberzeugung. Man hat einen Monat lang Politik getrieben; man hat während vier Wochen fleißig die Zeitung geleſen; man hat 28 Tage hindurch Karten ſtudirt und ſtatiſtiſche Zahlenreihen ſich eingeprägt und ſich mit der Orthographie turkmeniſcher Dorfs- und Flußnamen und der Ausſprache anglo-indiſcher Wortklaubereien bekannt gemacht — nun glaubte man mit vollem Rechte «vive la joie!» rufen zu können und „morgen wieder loustic“! Und während die Flotte wieder abrüſtet und aus ihrem Kriegszuſtande ſich allmählich die üblichen praktiſchen Uebungsgeſchwader herausentwickeln und während in Kraſſnoje Sſelo Alles für das Lager- und Manöverleben hergerichtet wird, das eine Vorbereitung bedeutet für das, was uns dieſes Mal noch glücklich erſpart blieb — erwacht das große Publicum und, befreit vom Alpdruck, ruft's nicht mehr: „geht's los?“ oder „wann geht's los?“, ſondern „w a s iſt los?“, in dem angenehmen Bewußtſein, auf dieſe Frage die Antwort nicht in Leitartikeln und Depeſchen und officiellen Communiqués ſuchen zu müſſen, ſondern in dem Unterhaltungsanzeiger der Blätter und im Hoppe'ſchen Affichenſtoß.

Dabei findet es denn natürlich auch wieder nicht Zeit, das Reſultat der Dumawahlen näher in's Auge zu faſſen. Indeſſen iſt dasſelbe denn doch recht beachtenswerth: in denſelben Tagen, wo die Procuratur und der Unterſuchungsrichter ſich allendlich dahin ausſprachen, daß ſie in der That genügend Urſache

hätten, mit einigen Herren von der verflossenen Verwaltung der „Creditgesellschaft“ intime Bekanntschaft zu machen — trug deren Partei, die „Conservative Duma-Partei“, auch „Alte Credit- und Wasserleitungs-Partei“ genannt, bei den Wahlen einen definitiven und glänzenden Sieg davon. In allen drei Kategorien hat sie ihre Gegner geschlagen. Die „grüne Liste“ dieser Partei war der „Neuen Credit-Partei“ der Herren Schaumann und Consorten und ihrer „weißen Liste“ in der Kunst der Wahlagitation immer noch über . . . „Kunst!“ — «c'est bien le cas de le dire», denn an — „Kunststücken“ gar sonderbarer Art fehlte es im Programm der „Grünen“ nicht. Ich nenne nur eine Episode aus dem letzten Wahlgange, als am 10. Mai die 6. Gruppe der 3. Wähler-Kategorie ihre Wahlversammlung abhielt. Die „grüne Partei“ war nämlich auf einen „genialen“ Gedanken gekommen und hatte ihre Candidatenliste ebenfalls auf weißem Papier drucken und zum Ueberflusse noch zwei Candidaten der Schaumann'schen Partei auf diese Liste obenan stellen lassen.

Und die stumpfsinnige Panurgas-Heerde der Wähler „ging auf den Leim“, und das Resultat war das allendliche glänzende Fiasko der Opposition mit dem gesinnungstüchtigen Herrn Schaumann und Consorten obenan.

Sie fragen, wie man das bei uns nennt? Nun — „Wahlkampf“ heißt das Wort, das den so dehnbaren Begriff decken soll.

Was aber Herrn Schaumann betrifft, so drang er erst in der elften Stunde durch: bei der Stichwahl für die Candidaten der 3. Kategorie.

Nun, wir wollen uns freuen, daß er überhaupt in den „Rath der 252 Väter“ eingedrungen ist: ein gesund denkendes, kräftiges, energisches Element mehr in der Duma bedeutet dieses Resultat, und dabei, was wahrlich nicht zu unterschätzen ist, hat Herr Schaumann bereits wiederholt Proben seines Uneigennutzes abgelegt.

* * *

Man kann unserer Presse gewiß einen Vorwurf daraus machen, daß sie die Wahlen nicht mit gehörigem Ernst und genügender Aufmerksamkeit behandelt, daß sie dem Publicum die Wichtigkeit derselben nicht mehr ans Herz gelegt hat. Meist begnügt sie sich damit, über das Unzulängliche des heutigen Gesetzes betreffs des Bestandes des Dumakörpers und des Wahlmodus zu raisonniren und gefällt sich andererseits darin, mit wenig Witz und viel Behagen bei all' den Scandalosa aus der verflossenen Thätigkeit der Stadtverordneten und bei den „sonderbaren“ Peripetien und „eigenthümlichen“ Kunstgriffen des Wahlkampfes zu verweilen.

Auch hier wieder, wie so oft, bethätigt sich bei ihr der Geist der Verneinung: niederreißen, verurtheilen, lächerlich machen, mit schneidiger Satire geißeln — das ist ihre Sache. Aber fast überall vermissen wir das Positive: Aufbauen, mit dem Vorhandenen rechnen, die Dinge nehmen, wie sie sind, und dazu verhelfen, daß auch unter den gegebenen Umständen die Gesellschaft sich auf der Höhe ihrer Aufgabe zeige.

Nichts von dem Allen: da wird einfach nur geſchimpft und geklatſcht. Voilà tout!

Die arme Preſſe — ſie hat ja auch ſo ungeheuer viel zu thun: ſie kann ja nicht allen Anforderungen genügen. Da iſt z. B. jetzt der größeſte moderne Dichter Frankreichs geſtorben, den ſein Volk und gar deſſen Regierung ſelbſt ſchier unter die Götter verſetzt, obzwar der Greis zuletzt nur noch der „wackelnde Vertreter radicalſter Ideen“ war. Wenn der eitle und ſich ſelbſt überſchätzende Franzoſe ſo thut, ſo erſcheint das plauſibel, und im Uebrigen iſt das ſeine Sache. Man leſe aber nur die Hymnen, die unſere Tagesblätter desgleichen angeſtimmt haben und noch anſtimmen. Es iſt ja wahr, Victor Hugo repräſentirte in Wirklichkeit nach vielen Seiten hin ſein Vaterland Frankreich, und Frankreich — Sie wiſſen's ja — Frankreich iſt trotz aller energiſch betonten nationalen Beſtrebungen, „Nebeleien und Schwebeleien,“ von denen unſere Geſellſchaft erfüllt zu ſein vorgiebt, für dieſe doch noch immer das A und O aller Cultur. Aber das Uebermaß der Beſchäftigung mit Victor Hugo, das zur Zeit die Petersburger Blätter zur Schau tragen, — es hat etwas Komiſches an ſich und gleichzeitig, wenn man der Dinge gedenkt, mit denen ſie ſich nicht beſchäftigt, auch etwas Tragiſches. Das ſtrotzt von Leitartikeln und Feuilletons, von Specialcorreſpondenzen und Depeſchen: Victor Hugo und kein Ende! Es iſt, als wäre die engliſch-ruſſiſche Conflictfrage wieder acut geworden, oder aber, als ob Hugo ein ruſſiſcher Dichter geweſen ſei. Doch nein — ſo iſt's nicht. Wer erinnert ſich nicht des Gezänkes und Gekläffes, das ſich faſt noch am offenen Grabe des eigenen großen Dichters erhob? Und Turgenew konnte doch wohl dem franzöſiſchen Dichter in vieler Beziehung das Waſſer reichen, wenn er auch nicht ſo oft ſein politiſches Glaubensbekenntniß gewechſelt, wenn er auch kein in dunklen Antitheſen machender geheimnißvoll wackelnder Prophet des Radicalismus geworden.

Indeſſen herrſcht gegenüber dem fremden Dichter nur eine einmüthige Bewunderung, und man intereſſirt ſich für die „hochwichtige“ Frage von der Art ſeiner Beerdigung nicht weniger, als jüngſt für die Heratfrage. . . .

Das Komiſchſte und doch wiederum gleichzeitig Tragiſchſte an der Sache iſt aber das, daß man es hier fertig bringt, für zwei Antipoden auf dem poetiſchen Gebiet in gleicher Weiſe zu ſchwärmen. Der auf den Höhen des Parnaß wandelnde große Reformator und Umſtürzler in dichteriſcher Sphäre, der allerdings auch auf dieſen Höhen von ſich ſagen konnte und mußte «nihil humani a me alienum puto», der Dichter der «feuilles d'automne» und der «Chants du crépuscule», der «Légende des siècles» und der «Chansons des rues et des bois», der «Notre-Dame de Paris» und der «Misérables», des «Hernani», und des «Ruy-Blas», das Haupt der Romantiker, mit ſeiner glühenden Leidenſchaft, ſeiner feurigen Phantaſie und — der in den oft ſchmutzigen Bahnen proſaiſchen Alltagsleben watende geſchworene Feind aller Romantik, der in minutiöſer Schilderung des Communen und Gewöhnlichen machende Autor des «Assommoir» und der «Nana», des «Pot Bouille» und «Au bonheur des dames»,

von «La joie de vivre» und «Germinal», von «Thérèse Raquin» und «Le bouton de rose», der Stimmführer und Patron des Naturalismus mit seinem nackten Cynismus und seiner trockenen wissenschaftlichen Analyse: — ja, giebt's denn größere Gegensätze, als Victor Hugo und Emile Zola? Selbst wenn man zugeben müßte, daß auch in Emile Zola eine poetische Ader steckt? Der Ruhm und die Bedeutung des großen Romantikers sind doch thurmhoch erhaben über die ephemere Popularität des kühnen Naturalisten. Victor Hugo ist und bleibt nicht blos ein Stück Gallierthums, er hat auch eine universale Bedeutung; Emile Zola ist nur ein Kind und ein Prototyp des modernen französischen Zeitgeistes, und wie echte Poesie nie vom Erdball schwinden wird, so wird auch andererseits der Naturalismus trotz seiner Existenzberechtigung cum grano salis nie zu einer unbeschränkten Herrschaft gelangen, wenigstens in einer unserem gesammten heutigen ästhetischen Begriffsvermögen faßbar erscheinenden Zeit nicht, und eben so lange wird er stets auch nur die Rolle einer Schule — oder sagt man besser clique? — spielen. . . .

Und doch! . . . .

Und doch vermag man es bei uns, den beiden Antipoden in gleicher Weise Weihrauch zu streuen.

Freilich, wer die Richtung unserer modernen Literatur und die Tendenz der jüngsten Presse und Gesellschaft genau kennt und näher zuschaut, dem kommt's bisweilen so vor, als ob die Verhimmelung Zola's eine aufrichtiger gemeinte, mehr von Herzen kommende wäre, der Hugo-Cultus aber zum Theil eine im eigenen Interesse gemachte Concession gegenüber dem nun einmal nicht zu ändernden Umstande, daß Victor Hugo in der That einer der größesten und bedeutendsten Männer unseres Jahrhunderts war.

* * *

Aber ich bin wieder abgeschweift; unter dem Einfluß der täglichen Lesefrüchte stehend, ließ ich die Feder ihre eigenen Wege gehen, anstatt Sie mit der Antwort bekannt zu machen, die das Publicum auf seine Frage: „was ist los?" erhält.

Nun — Ausstellungen ohne Zahl sind „los", das sagt Alles. Die Theater sind nun alle geschlossen, soweit sie zum Winterprogramm gehören; aber abgesehen von den Sommerbühnen, die in den Villeggiaturen und außerstädtischen Vergnügungs-Etablissements an deren Stelle getreten sind und ihre Thore und Kassen weit geöffnet haben, bieten so und so viel Ausstellungen dem Residenzler einen Ersatz, die ihn schon manches haben vergessen lassen, was ihn jüngst noch beschäftigte und interessirte. Wer spricht heute noch von den „Meiningern"? Oder wer gedenkt jetzt noch der anmuthigen Franziska Ellmenreich, der begabten Darstellerin eines internationalen Repertoirs von vornehmlich Lustspielrollen? Ihr Gastspiel fiel in eine gar ungünstige Zeit. Zum Schlusse der Saison pflegen wir so arm wie Kirchenmäuse zu sein, und es ist daher eine zwiefache Rücksichtslosigkeit seitens der Regie — und ein offenbarer Rechnungsfehler — wenn sie immer wieder das Beste «pour la bonne

bouche» aufhebt: man ist übersättigt und läßt auch die schmackvollsten und schönsten Schüsseln an sich unberührt vorübergehen. Das haben viele auswärtige Kunstgrößen hier erfahren müssen und so auch Franziska Ellmenreich, die als Katharine v. Rosen („Romantisch und Bürgerlich"), als „Donna Diana", als „Jane Eyre", als Beatrice („Viel Lärm um Nichts"), als Grethchen („Faust"), als Frau Susanna (das jüngste Stück Paul Lindau's) u. s. w. oft genug vor nur sehr mittelmäßig besetzten Häusern spielen durfte. Aber die Kritik ließ ihr volle Gerechtigkeit widerfahren und das bis zum Schlusse theatertreue Publicum desgleichen. Sie konnte sich somit über Mangel an durchschlagendem Erfolge nicht beklagen.

Doch wir, die wir so gar lange in Finsterniß einhertappen und gezwungen sind, dieselbe immer wieder durch Gasflammen und elektrische Beleuchtung zu verscheuchen — wir gehen, wenn die Abende heller werden, nicht gern in's Theater, das uns dieselben doch so oft verkürzen hilft in der Saison der fast 16stündigen Nächte . . .

Wir flaniren und promeniren dann lieber, wir besuchen dann weit lieber Ausstellungen und die „Pointe" und fahren zum „einzigen" Hlawatsch nach Pawlowsk hinaus, der ja bekanntlich stets schon im April seinen zauberhaften Tactstock zu schwingen beginnt.

Und an Ausstellungen fehlte es in diesem Jahre wahrlich nicht.

Ich will gar nicht einmal sprechen von den Ausstellungen, die man an der Politik Old Englands machte, oder von den Ausstellungen sonderbarster Hutformen und abenteuerlichster Roben- und Manteletschnitte, die in ihrer einseitigen Unförmlichkeit schon eher an überquellende „Seidel" erinnern — man vergebe mir den geschmacklosen Kalauer, den der Ungeschmack der heutigen Damenmode mir aufgedrungen — Ausstellungen, wie sie täglich in den Stunden von 2—4 von den Damen unserer «fashion» auf der Morskaja und dem Newski-Prospect und Abends auf den Parkwegen und der Pointe vor Jelagin veranstaltet werden; oder von der Ausstellung ruinirter Lebemänner und lebenslustiger Ruinen, wie sie im „Renaissance" Theater anläßlich des Auftretens der einst so viel gefeierten Ex-Königin des «Café chantant» des zweiten Empire und getreuen Freundin der Ex-Kaiserin Eugenie, der heute wohlbeleibten, stimmlosen, aber noch immer munteren und trotz ihrer 50 + x Jahre frischen Mme. Thérèse an einigen Abenden stattfand.

Aber — da hatten wir die Hunde- und Jagdvögel-Ausstellung des „Vereins der Falkoniere" in den Sälen der alten Admiralität, und die „Blumen- und Zimmerpflanzen-Ausstellung" im Marine-Museum und die „Ausstellung von Jagdhunden und Jagdutensilien" im Gebäude des einstigen Panoramas, in dem sich in diesem Winter der Club der «Bicycle-Sportsmen» niederließ, um nunmehr einem Hospital für Vierfüßler Platz zu machen. Und vor Allem die „Handwerksausstellung", die ad majorem gloriam unserer Zünfte am 21. April anläßlich der genugsam besprochenen Säcularfeier unserer Handwerker-Corporation

in den Auditorien und Museen der „K. R. Technischen Gesellschaft“ — im Gebäude des Salzdepots — eröffnet und am 21. c. geschlossen wurde.

Ich bedauere aufrichtig, in alle diese Ausstellungen Sie heute nicht führen zu können; insbesondere was die letztgenannte betrifft, die gewiß des Interessanten am meisten bot, wenn auch dasselbe gar oft auf dem Gebiet des — Negativen lag, z. B. hinsichtlich der Anordnung, die sich durch frappante Systemlosigkeit, der Ausstattung, die sich durch verblüffende Geschmacklosigkeit, der Betheiligung, die sich durch erstaunliche Armseligkeit auszeichnete. Dreihundertzweiundsechzig Aussteller — das war Alles und sehr, sehr wenig. Dafür aber war andererseits sehr, sehr Vieles — höchst mittelmäßig. . .

Daß diesen 362 Ausstellern 255 goldene, silberne und Bronze-Medaillen, zahlreiche Ehrendiplome und viele Extra-Medaillen zufielen, welche letztere von der „K. R. Technischen Gesellschaft“ zuerkannt wurden — das dürfte am Ende nichts weiter bedeuten, als daß die Expertise eine nicht allzu schwere Aufgabe hatte; sie konnte füglich nach dem historischen Schiedsspruch handeln:

„Jedem Mann ein Ei —
Dem braven Schweppermann zwei!“

Der Gesammteindruck blieb aber darum doch der, daß unserem Handwerk — mit wenigen Ausnahmen, sowohl was die speciellen Branchen betrifft, als auch die einzelnen Meister — die rechte Selbständigkeit noch immer recht sehr fehlt. Das Befriedigende hatte zumeist den Charakter des „Importirten“, obschon natürlich an Ort und Stelle Gearbeiteten. . . Doch auch das einfache Streben nach Vervollkommnung verdient gewiß Anerkennung, und das bethätigte sich vielfach.

Im Uebrigen aber sei es mir gestattet, etwas länger bei anderen Ausstellungen zu verweilen, wo wir nun schon in der That weit mehr Selbständigkeit begegnen. Sind auch diese Ausstellungen schon längst geschlossen, so müssen sie hier doch näher berücksichtigt werden und sei's auch nur, weil ich Ihnen ja schon oben rundweg erklärte, daß in dieser Plauderei von Manchem geredet werden würde, wovon man bei uns selbst nicht mehr spricht.

* * *

Wenn auch nicht alle Kunstausstellungen der letzten Monate — und es hat ja auch an solchen nicht gemangelt — zwei aber müssen wir durchaus in den Kreis unserer flüchtigen Besprechung ziehen, die beiden maßgebendsten, die allein schon die Summe unseres jedesmaligen Könnens bedeuten: die „13. Wander-Ausstellung“ und die „2. Akademische Ausstellung“ nach den neuen Bestimmungen.

Der principielle, Ihnen bereits bekannte und für unser Kunstleben überhaupt sehr charakteristische Unterschied, der zwischen beiden Ausstellungen besteht, machte sich auch heuer natürlich wieder geltend. Daneben aber trug doch auch jede von ihnen ein besonderes Gepräge im Vergleiche zum Vorjahre.

Die „Wanderausstellung“, mit der ich als der mehrere Wochen früher eröffnete beginne, bot weit weniger als sonst. Kaum, daß ein Dutzend Bilder

von den ca. 300, die von nur einigen 20 Malern ausgestellt waren, dauernd im Gedächtniß haften bleiben.

Nehmen Sie derselben das sensationelle Repin'sche Gemälde, das ich zu besprechen schon Gelegenheit hatte, und die ca. 50 Bilder Wl. Makowski's und ca. 70 W. D. Polenow's, die auf der Ausstellung figurirten, fort — und es bleibt herzlich wenig nach.

„Bilder" ist übrigens eine sehr euphemistische Bezeichnung für die Arbeiten der beiden Letztgenannten. Was wir von ihnen zu sehen bekamen, waren zumeist — namentlich bei Polenow — Studien und Skizzen. Wladimir Makowski hat außer zahllosen Skizzen aus den Gouvernements Moskau und Orel und aus Klein-Rußland, die uns Land und Leute mit gewohntem trefflichen Realismus, wenn auch hier und da etwas gar zu roh in der Behandlung, namentlich bei denen von großem Format, schildern — nur zwei oder drei seiner von prächtigem Humor durchwehten Genrebilder vorgeführt, die sofort Käufer fanden, wie auch fast alle jene Skizzen und Studien. Interessanter noch aber waren die Skizzen und Studien, die Polenow ausstellte. Sie führten uns nach Egypten, an das Ufer des Nil, an den Fuß der Pyramiden, in die Oasen der Wüste, und dann wieder in das „Goldene Horn" und an das Gestade des Todten Meeres und an den Fuß des Berges Zion und nach Bethlehem und anderen Stätten, da der Herr gewandelt, und dazwischen malte er uns die Akropolis von Athen und den Parthenon und Volkstypen aus Kairo und Palästina und dem Lande des Khedive. Vieles hatte bedeutenden Werth, und es ist wahrhaft erstaunlich, ein wie sinniger, tief empfindender Landschafter der jüngst noch als Genremaler bekannte Polenow in kurzer Zeit geworden. Denn auch er hat sich dem Einfluß der Mode nicht entziehen können. Die Mode frägt nach „Landschaften", und flugs hat eine Reihe von Künstlern das Historische und das Genre, dem sie früher nachhingen, geworfen und sind „Payſagisten" geworden. Denn Polenow ist durchaus nicht der einzige, der von dem Menschen zur Natur übergegangen ist. Da ist noch Mjassojedow zu nennen und zum Theil Kisselew und noch manch' Anderer. Nicht jeder aber mit gleichem Erfolge.

Und eine zweite Mode macht Polenow desgleichen mit: fast alle jene Arbeiten waren Miniaturen. Für solche aber herrscht zur Zeit hier große Liebhaberei. Und von Miniaturen wimmelte es denn auch auf der Wander-Ausstellung, die allzeit dem augenblicklichen Geschmack am meisten zu entsprechen sucht und mit der jeweilig herrschenden Zeitrichtung am stärksten Fühlung hat. Bogoljubow und Beggrow, die beiden tüchtigen Marinemaler, die uns alljährlich eine Reihe von Bildern aus französischen Seebädern und Hafenstädten zusenden — auch sie waren dieses Mal fast ausschließlich mit Miniaturen vertreten. Und desgleichen auch die das Genre mit der Landschaft verbindenden talentvollen Maler N. Makowski und Prjanniſhnikow, Kisselew und Mjassojedow und Lemoch und selbst E. Wolkow — wohl der hervorragendste Landschafter und speciell Luftstimmungs- und Waldmaler der „Wander-

ausſteller" — auch er, der ſonſt faſt nie es unter 1½ Arſchin Leinewand im Quadrat gemacht hat, ſtellte dieſes Mal eine Reihe reizender kleiner Bildchen aus neben zwei größeren in bekanntem Styl: „Der erſte Schnee" und — als Contraſt hierzu: „Dürre". . .

Das Kleine — und nicht blos in Bezug auf Dimenſionen — dominirte in der diesjährigen Wanderausſtellung entſchieden. Klein war nicht nur das Format der meiſten Bilder, klein iſt auch das Talent vieler Exponenten — was ſonſt nicht immer der Fall war, — klein — oder auch unerquicklich — ſind endlich die Aufgaben, die ſich die meiſten Künſtler ſtellen. Das große hiſtoriſche Genre, die Kirchenmalerei zum Beiſpiel, findet immer weniger Adepten. Was von ſolchen Gemälden, abgeſehen von den Repin'ſchen, in der Ausſtellung im Palais Juſſupow vorhanden war, das war meiſt ſteifleinen und langweilig, oder aber ganz und gar verfehlt. Selbſt der talentvolle, ganz in Rom lebende Bronnikow bewies uns mit ſeinem am Fuße einer langen und hohen Marmortreppe daliegenden Lazarus, der ſo verkrüppelt iſt, daß ſelbſt der ihn beſchnuppernde Hund vor Entſetzen ſich in räthſelhafteſter Weiſe krümmt — daß er bisweilen auch recht geſchmacklos malen kann. Auch Newrew hat mit ſeinem „Pſeudo-Demetrius" nicht viel mehr verſprochen, als er jetzt mit ſeinem trockenen, unklaren „Patriarch Nikon vor Gericht" gehalten; desgleichen bedeutet es einen Rückſchritt, wenn Sſurikow, der Autor des einſt ſo viel beſprochenen Gemäldes „Hinrichtung der Strelitzen", nunmehr eine häßlich grinſende Frauengeſtalt im roſaſeidenen Domino malt, eine Reminiscenz an den venetianiſchen Carneval. Und was ſoll man erſt ſagen von Miloradowitſch's „Aufſtand der Mönche im Sſolowezki-Kloſter", eine Leinewand, die durchaus den Stempel geiſtloſer Decorationsmalerei trägt, oder gar von Litowtſchenko's ſchier entſetzlichem Bilde: „Verhaftung der Bojarin Moroſow", das an einen verblichenen und verſtaubten Gobelin-Teppich gemahnt und in der Compoſition eben ſo unverſtändlich, als unſchön iſt?

Schon in einigen dieſer Bilder macht ſich eine Tendenz geltend, die gern in die Nachtſeiten des Lebens untertaucht oder wenigſtens ſeine Schattenpartien mit Vorliebe aufſucht. Und zu ihnen geſellen ſich dann Janow, der eine Folterkammer, Korowin, der eine Ruthen-Execution im Woloſt-Gericht, Michalzew, der eine ſterbende Mutter und eine hungrige Tochter malte, Bogdanow mit einem von der Beerdigung heimkehrenden Trauerwagen, Sſawizki mit einer Todtenmeſſe auf dem Sſmolenſker Friedhofe, Wl. Makowſki mit einer traurigen Familienſcene vor dem Friedensrichter u. ſ. w. — es iſt, als ob das düſtere Gemälde Repin's den Kammerton für die ganze Ausſtellung abgegeben hätte.

Koſtanda's Bauermädchen dagegen, das in die ferne, fremde, große Stadt „auf Dienſt" reiſt und ſo traumverloren' durch's Waggonfenſter in den Herbſthimmel hineinſtarrt, iſt ein treffliches Bild: einfach und packend in ſeiner ungeſchminkten und doch künſtleriſch liebevoll behandelten Wahrheit. Auch

Charlamow's Köpfe italienischer Mädchen machen Einem Freude, und desgleichen steht man gern vor M. G. Clodt's „Tatjana" — beiläufig bemerkt, sprach Herr Ssuworin bezüglich dieses Vorwurfs das große Wort gelassen aus: „an die Darstellung der Puschkin'schen „Tatjana" dürfe man nicht anders herantreten, als in der weihevollen Andachtsstimmung der großen mittelalterlichen Mutter-Gottes-Maler Spaniens und Italiens" — und vor Badarewski's „Waise".

Erwähne ich nun noch zum Schlusse, daß auch auf dem Gebiete der Porträtmalerei die letzte Wanderausstellung nur wenig Erfreuliches und auch quantitativ recht wenig leistete — ausgenommen sind nur die lebensvollen und dabei äußerst eleganten Porträts Kramskoi's — so glaube ich genug gesagt zu haben.

Der Gesammteindruck war der: auch unter den Wanderausstellern beginnt die Landschaft zu dominiren, während sie früher mehr im Genre und Porträt ihre Stärke suchten; die Zahl ihrer Talente und auch ihrer Mitglieder wird geringer und die pessimistische Tendenzmalerei wirkt daher um so unangenehmer.

* * *

Noch kürzer fasse ich mich bei der Akademischen Ausstellung. Nicht etwa, weil es sich nicht verlohnte, länger bei ihr zu verweilen, sondern weil das uns zu weit führen könnte, denn über 90 Maler und Malerinnen, Bildhauer und Kupferstecher haben sich an ihr betheiligt.

Wie Sie sehen: das neue Unternehmen, dessen Zweck und Bedeutung ich Ihnen im vorigen Jahre schilderte, findet viele Freunde. Das ist erfreulich. Und erfreulich auch war der Eindruck dieser zweiten Ausstellung nach neuem, wiewohl bereits etwas verändertem Modus (Verringerung der Zahl der Mitglieder der Jury u. s. w.): qualitativ wie quantitativ fiel sie besser aus, als die vorjährige. Wohl macht sich nach wie vor die Mittelmäßigkeit breit; aber die Zahl unserer hervorragenden Künstler ist ja überhaupt eine geringe, und andererseits zeigte auch das zur Stunde noch mittelmäßige Können meistens doch einen Geist gesunden, frischen, freudigen Strebens.

Besonders interessant ward diese Ausstellung namentlich durch den Umstand, daß wir auf ihr vielen Arbeiten von Schülern und im Auslande weilenden Pensionären der Akademie begegneten. Freilich befindet sich der Pensionär Wesselowski mit seinen „Sirenen" so recht eigentlich auf einem argen „Holzwege" und macht der schon viel verkaufende Landschafter Joseph Kratschkowski — von allen Pensionären der Akademie den Petersburgern jedenfalls am Bekanntesten — im Augenblick so eine Art „Mauserungsproceß" durch oder eine Krisis, die er hoffentlich glücklich überstehen wird, um sich dem Einflusse der Pariser „Impressionisten", denen er sich offenbar in die Arme geworfen, wieder zu entziehen. Aber Nowoskalzew mit seinen beiden Bildern aus Venedig bekundet ein schönes Talent; Stepan Bakalowitsch, der den Spuren Paul Ssjedomski's und Siemiradzki's in Rom folgt, zog namentlich mit seinem

„Frühling" — ein altrömiſches Liebespaar wandelt unter blühenden Pfirſichbäumen hin; im Hintergrunde erhebt ſich die Siebenhügelſtadt am ewigen Strom — die Aufmerkſamkeit auf ſich; A. Popow's „Beerdigung einer Chriſtin in den Katakomben" zeigt gute Compoſition und 30 andere Bilder, Skizzen und Studien vom Neapolitaniſchen Strande, Iſchia, Capri u. ſ. w. beweiſen zum mindeſten den eminenten Fleiß des ſtrebſamen Kunſtjüngers, der ſich in der Hiſtorie, im Genre und in der Landſchaft in gleicher Weiſe verſucht.

Von den Schülern wurden namentlich viel bemerkt die viel verſprechenden äußerſt talentvollen, wenn auch zunächſt mehr nach „berühmten Muſtern" arbeitenden Landſchafter Piſſemſki, Krysbizki, die beiden Golimſki, Waſſilkowſki, die vor manchem alten Profeſſor die „Stimmung" voraus haben.

Die Fürſtin Imeretinſkaja, Fräulein Ettlinger, Baroneſſe Wrangell, Fräulein Paula Schultz-Bertram, Frau Werſſilowa-Nertſchinſkaja repräſentirten in würdiger Weiſe unſere Künſtlerinnen.

Sehr zahlreich hatten ſich natürlich auch die Profeſſoren betheiligt: vor Allem die Landſchafter Orlowſki und Klever, auf deren neueſte Bilder ich noch einmal zurückzukommen Gelegenheit haben werde; die Landſchafter Dücker und M. G. Clodt und der Marinemaler Lagorio; der Hiſtorienmaler W. S. Wereſchtſchagin, die Schlachten- und Pferdemaler Willewalde, Kowalewſki, Dmitrijew-Orenburgſki; der Genremaler Jakobi, der ausgezeichnete Genremaler Al. Sſwedomſki, der dieſes Mal die «via Condotti» in Rom an einem Regentage ausſtellte, und von ſonſtigen Exponenten ſeien noch unſere Landsleute Oskar Hofmann, Spörer und v. Liphardt genannt. Alle drei wurden durch den Ankauf von Bildern für die Akademie ausgezeichnet. Hofmann hatte u. A. namentlich ein gewaltiges, kräftig und flott gemaltes Bild „Heranziehen eines Gewitterſturmes am Peipusſee" ausgeſtellt; Spörer's Bilder von der Normänniſchen Küſte fanden viel Beifall: ſie zeichnen ſich durch ſaubere Ausführung und pittoreske oder gehaltvolle Motive aus, wie die Liphardt'ſchen Nuditäten durch Decenz und brillante Technik. . . .

Doch genug. . . . Schon aus dieſer kurzen Aufzählung der hervorragendſten Namen können Sie erſehen, wie weit vielſeitiger dieſe Ausſtellung war, als die 13. Wanderausſtellung. Es waren ſo ziemlich alle Gattungen vertreten und faſt in jeder — mit Ausnahme vielleicht der Porträtmalerei — gab's die eine und andere zum mindeſten ſehr bemerkenswerthe Arbeit.

Vor zwei Arbeiten aber ſtand man mit tiefer Trauer im Herzen: vor Rufin Sſudkowſki's prächtigen Seeſtücken von der Küſte des Schwarzen Meeres und vor Nicolai Bach's ſtylvoller und tief empfundener Statue „Pythia". Die beiden jungen Akademiker, von denen ich Ihnen bereits wiederholt berichtet und denen eine glänzende Carrière bevorſtand — ſie ruhen im

kühlen Grabe. Mitte des Winters wurden ſie Beide vom Fleckityphus hingerafft: der eine in ſeiner Vaterſtadt Otſchakow, der andere im Ural, wo er ſoeben die Stellung eines Directors der Druſhininſchen Modellir-Schule erhalten hatte. . . . J. Norden.

Berichtigungen. Ich kann wieder einmal mit einer Reihe von Klagen gegen den Druckfehlerkobold vortreten, der, wohl in Folge der Feier der Walpurgisnacht, in der Plauderei des Mai-Heftes ſein böſes Weſen getrieben hat.

So vertauſchte er auf den Seiten 534 und 535 ein „n“ und ein „r“; denn Seite 534 Zeile 15 von unten muß es heißen „derer“ und nicht „deren“; dafür aber Seite 535 Zeile 19 von oben „den“, anſtatt „der“.

Seite 536, Zeile 1, ſtraft er W. Hauff Lügen, der in den „Memoiren des Satans“ Letzteren ja auch das franzöſiſche kennen läßt; denn er machte aus «four» — obſchon ihm der Begriff Backofen doch recht geläufig ſein muß — ein nichts bedeutendes «faur».

Seite 537, Zeile 4 von oben, ſetzte er anſtatt „rechtlos“ — „machtlos“, ſo ſelbſt conſtatirend, daß das Princip „Macht geht vor Recht“ eigentlich ein recht teufliſches iſt.

Nachdem er dann noch auf Seite 540, Zeile 21 von oben, als ob er an der Vaterſchaft des guten Demjan zweifelte, das patronymiſche „Demjanowitſch“ in „Dunjanowitſch“ verwandelt hatte, machte er ſich auf Seite 542, Zeile 15 von unten, einen „Hauptſpaß“.

„Ich bin des trock'nen Tons nun ſatt,
Muß wieder recht den Teufel ſpielen“ —

ſagte er, und mit diaboliſchem Humor verkehrt er das Wort: „wiewohl“ in „niemals“, und verleumdet damit die Künſtlerin, von der die Rede iſt, noch im Grabe. J. U.

Vom Büchertiſch.

Записки Александра Ивановича Кошелева. (1812—1883 годы). Съ семью приложеніями. (**A. J. Koſchelew's Memoiren.** Mit 7 Beilagen. Berlin. B. Behr's Verlag [E. Bock]).

Aus der Zahl der Mitglieder des in den vierziger und fünfziger Jahren in Moskau exiſtirenden und wirkenden Kreiſes der ſog. Slavophilen machte ſich ſeiner Zeit ſowohl als Chefredacteur ihres erſten Journals «Русская Бесѣда» (der «Сборникъ» J. S. Alſakow's erlebte nur eine Lieferung), als auch als Vorkämpfer für die Bauernemancipation in Schrift und That Alexander Koſchelew bemerkbar, der Sprößling eines alten, angeblich aus Littauen ſtammenden Geſchlechts, verwandt mit den hervorragendſten Familien des Landes und durch die ſociale Stellung ſeiner Eltern, ſowie durch ſeine vortreffliche Erziehung dazu prädeſtinirt, nicht nur in der Geſellſchaft, ſondern auch im Staate eine hervorragende Rolle zu ſpielen. Geboren am 9. Mai 1806 in Moskau, dort durch Privatlehrer und ein kurzes Studium auf der Univerſität für die Beamtencarrière vorbereitet, ſchlug Koſchelew dieſelbe gleich allen jungen Leuten unter ſeinen gleichgeſtellten Zeitgenoſſen nach abgelegtem Candidatenexamen ein. Er kam indeß nicht viel über die Anfänge dieſer Laufbahn hinaus: die Zeit war nicht dazu angethan, ſelbſtändigen Charakteren — und ein ſolcher war Koſchelew — den Gang auf der büreaukratiſchen Stufenleiter empor zu den höchſten Aemtern zu erleichtern. Nach kurzem Dienſt in Moskau und nicht viel längerem in St. Petersburg reiſte er in's Ausland, um nach ſeiner Rückkunft den Staatsdienſt zu quittiren und ſich der Bewirthſchaftung ſeiner Güter im Rjaſanſchen Gouvernement zu widmen. Als unabhängiger Gutsbeſitzer erneuerte er dann ſeine Beziehungen zu Kirejewſki, den Alſakows, Juri Sſamarin ꝛc. und verſuchte durch literariſche Arbeiten aus dem Gebiete der Land- und Volkswirthſchaft, ſowie durch die Praxis auf ſeinen Beſitzungen die einſchlägigen Ideen ſeiner ſlavophilen Freunde zu fructificiren. Koſchelew ward in dieſer Zeit zum Vertreter des Adels ſeines Kreiſes gewählt, dann abgeſetzt und in der Folge wieder gewählt, fungirte während der Vorbereitungen und der erſten Phaſen

der Gesetzgebung betreffs Aufhebung der Leibeigenschaft als Deputirter bei der sog. Redactions-Commission und zeichnete sich hierbei dadurch aus, daß er in der Frage nach dem Modus der Feststellung des Bauerlandes einen Antrag einbrachte, den Engelmann (Die Leibeigenschaft in Rußland. S. 327) einen „besseren" nennt, als den von der gen. Commission vorgeschlagenen Modus. Auf Veranlassung des Fürsten Tscherkasski und N. A. Miljutin's und auf persönliche Aufforderung seitens des Kaisers Alexander II. trat Koschelew dann nochmals im Jahre 1864 als Glied des unter dem Vorsitze des Grafen Berg für die Verwaltung Polens eingesetzten besonderen Comités in den Staatsdienst und leitete in dieser Stellung die Finanzverwaltung des Königreichs bis 1866. Die Schwierigkeiten, mit denen Koschelew hier zu kämpfen hatte, dienstliche Unannehmlichkeiten und seine durch angestrengte Arbeiten angegriffene Gesundheit veranlaßten ihn bald, wiederum seinen Abschied zu nehmen. Nach längerem Aufenthalte im Auslande kehrte er in's Vaterland zurück, wo er unermüdlich bis an sein Ende an allen Arbeiten zur Hebung des Volkswohles, namentlich in der Semstwo des Rjasanschen Gouvernements, in That, Wort und Schrift theilnahm.

Die lange Lebensdauer dieses in mancher Hinsicht einseitigen, aber patriotischen und thätigen Mannes — Koschelew starb im November 1883 in Moskau — seine Beziehungen zu all' den Männern, die in Rußland in den letzten sechs Jahrzehnten, sei es in gutem, sei es in schlechtem Sinne auf den vorderen Plan traten, seine directe und mittelbare Theilnahme an den großen Reformen der Regierung Kaiser Alexander's II., seine energische und wenn auch häufig doctrinäre, so doch auf bestimmte Ziele hinsteuernde journalistische Thätigkeit, sein wiederholter und nicht selten lange dauernder Aufenthalt in Westeuropa, wobei er mit den hervorragendsten Vertretern der Wissenschaft, Literatur und Politik des Westens in Verkehr trat, — alles das lassen die Aufzeichnungen Koschelew's, die, von seiner Gemahlin herausgegeben, einen starken Band füllen, als einen ungemein werthvollen Beitrag zur Geschichte Rußlands in unserem Jahrhunderte erscheinen. Ihr Werth wird noch dadurch erhöht, daß die Beilagen, die fast die Hälfte des Bandes füllen und zum Theil den Briefwechsel Koschelew's mit den Regierungsautoritäten in den Agrar- und Bauernemancipationsfragen, sowie seine einschlägigen Aufsätze, Memoires ꝛc. enthalten, höchst schätzenswerthes Material zur Geschichte dieser Fragen bieten.

Koschelew ist u. A. Zeuge der Stimmungen und der Vorgänge gewesen, welche Moskau in den Tagen des Dekabristen-Aufstandes beherrschten; er führt den Leser in das Treiben und die Gedanken und Pläne seiner slavophilen Freunde ein und versucht die Bestrebungen derselben, die nur zum Theil auch seine eigenen gewesen sind, zu vertheidigen; er entwirft durch die Wiedergabe von charakteristischen Anekdoten und durch Schilderungen der Zustände auf dem Lande ein scharfes Bild der Gesellschaft seiner Zeit in den Residenzen und in den Gouvernements; er bietet endlich durch eine instructive Darstellung der einzelnen Phasen, die der Gang der Bauernemancipation mit dem ganzen Gefolge der durch sie

hervorgerufenen administrativen Maßnahmen, agrarischen Veränderungen ꝛc. genommen hat, einen höchst interessanten Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der inneren Angelegenheiten des russischen Reiches während der Regierung Kaiser Alexander's II. Es ist naturgemäß, daß in der Darstellung Koschelew's seine Persönlichkeit überall im Vordergrunde steht, und es ist nicht zu verkennen, daß die Feder des Memoirenschreibers häufig von einer gewissen Selbstgefälligkeit dirigirt wird. Im Großen und Ganzen muß jedoch anerkannt werden, daß sich Koschelew auch der Objectivität befleißigt, weniger wo er von Personen redet, als wo er Ereignisse schildert, ja, daß er nicht selten rücksichtslos offen ist und sich nicht scheut, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. In vielen Fällen werden wir ihm nicht zuzustimmen vermögen, wie denn überhaupt seine Aufzeichnungen, wie alle Memoiren, vorsichtiger zu nehmen sind als etwa die Arbeit eines unparteiischen Geschichtsschreibers: in manchen Einzelheiten indeß berichtigt er unser Urtheil und ergänzt unsere bisherigen Kenntnisse oft durch Mittheilungen dessen, was hinter den Coulissen passirt ist. Koschelew's Memoiren sind, mit einem Worte, sowohl hinsichtlich ihres Inhalts als auch ihrer Form nach äußerst lesenswerth. E. B.

A. Brialmont. Le général Comte Todleben. Sa vie et ses travaux. Bruxelles, C. Muquardt (Merzbach & Falk). 1884.

Bald nach dem Tode unseres berühmten Landsmannes erschien von dem bekannten belgischen Militärschriftsteller Generallieutenant Brialmont unter obigem Titel eine Würdigung General Graf Todlebens, die nicht die allgemeine Aufmerksamkeit in unseren Provinzen gefunden zu haben scheint, die sie verdient. Es sei uns daher gestattet, in wenigen Worten auf das Büchlein hinzuweisen, das in Worten wärmster Anerkennung aus der Feder eines Mannes, der nicht nur durch seinen Beruf, sondern auch durch seine persönlichen Beziehungen zu Graf Todleben dazu besonders befähigt erscheint, die Bedeutung des verstorbenen großen Generals für sein Vaterland und die Militärwissenschaft überhaupt festzustellen versucht. Nach einem kurzen Ueberblick des Lebenslaufes und der militärischen Carrière Graf Todlebens verweilt der Verfasser ausführlich bei der Belagerung Sebastopols und zieht zur Beurtheilung der Leistungen Todlebens in diesem Feldzuge, die Urtheile der französischen Gegner, namentlich des Generals Niel, heran. Dem Genie Todlebens und seinen militärischen wie menschlichen Eigenschaften läßt der Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren. — Zwei Briefe Todlebens an Brialmont, die im Anhang beigefügt sind, erhöhen den Werth der kleinen Monographie. E. B.

Bibliographischer Anzeiger.

(Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in St. Petersburg.

Neu angekündigt, resp. erschienen sind bis zum 1. Juni n. St.:

Adreßbuch, Rigasches, f. 1885. Hrsg. v. Richter & Co. Aufl. 2000. Riga, Kymmel. Geb. 10 Mk.

Afghanistan, carte anglaise spéciale de l'Afghanistan et des pays limithrophes. Publiée en Angleterre par M. T. Ruddiman Johnston. Paris. Galignani. fr. 1,50.

Afghanistan, Carte de l'Afghanistan et des frontières Nord-Ouest de l'Inde et Sud de la Russie d'Asie. D'après les documents russes, anglais et allemands les plus récents publiée par la revue de géographie. 40×52 cm., imprimée en couleur. Paris. Delagrave. fr. 1.

Afghanistan, Carte pour élucider la question des limites de l'Afghanistan, avec une carte montrant les empiètements de la Russie depuis l'avénement de Pierre le Grand, en 1689, jusqu'à nos jours, par W. et A. K. Johnston. Une feuille coloriée. Paris. Fischbacher. fr. 1,50.

Annalen d. physikalischen Central-Observatoriums, hrsg. v. H. Wild. J 1883. 1. und 2. Thl. 4°. St. Petersburg. Leipzig, Voß' Sort. Mk. 25,60. 1. Thl. Mk. 10,20, 2. Thl. Mk. 15,40.

Arnold, E, the light of Asia. 25th edit. pp. 240. 3 s. 6 d. London, Trübner.

Asie, Carte de l'Asie orientale comprenant l'empire chinoise, le Japon, les états de l'Indo-Chine et la Malaisie. Deux feuilles, coloriées. Paris. E. Andriveau-Goujon. fr. 3.

Aus den Mysterien des russischen Nihilismus. Aufzeichnungen eines chem. Nihilisten. Leipzig Wilhelm Friedrich. Mk. 3. Geb. Mk. 4.

Baker, V., l'Angleterre et la Russie dans l'Asie centrale. Rapport politique et stratégique, trad. de l'anglais, av. un avantpropos et des notes par G. de Gaugler, av. la carte des principales routes stratégiques de l'Asie centrale. Paris. Delagrave. fr. 1.

Baer, Joseph, & Co, Frankfurt a. Main. Katalog 161. Geschichte Rußlands. (Bibliothek von Prof. Herrmann in Marburg). Gratis.

Bashkirtseff. Mlle., Catalogue des oeuvres de 1885. 100 S. avec 25 illustr. 4°. Paris. Ludovic Baschet. fr. 3.

Bayern's, Friedrich, Unterſuchungen über die älteſten Gräber- und Schatzfunde in Kaukaſien, herausg. und mit einem Vorwort verſehen von Rud. Virchow. 60 S. mit 16 Tafeln u. 17 Holzſchnitten. Berlin, Aſher. Mk. 6.

Belcam, Ed., promenades en Russie. 216 p. av. grav. Paris. A. Degorce-Cadot. fr. 1,50.

Bernſtein, L., Ein Beitrag zur Lehre von der puerperalen Involution des Uterus. Dorpat, Karow. Mk. 1.

Boulger, D. C., Central Asian questions: essays on Afghanistan, China and Central Asia. With Portrait and 3 maps. London. Fisher Unwin. 18 sh.

Bredichin, Th., Sur la grande comète de 1811 (av. une planche). Moskau. 8°. 12 p. (300 Aufl.) Leipzig. Voss' Sort. 80 Pf.

— Sur les têtes des comètes. Moskau. Leipzig, G. Voss' Sort. 50 Pf.

Brotherus, études sur la distribution des mousses au Caucase. 104 p. Paris. fr. 6.

Cassell's history of the russo-turkish war. With about 400 illustrations. Part 1. London. 7 d. (compl. in 24 parts).

Central Asia. Lett's new large scale map of Central Asia. Folded, in case 1 sh.

Colonna-Walewski, Graf. Beiträge zur Geſchichte der polniſchen Münzſtätten. 1588—1624. Berlin, Weidmann. Mk. 10.

Drucke, litauiſche und lettiſche, des 16. und 17. Jahrhunderts, herausgegeben von A. Bezzenberger. 4. Heft. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. Mk. 10. Szyrwid's Punkty Kazan (Punktay Sakimu) vom Jahre 1629. Mit einer grammat. Einleitung herausgegeben von R. Garbe.

Dybowski, Dr. B. Neue Beiträge zur Kenntniß der Crustaceen-Fauna des Baikalſees. Mit 3 Tafeln. 41 S. Moskau. (Aufl. 50.)

Eiſenbahnen, die, des europäiſchen Rußland mit Theilen der angrenzenden Länder und Klein-Aſiens. Ausg. 1885. Chromolith. Folio. Wien. Artaria & Co. Mk. 1,50.

Episode de la guerre d'Orient, 1877—1878. Cinq mois à Chipka. Trad. du russe par Ch. Baudouin. 90 p. Paris, Berger, Levrault & Co.

Ergebniſſe der ehſtländiſchen Volkszählung. Herausgegeben von P. Jordan. Bd. I: Die Zählung in Reval. 2 Lieferungen. Bd. II: Die Zählung in Baltiſchport, Weſenberg, Weißenſtein und Hapſal. Bd. III: Die Zählung auf dem flachen Lande. 2 Lieferungen. Reval, Lindfors' Erben. Rbl. 4.

Franchet, A. Plantae Davidianae. Plantes de Mongolie, du nord et du centrale de la Chine. 4°. 390 p. av. 27 pl. Paris, G. Masson. fr. 50.

Geitler, L. Beiträge zur litauiſchen Dialektologie. Wien, Gerold's Sohn. Mk. 1.

Gilder, W. H. Expédition du Rodgers à la recherche de la Jeannette et retour de l'auteur par la Sibérie. 318 p. av. grav. et une carte. Trad. de l'anglais par J. West. Paris, Plon. 85. fr. 4.

Haffter, E. Briefe aus dem fernen Oſten. Frauenfeld, Huber. Mk. 3,20.

Krahmer. Der ruſſiſche Kriegsſchauplatz in ſeinem Einfluſſe auf die dort operirenden Armeen im Feldzuge 1812 und dem polniſchen Inſurrectionskriege 1830—32. Berlin, Mittler & Sohn.

Kraszewſki, J. J. Ein heroiſches Weib. Aus dem Polniſchen von J. Meixner. Stuttgart, Engelhorn. 50 Pf., geb. 75 Pf.

Lenz, J. War's recht? Ein Beitrag zur Beurtheilung der Schrift Profeſſor Dr. Volt's: „In wie weit iſt der heiligen Schrift Irrthumsloſigkeit zuzuſchreiben?" und der Schrift N. v. Nolckens: „Zur Inſpirationstheorie." Reval, Kluge & Ströhm. 30 Kop.

Likowſki, E. Geſchichte des allmählichen Verfalls der unirten rutheniſchen Kirche im 18 und 19. Jahrhundert unter polniſchem und ruſſiſchem Scepter. Ueberſetzt von A. Tloczynski. I. Bd Das 18. Jahrhundert. Poſen. Jolowicz. 5 Mk.

Maistre, H. de. Prascovie ou la jeune Sibérienne. Herausgegeben von Körbitz. 2. Aufl., revidirt von G. Jacquin. 104 S. Dresden, Ehlermann. 80 Pf.

Marga, A. Géographie militaire. 2. partie. Principaux états de l'Europe. 3 vols. br. 45 fr., rel. 59 fr. Le 3. vol. contient: I. Péninsule des Balkans. II. Russie. Chap. 3. Organisation défensive de la Russie. Chap. 4. Caucasie. Chap. 5. Asie russe, Sibérie. Chap. 6. Turkestan russe et Asie centrale. III. Angleterre. Paris, Berger, Levrault & Cie.

— Géographie. Deuxième partie: Rade et environs de Wiborg. — Saint Pétersbourg et Kronstadt. — Sébastopol. — Environs de Novo-Georgievsk. — Environs de Varsovie. — Environs d'Ivangorod et de Dunaburg. — Environs de Brest-Litowski. Paris, Berger, Levrault et Cie.

— Géographie. Deuxième partie. Chemins de fer et places fortes de la Russie. — Carte des annexions de la Russie. — Caucase et Anti-Caucase; annexions de la Russie dans le Caucase. Paris, Berger, Levrault & Co.

Markós, S. Der perfecte Ruſſe. Eine Anleitung, in 14 Tagen Ruſſiſch richtig leſen, ſchreiben und ſprechen zu lernen. 132 S. Berliner Verlags-Anſtalt. Mk. 1.

Marvin, C. Grodekoff's ride from Samarcand to Herat through Afghan Turkestan. 2nd edit. pp. 240. London, Allen. 8 sh.

Merv, a story of adventures and captivity with portrait. London. 6 sh.

Meſchtſcherſky, Fürſt Wladimir. Die Frauen der Petersburger Geſellſchaft. Roman. Mit Autoriſation des Verfaſſers überſetzt von J. Clark. 3 Bde. 298 S., 298 S. und 315 S. Breslau, Schottländer. 12 Mk., geb. 15 Mk.

Mitrophane, Père, la vie de nos défunts et la nôtre après la mort selon l'enseignement de l'église orthodoxe, le pressentiment de l'esprit humain et les déductions de la science. 504 p. St. Pétersbourg. 3 Rbl. 30 Kop.

Müller, J. Unterſuchungen über das Verhalten der Convolvulins und Jalapins im Thierkörper. Dorpat, Schnakenburg. 80 Pf.

Nikolski, A. Bemerkungen über einige Fiſche des Balchaſch-Beckens. Mélanges biologiques. St. Petersburg, Akademie. (Aufl. 60.)

Niox. Carte de frontières russe-allemandes. 1: 1,600,000. Gravée par L. Sonnet, Paris.

Nolcken, N. v. Zur Inſpirationstheorie. Proteſt gegen Volck und Mühlau. 54 S. Riga, Stieda. 40 Kop.

Notes sur les routes commerciales des Russes, des Anglais et des Français, vers les frontières chinoises, par le capitaine R. avec carte. Paris, L. Baudoin & Cie.

O'Donovan, Edm. The Merv oasis; travels and adventures east of the Caspian during the years 1879—80—81, including five months, residence among the Tekkés of Merv with portrait, map and facsimiles of state documents. 2 vols. London. Smith, Elder & Cie. 36 sh.

Orsolle, E., le Caucase et la Perse. 420 p. avec une carte et un plan. Paris. Plon, Nourrit & Co. fr. 4.

Orzeszko, E. P., Meier Ezofowicz. Erzählung aus dem Leben der Juden. Ueberf. a. d. Poln. v. L. Brixen. 2. Aufl. Dresden. Minden. Mk. 12. Geb. Mk. 15.

Ouida, Princess Napraxine. New edit. pp. 410. London. Chatto. 5 sh.

Ouida, Wanda. Roman anglais trad. avec l'autorisation de l'auteur par Fr. Bernard. 2 vols. 310 u. 410 p. Paris. Hachette & Co. fr. 6.

Ourussow, A. M., résumé historique des principaux traités de paix conclus entre les puissances européennes depuis le traité de Westphalie (1648) jusqu'au traité de Berlin (1878). Paris. Ernst Leroux. fr. 16.

Pantenius, Th. H., Das rothe Gold. Roman. 346 S. 3 Mk. Volksausgabe. Mitau. Behre. Mk. 3.

Pantenius, Th. H., Im Gottesländchen. Erzählungen a. d. kurländ. Leben. Inhalt: Im Banne der Vergangenheit. Um ein Ei. Unser Graf. Der Korsar. 543 S. Volksausgabe. Mitau. Behre. Mk. 3.

Pologne, Catalogue de livres anciens et modernes en divers genres et d'ouvrages rares relatifs à la Pologne, écrits en langue polonaise ou composé par des écrivains polonais. Paris. Ve. Adolphe Labitte.

Poltoratzky, Serge, Catalogue des livres anciens et modernes et d'ouvrages relatifs à la Russie et à la Pologne provenant de sa bibliothèque. A. Claudin. Paris.

Regeln über die Aufnahme von Freiwilligen aller drei Kategorien in den Militärdienst. 19 S. Riga. Deubner. Aufl. 1000. Mk. 1.

Revue, russische. Vierteljahrsschrift f. d. Kunde Rußlands. Hrsg. v. R. Hammerschmidt. 14. J. 1885. 1. Heft. St. Petersburg. Schmitzdorff. p. compl. Mk. 16.

Rodenbough, T. F., Afghanistan, and the Anglo-Russian dispute; a concise account of Russia's advance in the direction of British India (based upon the recent official reports and personal experiences of Russian and British officers and travellers); together with a description of the approaches to Afghanistan, and of the country and its people, and a statement of the available military resources of the contesting powers. With maps, portraits and illustrations. New-York. 5s.

Roskoschny, Dr. H., Afghanistan und seine Nachbarländer. Der Schauplatz des russisch-englischen Conflicts in Asien. Nach den neuesten Quellen geschildert. Lfg. 1. Leipzig. Greßner & Schramm. Compl. in ca. 25 Lfg. à 2 Bogen. 60 Pfg.

Russell, R., England's danger and England's duty with reference to Russia's advance into the territory in dispute upon the borders of Afghanistan. With maps and illustrations. pp. 120, sewed. London. Ward & Co. 1 sh.

Rykatschew, M., Nouvelles cartes magnétiques de la mer Caspienne. (Av. 3 cartes). 56 p. 4°. St. Petersburg. Aufl. 60. 60 Kop.

Salmonowitz, S., Beiträge zur Kenntniß der Alcaloide d. Aconitum Lycoctonum. II. Myoctonin. Dorpat. Schnakenburg. Mk 1.

Sammlung Saburow, Die Kunſtdenkmäler aus Griechenland, herausg. v. A. Furtwängler. 10. Lfg. Fol. Berlin. Aſher & Co. In Mappe Mk. 25.

Sasonoff, étude du thrombus de la vulve et du vagin dans ses rapports avec l'accouchement. 23 p. et pl. Paris. Steinheil. fr. 1.

Schnurmann, J. Nestor, the russian manual. Comprising a condensed grammar, exercises with analysis, useful dialogues, reading lessons, tables of coins etc. 256 p. London. Allen 6 sh.

Schrecknick, E., Studien zur Geſchichte der geiſtigen Entwickelung Rußlands u. d. weſteuropäiſchen Einfluſſes a. d. Bildungsgang d. Ruſſen. Thl. I. 54 S. St. Petersburg. 85. 50 Kop.

Sitzungsberichte der gelehrten ehſtniſchen Geſellſchaft zu Dorpat 1884. Leipzig. Köhler. Mk. 1.

Solignac, A. de, la Bérézina. Souvenirs d'un soldat de la Grande Armée. 252 p. Limoges. E. Ardant et Co.

Strafgeſetzbuch für Rußland. Entwurf der Redactions-Commiſſion. II. (ſpecieller) Theil. Verbrechen gegen die Perſon. Aus dem Ruſſiſchen überſ. v. Dr. X. Gretener. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. Mk. 2.

Sur les têtes des comètes. Moscau. 8 fr. (Aufl. 200.)

Teissier, F. La mer noire et la Russie méridionale. 192 p. Limoges. E. Ardant & Co. 1 fr. 25.

Towle, G. M. England and Russia in Central Asia. Nr. 1 of the «Timely Topic Series». With maps. 16. Boston. 7 s. 6 d.

Tromholt, Dr. S. Under the Rays of the Aurora Borealis: in the land of the Lapps and Kvaens. Edit. by Carl Siewers. 2 vols. London, Low.

Turgenieff, I. Annals of a sportsman. Translated by Fr. Abbott. 16. New-York. 5 s.

Turgéniew, I. Lieutenant Jergunow's Abenteuer. Erzählung. Berlin, Janke. 50 Pf.

Vambéry, A. Voyages d'un faux derviche dans l'Asie centrale, de Téhéran à Khiva, Bokhara et Samarkand. Abrégés par H. Vattemare. 3. édit. 192 p av. vign. Paris. Hachette & Co. 1 fr. 50 c.

Vierhuff, J. Ueber Anthrax intestinalis beim Menſchen. Dorpat, Karow. Mk. 1.

Wagner, Nicolaus. Die Wirbelloſen des Weißen Meeres. Zoologiſche Forſchungen an der Küſte des Solowetzkiſchen Meerbuſen in den Sommermonaten der Jahre 1877, 1878, 1879 und 1882. Bd. I mit 21 zum Theil farbigen Tafeln und mehreren Holzſchnitten. Imp.-Folio. Leipzig, Engelmann. Mk. 100.

Woillez, M-me de. L'Orpheline de Moscou, ou la jeune institutrice. 239 p. av. 2 grav. Tours, Mame et fils.

Schach.

18. Correspondenz-Partie,

gespielt vom September 1884 bis zum April 1885 zwischen **Reval** und **Dorpat.**

Reval. Weiss.	**Dorpat.** Schwarz.	**Reval.** Weiss.	**Dorpat.** Schwarz.
1. e2 e4	e7—e5	15. S f4 - e6 :	L c8 – e6 :
2. d2—d4	e5—d4 :	16. h2—h4	L e6—a2 : [7]
3. D d1 – d4 :	S b8—c6	17. b2 - b3	a7—a5
4. D d4—e3	g7 - g6 [1]	18. K c1—b3	a5—a4
5. L c1—d2	L f8 - g7	19. K b2—a2 :	a4—b3 :
6. S b1 – c3	L g7—d4 [2]	20. K a2—b3 :	c7—c6 [8]
7. D e3 – g3	d7—d6	21. D g3—c3 !	D d8—b6 †
8. 0—0 – 0	S g8—e7	22. D c3—b4	D b6—a7
9. L d2 – g5 [3]	f7—f6 [4]	23. S g1—e2 [9]	K e8—e7
10. L g5 – h6	g6—g5	24 K d3—c3	D a7 – e3 †
11. f2 - f4	S e7—g6 [5]	25. K c3—b2	D e3—a7 [10]
12. S c3—d5	S g6 – f4 : [6]	26. K b2—c1 ! !	D a7—e3 †
13. T d1—d4 : ! !	S c6—d4 :	27. K c1—b1	b7—b5
14. S d5—f4 :	S d4—e6	28. h4—g5 :	Schwarz gab auf.

Anmerkungen: [1]) Der Zug 4. g7—g6 wird von M. Tschigorin angewendet, doch gilt hier als der beste 4. L f8—e7. — [2]) Eine versuchte Neuerung. — [3]) Dies scheint wohl das Stärkste zu sein. — [4]) In Betracht kommt auch 9. L c3 :, 10. D c3 : nebst T g8, 11. L b5 L d7 !, 12. e5 S e5 :, 13. f4 L b5 :, 14. f e5 : mit besserem Spiel für Weiss. — [5]) Für Schwarz wäre 11. T g8 auch nicht besser. — [6]) Der Zug 12. Sg6 – f4 : führt gleichfalls zum Gewinn für Weiss. — [7]) Die weitere Hingabe eines Offiziers war zum mindesten gewagt, bot aber grosse Remischancen für Schwarz beim geringsten Versehen des Weissen. — [8]) Die Züge 17 bis 21 waren von beiden Seiten consequent gespielt. — [9]) Der einzige richtige Zug, der Remis verhindert. — [10]) Der Versuch 25. T a8—a1 K a1 :, 26. D c1 † erzielt kein Remis für Schwarz.

Lösung des Preis-Problems Nr. 14 (Januar-Heft).

(St. Bernhard und der Teufel).

Weiss.	Schwarz. (T h8—f8)
1. D f3—g4	1. K g8—h7 (A)
2. D g4—h4 : †	2. K h7—g8
3. D h4—h8 : † Mat	
	A. 1. T f8 zieht
2. D g4 - g6 : †	2. K g8 - f8
3. D g6—f7 : † Mat.	

Es ergiebt sich aus der Position des Diagrammes, dass Schwarz die Rochade begonnen und sie zur Hälfte ausgeführt haben muss. Auf Verlangen des Weissen ist dann nach den im Januar-Heft angegebenen vorbereitenden Zügen die Rochade vollendet worden, d. h. der Thurm h8 ist nach f8 herübergesprungen, worauf dann die obenstehenden 3 Züge der richtigen Lösung folgen.

Von den zahlreichen aus aller Herren Ländern eingesandten Lösungen haben nur sehr wenige das Richtige getroffen. Die Pointe der Aufgabe fanden und haben sich somit den Preis errungen: Oberlehrer C. Kupffer in Walk, O. Hoeppener in Reval, Redacteur A. Hasselblatt und stud. P. Bohl in Dorpat, Königl. Eisenbahn-Director G. Ramm in Bromberg, Dr. C. Blomeyer in Jena, M. Schönfeld Hugo in Eperies (Ober-Ungarn), Karl Jedlicka in Prag, Civil-Ingenieur L. Krause in Stockholm, G. Sieg in Görlitz, Ger.-Assessor Schwan in Düsseldorf und Alf. Arnell in Göteborg.

Auflösung des Problems Nr. 17 (April-Heft).

1. a6—a7	1. b5—b4
2. L c1—b2	2. a2—a1 L
3. D e2—a6	3. L a1—b2: † Mat.

Zieht Schwarz 2. a2—a1 D. oder T., so folgt von Weiss 3. D d1†, — zieht Schwarz 2. a2—a1 Sp. so spielt Weiss 3. D e2—a6.

Eine richtige Lösung ging ein von: Stud. P. Bohl in Dorpat.

Lösung des Endspieles Nr. 16 (April-Heft).

1. a3†, 2. K b1!! (A. B.) S c3†, 3. K a1 D f3:, 4. D e1 (bei L b1, 4. S b1: u. gew.) D d4, 5. D c1 S e2 und gewinnt. — A. 2. K a3: D c1† 3. D b2 b4† u. gew. — B. 2. K b1 S c3, 3. K a1 D c3: u. gew.

Eine richtige Lösung ging ein von: Stud. P. Bohl in Dorpat.

Auflösung des Problems Nr. 18 (Mai-Heft).

1. h7—h8 L	1. K e5—d6 (resp. d5:, d4)
2. L h8-f6:	2. K beliebig
3. D c2—c6† Mat.	

Eine richtige Lösung ist nicht eingesandt worden.

До волено цензурою. — Ревель, 28-го Мая 1885 г.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.